Die Zukunft

Maximilian Harden

Digitized by Google

902
999
.39

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Der Diamanten … 1
Pandynamismu… 7
Hymnus. Von … 19
Beichtgeheimni… 20
Kinderrechte. … 26
Generalversam… 33
Schweningers … 37
Selbstanzeigen. … 42
Notizbuch . . … 45
Der Zauberer v… 47
Pandynamismu… 57
Dr. Miranda in… 70
Der Krach des … 75
Die Prinzenreis… 82
Selbstanzeigen. … rsteig . . 83
Humbug & Co. … 89
Palinodie . . … 96
Nervosität und … 102
Wiener Theater… 112
Der Fall Grimm… 117
Zwei Legenden… 122
Selbstanzeigen. … 126
Rothschild-Ton… 128
Ilja von Muro… 133
Entwickelungsst… 139
Nervosität und Kunstgenuß. Von Willy Hellpach 144
Kaufmännische Schiedsgerichte. Von Ernst Mumm 153
Onze dappern burghers. Von Gentz 156
Selbstanzeigen. Von Schickele, Greve, Meyer, Stenglin 164
Das Centralkartell. Von Plutus 166
Theaternotizen 169
Universität und Katholizismus. Von Karl Jentsch 173
Milchkrieg. Von Edmund Klapper 181
Frühling. Von Caesar Flaischlen 187
Achtung vor England. Von Adolf Stein 189
Darm Athen. Von Julius Meier-Graefe 195
Glossen. Von Samuel Saenger 201
Selbstanzeigen. Von Dohm, Müller, Jerusalem, Trost. 207
Der Ozeantrust. Von Plutus 209
Waldeck-Rousseau 259
Die Welt als Zeit. Von Gustav Landauer 265
Blumenträume. Von Theodor Suse 277
Der verehrte Dichter. Von Maxim Gorkij 279
Kaufmännische Schiedsgerichte. Von Plutus 285
Meisterspiele. Von M. H. 290
Hofjuden 213
Die Zukunft. Von Maurice Maeterlinck 220
Waldgesicht. Von Eberhard König 228
Bilderbücher. Von Ludwig Bartning 232
Selbstanzeigen. Von Luthmer, Schur, Lothar 240
Exportwirthschaft. Von Plutus 245
Notizbuch 246
Der König von Spanien 297
Mesmer. Von Wilhelm von Scholz 303
Kriegsraison. Vo… 308
Die Tadellose. Vo… 320
Moderner Kathol…
Trinkgelder. Von …
Notizbuch . . . …

[illegible]ging 335
Die Große Kunstausstellung. Von Herman Helferich 342
Derselbe, Dieselbe, Dasselbe. Von Eduard Engel 348
In der Arbeiterkolonie. Von Hans Ostwald 352
Selbstanzeigen. Von Hellpach, Funke, Rheinhard, Nerrlich, Salus 361
Rumänische Finanzen. Von Plutus 365
Notizbuch 369

Industriestaat oder Agrarstaat? Von Karl Jentsch 375
Klingers Beethoven. Von Hermann Bahr 389
Moderne Wohlthätigkeit. Von Sabine Lepsius 392
Anzeigen. Von Hanfstaengl, Bleibtreu, Rilke 395
Meine Ausweisung. Von Hans Leuß 398
Onze dappern burgers. Von Franz Henkel 403
Nationale Geschäfte. Von Plutus 409

Die Buren 418
Berliner Sezession. Von Karl Scheffler 419
Geigenspieler und Flötenbläser. Von Johannes Oehquist 431
Kinderarbeit. Von Helene Simon 431
Selbstanzeigen. Von Fürth, Hell, Tetzner, Oswald, Scholz 435
Sanden und Genossen. Von Plutus 437
Notizbuch 440

Moritz und Rina 491
Aus der Zeit der Hörigkeit. Von Max Lehmann 499
Medizinische Moden. Von Ernst Schweninger 504
Selbstanzeigen. Von Mayer, Messer, Schmidt, Grabein, Strecker . 513
Distelfinken. Von Mathieu Schwann 517
Exner und Genossen. Von Plutus 522
Notizbuch 525

Vieux Saxe 451
Eine Renaissance? Von Julius Meier-Graefe 458
Elfte Rangklasse. Von Helene Migerka 464
Chrysanders Händel-Einrichtungen. Von Georg Goehler 467
Fermente und Alkoholgährung. Von Karl Oppenheimer 471
Selbstanzeigen. Von Vera, Bohn, Stillich 480
Börse und Presse. Von Georg Bernhard 483
Notizbuch 486

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neununddreißigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1902.

Digitized by Google

Digitized by

Inhalt.

Achtung vor England 189
Agrarstaat s. Industriestaat.
Alkoholgährung s. Fermente.
Arbeiterkolonie, in der 352
Armee, s. Notizbuch 249.
Ausweisung, meine 398
Beichtgeheimniß 20
Berliner Sezession s. Sezession.
Bilderbücher 232
Blumenträume 277
Börse und Presse 483
Brandenburger Zeitung s. Notizbuch 248.
Bülow, Graf s. Notizbuch 258, 440.
Buren, die 413
Burghers, onze dappern 156, 403 s. a. Notizbuch 251, 445.
Centralkartell, das 166
Chrysanders Händel-Einrichtungen 467
Coquelin s. Theaternotizen 171.
Darm-Athen 195
Darmstädter Kunstausstellung s. Darm-Athen.
Denkmal, das, des alten Fritz für Amerika s. Notizbuch 334, 373.
Derselbe, Dieselbe, Dasselbe . . 348
Diamantenkönig, der 1
Dichter, der verehrte 279
Diktaturparagraph, der s. Notizbuch 329.
Distelfinken 517
Durand, Fräulein s. Theaternotizen 171, s. a. Notizbuch 374.
England, s. Achtung.
Entwickelungsstufen 139
Exner und Genossen 522
Exportwirthschaft 244
Fermente und Alkoholgährung . 471
Finanzen, Rumänische 365
Fitger, Arthur s. Notizbuch 46.
Frühling 187
Geigenspieler und Flötenbläser 431
Generalversammlungen 33
Geschäfte, nationale 409
Glossen 201
Grimm, der Fall 117
Händel-Einrichtungen s. Chrysander.
Herzog Ernst Günther s. Notizbuch 248.
Hofjuden 213
Hörigkeit, aus der Zeit der . . 499
Humbug & Co. 89
Hymnus 19
Industriestaat oder Agrarstaat? 375
Johanniterorden, der s. Notizbuch 450.
Katholizismus s. Universität.
Katholizismus, moderner 322
Kauffmann, Stadtrath s. Notizbuch 256.
Kinderarbeit 431
Klingers Beethoven 389

RECAP)

487798

Digitized by Google

Kinderrechte 26
Kolonialpolitik in den Ostmarken s. Notizbuch 372.
König von Sachsen s. Vieux Saxe.
König, der, von Spanien. . . . 297
Krach, der, des Kunstgewerbes . 75
s. a. Notizbuch 489.
Kriegsraison 308
Kultur, die, des weiblichen Körpers s. Bilderbücher.
Kulturarbeiten s. Bilderbücher.
Kunst, moderne s. Notizbuch 331.
Kunstausstellung, die große . . . 342
s. a. Notizbuch 372.
Kunstgenuß s. Nervosität.
Kunstgewerbe s. Krach.
Landtag s. Notizbuch 440.
Legenden, zwei 122
Leo XIII. s. Zauberer.
s. a. Notizbuch 251.
Lieber, Ernst s. Notizbuch 45.
Marten und Hickel s. Notizbuch 246.
Medizinische Moden, s. Moden . 504
Meisterspiele 290
Mesmer 303
Milchkrieg 181
Miranda, Dr., in Konstantinopel 70
Moden, medizinische 504
Moritz und Rina 491
Murom, Ilja von 133
Nervenheilstätten s. Notizbuch 446.
Nervosität und Kunstgenuß 102, 144.
Notizbuch 45, 246, 329, 369, 440, 486, 525.
Ozeantrust 209
Palinodie 93
Pandynamismus 7, 57
Preise s. Börse.
Prinzenreise, die 82
Rangklasse, elfte 464
Renaissance, eine? 458
Rhodes, Cecil John s. Diamantenkönig.
Rina s. Moritz 491
Rothschild-Lombarden. 128
Rumänische Finanzen s. Finanzen.
Rußland s. Murom.
Sanden und Genossen 437
Schiedsgerichte, Kaufmännische 153, 285
s. a. Notizbuch 371.
Schmoller, Professor Dr. Gustav s. Notizbuch 369.
Schweningers Jahresbericht . . 37
Selbstanzeigen 42, 86, 126, 164, 207, 240, 361, 395, 435, 480, 513.
Sezession, Berliner 419
s. a. Notizbuch 331.
Sonnwendtag s. Theaternotizen 169.
Tadellose, die 320
Theater, Wiener 112
Theaternotizen 169
Trinkgelder 325
Universität und Katholizismus . 173
Vereeniging 335
Vieux Saxe 451
Waldeck-Rousseau 259
Waldgesicht 228
Weg, der, zum Licht s. Theaternotizen 170.
Welt, die, als Zeit 265
s. a. Notizbuch 441.
Wohlthätigkeit, moderne 392
s. a. Notizbuch 487.
Zauberer, der, von Rom 47
Zolltarifkommission-Sommerdiäten s. Notizbuch 257.
Zuckerkonvention s. Notizbuch 486.
Zukunft, die 220

Digitized by Google

Berlin, den 5. April 1902.

Der Diamantenkönig.

Wenn eines Tages der große Kolportageroman des Transvaalkrieges geschrieben wird — und er muß, schon weil ein Vermögen daran zu verdienen ist, über kurz oder lang ja geschrieben werden —, dann wird es Cecil John Rhodes übel ergehen. Er ist für die Rolle des Ogers geschaffen, der seiner Habgier Hekatomben schlachtet, unermeßliche Schätze häuft und, mit einem Hohnlachen auf frecher Lippe, über Leichen hinwegschreitet. Ein Ungeheuer wird da der Erdkreis sehen, einen Menschenfresser, der ein ganzes Volk frommer Bauern vernichten, Kinder metzeln und Junfrauen schänden möchte, um die Wurzeln des Widerstandes gegen die Macht seiner goldenen Geißel auszuroden. Und wie sein Leben, so wird auch sein Tod die Köchinnen das Fürchten lehren. Während das Volk, dem er den Untergang sann, sich tapfer noch wehrt und auf den Trümmern seines jungen Staates neue Zuversicht schöpft, veröchelt der Gewaltige einsam, nach langer Qual, und nicht für einer Stunde Dauer kann ihm sein Reichthum das arme Leben verlängern. Woraus sich wieder einmal die Lehre ergiebt, daß unrecht Gut nicht gedeiht, die Tugend schon hienieden belohnt, das Laster bestraft wird. Der Roman kann sehr schön werden, wenn ein geschickter Mann die Lieferung übernimmt und Rhodes auf dem Hintertreppenfries nicht gar zu klein, gar zu jämmerlich aussieht. Er hat sich mit drei Freunden ins Lager der vom General Carrington besiegten, aber nicht entwaffneten Matabeles gewagt, die eben einen neuen Rachekrieg planten, und Lo-Bengula nebst den anderen Häuptlingen durch seiner Rede Gewalt der britischen Herrschaft gewonnen. Er ist im Reiseanzug vor den Deut-

schen Kaiser hingetreten und hat ihn überredet, das vorher über den Jameson-Raid gefällte Urtheil zurückzunehmen. Die Matoppoberge und das berliner Schloß verließ er als Sieger. Und was heute nur die Phantasie heißer Knaben träumt, was den wachen Sinn der Erwachsenen unmöglich dünkt, hat er gethan: er hat ein Reich gegründet und auf seinen Namen getauft. Allein; ohne Heer; ein Bürgerlicher; ein Civilist. Ein Reich, dessen Flächenumfang sechsmal größer ist als der Großbritaniens. Selbst in einem Kolportageroman darf der Mann, dem Solches gelang, nicht die Rolle eines gewöhnlichen Spekulanten, eines Bontoux, Beit oder Barnato spielen.

Den Kolossus von Rhodesia und den Capnapoleon hat man ihn genannt und damit den Drang, der ihn ins Grenzenlose trieb, richtig bezeichnet. Hätte er sich zu bescheiden vermocht, sein Leben wäre ruhig und friedlich gewesen, so friedlich, wie das Leben eines Diamantengräbers und Börsenbeherrschers sein kann. Er stammte von Landpächtern aus Essex ab, wollte Theologie studiren und suchte in Südafrika Heilung von einem Lungenleiden. Da regte sich sein Kaufmannsgenie; er erwarb die besten Claims, ließ sich von den Rothschilds, ohne ihr Dienstmann zu werden, mit der ganzen Hausmacht stützen und entthronte nach raschem Erobererzug die Barnato und Joel. Auf so gebahntem Weg konnte er gemächlich weiterschreiten, Schätze sammeln und, wenn er genug hatte, in die Heimath zurückkehren und sein Leben genießen. So hat es Mancher gemacht, der dann Lord oder Marquis wurde und in der nobility als ein Zugehöriger verkehren durfte. Cecil Rhodes wollte mehr. Der Reichthum genügte ihm nicht, war ihm immer nur Mittel zum Zweck; große Ideen, sagte er früh schon zu Gordon, sind keinen Schuß Pulver werth, wenn das Geld zu ihrer Ausführung fehlt. Trieb ihn Ehrgeiz oder die Leidenschaft des Patrioten? Der Wille zur Macht oder der Wunsch, den Volksgenossen zu zeigen, daß er nicht ein Millionär wie andere Millionäre war? Wahrscheinlich wirkten viele Ursachen zusammen; und schließlich handelte er, wie er handeln mußte. Er schuf die Chartered Company, setzte mehr als einmal sein ganzes Vermögen aufs Spiel, wurde, ohne Auftrag noch Amt, ein Politiker, dessen Diplomatie sich über die Grenzen des Maschonalandes, des Betschuanen- und Matabelegebietes hinaus erstreckte, und starb im Kampf gegen die zähe Widerstandskraft der Holländer, die sich der britischen Hoheit nicht unterwerfen wollten. All red: Das war sein Ziel. Nur der Union Jack durfte über Afrika wehen. Er glaubte nicht an viele Dogmen; an Großbritanien glaubte er. England, sagte er in einem Gespräch mit dem Burenfreund William T. Stead, ist von Gott, dessen Exi-

stenz mir zu fünfzig Prozent sicher scheint, berufen, der Welt das Reich der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens zu bringen, und ich bin auserwählt, der britischen Expansion in Afrika den Boden zu bereiten. Herr Stead hat ihn nicht ausgelacht. Vielleicht dachte er an Walter Raleigh, an Clive und Warren Hastings, fühlte, daß England solche Männer braucht, und mußte sich, vor dem politischen Gegner, den er immer bewundert, nie verdammt hat, gestehen: Dieser ist größer als die Konquistadoren, deren Name von dankbarem Stolz durch die Jahrhunderte getragen wird.

Er war größer als sie. Wäre er uns nicht so nah und durch den vom Haß gewebten Schleier doch unserem Auge verhüllt, wir würden nicht zögern, ihn einen großen Mann zu nennen. Wir werden uns sacht aber in den Gedanken gewöhnen müssen, daß so die großen Männer in der Nähe aussehen.

Als fecklose Lichtgestalten wandelten sie stets nur durch die Märchenwelten der Kinder und Kindervolkheiten; und ein kindisches Vergnügen wars immer, der nach Moralitäten lüsternen Menge zu zeigen, wie schlechte Kerle die großen Männer des Handelns gewesen sind. Gerade die feinsten Geister haben sich weislich gehütet, die im Gewühl des politischen Kampfes Führenden mit idealen Forderungen zu belästigen. Kant: „Noch kein Philosoph hat die Grundsätze der Staaten mit der Moral in Uebereinstimmung bringen und doch auch keine besseren, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen, vorschlagen können.“ Goethe: „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende.“ Schiller: „Wärme mir Einer das verdroschene Märchen von Redlichkeit auf, wenn der Bankerott eines Taugenichts und die Brunst eines Wollüstlings das Glück eines Staates entscheiden!“ Macaulay: „Die Axiome der Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde, sie seinem zuverlässigsten Spießgesellen auch nur anzudeuten; sich selbst sogar würde er sie nur in sophistischer Verbrämung anzubieten wagen.“ Wer, als ein Betrachtender, solche Willensmenschen verabscheut, ist nicht zu tadeln. Nur darf er dann nicht Politik treiben, die Frucht politischer Arbeit genießen wollen, sondern muß sich in einen sanften Anarchismus bequemen. Die Heilandsreiche sind nicht von dieser Welt. Als Bonaparte aufbrüllte, die Gesetze der Sitte und Sittlichkeit seien nicht für ihn gemacht, sprach er aus, was mancher minder Hochgewachsene empfunden hat. Nicht jeder Staatsmann ist aus Ajaccio, nicht jeder Lätitias Sohn; zur Fälschung von Banknoten und zum Plan einer Höllenmaschine, die das Bourbonenhaus in die Luft sprengen sollte, hätten kultivirtere Genies sich am Ende doch nicht so leich-

ten Herzens entschlossen. Aber auch Bismarck, der aus anderem Stoff war als der Korse, hat als Politiker Mittel nicht verschmäht, die er als Privatmann weit von sich gewiesen hätte. Deshalb hat ihn Liebknecht Jahrzehnte lang den Depeschenfälscher genannt. Deshalb soll jetzt, wie ein Schandfleck an seinem Wesen, die Thatsache verborgen werden, daß er 1866 Herrn von Bennigsen zum Landesverrath dingen wollte. Denn wir möchten uns die ehrwürdige Hypokrisie bewahren, daß unser Streben nach dem Ziel langt, die Tugend zur Herrschaft zu bringen. Wir sind Christen, sind Altruisten. Nietzsche sagt freilich: „Der ganze ‚Altruismus' ergiebt sich als Privatmann-Klugheit; die Gesellschaften sind nicht ‚altruistisch' gegen einander. Das Gebot der Nächstenliebe ist noch niemals zu einem Gebot der Nachbarliebe erweitert worden. Der Staat ist die organisirte Unmoralität." Doch wir fordern Politiker von evangelischer Lauterkeit. Fordern wir sie wirklich? Ja. Könnten wir sie brauchen? Nein. Mit Tolstoi als Präsidenten oder Premierminister könnte man keinen Staat machen; nicht einmal eine Sozialistengesellschaft, die doch auch leben müßte und sich fortpflanzen möchte. Wir brauchen Politiker, die den Muth zu unseren Begierden haben und bereit sind, uns die Verantwortung abzunehmen. Doch wehe ihnen, wenn sie sich ertappen lassen, wenn man dahinter kommt, daß sie keine Säulenheiligen sind! Es ist wie mit den Bankdirektoren. Die sollen auch in schlechten Jahren für fette Dividenden sorgen: sonst sind sie unfähig; aber nur ganz saubere Geschäfte machen: sonst sind sie Spitzbuben. Und ein Staatsmann soll noch tugendsamer sein als ein Bankdirektor und unseren empfindlichen Nasen Alles ersparen, was nach der Schwarzen Küche des Machiavellismus stinkt.

Früher wars immerhin leichter, Herrn Hypokrit zu befriedigen. Noch war den Menschen nicht der Segen der „Oeffentlichkeit" gespendet; der Volkschor wurde erst gerufen, wenn die Bühne abgefegt und blank gescheuert war; und heroische Verbrechen entbinden die einbildnerischen Kräfte und stimmen auch harte Herzen zu mitleidiger Furcht: so großes Geschehen könne auch sie aus dem rechten Weg drängen. Ein Staatsmann, der mit Blut und Eisen arbeitet, an sein Unterfangen das Leben setzt und mit Helmbusch oder Degen die Kämpfenden zu sich winkt, darf, selbst wenn er besiegt wird, auf mildes Urtheil hoffen. Die napoleonischen Feldzüge haben vier Millionen Menschen ums Leben gebracht: sie waren doch schön, sie leben im Heldenlied und die Söhne des vom kleinen Korporal entvölkerten Landes preisen ihn mit Bérangers geflügelten Worten. Grausamkeit kann großartig wirken; jeder heroisch geführte Kampf weckt die Erinnerung an alte Urstände der Na-

tur, wo dem Einzelnen wie der Gesammtheit das Schwert die Entscheidung brachte. Aber ein Machiavellismus, der mit modernen Mitteln arbeitet! Ein in eine belagerte Stadt eingesperrter Politiker, der sich die londoner Minenkurse heliographiren läßt ... Doch auch in den Gedanken müssen wir uns endlich schicken, daß die Tage der Rittersitte vorüber sind, vorüber, rief Burke schon, die Zeiten keuschen Ritterstolzes, der den Schimpf wie eine Wunde empfand, das rohe Handwerk adelte und dem Verbrechen die Hälfte seiner Schrecknisse nahm; Sophisten, Oekonomen, Rechenmeister herrschen heute, wo einst Helden fochten. Das wurde 1790 geschrieben und ist nach hundertundzwölf Jahren noch nicht in das Bewußtsein der Völker gedrungen.

Cecil Rhodes hat in der Rüstung gekämpft, die ihm die Mode und das Bedürfniß des Krieges vorschrieb. Persönlicher Muth fehlte ihm nicht; sonst wäre er nicht ins Matoppogebirge gegangen, nicht von London nach Kimberley zurückgekehrt. Doch er konnte nicht als Ritter fechten, mußte die Mittel anwenden, die für seine Zeit und seinen Zweck paßten. Er kam aus einem ganz auf den Export, auf die Ausbeutung noch unkultivirter Länder angewiesenen Händlerreich, das, wenn es sich nicht im Süden wie im Norden Afrikas starke Stützpunkte schafft, in Indien bedroht ist. Afrika mußte englisch werden: Das war sein Ziel. Kein Schleichweg, der dahin führen konnte, war ihm zu schlecht, zu schmutzig, zu steil. Aus dem Gold und den Diamanten, die er aus der Erde grub, schuf er sich die werthvollste Waffe. Er hat die Presse bestochen, die Hilfe der Parnelliten, als er ihrer bedurfte, mit baarem Gelde erkauft und nie gezaudert, eine Menschheit zu korrumpiren, die korrumpirt sein wollte. Er wußte, welche Mächte im struggle heute den Sieg sichern können. Als steinreicher Mann ist er noch einmal nach Oxford gegangen, um seine humanistische Bildung zu ergänzen und die Zusammenhänge der Technik besser erkennen zu lernen. Kapital, Presse und Technik brauchte er; und da sein Schlachtfeld ein großer Teil des bewohnten Erdkreises war, mußte er viele Batterien haben und immer wissen, wie an den Brennpunkten seiner Welt in jeder Stunde die Stimmung war. Die Matabeles hypnotisirte er mit dem Wort und den Gesten eines zürnenden Vaters; in Berlin ließ er die Hoffnung auf den Riesengewinn einer englisch-deutschen Minengesellschaft aufleuchten; und zwischen zwei Schlachten eilte er nach London, um mit Ingenieuren den Bau von Eisenbahnen und Telegraphenlinien zu berathen und alle Beete zu düngen, denen die Erfüllung eines Wunsches entsprießen konnte. Seine Mittel waren anders, aber nicht unsittlicher als die von den großen und kleinen Bonapartes

aller Zeiten angewandten. Wie sie hat er — der prachtvoll freche Brief, den er aus Kimberley an Lord Roberts schrieb, beweist es — die Dutzendhandwerker der Bureaukratie und die schwerfälligen Troupiers verachtet. Wie sie hat er geirrt, hat der Ueberschwang des Willens ihn ins Unheil gerissen. Napoleon wollte bis zum Ganges vorschreiten und mußte aus Moskau heimwärts fliehen. Rhodes wollte die Buren, deren Eigensinn er nicht brechen konnte, zerstampfen und starb, ehe ein entscheidender Sieg an Britaniens Fahne gekettet ward. Er war ein genialer Finanzstratege, Organisator, Verwalter; aber er hatte die Menschen so klein gesehen, daß er an Größe nicht mehr glaubte und lachend gewettet hätte, die Buren würden den Kampf wider Englands Uebermacht niemals wagen. Als er am vorletzten Dezembertag des Jahres 1895 ruhelos durch die Bibliothek seines Landsitzes schritt und auf Nachricht von Jameson harrte, hat er vielleicht gefühlt, welchen Fehler er begangen hatte, da er den Ritt billigte, dem Cronje ein ruhmloses Ende machte. Ein einziges Mal hatte er die Mittel der Raubritterzeit anzuwenden versucht und sich die größte Niederlage seines Lebens geholt. Wer hastig aber mit dem Urtheil bei der Hand ist, Rhodes habe im Transvaalkrieg seinen und Englands ganzen Einsatz verspielt, Der sollte bedenken, daß unser größter Staatsmann gesagt hat: „Dem Auge des unzünftigen Politikers erscheint jeder Schachzug im Spiel wie das Ende der Partie."

An den Britenkrieg gegen die Buren heftet sich der Haß, weil er der erste mit den Waffen des Großkapitalismus geführte, der erste unromantische Krieg ist und die Händlervölker erkennen lehrt, wohin sie gehen. Und Cecil Rhodes wird geschmäht und bespien, weil die entsetzt zuschauende Menschheit sich nicht gestehen will, daß er der Exponent ihres Wünschens war, ohne wichtiges Amt, ohne hohen Titel der erste Politiker, der das Arsenal des Machiavellismus nach dem Bedürfniß der Industriezeit umzugestalten wagte. Wir werden noch oft Seinesgleichen ersehnen und froh sein, wenn seine Willensart von seiner Willenskraft bedient wird. Der Tag wird kommen, wo man die Handelnden, die ganze Völker von der Verantwortung entbürden und den Muth zu weltgeschichtlichen Vertragsbrüchen haben, nicht mehr nach ihrer moralischen Beschaffenheit fragt, sondern nach dem Nutzen, den sie der Heimath gebracht haben. Dann werden die Kolportageromane vergessen sein und von dem Mann, den man jetzt, mit einem aus Neid und Verachtung gemischten Gefühl, den Diamantenkönig nennt, wird es heißen: Er hat sich nicht gescheut, unpopulär zu sein, und, mit beflecktem Gewand, durch Blut und Koth seinem Volk den aufwärts führenden Weg in die Zukunft gebahnt.

❦

Pandynamismus.

Es giebt einen Typus mittelalterlichen Denkens, der den einzelnen, bisher noch sehr wenig erforschten Abwandlungen mittelalterlichen Denkens überhaupt zu Grunde liegt und für die Auffassung eben so sehr noch des fünfzehnten wie schon des zehnten Jahrhunderts bezeichnend ist. Man kann ihn als Typus des Analogieschlusses bezeichnen. Zum genaueren Verständn zwei Beispiele. Ein Bischof des zehnten Jahrhunderts in schon hohem Lebensalter betritt, nach einer Geschichtquelle dieser Zeit, um einem asketischen Bedürfniß zu genügen, abends in bloßen Füßen, nur mit einem härenen Gewand angethan, seine Kathedrale und schläft nachts auf den kalten Steinen des Bodens. Kurze Zeit darauf stirbt er. Wir würden geneigt sein, seinen Tod als Folge einer schweren Erkältung zu betrachten. Das zehnte Jahrhundert schließt anders. Wie der Herr Mose gesagt habe, als er ihm im brennenden Dornbusch erschien: Ziehe Deine Schuhe aus von Deinen Füßen, denn der Ort, den Du betreten wirst, ist heilig: so habe der Bischof in prophetischer Vorahnung des Tages, da er zu des Herrn Herrlichkeit eingehen werde, sich barfuß in das Haus Gottes begeben, um darauf zu sterben. Das andere Beispiel aus dem späteren Mittelalter. Damals war es gewöhnlich, den Papst mit der Sonne, den Kaiser mit dem Mond zu vergleichen. Hieraus schließen die kanonischen Rechtslehrer der Zeit — und noch der geistig so hoch stehende Kardinal Nikolaus von Kues wiederholt um 1430 diesen Schluß —, daß der Papst genau um so viel dem Kaiser an Autorität überlegen sei, wie die Sonne den Mond an Größe übertreffe.

Was ist das Gemeinsame beider mittelalterlichen Schlüsse? Sie schreiten von der Parallelisirung zweier Verhältnisse, die einander in gewissen Punkten ähnlich oder auch gleich sind, zu deren völliger Identifizirung in allen Punkten fort und entnehmen diesem Verfahren für das eine der verglichenen Verhältnisse gewisse, als völlig logisch betrachtete Folgerungen. Es ist eine Art des Schließens, wie sie auch heute noch bei Kindern und im täglichen Leben oft genug vorkommt. Im Mittelalter aber gehört sie dem wissenschaftlichen und überhaupt dem streng überlegten Denken an: in unzähligen allgemeinen Zusammenhängen dieses Denkens tritt sie zu Tage. So beruht die ganze Art des Mittelalters, geistreich zu sein, auf ihr. Geistreich waren im Mittelalter Räthselreden; geistreich war es zum Beispiel, wenn Kaiser Konrad auf die Meldung des frühzeitigen Todes des Herzogs Ernst von Schwaben, seines erbitterten Gegners, die Antwort gab: „Es scheint, daß das Geschlecht bissiger Hunde nicht alt werde." Hier wie in verwandten Räthselreden ist es immer das Moment scharfsinnigen und unerwarteten Analogieschlusses, das den mittelalterlichen Hörer entzückt. In diesem Sinne sind daher auch

die Predigten angelegt: sie wimmeln von Analogien, die zu bestimmten Schlüssen benutzt werden. So hat noch Luther gepredigt; und noch heute ist auf diesem Gebiet der mittelalterliche Gebrauch des Analogieschlusses nicht völlig verschwunden. Aber dieser Schluß reicht viel tiefer in die mittelalterliche Theologie hinein: Typus und Antitypus des Alten und Neuen Testaments, die Gleichsetzung etwa der Aufrichtung der ehernen Schlange in der Wüste mit der Kreuzigung Christi im vorbedeutenden Sinn und tausend andere Gleichsetzungen gehören ihm an. Wie er in das Staatsrecht eingriff, hat schon vorhin ein Beispiel gezeigt. Und auch in anderen Wissenschaften, so weit diese nicht auf der bloßen Ueberlieferung der Alten beruhten, zum Beispiel in dem Physiologus der Naturgeschichte, den Lehren von den sonderbaren Eigenschaften der Thiere, herrschte er in gleicher Weise: er war der eigentlich charakteristische Schluß des Mittelalters.

Auf welcher tieferen Grundlage beruht er nun? Er ist nach unseren Begriffen voreilig, da er aus dem Zutreffen einiger Vergleichsmomente auf das Zutreffen auch der anderen schließt, und er ist es, weil er auf der Grundlage zu geringer Erfahrung gebildet wird. Geringe Erfahrung, enger Horizont: Das ist seine eigentliche Voraussetzung. Und von dieser Seite her erklärt sich ohne Weiteres auch sein inniger, in dem ersten der vorhin erzählten Beispiele klar zu Tage tretender Zusammenhang mit dem das ganze Mittelalter hindurch verbreiteten, wenn auch mit wachsenden Jahrhunderten abnehmenden Wunderglauben.

Dem Wunderglauben steht gegenüber die Annahme, daß alle Dinge in ihrem Verlauf durch einen unverbrüchlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung verbunden seien. Wie gelangen wir zu dieser Annahme? Das Bewußtsein und die Anwendung des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung stellt sich bei uns dadurch ein, daß wir beobachten, wie bestimmten Vorgängen des Geschehens immer wieder und ganz regelmäßig oder gesetzmäßig andere bestimmte Vorgänge folgen: eine solche regelmäßige Folge erscheint uns unter dem Gesichtspunkt der Kausalität, des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung. Unser Kausalitätbewußtsein ist also gebunden an die Erfahrung; mit erweiterter Erfahrung nimmt es zu, mit engerer Erfahrung nimmt es ab. Ist es so weit durchgebildet, daß es weitaus die meisten und vor Allem auch die wichtigsten aller Vorgänge sich in erfahrungsmäßig schon gegebenen Zusammenhängen vollziehen sieht, so zieht es daraus den Schluß, daß auch für den Rest der Erscheinungen solche Zusammenhänge, Regelmäßigkeiten oder Gesetzmäßigkeiten des Aufeinanders vorhanden sein werden: und gelangt damit zur Annahme eines die Welt der Erscheinungen unverbrüchlich beherrschenden Zusammenhanges, der das Wunder ausschließt. Das absolute Kausalitätbewußtsein ist mithin ein langsam gezeitigtes Er=

zeugniß ausgedehnter Erfahrung, das dem Bewußtsein des Wunders widerspricht: und in diesem Sinn verstärkt es sich in der europäischen Völkergruppe noch heute von Tag zu Tag.

Im Mittelalter aber war ein solches Kausalitätbewußtsein erst in sehr geringem Grade vorhanden. Der geistige Horizont des Einzelnen war eng, die Erfahrungen schlossen sich auch bei den Höchststehenden erst selten zu einer solchen Intensität des Druckes auf das Denken zusammen, daß sie ein möglichst starkes Kausalitätbewußtsein vermittelten: alle Welt lebte daher noch im Analogieschluß und im Bewußtsein der Wunder.

Nun ist gewiß auch heute der Wunderglaube noch keineswegs ausgestorben. Gehen wir aber ins achtzehnte Jahrhundert zurück, so finden wir ihn noch viel ausgesprochener vorhanden. Männer wie Walch und Wolff, der Historiker und der Philosoph, wie Crusius und Baumgarten, der Psycholog und der Aesthetiker, haben nicht blos an die Realität der Gespenster geglaubt, sondern sind auch noch öffentlich für sie eingetreten; und selbst Lessing hat noch über die Gespensterfeinde den Stab gebrochen. Aber freilich mußten sich im achtzehnten Jahrhundert die Gespenster schon rar machen. Ganz anders dagegen in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten. Es ist bekannt, daß diese Jahrhunderte vornehmlich die Zeiten des Hexenwahnes und der Magie waren; und erst der Kartesianer und reformirte Pfarrer Balthasar Bekker, ein Niederländer, ist in seiner „Bezauberten Welt", die 1691 bis 1693 erschien, grundsätzlich gegen den Hexenglauben aufgetreten. Dafür ward er freilich auch des Uebermuthes beschuldigt und seines Amtes entsetzt. Und doch verneinte er keineswegs schon den Glauben an einen persönlichen Teufel und den Geisterglauben an sich, sondern behauptete nur, der Teufel sei nur noch in der Hölle zu finden und führe, wie alle Geister, ein von dieser Welt völlig abgeschiedenes Leben. Gehen wir aber von Bekker nur einige Generationen zurück, so stoßen wir auf den völlig befangenen Wunderglauben Melanchthons und die handfesten Teufelsvorstellungen Luthers.

Die neuere Zeit ist also keineswegs durch ein absolutes Aufhören des Wunderglaubens und damit auch des unvollkommenen Analogieschlusses vom Mittelalter getrennt: es handelt sich nur um gradweise fühlbare Unterschiede und tausend Fäden verbinden das Denken von heute noch mit dem nicht nur des Mittelalters, sondern sogar der Urzeit.

Gleichwohl ging am Schluß des Mittelalters und vornehmlich dann im sechzehnten Jahrhundert eine Veränderung des Denkens vor sich, die von größter Bedeutung ist und unmittelbar hinüberführt in das Denken neuerer Zeiten.

Der Offenbarungsglaube des Christenthums mit seinen Wundern hatte dem mittelalterlichen Denken völlig entsprochen: und darum hatte er auch eine allgemeine und gänzlich unbezweifelte Anerkennung gefunden, mochte man auch

die einfachen Erzählungen des Neuen Testamentes anfangs mehr im Sinne der deutschen Epen des sechsten bis neunten Jahrhunderts, später in historisch mehr geklärter Auffassung verstanden haben. Dem entsprechend war denn auch der Oberbau der christlichen Offenbarungtradition, das System der kirchlichen Dogmen, nicht nur im Sinne des Gehorsams gegen sie, sondern in dem gläubiger Einfalt hingenommen worden. Und auch am Schluß des Mittelalters war man noch weit davon entfernt, diese geistige Disposition zu verlassen. Allein trotzdem strebte man doch allmählich nach einem Verständniß der Erscheinungwelt auch neben dem Kirchenglauben und außerhalb der in aller Fülle nur wenigen Geistern zugänglichen antiken Ueberlieferung: die ersten Triebe einer eigenen Gesammtauffassung des sinnlich wahrnehmbaren Ganzen unserer Umgebung regten sich. Sie traten ein zu der Zeit, da zum ersten Male die ästhetische Auffassungsgabe in dem realistischen Kontur wie der lokalen Farbengebung und Perspektive der Malerei des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts der Außenwelt als eines dreidimensionalen Ganzen innegeworden war: war die äußere Anschauung gewonnen, so wurde nun der Versuch gemacht, auch ihre inneren Beziehungen zu beherrschen. Es sind die ersten Anfänge wirklich selbständigen wissenschaftlichen Denkens in weiteren Kreisen; und sie knüpfen noch an die ausgebildeten Methoden des mittelalterlichen Denkens an.

Es ist klar, welche allgemeine Auffassung das Ergebniß so zusammentreffender Umstände sein mußte. Indem man zu jedem Vorgang der sinnlichen Erscheinungwelt eine Analogie im Sinne einer ihn deutenden Thatsache aufsuchte und dabei durch fast keinerlei Erfahrung gebunden war, deren Ausdehnung schon den Nachweis von Gesetzmäßigkeiten erfordert hätte, gelangte man zu der Vorstellung einer geistigen Welt als einer Analogiewelt von Kräften, die hinter der sichtbaren Welt stehe und sie leite: ein grundsätzlicher Pandynamismus war die Folge. Sah man sich aber veranlaßt, nun diesen Pandynamismus in ein System zu bringen, die Kräfte zu bemessen und in gegenseitigen Zusammenhang zu versetzen, die hinter den Coulissen gleichsam der Erscheinungwelt diese beherrschen sollten, so waren in der Entwickelung des späteren Mittelalters eine Menge von Thatsachen gegeben, die diesen Drang, abgesehen von den ihm selbst innewohnenden sachlichen Gesichtspunkten, in bestimmte Bahnen leiten konnten.

Aus dem Eigensten der deutschen Entwickelung kam hier vor Allem die Mystik in Betracht. War die enthusiastische Mystik des vierzehnten Jahrhunderts zunächst darauf ausgegangen, in intellektueller Verzückung wenigstens zeitweise eine Vereinigung der Seele mit Gott herbeizuführen, und sah man sich fast dazu gedrängt, hinter all den Kräften, die sich in der Welt der Erscheinungen auswirkten, im tiefsten Grunde eine wieder die Kräfte umfassende

und bewegende Urkraft anzunehmen, die da nur sein konnte Gott: so liegt auf der Hand, daß in der mystischen Intuition recht eigentlich die wissenschaftliche Methode dieses neuen Denkens gegeben war, daß allein durch eine intellektuelle Verzückung, durch ein Aufgehen in die Urkraft und womöglich deren Beherrschen die Möglichkeit eines vollen Verständnisses der Erscheinungwelt als gegeben erschien.

Wie aber diese Intuition, diese Bezwingung des Geistes und der Kraft herbeiführen? Auch hier stellte die Tradition, freilich eine solche vornehmlich nicht heimischen, sondern jüdisch-arabisch-spanisch-italienischen Charakters, die Mittel zur Verfügung: Alchemie, Astrologie und vor Allem Majie konnten hier helfen.

Die klassische Ueberlieferung aber fügte der Intuition, dem mystischen Hebelpunkt des Erkennens, und den Methoden, dieser Intuition nahe zu treten, für den pandynamischen Drang der Zeit noch ein Weiteres hinzu: ein ganzes System pandynamischer Auffassung: die Lehre der Neuplatoniker.

Plato hatte, wie jetzt wohl mit ziemlicher Sicherheit feststeht, aus seiner Lieblingswissenschaft, der Mathematik, heraus den Begriff der Idee entwickelt: die geometrische Methode, der Beweis durch ein Schema hatte ihm den Gegensatz zwischen Idee gleich Urbild und Ding gleich Abbild jenes Urbildes vermittelt.*) Stand aber hinter der Welt der Erscheinungen eine Welt der Urbilder dieser, so trat für diese jenseitige Welt alsbald das Problem auf, wie sie denn entstanden sei und wie sie auf die Welt der Erscheinungen wirke. Es ist eine Frage, die im Neuplatonismus gelöst worden war durch den Aufbau einer geistreichen Mythologie von Gott als der Urkraft von ihr ausgehender Kräfte, die sich in die sichtbare Welt der Erscheinungen hineinergießen.

Konnte irgend eine Lehre der Vergangenheit der geistigen Disposition des fünfzehnten Jahrhunderts entsprechender erscheinen als diese? In Italien zunächst stieg der Kult der platonischen Philosophie zu so bedenklicher Höhe, daß das Laterankonzil im Jahre 1512 gegen ihn — und bezeichnender Weise nur versteckt — einschritt; und bald folgte ihm das Studium der Neuplatoniker; schon Marsilius Ficinus (1433 bis 1499) hat nicht nur Plato, sondern auch Plotin übersetzt. Und von Italien verbreiteten sich Platonismus und Neuplatonismus auch nach Deutschland; überall in dem fortschreitenden Denken des sechzehnten Jahrhunderts lassen sich ihre Spuren erkennen. Dennoch haben sie dieses Denken in Deutschland nicht beherrscht: sie waren nur ein überreifer und raffinirter Beitrag des Alterthumes zu diesem, das die Probleme zunächst viel sinnlicher und einfacher angriff und daher nicht so sehr einer pandynamischen Metaphysik wie einer pandynamischen Naturwissenschaft zusteuerte.

*) Cohen, Platons Ideenlehre und die Mathematik, S. 24.

Freilich geschah Das in enthusiastischen Formen. Wie einst die Ritterschaft der Stauferzeit in poetischer Begeisterung der neuen, gehobenen Bildung ihres Standes froh geworden war und Vergangenheit wie Gegenwart sich nur in den Formen der Dichtung hatte nahe bringen wollen, von der Epik von Veldekes und den Sagen des Artuskreises an bis zum versifizirten Steinbuch und zur gereimten Tischzucht, so waren auch die Geisteshelden des neuen Denkens weit davon entfernt, die Lösung der ersten großen Geheimnisse der natürlichen Erscheinungwelt mit Hebel und Schrauben erzwingen zu wollen. Schauen vielmehr wollten sie, um mit dem goethischen Faust, diesem herrlichsten und persönlichsten Inbegriff ihrer Geistesverfassung, zu reden:

Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins mit dem Andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchdringen.

So allen Hoffnungen einer verstandesmäßigen Verzückung lebend, glaubten sie an Universalmittel der Erkenntniß, die den Menschen über sich hinaus zum Genossen der schaffenden Kräfte erheben könnten; und indem sie alles Werden von geistigen, durch sie beeinflußbaren Mächten durchweht dachten, ergaben sie sich im phantastischen Bewußtsein erkenntnißtheoretischer Forschung den Künsten der Magie und der astrologischen Praxis.

Die Heimath einer auf solche Grundlage gestellten Naturwissenschaft ist zunächst Italien gewesen; und auf dem geistigen Boden dieser Naturwissenschaft sind hier die großen naturphilosophischen Systeme eines Telesio, Campanella, Giordano Bruno, Systeme einer vollen Metaphysik, erwachsen. Denn den Anhängern dieser Wissenschaft erschien in den Kräften der Natur das geheimnißvolle Walten Gottes wahrnehmbar und als tiefste Voraussetzung ihres Denkens ergab sich ihnen ein naturalistischer Pantheismus.

Von Italien her ward die Lehre dann auch in Deutschland aufgenommen; eigenes Forschen, Wirkungen des mittelalterlichen und des täuferischen Mystizismus, Einflüsse des Neuplatonismus und auch der pythagoräischen Zahlenmystik, Anschauungen endlich der Kabbala verknüpften sich mit ihr in dem Denken Reuchlins (1455 bis 1522) wie Agrippas von Nettesheim (1487 bis 1535). In eine klarere Form aber brachte diese gährende Masse wohl erst Melanchthon, dieser große kompilatorische Beherrscher des Denkens seiner Zeit. Sein Lesebuch der Physik, das sich im Uebrigen an Aristoteles anlehnt, scheidet doch die substantialen Formen des Stagiriten aus und behält nur ein buntes Gewimmel von Kräften als Er-

klärungsgrund der Welt der Erscheinungen zurück: Gott; die Kräfte der Gestirne; die Gegensätze, die in den Elementen wirken; die Materie, die vegetativen, die animalischen, die vernünftigen Seelenkräfte. Und indem es der Nothwendigkeit der Natur ein Reich der Freiheit in Gott und in allen guten und bösen Geistern, sowie des Regellosen im Fluß der Materie entgegensetzt, läßt es den Zufall unaufhörlich aus der Unruhe der Materie und der Freiheit des Geistes quillen und sich in tausend gesonderten Kräften ausstrahlen.

War es nun möglich, von solchen Prinzipien her die einzelnen Disziplinen der Naturwissenschaften verständig zu entwickeln? Je einfachere Grundlagen gesucht wurden, um so mehr trat ihre Unwirklichkeit ans Tageslicht. Nur in einer Disziplin daher, die die Ergebnisse der Naturwissenschaften jeweilig ins Ganze zusammenfassend nutzt, in der Medizin, wurde diese pandynamische Naturwissenschaft anwendbar und praktisch. Hier wurden vor Allem die verworrenen, abenteuerlichen, mit einer Unsumme von Quaksalbereien durchsetzten und dennoch eines großes Zuges nicht entbehrenden Gedankenreihen des Theophrastus Bombastus Paracelsus von Einfluß, eines unsteten Gesellen, der, 1493 zu Einsiedeln geboren, ein medizinischer Wandersmann und Allerweltmensch, eine Zeit lang Professor der Chemie in Basel, 1541 zu Salzburg gestorben ist. Theophrastus erschien das ganze Weltall von einer göttlichen Weltseele durchweht, dem Vulcanus; und die phantastisch gedachten Kräfte dieses Vulcanus durchdrangen dann das Universum wie das Einzelne. Der Mensch aber war ihm der mikrokosmische Auszug und Inbegriff dieses Universums; in ihm spiegelten sich und wirkten alle Kräfte des Ganzen; nur trat zu ihnen, wie für jedes Einzelwesen, noch ein besonderes Prinzip der Individuation, ein spezieller und persönlicher Geist, der Lebensgeist, der Archeus. So war ihm die Welt, die Heimstätte des Universalgeistes, voll von einzelnen Lebensgeistern, die einander fördern, anfechten, zu vernichten drohen; und die Krankheiten waren Kämpfe solcher fremden Geister gegen den spezifischen Geist des einzelnen, persönlichen Lebens.

Was für eine kraus und abenteuerlich hypostasirende Gedankenwelt! Und doch wiederum wie voll großer metaphysischer und erkenntnißtheoretischer Ahnungen, wie angefüllt von aufdämmernden Problemen der Philosophie Leibnizens und der Nachfolger Kants! So begreift man, daß die Lehre des Paracelsus noch auf Generationen nachwirkte, ohne eigentlich fortgebildet zu werden. Eine gewaltige Reihe von paracelsischen Aerzten und Denkern auf naturwissenschaftlichem Gebiet füllt mit Bergen monotoner Schriften, immer tiefer in Geheimnißkrämerei versinkend, das sechzehnte und zum Theil noch das siebenzehnte Jahrhundert; aus ihrer Mitte ist die einflußreiche Rosenkreuzergesellschaft hervorgegangen; und in den Niederlanden, der Heimstätte bald der größten medizinischen Fortschritte, haben noch die beiden Helmont,

Vater und Sohn, auf der abgeklärteren Gedankenwelt des Paracelsus fortgebaut. Für die empirische Entwickelung der reinen Naturwissenschaften freilich blieb das System des Paracelsus im Einzelnen eben so unfruchtbar wie die pandynamische Naturwissenschaft überhaupt. Sie war ein erster Rausch, der, hervorgehend aus jugendlich emporquellender Ueberschätzung der menschlichen, eben erst zur Freiheit emporsteigenden Erkenntnißkräfte, die neu gewonnene Möglichkeit ungestörten Naturerkennens begleitete: sie konnte die nüchterne Theorie allenfalls anregen helfen; sie zu begründen vermochte sie nicht.

Inzwischen aber war über das bloße, von den allgemeinen Fragen der Philosophie in diesem Falle freilich besonders unklar und wirkunglos geschiedene Reich des Naturerkennens schon etwas Weiteres emporgewachsen: Versuche der Begründung einer allgemeinen Weltanschauung auf Grund des angeblich gewonnenen Wissens. Es sind Versuche von besonderer Wichtigkeit. Denn in ihnen zum ersten Male zeigt sich, freilich in hartem Ringen und selbst im besten Falle ohne vollen Erfolg, das Bestreben, neben der christlichen Offenbarung, deren Weltanschauung die einzige des Mittelalters gewesen war, eine andere, von ihr unabhängige Philosophie und Metaphysik zu begründen: es sind erste, stammelnde Bestrebungen, die Sprache eines eigenen Geistes der Zeit zu reden.

Gewiß verlaufen sie noch nicht im ausgesprochenen Gegensatz zum Christenthum. Anknüpfend vielmehr an die mittelalterliche Mystik und wie diese bis zu einem gewissen Grade außerkirchlich, aber nicht außerchristlich, bleiben sie nur, je länger, je mehr, von den allgemein anerkannten Formulirungen der christlichen Lehre fern: was sie denn freilich, bei allem Festhalten an einzelnen christlichen Gedanken und an einigen Hauptstützpunkten der christlichen Dogmatik, schließlich zur Lösung von der Offenbarungtradition und zum Aufsuchen eines völlig eigenen Standpunktes hindrängt.

Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß die Reihe der hier zu nennenden Philosophen in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit Nikolaus von Kues, einem Kardinal der heiligen römischen Kirche, beginnt und mit dem gottseligen protestantischen Schuster Jacob Boehme zu Görlitz im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts abschließt.

In Kues ist, bei allen Versuchen, im Reiche der Erfahrung auch empirisch zu forschen, ein faustischer Zug; mehr als Andere leitet er jene Periode des Denkens mit ein, da in ungestümem Angriff und mit einem Zuge erkannt werden soll, was die Welt im Innersten zusammenhält. In diesem Sinn sucht Kues, als Sohn der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts noch an den Gegensatz des Nominalismus und Realismus anknüpfend, zunächst eine höhere Versöhnung dieser Gegensätze. Gewiß, meint er, habe die empirische Forschung vor Allem das Wesen der einzelnen Dinge festzustellen

und damit die Erfahrung in unendlichem Fortgang zu bereichern. Aber daneben stehe doch zu gleichem Recht die Aufgabe, das Ganze zu erkennen und die Gegensätze der Welt dem harmonischen Gedanken eines unendlichen Universums unterzuordnen; mit etwas klareren Begriffen, als Kues sie hatte, ausgedrückt: die Induktion müsse durch Deduktion ergänzt werden. Dies könne nun freilich nur in dem Gewinn einer höheren erkenntnißtheoretischen Einheit erreicht werden. Wie aber diese finden? Hier ist der Punkt, wo die Lehren des Cusaners ins Mystische umschlagen. Nur in unmittelbarer Anschauung, nur in einer durch höhere Vernunft bewirkten Intuition, in einer comprehensio incomprehensibilis könne Das geschehen. Diese aber sei nur auf dem Boden der Kirche verbürgt. Und so ist schließlich eine freiere mystische Theologie zu leisten berufen, was der Verstand der Verständigen nicht vermag.

Bewegt sich Kues wie eine kleine Zahl unbedeutenderer Nachfolger während des fünfzehnten Jahrhunderts scheinbar noch ganz auf dem Boden der Kirche und bildet er persönlich in der vollen Ueberzeugung korrekter Kirchlichkeit nur die mystische Erkenntnißtheorie, nicht aber das mystische System genauer aus, so werden die Naturphilosophen des sechzehnten, des Jahrhunderts der reformatorischen Lösung der Geister, weit kühner. Und es ist kein Wunder, daß wir sie vornehmlich im Lager des Protestantismus und noch mehr in dem des Wiedertäuferthumes und seiner Abzweigungen finden.

Hier entfalten sie nun zunächst die Voraussetzungen einer spekulativen panentheistischen Theologie. Sie betrachten die geschichtlichen Heilsthatsachen des Christenthumes wie die aus ihnen entwickelte dogmatische Begriffswelt nicht mehr als nur einmal geschehen und als auf singuläre historische Thatsachen aufgebaut, sondern sie nehmen an, daß in ihnen nur der geschichtlich symbolisirte Ausdruck eines allgemeinen, sich stetig in jedem Menschen in seinem Verhältniß zu Gott wiederholenden Zusammenhanges vorliege, der zeitlos und dauernd in der Natur der Menschen, der Dinge und Gottes begründet sei. Dabei ist Christus als der die Welt durchwaltende Logos die Grundvorstellung und die Methode des Denkens ist die hergebrachte der Mystik.

In der Richtung dieser Vorstellungen hat schon Caspar Schwenckfeld gedacht, ein anfangs Luther begeistert anhängender, später von der protestantischen Kirche verfolgter Theologe; mit besonderer Deutlichkeit aber traten sie zum ersten Male in Sebastian Franck, dem geistreichen Historiker und Publizisten, hervor. Dem Denken Francks ist Gott eine „frei ausgegossene Güte, eine wirkende Kraft, die in allen Kreaturen weset“, und seine Offenbarung geschieht täglich und stündlich in uns. In uns lebt Christus und Adam, gutes und böses Prinzip; in uns wiederholt sich der Sündenfall; in uns wird die Selbsterlösung des Menschen durch den ihm einwohnenden Christus und

die Gnadenwirkung Gottes zu einer ewig erneuten, gesetzmäßigen, typischen Thatsache. So ist denn Franck die christliche Offenbarung als geschichtliche Thatsache nur Unterlage einer philosophischen Symbolik; die Heilige Schrift ist ihm eine ewige Allegorie und ihre Deutung in diesem Sinne wird von ihm nach mystischer Methode vom Standpunkte des panentheistischen Glaubens an die Existenz allwirkender seelischer Kräfte durchgeführt.

Franck ist, wie fast alle Seinesgleichen, einsam und verlassen dahingegangen, in tiefem, entsagungvollem Ringen, in äußerer Unrast und Flüchtigkeit und in verzehrender Sehnsucht nach einem künftigen Zusammensein mit allen gottfrommen, gutherzigen Menschen: „in und bei dieser Kirche bin, zu der sehne ich mich mit meinem Geist, wo sie zerstreut unter den Heiden und Unkraut umfähret.“

Die panentheistische Theologie Francks und verwandter Geister vertrug nur eine Fortbildung: sie mußte durch volle Einführung des pandynamischen Naturerkennens eines Paracelsus und seiner Nachfolger zu einer allgemeinen sei es pantheistischen, sei es panentheistischen Weltanschauung erweitert werden.

In dieser Richtung brachte die Lehre Valentin Weigels, eines Sachsen, der 1533 zu Großenhain geboren und 1588 als Pfarrer zu Zschopau gestorben ist, den ersten wesentlicheren Fortschritt. Vor Allem wird bei ihm deutlicher als bisher das mystische Erkenntnißprinzip der Verzückung durch das klarere des subjektiven Erkennens ersetzt: unzweideutig spricht er es aus, daß man wissen und verstehen könne nur Das, was man in sich trage; daß mithin die Welt uns Gegenstand der Erkenntniß nur sein könne, weil und insofern wir Mikrokosmen sind. In der Anwendung dieses erkenntnißtheoretischen Prinzips aber wandelt Weigel gänzlich die Bahnen des pandynamischen Naturerkennens: wir erkennen die irdische Welt, weil unser Leib die Quintessenz aller weltlichen Substanzen ist; wir erkennen die Welt der Geister und Engel, weil unser Geist siderischen Ursprungs und ein Engel ist; wir erkennen Gott, weil unsere Seele vom göttlichen Wesen ausgeht und, an Gott theilnehmend, göttliche Nahrung erhält in den Sakramenten. Ist in dieser Lehre die Ahnung einer künftigen subjektivistischen Erkenntnißtheorie, wie sie voll erst Kant entwickelt hat, durch die Auffassung der Sakramente als der Hilfsmittel verzückten Schauens noch mit der mystischen Erkenntnißtheorie verbunden, während die panentheistische Theologie zu den Grundlagen wenigstens einer allgemeinen panentheistischen Metaphysik erweitert ist, so sieht man doch deutlich noch die Altes und Neues unausgeglichen zusammenhaltenden Nähte und die allgemeinen metaphysischen Prinzipien sind noch nicht zu einem System erweitert. Diese Mängel überwand und damit den Abschluß der ganzen theosophischen Naturphilosophie des sechzehnten Jahrhundert brachte Jakob Boehme. In ihm leben noch einmal alle die Tendenzen auf, die in

der selbständigen Philosophie des sechzehnten Jahrhunderts zusammenströmen, und sie finden in ihm ihren Hauptrichtungen nach auch einen harmonischen Abschluß. Von inniger kirchlicher Frömmigkeit, in der Zeit seiner Wanderungen beim brennenden Holzspahn abendlicher Unterhaltungen noch in die letzten Reste mittelalterlicher Mystik und neueren Wiedertäuferthumes eingeweiht, wie sie unter Handwerkern und Kleinbürgern da und dort fortglühten, voll regen Wissensdranges in jene Bücher des Paracelsus und seiner Genossen eindringend, die ihm die fremden Ingredienzien des pandynamischen Naturerkennens schon in verarbeiteter Form vermittelten, ist Boehme, einem genialen, ihn unablässig vorwärtstreibenden Schaffenstrieb folgend, zum letzten wahrhaft großen Theosophen unserer Nation geworden und damit zugleich zum ersten neuhochdeutschen Klassiker der philosophischen Sprache. Zwar hält er sich noch nicht in den strengen Schranken einer mit unverbrüchlicher Langweiligkeit gebrauchten Terminologie; als ein Dichter und ein Prophet wählt er vielmehr seine Worte, wie sie der Geist ihm eingiebt, oft mit höchstem Schwung der Phantasie, oft in schwerem Ringen mit der sprachhaft zu gestaltenden Idee: aber gerade diesem Ringen und diesem Schwung verdankt unsere Sprache einen ungemeinen Reichthum neuer Wortbildungen, insofern sie Werkzeug höheren Denkens werden sollte.

Was Boehme sachlich zunächst bewegt, ist das für die ganze Epoche so überaus charakteristische Bedürfniß nach Erlösung. Von diesem persönlichen Bedürfniß indessen springt er alsbald über auf den großen Gegensatz von Böse und Gut, und indem er diesen Gegensatz seiner Entstehung nach bis zum Ursprung zurück verfolgt, wird er der folgenschweren Frage zugeführt, wie das Zusammensein von Böse und Gut in Gott als dem Schöpfer aller Dinge zu denken sei. Und indem er dann weiter dieses Problem kaum anders als in der Form evolutionistischer Anschauung lösbar erkennt, wird er aus den ethischen Betrachtungen hinübergetragen in kosmogonische: und alsbald verknüpfen sich die Bedürfnisse seines empfindsamen und gemarterten Herzens mit den theosophischen Spekulationen der Naturalisten. In Gott waren, wie Licht und Finsterniß, die als Gegensätze auf einander angewiesen sind und deren eines nicht gedacht werden kann ohne die Vorstellung des anderen, so auch Gut und Böse uranfänglich vorhanden: ja, Gott ist uranfänglich recht eigentlich die Ausgleichung der Gegensätze, die coincidentia oppositorum. Aber aus ihm, dem Alles und Nichts, dem weder Licht noch Finsterniß, dem weder Böse noch Gut, haben sich diese Gegensätze entwickelt. In welcher Form, darüber erdichtet Boehme eine ganze spekulative Mythologie, in der sich christliche Anschauungen mit anderen Elementen wundersam verschlingen. Das Ergebniß ist schließlich eine Welt, die als Grenzsaum gleichsam eines Reiches der Liebe, des Himmelreiches, und

eines Reiches des Zornes, der Hölle, gedacht wird und in der wir leben, in gleicher Weise theilnehmend an Liebe und Zorn, an Gut und Böse.

Aber diese Lage trägt in sich keine Verheißung der Dauer. Ja, wir selbst haben, wie das Bedürfniß, so die Macht, sie zu ändern, dem Himmelreich zum Siege zu verhelfen, indem wir das Böse in uns vernichten. Das Böse hassen und ertöten: Das ist darum Ziel menschlich-sittlichen Lebens. Und dem Frommen gelingt es. Es ist die Stelle, an der Boehme aus diesem Jammerthal emporsieht zu den ewigen Sternen. Er weiß: die Zeit wird nahen, da der Kampf der Guten diese Welt überwindet, da sie nicht mehr sein wird, da die Halbheit dem Ganzen gewichen sein wird, da wir eingehen werden in das Licht der Verklärung, das Gottes Offenbarung verheißen hat. Ein großartiges Bild frommer Gedankendichtung, kehrt Boehmes Philosophie, nachdem sie in einer geistreichen Kosmogonie die Weiten der pandynamischen Naturwissenschaft durchmessen und mit den wesentlichsten Bestandtheilen der christlichen Offenbarunglehre durchflochten hat, zurück zu dem einfachsten sittlichen Bedürfniß der Menschenbrust, wie es seine Zeit in dem Begriff der Erlösungsehnsucht zusammenfaßte: ihm allein dient im Grunde seine Lehre. Es ist die vollkommenste Durchflechtung erkenntnißtheoretischer und ethischer Forderungen, die vom Standpunkte des Pandynamismus unter leisem Festhalten an den Grundlagen des Christenthumes noch erreichbar war.

So hätte man wohl glauben dürfen, die Philosophie Boehmes werde weite Verbreitung finden. In der That machte sie auch anfangs viel Aufsehen. Allein eine große und dauernde Wirkung hat sie nicht gethan. Das lag nicht nur an der gelegentlich nicht leichten Sprache oder an dem Phantasma ihrer kosmogonischen Partien. Der Grund ist vielmehr, daß die ganze gedankliche Grundlage, auf der Boehme stand, zur Zeit seiner Spekulationen schon stark erschüttert zu werden anfing. Boehme ist der letzte mystische Philosoph im inneren Deutschland auf lange Zeit gewesen; nur in den Niederlanden hat die mystische Spekulation während des siebenzehnten Jahrhunderts noch fortgeblüht, um dann, unter wesentlich veränderten Umständen, in Spinoza eine Höhe von außerordentlicher Bedeutung zu erreichen. Im Uebrigen aber wich die Mystik dem Empirismus, der Pandynamismus der Mechanik, das verzückte Naturerkennen dem Experiment und der mathematischen Analyse. Jene spekulative Naturwissenschaft, der die naturphilosophischen Weltanschauungen des sechzehnten Jahrhunderts entsprossen waren, verwelkte; auf Kues war Koppernikus gefolgt und auf Paracelsus folgten Stevinus und Galilei. Man begann, Natur und Welt von ganz anderer Seite her zu betrachten.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Hymnus.

Einmal im Jahr über dem ewigen Rom
In einer tiefdunklen Nacht über den Petersdom
Kommen die Kronen der Welt durch die Lüfte gerauscht.
Dort, in der Kuppel versteckt, hab' ich ihr Lied erlauscht:

Wir sind die Kronen der Welt,
Uralte und junge Herrscherkronen,
Und sind die Kronen über Millionen.
Vor unserm Leuchten fällt
So Knecht wie Held
Dehmüthig nieder vor den Thronen,
Denn wir verdammen und belohnen.
Wir sind die Kronen der Welt.

So klingen die Kronen der Welt in einer tiefdunklen Nacht über dem Petersdom.
Dann aber schwingen sie sich höher empor in die Luft, höher empor über Rom
Und ihr höheres Lied braust wie ein ferner Strom:

Wir sind die Kronen der Welt
Und sind bestellt,
Von einem Haupte zum andern
In ewigem Wechsel zu wandern, zu wandern.
Auf tausend Häuptern zu Fluch und Segen
Sind wir gelegen
Und haben die Stirnen, die wir beglückt,
Zu Boden gedrückt.
Wann aber, wann kommt der Held,
Der allen Kronen vermag zu entsagen
Und alle zu tragen?
Wann kommt unser Held?
Wir sind die Kronen der Welt!

So klingen die Kronen der Welt in einer tiefdunklen Nacht über dem ewigen Rom.
Dann aber schwingen sie sich höher, noch höher empor
Und in den Wolken verrauscht brausend ihr mächtigster Chor...

Und die Wolken ziehn
Und die Kronen erglühn,
Tausend Kronen sprühn,
Tausend Sterne erblühn auf dem himmlischen Feld;
Und es strahlen fern
Im Diademe des Herrn,
In der Krone des Herrn
Mond und Stern.

Aber schon schwindet die Nacht
Und die Sonne erwacht.
Wie ein fröhlicher Held
Tritt sie hervor aus dem Zelt.
Mond und Sterne verglühn
Und die Sonne, sie lacht über der strahlenden Welt.

Prag. Hugo Salus.

Beichtgeheimniß.

Hofraths gaben zu Ehren des scheidenden Karnevals eine große Gesellschaft: zuerst wurden den Gästen heitere musikalische Vorträge geboten, danach folgte das Souper und den Schluß bildete der obligate Tanz für die junge Welt. Man war glücklich beim Tanz angelangt. Hofraths jüngste Tochter, Fräulein Thekla, die Einzige, die noch zu haben war, wie der hübsche Ausdruck lautet, tanzte nicht. Sie habe ein Bischen Kopfweh, sagte sie; auch schmerze sie ihr linker Fuß. Die Wahrheit aber war, daß sie weder Kopfweh noch Fußweh hatte, sondern daß der Tanz ihr kein Vergnügen bereitete. Sie ging auch nicht dekolletirt, wie die meisten anwesenden Damen. Auch Das behagte ihr nicht. Vielleicht nur, weil sie mager war. Offiziell behauptete sie, es sei ihr genirlich. Uebrigens war sie eine reizende Erscheinung mit ihrem überschlanken, feingliedrigen Körper, ihrem pikanten dunklen Köpfchen und den verträumten lichten Augen. Und da sie eine beträchtliche Mitgift zu erwarten hatte, fehlte es ihr natürlich nicht an Verehrern; und es waren ausnahmelos Herren „mit ernsten Absichten“: Das heißt solche, die sich sogar vor der Ehe nicht scheuten. Mehr kann man nicht verlangen. Doch Fräulein Thekla verlangte dennoch mehr. Sie machte sich aus keinem ihrer Courschneider Etwas und behandelte alle von oben herab. Nach der Ehe trug sie kein Begehren.

Ihr Vetter Fritz, mit dem sie aufgewachsen war und der blos drei Jahre mehr zählte als sie, leistete ihr während des langen Kotillons Gesellschaft. Sie selbst hatte ihn sich zum Partner erkoren, um „vor den Anderen und der dummen Hofmacherei Ruhe zu haben“, wie sie freimüthig zu ihm gesagt hatte. Er war

es zufrieden gewesen und bemühte sich jetzt, sie nach besten Kräften zu unterhalten. Das war nicht leicht. Fräulein Thekla war schwer zu befriedigen und entsetzlich schnell gelangweilt. Er kannte sie genau.

Sie war seine Kinder- und Jugendliebe gewesen: bis vor drei Jahren. Angebetet hatte er seine Cousine. Doch „kühl bis ans Herz hinan“ hatte sie vor ihm gestanden, sich seine knabenhafte Anbetung gleichgiltig gefallen lassen und ihn wie einen grünen Jungen behandelt. Das ist sehr unangenehm und pflegt selbst die heißeste Liebe zu löschen. Eine Zeit lang mied und haßte er Thekla. Dann genas er. Und seit einem Jahr war er verheirathet und, wie es sich gehört oder doch sein sollte, bis über die Ohren verliebt in seine junge Frau.

Ach, seine süße, kleine, kaum zwanzigjährige Frau! Da saß sie, ihm schräg gegenüber, und sandte ihm hinter ihrem Pfauenfächer zärtliche Blicke zu. Wie hübsch sie heute wieder war: so weich und rund wie eine Taube, das volle Hälschen wie bei einer Taube nahezu versteckt, die Schultern und Alles, was sonst noch zu sehen, blendend weiß und das Gesicht so rund und rosig, das Haar so blond! Sie unterhielt sich immer mit ihm und er brauchte sich dabei nicht einmal anzustrengen. Seine kleine, süße Erny bewunderte ihn. Für sie war er das Höchste und Beste auf der Welt. Und wie gesund und klug sie war! Das gerade Gegentheil von seiner Cousine Thekla. Diese hatte etwas so Krank- und Räthselhaftes in ihrem ganzen Wesen. War unbequem und verdreht. Ja, sie war entschieden verdreht geworden, — wie alle Mädchen werden, wenn sie nicht rechtzeitig heirathen. Das war es.

Dennoch war er ihr gut geblieben und sie that ihm leid. Wie kann man sich das Leben nur so muthwillig verhauen! Sie hatte ja immer ihre Mucken und Launen gehabt, hatte stets etwas Besonderes haben wollen. Aber daß sie seit fünf Jahren fromm geworden war, setzte doch allem Vorausgegangenen die Krone auf. Das war schlimmer als alles Andere. Und dauerte nun schon so lange. Nahm immer größere Dimensionen an. Tanzen wollte sie nicht und dekolletiren wollte sie sich auch nicht; über die Männer rümpfte sie die Nase und sagte, daß sie in ihren Augen nichts Besseres seien als . . . Nein! Er wollte sich lieber gar nicht erinnern, was für ein Wort sie gebraucht, mit welchem unsauberen Thier sie die Männerwelt verglichen hatte. Es war zu beleidigend. Geradezu aufreizend war es. Nur eine Ausnahme ließ sie gelten; natürlich. Das verdroß ihn am Meisten. Die Priester waren anders. Nur die Priester. Und als Sonne unter ihnen leuchtete Theklas Beichtvater, der unvergleichliche Pater Max, für den übrigens eine ganze Reihe von Damen schwärmte. Fritz kannte diesen Pater Max nicht, hatte ihn niemals gesehen. Wollte ihn auch nicht kennen lernen. Ein Bischen Eifersucht war doch noch lebendig in ihm, trotz der erloschenen alten und der heißen neuen Liebe. Es war doch zu kränkend, wenn er sich entsann, wie Thekla gegen ihn gewesen war, und wenn er sich dann vorhielt, wie sie über diesen Pater Max sprach. Um sie aus ihrer gelangweilten Lethargie aufzurütteln und sie, die immer Theilnahmelose und Wortkarge, beredt zu machen, brauchte man blos an diesen Gegenstand zu tippen: sofort war sie Feuer und Flamme.

Er entschloß sich denn auch jetzt, während des Kotillons, zum Tippen. Thekla sah bereits bedenklich abgespannt aus. Da hieß es, ob wohl, ob übel, zu dem fatalen Pater Max seine Zuflucht nehmen.

„Na, was macht denn Dein Pater Max?“ fragte er mit einer leichten Grimasse.

Thekla sah ihn von der Seite an. „Er ist nicht mein Pater Max. Er gehört Allen und Keinem. Mir nicht mehr als jedem Anderen.“

„Schön. Also: was macht er?“

„Was er immer thut: Seelen leiten und Seelen retten. Ach, Fritz“ — und sie richtete sich aus ihrer wie geknickten Haltung auf — „ich bin so traurig! Denke Dir: Pater Max fährt zur Fastenzeit nach Triest, um dort die Fastenpredigten zu halten.“

„Na, gönne ihm die Abwechselung“, meinte Fritz.

„Ich gönne ihn den Triestinern“, entgegnete sie, ihn zurechtweisend. „Aber ich werde ihn vermissen. Er predigt so wunderbar! Und gerade seine Fastenpredigten waren mir stets die liebsten. Und wenn ich während dieser Wochen beichten will, ist er nicht da.“

„Beichte mir“, rieth ihr Vetter. „Einmal ist keinmal.“

Thekla lächelte. Es war ein mitleidiges Lächeln. „Dir, mein lieber Fritz, würde ich überhaupt nichts mehr anvertrauen. Niemals mehr.“

„Weshalb denn nicht?“ fragte er etwas geärgert.

„Weil Du verheirathet bist und verheirathete Männer nicht schweigen können. Weil sie Alles ihren lieben Frauen weiter erzählen. Danach gelüstet es mich nicht. Deine süße Taube ist mir innerlich fremd und ich habe kein Bedürfniß, sie durch Dich in meine Geheimnisse einweihen zu lassen.“

„Aber Thekla!“ Er ereiferte sich. „Halte mich doch nicht für so albern! Ich selbst habe zwar keine Geheimnisse vor meiner Frau. Doch wenn es sich um die Angelegenheiten einer Dritten handelte ...“

„Ja, ja: so reden Alle. Aber wenn sie mit der süßen Gattin allein sind und die süße Gattin recht schön bittet ...“

„Ich gebe Dir mein Wort, daß Du uns verkennst. Du machst Dir überhaupt eine ganz falsche Vorstellung von uns. Die Männer sind unendlich viel besser und auch klüger, als Du Dir einbildest.“

„Wahrhaftig?“ Gedankenvoll sah sie ihn an. „Und wenn ich Dir nun wirklich ein Geheimniß anvertraute: würdest Du schweigen können?“ Sie war sehr ernst geworden.

„Mein Wort darauf, Thekla.“ Er war ebenfalls ernst geworden. „Wir sind doch immer gute Kameraden gewesen. Ich fürchte, Dich quält Etwas. Vertraue Dich mir ohne Scheu an. Vielleicht kann ich Dir helfen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Helfen kann mir nur Gott. Was ich Dir zu sagen habe, weiß noch Niemand. Nicht einmal dem Pater Max habe ichs gesagt.“

„Nicht einmal ihm?“ Fritz fühlte sich geschmeichelt. „Also, was ist es denn?“

„Ich tauge nicht für diese Welt, Fritz. Und darum habe ich den Entschluß gefaßt, den Schleier zu nehmen und Nonne zu werden.“

Fritz starrte sie an. „Im Ernst?“

„Im vollen Ernst. Und ich will mir den strengsten Orden erwählen und Karmeliterin werden. Wenn man das Ordenskleid einer Karmeliterin anlegt, stirbt man für diese Welt. Man sieht Niemanden mehr — auch Vater

und Mutter nicht —, schreibt und empfängt keine Briefe, ist und bleibt abgeschnitten von Allem" ...

„Das ist ja ein ganz entsetzlicher Orden, Thekla!" Er war außer sich. „Und daß so Etwas im zwanzigsten Jahrhundert geduldet wird!"

„In Deinem zwanzigsten Jahrhundert werden viel schlimmere Dinge geduldet: Unzucht, Trunksucht, alle Laster," entgegnete sie kalt. „Kümmere Dich lieber um diese Dinge. Die sind gefährlicher."

„Mag sein. Na, ... und was thun sie denn, Deine Karmeliterinnen?"

„Sie beten," sagte Thekla mit einem nur ihr eigenen unnachahmlichen Augenaufschlag. „Beten Tag und Nacht für die sündige Menschheit."

„Na, schön müßtest Du aussehen im Schleier und Nonnenkleid," sagte er mit einem bewundernden Blick auf ihr ekstatisches Gesicht. „Aber muß es denn gerade dieser Orden sein? Und kannst Du denn nicht auch zu Hause für die sündige Menschheit beten? Die Wirkung würde sich ja wohl gleich bleiben."

„Nein. Hier versteht mich Niemand, fühlt Keiner wie ich. Unter Gleichgesinnten will ich sein. Ach, Fritz, auch Du verstehst mich nicht!"

„Doch, doch," sagte er eifrig. „Sehr gut verstehe ich Dich. Aber warum willst Du Dich lebendig begraben lassen, um Gottes willen!?"

Sie beugte sich seinem Ohr ganz nah. „Weil ich mich vor mir selbst retten möchte, Fritz," sprach sie murmelnd.

„Wieso denn?" Er war schon ganz verwirrt. „Was ist denn los, Thekla?"

„In meinem Herzen wohnt eine Liebe, die zu hegen eine Todsünde ist," kam es flüsternd über ihre Lippen.

„Nanu ...!" Er haschte nach ihrer Hand. „Das hatte ich immer gefürchtet: und diesen Pater Max" ...

Sie machte eine Schweigen heischende Gebärde. „Still. Solche Dinge spricht man nicht so klipp und klar aus. Ich gehe nach Salzburg, wo ein Karmeliterinnenkloster ist, mache dort mein Noviziat, nehme den Schleier und sterbe für alle Menschen. Auch für ihn. Und er für mich. Jetzt weißt Du Alles."

„Jetzt weiß ich Alles," sprach er wie betäubt nach.

„Und Du wirst schweigen?" fragte sie sehr eindringlich und legte die Hand auf seinen Arm. „Noch muß mein Entschluß Geheimniß bleiben. Du wirst schweigen, Fritz, nicht wahr? Du hast es mir versprochen!"

„Und ich verspreche es Dir noch einmal," sagte er. „Aber was Du mir da anvertraut hast, ist ganz schrecklich!"

„Nur Eins ist schrecklich: die Sünde," erwiderte sie ernst.

Verwirrt sah er sie an. Arme, arme Thekla! Ihre Beichte hatte ihn aufgeregt und er hatte sogar versäumt, zärtliche Blicke mit seiner jungen Frau zu wechseln. Und so bemerkte er auch jetzt nicht, daß Frau Erny in gespannter Lauscherstellung dasaß und scharfe Blicke zu ihm und Thekla herübersandte.

...Eine Stunde später fuhr er mit seiner kleinen Frau nach Hause. Als sie ihr hübsches Heim erreicht hatten und im Schlafgemach die Oberkleider ablegten, fragte er sie, wie sie sich amusirt habe.

„Gar nicht," antwortete sie in klagendem Ton. „Und ich bin so müde!"

Sie setzte sich auf die Chaiselongue und hielt ihm die runden Händchen hin. „Bitte, hilf mir die Handschuhe ausziehen!"

Wie süß sie Das sagte! Und immer war es so, wenn sie von einer Gesellschaft nach Hause kamen: stets war sie so müde, daß sie sich allein nicht auszukleiden vermochte. Und da man das arme Dienstmädchen nicht wecken wollte, mußte ihr natürlich der Gatte behilflich sein.

Er war ihr auch heute behilflich. Kniete vor ihr und knöpfte ihr die Stiefelchen auf. Damit fing man jedesmal an.

„Warum hast Du Dich denn nicht amusirt, mein Engelchen?" fragte er, zu ihr aufsehend.

Sie warf schmollend die Lippen auf. „Weil Du so abscheulich gegen mich warst! Mich gar nicht beachtet hast!"

„Wieso denn abscheulich und nicht beachtet, Erny?"

„Na, während des Kotillons. Du weißt schon! Diese Bohnenstange von einer Cousine liegt Dir eben noch immer im Sinn."

„Warum nicht gar!" Er war mit den Stiefeletten fertig geworden und steckte weiche Pantoffelchen an ihre Füße.

„Ja, ja. Ich weiß, was ich weiß. Und so verblüht sie ist — dekolletirt müßte sie übrigens nett aussehen —, sie gefällt Dir noch immer. Und wie sie mit Dir kokettirt hat! Es war geradezu unanständig."

„Thekla kokettirt überhaupt mit Niemandem."

„So? Ich aber sage Dir, daß sie eine Erzkokette ist. Hak' mir doch die Taille auf!" rief sie ungeduldig und herrisch. „Ich bin ja so schrecklich müde!"

Er hatte ihr mit einiger Mühe die enge Taille auf und zog sie ihr vom Leibe. Ach, wie hübsch sie im mit Spitzen besetzten, schwarzseidenen Korset aussah! Er wollte sie auf die Schulter küssen. Doch Erny wich ihm aus.

„Laß mich in Ruhe", sagte sie. „Ich bin böse auf Dich."

„Aber weshalb denn, Maus?"

Sie legte die Hände an die drallen Hüften. „Weil Du treulos bist und schlecht. Alle Männer sind so. Mama sagt es auch. Und sie hat Recht. Und ich möchte am Liebsten sterben."

Wahrhaftig: sie fing zu weinen an. Er war sehr bestürzt und zog sie an sich. „Mein Gott, was hast Du denn?"

„Unglücklich bin ich!" stieß sie heraus. „Das schlechte Mädchen will Dich mir nehmen! Früher hat sie nichts von Dir wissen wollen. Aber heute reizest Du sie, weil Du verheirathet bist . . ."

„Hätte ich ihr nur nicht gesagt, daß Thekla meine Jugendliebe war!" achte er. „Warum sage ich ihr aber auch Alles, ich Esel!"

„Ich reize sie nicht im Mindesten," antwortete er der erbosten kleinen Frau.

„Nicht? Und was hatte sie Dir denn in Einem fort ins Ohr zu flüstern? Die Hand auf Deinen Arm zu legen? Sich mit dem ganzen Oberkörper auf Dich zu legen? Hart genug mag ihre Berührung sein und ich beneide Dich wahrlich nicht darum . . . Aber ihre Schlechtigkeit bleibt sich gleich. Wie sie Dich nur angeschmachtet hat! Es hat blos noch gefehlt, daß sie sich Dir an den Hals warf . . . Und viel hat nicht dazu gefehlt: sie war Dir nah genug!"

„Aber alles Das ist blanker Unsinn, Erny. Komm, ich will Dich vollends auskleiden; dann legst Du Dich schlafen."

„Ich brauche Dich nicht dazu. So müde ich bin: ich werde mich allein auskleiden. Und schlafen magst Du anderswo. Nicht hier, bei mir."

Jetzt wurde er ärgerlich.

„Sei doch vernünftig, Erny. Wenn Du wüßtest, was wir zusammen gesprochen haben!"

„Ich weiß es aber nicht. Und Du wirst es mir nicht sagen. Du wirst Dich hüten!"

„Ich gebe Dir mein Wort, daß sie . . . nicht an mich denkt."

„Ich glaube Dir nicht." Sie drängte sich an ihn und weinte aufs Neue. „Wie kann man nur so grausam sein und seine Frau so quälen!"

Ihre Nähe machte ihm ganz warm und ihre Thränen marterten ihn.

„Sie liebt ja einen Anderen, Erny," entfuhr es ihm in seiner Verliebtheit und Bedrängniß.

Erny horchte auf. „Wen denn?"

„Ach, Einen, den sie nicht lieben darf . . . Es ist eine unglückliche Geschichte."

„Und Du sollst wohl ihr Tröster sein?" fragte sie, wieder schärfer.

„Bewahre. Ins Kloster will sie, dieser Geschichte wegen. Karmeliterin will sie werden. Und davon haben wir geredet."

„Davon!" Sie lachte. „Mag sie ins Kloster gehen! Dorthin paßt sie mit ihrem Augenverdrehen. Und Der, den sie liebt, ist wohl der Pater Max?"

„Ja, es ist der Pater Max."

Erny lachte noch einmal, fragte noch Allerhand und ließ sich, während er ihr willenlos Antwort gab, ohne Widerrede von ihm entkleiden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Freilich: am Morgen war ihm katzenjämmerlich zu Muthe. Und noch schlimmer wurde es, als ihm Erny eine Postkarte brachte. Die Karte war von Thekla. Und darauf stand in großen, weithin leserlichen Schriftzügen: „Hast Du geschwiegen?"

Er schämte sich gewaltig.

Und zwei Stunden später traf eine neue Postkarte ein. Wieder von Thekla.

„Es war nur eine Probe," schrieb sie ihm. „Ich bin in den Pater Max nicht verliebt. Ich verehre ihn blos, — ohne Sünde. Ich will auch nicht ins Kloster gehen. Nur beweisen wollte ich Dir, daß ich Euch richtig beurtheile und daß Ihr Ehemänner den Mund nicht halten könnt. Und froh bin ich, daß die Kirche, klug wie immer, den Cölibat über ihre Diener verhängt hat. Was würde aus dem Beichtgeheimniß werden, wenn auch die Priester heirathen dürften!

Thekla.

P. S. Laß Erny beide Karten lesen, wenn sie es nicht bereits von selbst gethan hat. Aber wie ich die Ehefrauen kenne, hat sie die Karten vor Dir gelesen."

So war es auch. Erny wußte die zwei Postkarten schon auswendig. Und so schämte er sich auch vor ihr, seines „Reinfalls" wegen.

Doch die kleine Frau tröstete ihn. „Laß sie schwatzen!" sagte sie. „Wenn sie einmal einen Mann hat — ich fürchte zwar sehr, daß sie Keiner mehr nimmt —, wird sie es genau eben so machen. Darauf kannst Du Dich verlassen!"

Wien. Emil Marriot.

Kinderrechte.

Der mongolische Kaiser Dschingis, der die Kindes- und Elternliebe der Chinesen kannte, deckte, als er sie bekriegte, seine Vorhut mit den Kindern und Eltern seiner Feinde. So decken die Antifeministen mit der Mutterschaft ihre Argumente, um die Invasion des weiblichen Feindes in ihre Gebiete zu verhindern.

Trotz der Heiligsprechung der Mutterschaft ist das Kind in der Menschheitgeschichte noch nie zu seinem Recht gekommen. Die ungeheure Sterblichkeit der Säuglinge legt Zeugniß davon ab. Und es ist das Recht des Kindes, zu leben. Generationen von Kindern verrohen, entarten im Gifthauch einer entsittlichten Umgebung. Schutz vor körperlichen und geistigen Mißhandlungen ist das Recht des Kindes.

Wer nicht schaudernd, von grenzenlosem Erbarmen durchglüht, die Berichte über das Kinderelend in den englischen Fabriken gelesen hat, trägt ein Herz von Stein in der Brust.

Nur von dem kleinen Kinde will ich heute sprechen, von dem Baby, für das Andere verantwortlich sind.

Welche Andere?

Die Mutter?

Ja, wenn wir an die Mutter von Gottes Gnaden glauben. Die Verheiligung der Mutterschaft gehört zu den konventionellen Verlogenheiten.

Wie? Diese kleinen Kinder, die liebende Mütter haben, auch die kämen nicht zu ihrem Recht?

Auch sie — in der Mehrzahl — nicht.

Die Gegner der modernen Frauenbewegung freilich sehen in der Mütterlichkeit des Weibes die Verbürgung der Rechte des Kindes. Daher ihre feindliche Haltung gegen die umstürzlerischen Weiber der Emanzipation, die, wie es scheint, nichts Geringeres planen als einen neuen bethlehemitischen geistigen Kindermord.

Daß alle seelischen und physischen Kräfte des Weibes nur der Mutterschaft zu dienen haben, daß auf der Mütterlichkeit ihre Genialität beruhe, wird neuerdings wieder mit den Zeusgebärden souverainen Allwissens der Welt verkündet. Wie sich in Wirklichkeit das Leben der Frau als Mutter der Babies abspielt, will ich zu schildern versuchen.

Die Mutterliebe ist ein Naturtrieb.

So recht von Herzen kann ich nicht einmal an diesen kaum je bezweifelten Naturinstinkt glauben.

Lege ein fremdes Kind statt des eigenen der Mutter, die eben geboren hat, in die Wiege und sie wird das untergeschobene Geschöpfchen — falls

sie von der Vertauschung nichts weiß — in ihr Herz schließen, als wäre es ihr leibliches Kind. Ich kenne Fälle, wo kinderlose Frauen ein adoptirtes Kind mit der denkbar inbrünstigsten Mutterliebe umfaßten. Nicht der Naturinstinkt scheint mir der Grundpfeiler der menschlichen Mutterliebe; eher ist es das Schaffen und Wirken an dem Kinde. Die Mutter fühlt sich als das Schicksal des kleinen hilflosen Geschöpfes, das ihr anvertraut wurde, wobei allerdings die Vorstellung, daß es ihr eigenes Fleisch und Blut ist, mitwirkt. Die Vorstellung sage ich, — nicht die Thatsache.

Ein Beispiel aus meinem eigenen Leben mag das Gesagte erläutern. Aus irgend welchem Anlaß wohnte einmal eine kleine Nichte einige Monate bei mir. In kürzester Zeit liebte ich das Kind, das ich vorher kaum gekannt hatte (die Eltern wohnten in einer anderen Stadt), wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. Seine Gegenliebe bereitete mir Entzücken, es war mein Geschöpfchen, das ich zu behüten, zu versorgen hatte, für das ich verantwortlich war. Als das Kind mir wieder genommen wurde, entschwand es allmählich aus meinem Gedächtniß und aus meinem Herzen.

Ein noch markanteres Beispiel, wobei es sich freilich um einen Mann handelt, einen älteren Herren und vielbeschäftigten Kaufmann. Dieser Mann — ein naher Verwandter von mir. — hatte acht Kinder, denen er keinerlei Interesse zuwandte; höchstens zeigte er an ihren weltlichen Erfolgen einige Antheilnahme. Die Kinder gehörten ganz der eifrigen, willensstarken Mutter. Der charakterschwache Vater war eine Null im Hause. Einer seiner Söhne starb mit der Bitte auf den Lippen, daß der Vater sich seines verlassenen, unehelichen kleinen Mädchens annehmen möge. Und dieser trockene Geschäftsmann, der sich um seine eigenen Kinder nie gekümmert hatte, wurde diesem Kind ein überzärtlicher Vater. Sein ganzes Gemüthsleben konzentrirte sich auf die Kleine, die wahrscheinlich ohne ihn gestorben oder verdorben wäre. Es war rührend, zu beobachten, wie er heimlich, fast mit dem Gefühl einer Schuld, Tag für Tag zu dem Kinde schlich und sich mit Geschenken und zarter Fürsorge für die Enkelin nicht genug thun konnte. Und das Kind gab ihm Liebe für Liebe. Daß es ja in der That aus seinem Blute stammte, hatte mit seiner Liebe nichts zu thun.

Es ist eine oft gemachte Wahrnehmung, daß ein Vater seinem ehelichen Kinde häufig erst dann ein echter fürsorgender Vater wird, wenn der Tod ihm die Gattin, dem Kind die Mutter entrissen hat.

Zum Bestand der Mutterliebe gehört als wesentliches Element die Gegenliebe des Kindes. Denken wir uns diese Liebe ausgeschaltet, so dürfte die Mutterzärtlichkeit eine starke Abkühlung erfahren. Ich kenne Fälle, wo Mütter mit einer zahlreichen Kinderschaar diejenigen Kinder, die sie mit der eigenen Milch genährt haben, leidenschaftlich liebten, den Ammenkindern aber,

die, von der Mutter sich wendend, nach der Amme schrien, abhold waren. Kluge und gute Frauen freilich werden es verstehen, sich der kleinen Geschöpfchen, wenn die Amme entlassen ist, zu bemächtigen.

Welches aber auch der Grund und Urgrund der Mutterliebe sein mag: sie ist da, sie wird immer da sein, selbst wenn Titaniden der Emanzipation den Himmel dieser Gemüthswelt zu stürmen sich unterfangen wollten; eine Liebe mit leichtem Anklingen an Mystisches, das das Kindchen in Zusammenhang bringt mit dem „Woher“? „Wohin“? aller Kreatur, und als ob in der klaren Tiefe dieser fragenden Kinderaugen noch ein Abglanz ruhte von einer anderen Welt, aus der sie kommen, — Engelsbilder, die irgendwo Flügel verloren.

Warum aber soll diese Liebe eine so überaus geniale, das Leben der Frau erschöpfende Leistung sein? Schlechte und gute Frauen lieben in gleicher Weise ihre Kinder; und sie lieben auch ihre seelisch mißrathenen Sprößlinge, die voraussichtlich der Menschheit Unheil bringen. Und solcher Liebe ein Heiligenschein? Wir bewundern doch auch den Künstler nicht, der sein mißlungenes Werk anbetet; eher lächeln wir darüber hinweg, mitleidig, geringschätzig.

Die Zärtlichkeitbeweise, die Liebkosungen, die eine Begleiterscheinung der Liebe für die Babies sind, machen offenbar der Mutter mehr Vergnügen als dem Kinde. Diese Liebe, die ein so kleines, hirn- und seelenloses Geschöpfchen brünstig umklammert, es förmlich in sich saugt, in ekstatischer Wonne, bezeichnet das starke sinnliche Element in der Mutterliebe. Die Kinder vor Liebe auffessen, ist eine oft angewandte Redensart.

Diese zärtlichen Muttergefühle immer auf dem Präsentirteller, als pièce de résistance in der Argumentation gegen die Frauenbewegung, ist aufdringlich, abstoßend. Wie man in seinem Kämmerlein betet, so liebe man daheim sein Kindchen. Aber ich sehe keinen Grund, Gefühle, die einen so reichen Lohn schon in sich selbst tragen, als ungeheure, Ehrfurcht gebietende Qualitäten an die große Glocke zu hängen, Heiligenscheine dafür als Dutzendwaare auf den Markt zu werfen, auch für Stirnen, hinter denen nie eines Gedankens Gluth gestrahlt, nie ein Funke von Edelsinn auch nur geglimmt hat. Mir ist dieses Protzen mit der Mutterliebe — eine erweiterte Selbstliebe — widrig. Frauen können ihren Kindern die zärtlichsten Gefühle weihen und sich anderen Kindern, ja, der ganzen übrigen Menschheit gegenüber herz- und gemüthlos erweisen. Das wäre die echte Mutter, die allen Kindern hold ist.

Viele Frauen haben vielleicht keine anderen Vorzüge, aber gar keine; sie können vielleicht nicht einmal kochen: da bleibt ihnen doch immer noch die Mutterliebe. Die kostet keine Arbeit, wird nicht erworben, ist von selbst da, und je heftiger sie da ist, um so mehr rückt sie die Mutter in eine verklärende Beleuchtung.

Die Mutterliebe entbehrt der Idealität, die man ihr zuspricht, wenn es mir auch fern liegt, zu leugnen, daß es eine Mutterliebe giebt, die rührend und ergreifend ist, eine Liebe, die immer tröstet, immer verzeiht, die immer giebt und niemals nimmt, die selbst an dem entgleisten Kinde, das am Pranger der Menschheit steht, in unverbrüchlicher Treue festhält. In Romanen kommen diese Mütter noch häufiger vor als im Leben.

In dem Aufsatz eines geistvollen Schriftstellers las ich kürzlich, Rousseau habe für die gebildeten Europäer erst das Kind entdeckt. „Seitdem wurde es Mode, an dem kleinen Ding Etwas zu finden. Bis dahin fand die Mutter selten den Weg in die Kinderstube. Der Mutter wurde es bequem gemacht, nicht dem Kinde. Daher die Schaukelwiege, der Lutschbeutel, das Steckkissen. Noch heute ist es in der Normandie Brauch, den Säugling in der Küche an einen Nagel zu hängen. Die Wilden sind schlechte Mütter." Die Gewähr für die Richtigkeit dieser Darstellung überlasse ich dem Autor.

Es sind die kleinen hilflosen Geschöpfe, die Babies, denen die Mutter die größte Zärtlichkeit widmet. Der Säugling in der That ist von der Natur auf die Mutter angewiesen. Bei der heutigen Beschaffenheit der Frau kommt das Säugeamt nur zu oft in Wegfall. Surrogate für die Muttermilch mögen in vollkommener chemischer Zusammensetzung noch nicht vorhanden sein. Sie herzustellen, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Es ist vorauszusehen, daß die Mutter der Zukunft im Stande sein wird, ihre Nährpflicht besser zu erfüllen als die jetzige Generation. Die Erfahrung widerlegt die Ansicht, daß die Nährthätigkeit auf den geistigen und körperlichen Zustand der Frau ungünstig einwirke. Im Gegentheil: viele Frauen fühlen sich in dieser Zeit besonders wohl.

Vorkehrungen zu treffen, daß die Mutter ihres Säugeamtes neben einer Berufsthätigkeit walten kann, liegt im Bereich der Möglichkeit.

Eine ausgezeichnete Schriftstellerin weist auf „die ungeheure psychologische Bedeutung hin, die die persönliche Pflege des Kindes für die Mutter habe." Die persönliche Pflege und Fürsorge . . . Hm! Die Mutter wäscht, wickelt, badet Tag für Tag das kleine Kindchen, sie giebt ihm das Fläschchen und kocht ihm das Süppchen, füttert es, trägt oder fährt es spaziren, singt es in den Schlaf, näht und wäscht seine Kleidchen und besorgt nachts, was zu besorgen ist.

Thut sie Das?

Bewahre! Dazu ist ja die Kinderfrau da.

Ob eine Pflicht für die Frau besteht, ihr ganzes Leben den Kindern zu widmen, darüber mag man verschiedener Meinung sein. Daß kaum eine Frau dieser Pflicht nachkommt, ist sicher; sie kann es auch nicht, ohne ihre soziale Stellung, ihre gesellschaftlichen Beziehungen, ihren Gatten an den Nagel zu hängen (ich meine Das bildlich).

Wohlgemerkt: ich spreche hier immer nur von der Mütterlichkeit mit Ausschluß des Proletariates, bei dem die Nothlage die Kinderfürsorge auf ein Minimum herabdrückt.

Das Warten der kleinen Kinder ist außerordentlich angreifend. Eine durch lange Uebung erworbene Geduld gehört dazu, Ruhe, starke Arme und sogar eine gewisse Freiheit von allzu heftigen Liebesaffekten. Siehe: Klein Eyolf. Das kleine Kind bedarf der unausgesetzten Beaufsichtigung.

Ich kenne eine wahnsinnig zärtliche Mutter, die als sie von einer seltsamen Krankheit hörte, die irgendwo unten im Süden ausgebrochen sein sollte, bei der Vorstellung, daß ihre Lieblinge davon ergriffen werden könnten, in heiße Thränen ausbrach. Die selbe junge Frau aber versicherte, sie würde lieber Holz hacken, als ihre Kinder den ganzen Tag warten.

In Frankreich und Italien wurden und werden noch heute vielfach die kleinen Kinder aufs Land gegeben, theils aus hygienischen Gründen, theils, weil es eben Landesbrauch war. Daß die Mutterliebe in diesen Ländern ausgestorben ist, bezweifle ich. Die Tage, an denen die Kinder besucht werden, sind Festtage für die Familie. In keinem Lande Europas giebt es zärtlichere Eltern als in Italien; sogar der Vater nimmt dort im vollsten Maße daran seinen Theil. Und sind die Engländerinnen etwa Rabenmütter? In England ist die Pflege der kleinen und kleineren Kinder völlig der nurse überlassen. Die nurse ist eine gründlich und trefflich für ihren Beruf geschulte Person, die ihre ganz bestimmten, weitgehenden Rechte hat, Rechte, die selbst die Mutter nicht anzutasten wagt; und auch nicht anzutasten braucht. Ja: eine englische Mutter schickt ihre Kinder allein mit der nurse in bestimmte Seebäder und darf der Ueberzeugung sein, daß sie selbst nicht besser für die Kinder dort sorgen könnte, als die nurse es thut. Auch bei uns in Deutschland sind die Kinderfrauen Machthaberinnen; leider sind sie nicht annähernd so tüchtig und geschult wie die englischen nurses. Ihre Unzulänglichkeit beruht aber doch nicht auf einer Naturnothwendigkeit. Man wird für Institute zu sorgen haben, aus denen Kinderpflegerinnen hervorgehen, die den englischen ebenbürtig sind.

Ich habe verkehrt und verkehre noch in einer großen Anzahl gebildeter und intelligenter Familien. Einige davon sind reich, andere arm. In all diesen Familien werden die Kinder zärtlich geliebt, oft über das vernünftige Maß hinaus, und in all diesen Familien ist der Verkehr der Mütter mit ihren Kindern völlig gleich. Die Mutter ist den Tag über zwei, wenn es hoch kommt, drei Stunden mit ihren Kindern zusammen. Die Kinderfrau (später das Kinderfräulein) bringt morgens das Kindchen zum Morgengruß ins Schlaf- oder Wohnzimmer der Mutter. Die kost und spielt ein halbes Stündchen mit ihm. Dann zieht sich die Wärterin mit dem Kleinen wieder

in die Kinderstube zurück. Ist das Kindchen noch ganz jung, so wird Muttchen wohl zu ihrem Vergnügen als Zuschauer zum Baden eingeladen. Nach Tisch zum Dessert und nachmittags beim Kaffee präsentirt die Kinderfrau abermals das Herzblättchen auf kurze Zeit. Und ab und zu im Laufe des Tages steckt Muttchen wohl noch flüchtig den Kopf ins Kinderzimmer, mit dem kleinen Schatz liebäugelnd oder ihn mit vielen, vielen Küssen erstickend. Und liegt Kindchen abends im Bett, so ruft die Kinderfrau sie zum Gutenachtsagen und zum Gebet, falls das Muttchen nicht gerade durch Theater, Konzerte oder Gesellschaften in Anspruch genommen ist.

Baby ist Muttchens Zeitvertreib und Spielen und Kosen sein Inhalt.

Den größten Theil des Tages gehören die Kinder der Kinderfrau oder dem Fräulein. Die Mutter stattet nur Besuche im Kinderzimmer ab, das Kind nur Besuche im Wohnzimmer. So ist es. Wer aber meint, daß hier Wandel geschafft werden müsse, damit der Mutter allein „der ungeheure psychologische Vortheil der persönlichen Pflege des Kindes" zufalle, Der trete offen für die Abschaffung der Kinderfrauen ein, statt — wie es gewöhnlich geschieht — diese breiten Machthaberinnen in der Kinderstube völlig zu ignoriren.

Die Wärterin meiner Kinder bekam Wuthanfälle, wenn ich einmal mein Kind selbst baden, wickeln oder im Garten spaziren fahren wollte. Das sei ihre Sache. Sie empfand mein Eingreifen als eine Ehrverletzung, eine tötliche Kränkung. Und ich, — ich suchte heimlich, hinter ihrem Rücken, meinem Kindchen beizukommen. Die Despotin an die Luft zu setzen, wäre natürlich vernünftiger gewesen.

Gewiß hat die Mutter immer und überall die Pflicht zur Oberaufsicht über die Kinderwärterinnen. Die Wirksamkeit der Oberaufsicht aber hängt viel weniger von ihrer Liebe und der Zeitdauer ab, die sie dieser Thätigkeit widmet, als von ihrer Intelligenz und ihrem Charakter.

Ist die Mutter als Pflegerin und Erzieherin eine absolute Nothwendigkeit für das Kind? Ist die Untrennbarkeit von Mutter und Kind ein für alle Ewigkeit geltendes Prinzip? Zwei Gesichtspunkte kommen dabei in Frage. Erstens: die Freude und das Glück der Mutter am Kinde; und zweitens: das Gedeihen und das Glück des Kindes.

Die Freude und das Glück der Mutter! Ja, wissen denn die Frauen nicht selbst, wo ihr Glück, wo ihre Freuden blühen? Ist das Kind ihr größtes Glück, ihre intimste Freude, so werden sie es sich um keinen Preis der Welt entreißen lassen, am Allerwenigsten aber werden sie sich dieses Glückes freiwillig entäußern. Und es ist ein Luxus der Großherzigkeit, wenn die Männer sich so feurig für das Glück ihrer Schwestern ereifern.

Und: die Wohlfahrt des Kindes. Wie? Ist das Herz der Mutter

nicht ihr bester Hort? Darauf antworte ich: Das Kind gedeiht da am Besten, wo eine erzieherisch begabte Persönlichkeit von edler Gesinnung, von Intelligenz und Herzensgüte über ihm wacht, es leitet und führt. Besitzt die Mutter diese Eigenschaften: um so besser. Besitzt sie sie nicht, dann wird das Kind in ihrer Sphäre das bestmögliche Gedeihen nicht finden.

Und die hellseherische Kraft des Mutterinstinktes? Gehört sie doch zu den auswendig gelernten ewigen Wahrheiten, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Erst kürzlich las ich in der Schrift eines warmen Feministen, daß „selbstverständlich, wie bisher, so auch in Zukunft die wunderbar hellseherische Kraft des liebevollen Mutterinstinktes das Beste thun wird.“ So lange man sich von dieser alteingesessener Wahnvorstellung nicht frei macht, wird der milden Engelmacherei der Instinktmütter Vorschub geleistet. Ich glaube nicht an die Wunderwirkung des Mutterinstinktes; eher scheint mir die Mutterliebe, die nur in Ausnahmefällen nicht blind ist, ein Hemmniß des fruchtbaren Wirkens am Kinde.

Und das Glück des Kindes? Braucht das Kind nicht Liebe? Gewiß. Aber es gilt ihm gleich, von wem die Liebe kommt. Es kann die Mutter sein; sie braucht es aber nicht zu sein. Die Liebe des Kindes zur Mutter ist ganz sicher kein Naturinstinkt. Sein instinktives Bedürfniß nach Liebe und Anhänglichkeit fällt den Personen zu, die ihm Lust bringen, sei es durch Nahrung, Spielzeug oder was ihm sonst Behagen schafft. Der Säugling von sechs Monaten jauchzt der Amme, nicht der Mutter entgegen. Bei dieser Kindesliebe ist eben auch die Gewohnheit dauernden Beisammenseins und das Gefühl der Abhängigkeit von der pflegenden Persönlichkeit ein stark mitwirkendes Element. Darauf ist zum Theil die merkwürdige Erscheinung im Kindesleben zurückzuführen, die mich oft mit Staunen und Groll erfüllt hat: daß die kleinen Kinder ihren Wärterinnen, auch wenn sie schlecht und ungerecht von ihnen behandelt werden, leidenschaftlich anhängen.

Ich betone hier ausdrücklich, daß nie und nimmer ein Gewaltakt das Kind von der Mutter reißen soll. Was das Recht des Kindes erheischt, wird sich in langsamer, allmählicher Entwickelung zu höheren Kulturstufen von selbst ergeben.

Wenn die Kindchen bei der Aufziehung durch ungeschulte Kinderfrauen und unreife Kindermädchen nicht zu ihrem Recht kommen: der Mutter ist kein Vorwurf zu machen. Sie ist eben, wie sie sein kann. Die Babies kommen nicht zu ihrem Recht, weil die Mütter selbst nicht zu ihrem Recht gekommen sind. Das heißt, nicht zur Entwickelung der Intelligenz, die ihnen das Verständniß für die Psyche des Kindes erschlossen hätte, der Kenntnisse, von denen das leibliche Wohl des Kindes abhängt; wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß auch eine Frau, trotz aller Intelligenz und allem Wissen,

wenn ihr die erzieherische Begabung abgeht oder schlechte Charaktereigenschaften ihre Geistesvorzüge neutralisiren, eine ungute Mutter sein wird.

Die Mutterschaft soll mehr sein als eine auf selbstischen Vorstellungen beruhende, undisziplinirte Gefühlsschwelgerei.

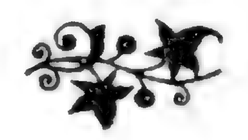
Bisher ist in dem Verhältniß von Mutter und Kind die Mutter mehr zu ihrem Recht gekommen als das Kind. Sehr erklärlich. Die Mutter redet, das Kind nicht.

Auch die Umwerthung der Mutterschaft steht auf dem Programm der Zeit. Daß sie eine unvergleichliche Vertiefung und Veredelung erfahren wird, wenn die Frau erst zu Lebens- und Erkenntniß-Höhen gestiegen ist, die ihr bis jetzt nicht zugänglich waren, unterliegt für mich keinem Zweifel. Die Mutter von heute und gestern wird nicht mehr die Mutter der Zukunft sein.

Man vergleicht gern die junge Mutter mit dem Kind im Arm einem Madonnenbild. Und Das wäre wohl die rechte Mutter, die, gleich der Mutter Maria, mit ehrfürchtiger Inbrunst auf das Kind in ihrem Schoß blickte, in der Erkenntniß, daß das Kind die Zukunft bedeutet. Das heißt: einen Fortschritt der Menschheit. Zu solchen Müttern verhelfe die große moderne Frauenrevolution dem Kinde!

Die Emanzipation des Weibes ist das Recht des Kindes.

Hedwig Dohm.



Generalversammlungen.

Ein alter, erfahrener Börsenmann sagte mir einmal: „Lieber Freund, Sie mögen gegen unsere Bank schreiben, was Sie wollen; wenn die Kurse steigen, ist doch Alles nicht wahr.“ Den Eindruck, daß Alles nicht wahr ist, was früher behauptet und nicht widerlegt wurde, hat man besonders, wenn man die Generalversammlungen der Banken besucht. Namentlich bei der Frühjahrsparade der Nationalbank für Deutschland konnte man glauben, Alles, was im Vorjahr geschehen war, sei längst aus der Erinnerung entschwunden. Fünfzehn Aktionäre waren anwesend. Freilich waren noch mehr Leute im Saal; aber der Eingeweihte erkannte darunter manchen Auch-Journalisten, der stets, mit einer Aktie bewaffnet, in die Versammlungen zu gehen pflegt. Und unter den fünfzehn „echten“ Aktionären, die wenig mehr als 4 Millionen Mark Kapital vertraten, bestand der größte Theil noch aus den Angestellten interessirter Firmen. Neben anderen sahen wir einen Vertreter der Firma Wiener, Levy & Co., deren Mitinhaber im Aufsichtrathe der Bank sitzt. Da wird uns immer sehr feier-

lich verkündet, daß bei der Dechargirung Aufsichtrath und Direktion sich der Abstimmung enthalten, wie es das Gesetz verlangt. Gewiß: Herr Levy stimmt nicht mit; aber der Prokurist der Firma Levy & Co. darf stimmen. Unsere modernen Aktionärversammlungen trifft mit bitterer Wahrheit das Wort jenes Leiters einer französischen Generalversammlung, der, als ein Aktionär sich eine Cigarre anzünden wollte, ihm zurief: Ne fumez pas, monsieur! Vous ne voyez donc pas tous ces hommes de paille? Ferner saß unter den „echten" Aktionären ein Prokurist der Firma Hardy & Co., deren Inhaber, Herr Andreae, neu für die Wahl zum Aufsichtrath vorgeschlagen war. Das Interessanteste an dieser Versammlung war das Auftreten des Herrn Generalkonsuls Landau, der feierlich erklärte, zwischen ihm und der Direktion habe es niemals irgend welche Differenzen gegeben. Er habe seine Stellung als Aufsichtrath der Nationalbank für Deutschland aufgegeben, als er merkte, daß ihm die Zeit zur Erledigung all seiner Amtspflichten fehle; und niemals habe er gegen den Willen der Direktion ein Geschäft bei der Nationalbank durchgesetzt. Das wurde vom Vorstandstisch her bestätigt und außerdem erklärt, niemals hätten ernstere Meinungverschiedenheiten, als sie unter Kollegen unvermeidlich seien, zwischen den verschiedenen Mitgliedern der Direktion geherrscht. Alles, was über solche Differenzen verbreitet worden sei, gehöre ins Reich des Mythos. Bekanntlich waren aus den Bureaux der Nationalbank Meldungen durchgesickert, die sich weniger friedlich ausnahmen. Die Meinungverschiedenheiten zwischen den lieben Kollegen Peter und Stern sollten nach jenen „unwahren Erzählungen" manchmal so ernst gewesen sein, daß aus den Tintenfässern der schwarze Saft erschreckt emporspritzte. Herr Direktor Peter ging denn auch, wie es hieß, „aus Gesundheitrücksichten". Daß die Demission wirklich keinerlei andere Gründe hatte, wird, nach den bündigen Erklärungen vom Vorstandstisch aus, jetzt Niemand mehr zu bezweifeln wagen. Aber gegen andere Erklärungen regen sich doch Zweifel. Daß Herr Landau gegen den Willen der Direktion keine Geschäfte gemacht hat, ist klar. Nur hatte er eben zwei Vertreter in der Direktion und auch die Mehrheit des Aufsichtrathes zeigte sich ihm so gefügig, daß es wahrscheinlich keiner besonderen Energie bedurfte, um die Geschäfte, die er machen wollte, durchzusetzen. Ist etwa die Nationalbank nicht von ihm mit der Kleinbahngesellschaft hereingelegt worden? Und ist das Kleinbahngeschäft nicht eins der skandalösesten Geschäfte, die in der vorläufig letzten Gründungperiode überhaupt gemacht worden sind? Auf diese heikle Frage ging Herr Landau nicht näher ein. Es war auch nicht nöthig; denn was geschehen ist, ist geschehen. Und es soll hier immerhin noch als ein achtbares Zeichen persönlichen Muthes gerühmt werden, daß er überhaupt in die Generalversammlung kam, um den Aktionären Rede und Antwort zu stehen. Doch hätte er besser gethan, diesen guten Eindruck nicht dadurch zu verwischen, daß er sich plötzlich spreizte und Werth auf die Feststellung legte, er habe in den Zeiten der Hochkonjunktur nicht in 37, sondern nur in 31 Verwaltungräthen gesessen. Er hätte auch, wenn es ihm irgend möglich war, verhindern sollen, daß einer der Aktionäre ein Loblied auf ihn anstimmte und ihn beinahe flehentlich bat, doch wieder in den Aufsichtrath zurückzukehren. Ich glaube, der Herr Generalkonsul thäte gut, wenigstens erst etwas Gras über die Dinge, die geschehen sind, wachsen zu lassen; und seine intimsten Freunde konnten ihm keinen besseren

Rath geben als den: vorläufig lieber hinter den Coulissen Banken zu fusioniren, als im Licht der Rampe schon wieder in Hauptrollen aufzutreten.

Die Nationalbank-Versammlung war insofern eine Ausnahme von der Regel, als sich ein paar neugierige Aktionäre fanden, die nach Diesem und Jenem fragten und sich sogar sehr schwer zufrieden gaben, obwohl Herr Direktor Stern auf jede Anfrage Etwas — wenn auch nicht gerade viel — zu erwidern wußte. Drei Punkte interessirten besonders. Natürlich wurden die Beamtenentlassungen berührt. Herr Stern ging mit beneidenswerther Nonchalance darüber hinweg; nur jungen Leuten, die man nicht brauchen konnte, sei gekündigt worden. Die Sache sei in der Oeffentlichkeit aufgebauscht worden. Mehrere Beamte, die zum ersten April keine Stellung bekommen konnten, habe man behalten. Ich habe hier früher über die Beamtenentlassungen der Nationalbank genaue, mit Ziffern belegte Angaben gemacht, die nicht widerlegt worden sind. Danach hatte auch die oft gescholtene Oeffentlichkeit alle Veranlassung, sich über die Entlassungen aufzuregen. Sogar Leuten, die seit elf Jahren in der Bank arbeiteten, war gekündigt worden. Herr Stern sagte den Aktionären ferner, man werfe ihm vor, Beamte entlassen zu haben, und finde wiederum doch das Unkostenkonto noch immer zu hoch. Ja, vergißt denn Herr Stern ganz, daß in dem Unkostenkonto für das Jahr 1900 210000 Mark Direktorentantieme stecken? Solche Posten dürften wohl von den Aktionären bemängelt werden, nicht aber die Beamtengehälter, die nach meiner damaligen Aufstellung recht kärglich waren. Dann wurde das Bankgebäude monirt. Ein Aktionär meinte, ihm sei erzählt worden, einige Räume seien so luxuriös ausgestattet, daß kein Beamter sie betreten dürfe. Herr Stern gab zu, das Gebäude sei in der Zeit der Hochkonjunktur wohl etwas luxuriöser angelegt worden, als es in schlechteren Zeiten geplant worden wäre; trotzdem sei es noch billig und man hätte es schon mit Nutzen verkaufen können. Endlich wurde darauf hingewiesen, daß noch immer kein dritter Direktor neben Herrn Stern und Herrn Magnus fungire. Man konnte den Aktionären, angesichts der Art, wie Herr Stern die an ihn gerichteten Fragen beantwortete, nicht verargen, daß sie Sehnsucht nach einem dritten Direktor empfanden. Aufsichtrath und Direktion versicherten, man suche schon lange nach einem tüchtigen Mann, es sei aber sehr schwer, einen zu finden. Mit Recht hob ein Aktionär hervor, daß man genug tüchtige Leute finden könne, wenn man endlich der Unsitte entsage, immer nach großen Namen Umschau zu halten und die untüchtigsten Direktoren nur wegen ihrer schön klingenden Titel anzustellen.

Die Nationalbank kann trotz Alledem den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, noch immer die „natürlichste" Generalversammlung gehabt zu haben. Wenigstens waren Opponenten da, die allerdings, wenn sie etwa den Ehrgeiz gehabt hätten, Anträge zu stellen, nichts auszurichten vermocht hätten. Doch macht die Anwesenheit solcher Aktionäre immerhin nach außen einen guten Eindruck.

Ganz anders ging es bei der Dresdener Bank zu. Trotz Allem, was bei diesem Institut vorgekommen ist und was doch mindestens zu kritischen Anfragen reichlich Anlaß gegeben hätte, sprach Niemand mit der Direktion ein ernstes Wörtchen. Vertreten war eine so auffallend kleine Aktiensumme, daß die übliche Interesselosigkeit der Aktionäre zur Erklärung nicht ausreicht. Man tuschelte, die Mehrzahl der Aktien ruhe nicht allzu fern von gewissen Aufsicht-

räthen als süße Interventionlast. Fehlten in Dresden die Opponenten, so gab es dafür begeisterte Lobredner: ein Herr aus Berlin, einer aus Dresden und einer aus München. Den Dresdener und den Münchener kenne ich nicht, dafür desto besser den Berliner. Er ist Direktor eines großen industriellen Unternehmens, hat mit gewissen Kreisen unserer Finanzwelt „Fühlung" und hört sich sehr gern reden. Mit der Dresdener Bank selbst will er keine „Fühlung" haben. Diese Ehrenretter fanden, als artige Aktionäre, nicht einmal nöthig, sich zu erkundigen, wie es denn eigentlich der Hannoverschen Straßenbahn und der Firma Orenstein & Koppel gehe und ob sich die Firmen, die Dresdener Bank-Aktien gekauft oder in Report genommen haben, auch recht wohl dabei befinden. Solche kritiklosen Lobhudeleien schien die Direktion der Dresdener Bank als einen Erfolg anzusehen. Offenbar war ihr das „Forum" einer so inszenirten Generalversammlung zum Beweis ihrer Tüchtigkeit recht willkommen; wie Herr Gutmann ja auch jüngst das Ehrengericht der berliner Börse für das „geeignete Forum" hielt, um sich gegen angeblich unwahre Beschuldigungen zu wehren.

Einen Erfolg hatte allerdings die Dresdener Bank: der Geheime Finanzrath Jencke, der am ersten Mai von Krupp scheidet, und der frühere Ministerialdirektor Micke, jetzt Direktor der Großen Berliner Straßenbahn, sind in ihren Aufsichtrath getreten. Ich habe der Dresdener Bank nicht zugetraut, daß sie in dieser Zeit solche Helfer zu werben vermöge. Der Eintritt Jenckes soll hauptsächlich eine Folge der intimen persönlichen Freundschaft mit dem Geheimen Oberfinanzrath Müller, dem Direktor der Dresdener Bank, sein.

Zur selben Zeit wählte die Deutsche Bank in ihren Aufsichtrath zwei dresdener Herren: den mit Recht viel angegriffenen Revisor der Dresdener Kreditanstalt, Herrn Kommerzienrath Theodor Menz, und den Direktor der Sächsischen Bank, Herrn Kommerzienrath Mackowsky. Das ist in seiner Art auch ein Erfolg und nicht gerade ein Beweis sehr freundlicher Gesinnung gegen die Dresdener Bank, die ja eigentlich den ersten Anspruch darauf haben sollte, dresdener Bank- und Industriekreise an sich zu fesseln. Damit scheints aber einstweilen, trotz allen Bemühungen, doch nichts zu sein.

Wie weit die Generalversammlungmache schon gediehen ist, dafür bot ein charakteristisches Beispiel die Generalversammlung der Deutschen Genossenschaftbank, wo die Aufgabe, das Lob der Direktion zu singen, Herrn Kommerzienrath Hubert Claus zugefallen war. Herr Claus ist Direktor des Eisenhüttenwerks Thale, einer Gründung der Genossenschaftbank. Welchen Zweck hatte hier die Mache? Der Direktion der sich mühsam ernährenden Genossenschaftbank will und kann Niemand etwas Ernstliches vorwerfen. Aber Direktionen, die noch ohne Strohmänner auskommen, scheinen sich jetzt schon nicht mehr für vollwerthig zu halten. Sie handeln ungefähr so wie kleine Knaben, die glauben, um erwachsen zu scheinen, müßten sie Cigaretten rauchen. Die Direktionen der kleinen, soliden Banken sollten sich aber diese Mätzchen schnell wieder abgewöhnen. Anständige Frauen brauchen nicht den Ehrgeiz zu hegen, ihrer auffallenden Kleidung wegen auf der Straße für Cocotten gehalten zu werden.

Plutus.

Schweningers Jahresbericht.

Offener Brief an Herrn Professor Dr. J. Schwalbe,
Redakteur der Deutschen Medizinischen Wochenschrift.

Sie besprachen in der Nummer 12 der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom zwanzigsten März 1902 den vom Geheimrath Schweninger veröffentlichten Jahresbericht des Kreiskrankenhauses zu Groß-Lichterfelde. Wenn heute nun ich als Erster von Schweningers Schülern es unternehme, auf öffentliche Herausforderungen öffentlich zu erwidern, so ist es wahrlich weder Ihr Titel noch die Stellung Ihres Blattes, die mich dazu reizen. Es gilt vielmehr, einen allgemein beliebten Modus der Parteikritik zu beleuchten, der darin besteht, kühnlich Behauptungen aufzustellen, zu denen der Muth aus bekannten Verhältnissen fließt. Ein kritisirender Redakteur weiß mit einer gewissen prozentualen Sicherheit, daß seine Leser in den seltensten Fällen aus der buchhändlerischen Fußnote unter dem kritischen Aufsatz Konsequenzen ziehen, um den Gegenstand der Besprechung aus eigener Lecture kennen zu lernen. Zum größeren Theil bescheidet der Leser sich mit dem Arbitrium seines Leibredakteurs. Selbst jene Minderheit, die es wirklich noch für nöthig oder interessant hält, das Besprochene im Original kennen zu lernen, liest dann meist mit den Augen des Kritikers. So ist einer beschränkten Anzahl von Köpfen — ich sage nicht: einer Anzahl von beschränkten Köpfen — carte blanche ertheilt zum Anfertigen von Urtheilsmodellen, die bestimmt sind, öffentlich aufgestellt und zum Privatgebrauch des Einzelnen kopirt zu werden. Nun sollte man meinen, dies Vertrauensvotum veranlasse die damit Geehrten, bei Ausübung ihres Amtes besonders vorsichtig und gewissenhaft zu verfahren. Leider ists nicht immer so. Gerade diese Freiheit von fast jeder Kontrole hat ein Gefühl der Selbstherrlichkeit erzeugt. Wie es scheint, auch bei Ihnen, Herr Professor.

Sie sagen zwar, Sie wüßten sich völlig frei von irgend welchen persönlichen Motiven, sowohl von der Animosität, die viele Aerzte gegenüber Herrn Schweninger besitzen sollen, als auch von „dem prickelnden Reiz, eine Persönlichkeit, die — berechtigter oder unberechtigter Weise — im öffentlichen Leben eine Rolle spielt, unter die Lupe zu nehmen und sie in ihre morphologischen Bestandtheile aufzulösen“. Die Höflichkeit gebietet, diese emphatische Versicherung Ihnen aufs Wort zu glauben. Die Folgerungen, die sich aus Ihrer Kritik ergeben, dürfen also nur gezogen werden im Hinblick auf Ihre Fähigkeiten und Ihre Eignung, Gelesenes zu verstehen und zu beurtheilen. Ich erlaube mir, aus einigen mir bemerkenswerth scheinenden Aeußerungen Ihres Aufsatzes diese Folgerungen zu ziehen.

Sie sprechen mit staunenswerther Sicherheit von Dingen, über die Sie nach der Natur der Sachlage nichts wissen können. Sie meinen, Schweningers Programm „wurde durch die Berufung eines selbständig urtheilenden und danach auch handelnden Chirurgen erschüttert.“ Was wissen Sie, Herr Professor, von den Modalitäten, unter denen der Chirurg angestellt — Sie sagen: „berufen“ — wurde? Was wissen Sie von dieses Chirurgen selbständiger Urtheilskraft und Handlungfähigkeit und was von Erschütterungen, die aus Konflikten dieser Selbständigkeit mit Schweningers „Programm“ sich ergeben hätten? Was wissen Sie ferner von Schweningers Haltung im Prozeß gegen die Kurpfuscherin Minna

Kube? Nichts! Aus etlichen Berichterstatterzeilen mögen Sie sich zur Noth ein Bild von dem äußeren Gange der mit Ausschluß der Oeffentlichkeit geführten Verhandlung machen. Ein Interessentenblättchen hat aus der Feder eines Arztes, der sich für objektiv genug hält, in einer Klagesache Partei, Zeuge und Gutachter zugleich sein zu können, ein Referat gebracht, von dessen Objektivität und Genauigkeit die wenigen Augen- und Ohrenzeugen nicht sonderlich viel Rühmliches zu sagen haben. Dazu wieder ein Bischen Kollegen- und Standesvereinsklatsch. Das ist Alles. Wenn Ihnen so dürftige Anhaltspunkte genügende Grundlagen zu einer öffentlichen Kritik bieten, so dürfen Sie es besser Unterrichteten nicht verargen, wenn sie Ihnen Leichtfertigkeit nachsagen.

Da aber, wo Sie „des Berichtes zweiten und Haupttheil" sehr rudimentär und mit spärlichem Erfassen citiren, giebt es der Entgleisungen noch mehr.

Ad I: Die Statistik. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie erklären, daß alle verständigen Leute übereinstimmend mit Schweningers einleitenden Sätzen „je und je" Statistik getrieben haben. Gegen die verständigen Leute hat Schweninger nie Etwas gesagt. Die, denen seine Zurückweisung gilt, sind jene unverständigen Leute, Herr Professor, die sich über das Entstehen und über die Verschiebungmöglichkeiten von Krankenhausstatistiken im Unklaren zu befinden scheinen und Schweninger implicite des Mordes an unschuldigen Kindlein bezichtigen. Sie nennen eine „sogenannte Binsenwahrheit", was Schweninger von der Werthlosigkeit einer „tendenziösen, unvorsichtigen, einseitigen oder optimistischen Statistik ausführt". Nun ist zwar in dem ganzen Bericht nirgends der Anspruch darauf erhoben, daß Schweninger sich für den Erfinder oder Entdecker dieser Wahrheit halte. Sie meinen aber, wenn die zwischen den von Ihnen etwas abrupt angeführten Anfangs- und Schlußzeilen liegenden Bemerkungen zutreffend wären, so wäre der „Statistik als Wissenschaft und zumal der Medizinalstatistik überhaupt der Boden völlig entzogen". Sie hätten zu beweisen gehabt, daß Schweningers Bemerkungen unzutreffend seien. Das aber haben Sie nicht nöthig, da für Sie „eine Statistik die Wissenschaft von den großen Zahlen" bedeutet. Ueber diese Spezialauffassung ist nichts zu sagen.

Ad II: Bemerkungen über Diphtherie und deren Differentialdiagnose. Unter welchen Gesichtspunkten Sie diesen Absatz „wiederholt" durchgelesen und für die Möglichkeit Ihres Verständnisses sich zurechtgelegt haben, ist mir völlig unklar. Nach einem kleinen, ungemein geistvollen Seitenhieb auf Schweningers Selbsteinschätzung als Diagnostiker extrahiren Sie aus fünf bedruckten Quartseiten drei Sätzchen, die Ihnen Anhaltspunkte für irgend einen Gedankengang abgeben, dessen Schlußfolgerung darin zu bestehen scheint, daß Schweninger bestimmte oder, wie Sie sagen „absolut sichere Merkmale" für die Erkennung der Diphtherie zu besitzen glaubt, diese seine Kenntniß aber der Welt vorenthalte. Wie müssen Sie gelesen haben, Herr Professor? Auf Seite 13 des Berichtes steht klar und deutlich, daß Schweninger von je her nur den bretonneauschen klinischen Diphtheriebegriff für annehmbar hielt, zu dem heute bereits eine Zahl sehr bemerkenswerther Männer wieder zurückkehrt, Allen voran Behring selbst. Das steht da. Und Sie brauchten höchstens in einem Lexikon den Abschnitt über Bretonneaus Auffassungen nachzulesen, wenn Sie nicht vorzogen, Schweningers eigene, im Bericht erwähnte Arbeit zu studiren. Dann wäre

Ihnen aber auch nicht gleich darauf das Unglück passirt — ich setze immer Ihre vollste bona fides voraus —, zu sagen: „Für Schweninger gilt im Allgemeinen eine Rachenaffektion als Diphtherie, wenn ihr Besitzer stirbt". Hätten Sie nämlich aufmerksam und richtig gelesen, so hätten Sie auf eben jener Seite 13 den Satz gefunden: „Es gab eine Zeit, wo die pathologischen Anatomen sich gern der Ansicht zuneigten, nur jene Fälle als einwandfreie Diphtherie gelten zu lassen, die mit dem Tode des Individuums enden"; und weiter: „Wenn wir auch nicht diese Erkennungzeichen als die alleinigen gelten lassen wollen" u. s. w. In der Mitte dieses zweiten Satzes beginnen Sie, wörtlich zu citiren. Schade, daß Sie nicht etwas früher anfingen.

Ad III: Einiges über Krebskranke und deren (operative) Behandlung. Sie citiren wieder in einer zur Aufklärung so wenig geeigneten Weise, daß Denen, die sich belehren wollen, nichts Anderes übrig bleiben wird, als den Bericht selbst zu lesen. Soll ich noch ausdrücklich versichern, daß „Schweninger, der Feind aller Statistiken", nicht „die absolute Zahl der Krebsfälle" mit der „relativen Krebsmortalität" verwechselt, da er einfach auf die in letzter Zeit ganz allgemein gewonnene Erkenntniß von der ansteigenden Zahl der Krebserkrankungen und auf die zahlenmäßige, nicht statistisch berechnete Zunahme der an Krebs Gestorbenen hinweist? (S. 20). Ich führe keine Literaturbelege an, da ich mir ja nicht herausnehme, Sie, Herr Professor, belehren zu wollen; ich will Sie nur da auf den richtigen Weg leiten, wo Sie in handgreiflichem Widerspruch mit den Thatsachen stehen.

Sie sagen: „Wenn man also unserem großen Zweifler einen Mann vorführt, dem vor fünf Jahren ein Magenkarzinom durch Pylorusresektion entfernt ist und der sich heute vollkommen gesund fühlt, dessen Karzinom von Leyden klinisch diagnostizirt, von Bergmann operirt und von Virchow anatomisch untersucht ist, so wird Schweninger bedauernd die Achseln zucken und sagen: Weder die anatomische noch die histologische Untersuchung genügt mir für die Krebsdiagnose;*) und da der Kranke bisher kein lokales oder allgemeines Rezidiv zeigt, auch einstweilen noch nicht gestorben ist, so kann er von mir nicht mit Sicherheit als Krebsiger angesehen werden." Sie sind höflichst eingeladen, Herr Professor, gütigst den bewußten Mann Schweninger vorzuführen und die aus dem exzidirten Tumor von Virchow angefertigten Präparate vorzulegen. Schweninger wird sich sehr freuen, wieder einmal eine jener interessanten Raritäten, von denen hie und da berichtet wird, gesehen zu haben. Er wird nicht anstehen, Ihnen zu erklären, daß er, wie gewiß auch die Herren von Leyden und von Bergmann, vor einem Dilemma gestanden hätte, falls er vor fünf Jahren zu dem Kranken gerufen worden wäre. „Denn" — würde er Ihnen sagen — „zu den Pylorusresektionen bei Magenkarzinom habe ich wegen der ungeheuren Sterblichkeit in Folge der bloßen Operation und wegen der verschwindend kleinen Zahl der günstigen Erfolge nicht viel Vertrauen. Es mag ja sein, daß bei dem Manne damals die allgemein konstitutionellen und lokalen

*) Das sagt er gar nicht, denn wenige Zeilen vorher citiren Sie selbst: Weder die anatomischen noch die histologischen Momente „können im Stande sein, uns eine Krebsdiagnose unter allen Umständen einwandfrei zu ermöglichen".

Verhältnisse am Tumor so lagen, daß ich schließlich doch zur Vornahme einer Operation durch Herrn von Bergmann gerathen hätte; denn es ist ein Irrthum, Herr Kollege, wenn die Leute sagen, ich ließe prinzipiell keinen Krebsigen operiren. Lesen Sie, bitte, darüber in meinem Bericht auf Seite 19 nach. Aber, wie gesagt, es ist eine verdammt schwere Entschließung!"

Und nun zu IV: Die sogenannten spezifischen Mittel. Sie sagen da in einer Anmerkung zu einem Citat über Schweningers Stellungnahme gegen die forcirte Temperaturherabsetzung beim Fieber, „er streite hier, wie an vielen Stellen, wider Meinungen der Schulmedizin, die diese selbst bereits aus eigener Kraft vor Jahr und Tag überwunden hat." Dazu ist der Schulmedizin nur zu gratuliren. Auf dem Standpunkte aber, zu dem hier die Schulmedizin sich aus eigener Kraft vor Jahr und Tag durchgerungen hat, stand Schweninger schon vor etwa zwanzig Jahren und von diesem Standpunkt ist er nicht abgewichen, trotz allen Antipyreticis und allen Schwankungen in der Auffassung vom Wesen des Fiebers. Sobald er aber vor Jahr und Tag, als die Schulmedizin noch nichts in dieser Frage überwunden hatte, irgendwo seiner dissentirenden Meinung Ausdruck gab, — wie, meinen Sie wohl, Herr Professor, sind die Schwalbes von dazumal mit ihm umgesprungen? Ich will es Ihnen verrathen: genau so wie Sie in den Fragen, bei denen sich die Schulmedizin erst nach Jahr und Tag zu Schweningers Standpunkt durchringen wird.

Sie sagen, nach Schweninger „könne übrigens Chinin schon aus logischen Gründen nicht spezifisch wirken." Auf Seite 26 des Berichtes steht zu lesen, daß nach Zusammenfassen des eben Gesagten Alles uns bestimmen muß, „auch für das Chinin die Frage nach der ihm zugeschriebenen spezifischen Wirkung mit Nein zu beantworten. Uebrigens veranlaßt uns dazu auch schon der Einspruch der Logik." Der Einspruch der Logik veranlaßt uns, „Nein zu sagen", beeinflußt aber die Wirkung des Chinins natürlich nicht im Geringsten. Wie konnten Sie da noch eigens hinschreiben: „So wörtlich zu lesen in dem ärztlichen Berichte Schweningers?" Sie haben ja, abgesehen von dem verzeihlichen Mißverständniß, einen ganzen wichtigen Satz, der den Einspruch der Logik erläutert, aus ihrem Citat weggelassen.

Und jetzt das schreckliche Quecksilber! Sie werfen Schweninger mit den Antimerkurialisten zusammen und lassen ihn ex facultate in Gemeinschaft mit dem bekannten Dr. Hermann abthun. Auf Seite 32 des Berichtes steht im dritten Absatz von oben: „Wir sind keine Antimerkurialisten im landläufigen Sinne des unglückseligen Wortes"; und weiter: „Dem Quecksilber, was des Quecksilbers ist"; und weiter, immer auf der selben Seite: „Wir erkennen des Quecksilbers ausgesprochene — wenn auch unverstandene — Wirkung als intensiven Resorbens für alle entzündlichen, von ihm erreichbaren Gewebsveränderungen an"; und weiter: „Derart belehrt, steht es unserem Ermessen frei, in uns dringend oder sonstwie geeignet erscheinenden Fällen bis zu einer uns richtig dünkenden Grenze an das Quecksilber zu rekurriren." Können Sie noch mehr verlangen, Herr Professor? Daß Schweninger glaubt, mit seiner Meinung über die Gefahren und die Ueberschätzung der Quecksilberwirkung nicht hinter dem Berge halten zu dürfen, dieses Recht gestehen Sie ihm gütigst selbst zu, wenn sie im weiteren Verlaufe Ihres Aufsatzes sagen: „Wir" — Das sind doch

Sie — „sind gewiß die Letzten, die die Freiheit, ja, die Vorurtheillosigkeit der Wissenschaft antasten möchten.“ Dann aber glauben Sie, Schweningers persönliche Anschauung einfach von der Tafel alles Lebenden wegzuwischen, wenn Sie ihm durch Rudolf Virchow selbst antworten lassen. Erstens brauchte Schweninger die Worte Virchows gar nicht auf sich zu beziehen, denn sie galten, als sie vor sechsunddreißig Jahren gesprochen wurden, den Antimerkurialisten, zu denen Schweninger nicht gehört. Zweitens aber glaube ich, es thut der schuldigen Ehrfurcht vor dem Namen Virchow keinen Abbruch, wenn man in aller angemessenen Ehrerbietung die Frage aufwirft, wie viele Hundert Syphilitiker Virchow mit und wie viele ohne Quecksilber behandelt habe, um sich ein abschließendes Urtheil in der Lues-HG-Frage erlauben zu können. Und Das war im Jahr 1859! Rudolf Virchow war damals achtunddreißig Jahre alt und hatte sich ärztlich wohl nicht allzu viel praktisch bethätigt. Schweninger steht heute seit bald dreißig Jahren in einer Praxis, deren großen Umfang wohl selbst Sie nicht bestreiten werden.

Wie wenig Geist nöthig ist, um über ernsthafte Dinge sich lustig zu machen, beweisen Sie, Herr Professor, in reichlichstem Maße. Ich entzog mich daher der allzu leichten Aufgabe, Sie zu ironisiren, und habe das Schwerere versucht: Sie ernst zu nehmen. Das war wirklich manchmal ungemein schwer. Ihrer Meinung nach dürfte die Unterrichtsverwaltung nicht dulden, daß in der akademischen Jugend „Vorstellungen und Meinungen gezüchtet werden, die die wissenschaftliche Ausbildung und das daraus entspringende praktische Handeln der Schüler verwirren und schwer beeinträchtigen können.“ Unter den berliner jungen Medizinern sollte doch ein forscher Kerl zu finden sein, der die Kommilitonen zu einer Versammlung einruft, um gegen die Auffassung zu protestiren, die Sie von den geistigen Gaben der Studentenschaft an den Tag legen. In fünfundzwanzig Hörsälen wird tagaus, tagein den jungen Leuten die selbe „Wahrheit“ gepredigt. Und nun erfahren ein paar dieser jungen Leute zwei- oder dreimal wöchentlich in einem sechsundzwanzigsten Hörsaal, daß es neben der „fakultativen“ vielleicht auch noch eine andere Wahrheit geben könne. Denn da wird von Schwenniger nicht gelehrt: „Das ist so!“ „Das muß so gemacht werden!“ Nein: da heißt es immer: „Das kann auch so sein“ und „Das kann auch so gemacht werden! Aber, meine Herren, denken Sie reiflich nach und werden Sie aus eigener Ueberlegung sich schlüssig, ob ich Ihnen da nicht vielleicht eine autoritative Meinung aufdrängen will!“ Sind die Studenten denn Papageien, denen man den objekten Lehrstoff so lange vorleiert, bis sie ihn am Examenstage tadellos herplappern können? Von solchen Studenten hätte wohl weder die Wissenschaft noch die Praxis Etwas zu hoffen.

Daß für Sie, Herr Professor, Berichte von Patienten — die wissenschaftlichen Referate einer Zimmermannsfrau, eines Gärtners, eines Taglöhners, eines Tischlers — ergänzende Beweise bilden für Ihre aus der Lectüre des Berichtes gewonnene Erkenntniß Dessen, „was im lichterfelder Krankenhaus in der Krankenbehandlung geleistet wird“, wundert mich nicht mehr. Am Ende aber wäre es doch besser gewesen, sich auf diese Patientenauskünfte nicht zu verlassen, sondern nach Lichterfelde zu fahren und sich dort aus eigener Anschauung von den schrecklichen Zuständen zu überzeugen. Dr. Emil Klein.

❦

Selbstanzeigen.

Laokoon. Kunsttheoretische Essays. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Meine Schrift zerfällt in drei Theile: Laokoon oder Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen; Laokoon und die klassische Kunst; Laokoon und die moderne Kunst. Während die formale Aesthetik die Kunstgesetze begrifflich zu entwickeln suchte, wird hier von den Gesetzen der Anschauung ausgegangen. Denn da die Kunst angeschaut wird, muß sie den Gesetzen unserer Anschauung unterworfen sein und die Grenzen unserer Anschauung müssen zugleich auch Kunstgrenzen sein. Deshalb werden die Anschauungformen und die Gesetze der Anschauung entwickelt und von hier aus die Gesetze für die künstlerische Darstellung gefunden. Unsere Anschauung vollzieht sich vermöge der Sinne. Für die künstlerische Darstellung kommen in Betracht der Gesichtssinn und der Gehörssinn. Man kann also unterscheiden zwischen den Künsten des Gesichtssinnes (bildende Kunst) und denen des Gehörssinnes (Dichtkunst und Musik). Die Grenzen des Gesichtssinnes gelten für die Grenzen der bildenden Künste, die Grenzen des Gehörssinnes für die der Dichtkunst und Musik. In den Zeiten des Verfalles der Kunst wurden diese Grenzen übergangen und Das, was in das Gebiet der einen Kunst gehört, wurde in das der anderen bezogen. Ferner wird gemäß unseren Anschauungformen unterschieden zwischen Raumkünsten und Zeitkünsten. Die Raumkünste haben es mit Ruhe und Zustand zu thun, die Zeitkünste mit Bewegung und Veränderung. Das geeignetste Beispiel zur Erläuterung dieser Gesetze bildet die Gruppe des Laokoon. Es handelt sich um die Frage, warum Laokoon, wie er in dem berühmten Kunstwerk dargestellt ist, nicht schreit. Zunächst sei kurz hingewiesen auf den Stand der Frage. Voraussetzung für die Untersuchung des Grundes, warum Laokoon nicht schreit, ist der Umstand, daß ein Mensch, der einen heftigen physischen Schmerz erleidet, zu schreien pflegt. Laokoon wird von der Schlange in die Seite gebissen; trotzdem aber schreit er nicht. Winckelmann gab als Grund dafür an: das Schreien sei ein Ausdruck maßlosen Leidens, maßloses Leiden aber vertrage sich nicht mit der edlen Einfalt und stillen Größe, also mit dem Charakter der griechischen Kunstwerke. Winckelmann setzt das Schreien als Maßlosigkeit dem maßvollen griechischen Wesen gegenüber. Nun ist offenbar, daß, obgleich das griechische Wesen zum guten Theil in der Mäßigung liegt und die griechischen Kunstwerke im Allgemeinen die Mäßigung zum Ausdruck bringen, diese Mäßigung das Schreien als einen vorübergehenden Zustand nicht ausschließt und daß in der That andere Kunstwerke des maßvollen griechischen Geistes das Schreien dargestellt haben. So schreit Philoktet im sophokleischen Drama. Das aber ist ein poetisches, der Laokoon ein plastisches Kunstwerk. Vielleicht wird also der Grund, warum Laokoon nicht, Philoktet aber schreit, darin liegen, daß sich das Schreien, der Ausdruck maßlosen Leidens, nicht mit dem Charakter der plastischen Kunstwerke, wohl aber mit dem der poetischen Kunstwerke verträgt. Lessing sagt: Das Schreien ist formlos; das Plastische aber soll formenschön sein; deshalb schließt das Plastische das Schreien aus. Dieser Grund trifft aber den Nagel noch nicht auf den Kopf. Denn auch das poetische Kunstwerk soll formschön sein und doch findet man in Dramen und Epen das Schreien. Meine Eintheilung der Künste bringt uns dem Grunde

näher. Die Plastik gehört zu den Künsten des Gesichtssinnes, die Poesie zu denen des Gehörssinnes. Das Schreien kann nur Gegenstand des Gehörssinnes, niemals aber des Gesichtssinnes sein. Also kann das Schreien von einer Kunst des Gesichtssinnes nicht zur Darstellung gebracht werden. Der Schrei wird gehört, nicht gesehen, ein plastisches Kunstwerk wird gesehen, nicht gehört. Laokoon hätte den Mund noch so weit aufreißen mögen: man hätte ihn niemals schreien gehört; denn das Wesen des Schreies liegt im Laut, nicht im Mundaufsperren. Der Laokoon hat den Zweck, angeschaut zu werden; den Schrei aber kann man nicht anschauen; man kann wohl einen offenen Mund anschauen; ein offener Mund aber ist kein Schrei, wohl aber etwas Häßliches. Aehnliches sagt Schopenhauer im dritten Bande seiner „Welt als Wille und Vorstellung": „Man konnte nicht aus Marmor einen schreienden Laokoon hervorbringen, sondern nur einen den Mund aufreißenden und zu schreien sich fruchtlos bemühenden, einen Laokoon, dem die Stimme im Halse stecken geblieben: vox faucibus haesit. Das Wesen und folglich auch die Wirkung des Schreiens auf den Zuschauer liegt ganz allein im Laut, nicht im Mundaufsperren." Man kann im Allgemeinen sagen: Was in das Gebiet des Gesichtssinnes gehört, darf nicht Gegenstand der Kunst des Gehörssinnes, und was in das Gebiet des Gehörssinnes gehört, darf nicht Gegenstand der Kunst des Gesichtssinnes werden. Der Laokoon des Virgil, der den Zweck hat, gehört zu werden, schreit, der plastisch dargestellte Laokoon nicht. Freilich hatte nun der Künstler der Laokoongruppe noch die Aufgabe, dem Zuschauer begreiflich zu machen, warum der Laokoon selbst, also der von der Schlange gebissene Priester, den der Künstler darstellte, nicht schreit. Denn der Laokoon selbst in Person, als ihn die Schlange biß, wird doch nicht deshalb nicht geschrien haben, weil sich das Schreien nicht mit der bildenden Kunst verträgt. Nehmen wir an, die Laokoongruppe stellte dar, wie die Schlange eben den Kopf erhebt, um zu beißen. In diesem Fall wäre das Natürliche gewesen, daß der Priester in seiner Todesangst geschrien hätte. Und wenn der bildende Künstler dargestellt hätte, wie die Schlange eben beißen will, das Schreien des Priesters aber nicht dargestellt hätte, so wäre er unwahr gewesen. Der Künstler mußte vielmehr aus der Reihe von Momenten, während deren Laokoon mit seinen Söhnen von den Schlangen erwürgt wurde, den wählen, während dessen Laokoon in Wirklichkeit nicht schrie oder zu schreien keine Ursache hatte oder nicht zu schreien vermochte. Nun gab es in der That einen Augenblick, wo Laokoon selbst nicht zu schreien vermochte: nämlich den, wo die Schlange ihn in die Seite biß. Eine nothwendige und unausbleibliche Folge des Bisses ist, daß der Unterleib sich einzieht. Sobald aber der Unterleib sich einzieht, ist es unmöglich, zu schreien, denn beim Schreien wird der Unterleib herausgetrieben. In dem Augenblick des Bisses also wurde der Schrei erstickt. Diesen Augenblick mußte also der Künstler wählen, wenn es seine Aufgabe war, den nicht schreienden Laokoon darzustellen. Und diesen Augenblick hat er auch gewählt. . . Der zweite Theil der Schrift heißt: „Laokoon und die Kunst der Renaissance". Hier werden die im ersten Theil gefundenen kunsttheoretischen Gesetze an Beispielen weiter erläutert. Das Selbe geschieht im dritten Theil „Laokoon und die moderne Kunst". Sowohl die bildenden Künste als die Dichtkunst und Musik werden zur Erörterung herangezogen und mein Bestreben war, nicht trockene logisch ästhetische Dogmen

aufzustellen, sondern von der lebendigen Empfindung, die von der sinnlichen Anschauung angeregt wird, auszugehen und die Kunst selbst als Empfindung aufzufassen.

Dr. Heinrich Pudor.

❦

Philosophie der Kunst von Hippolyte Taine. Erster Band. Erste deutsche Uebertragung von Ernst Hardt. Eugen Diederichs, Leipzig.

Die Kunstphilosophie Taines bedeutet den tiefsten Vorstoß und die größte Eroberung, die bisher die Wissenschaft im Gebiete der Kunst machen durfte. Sein großer, vornehmer Geist, der durch seine schöne Logik und reife Männlichkeit selbst ästhetisch berückend wirkt wie ein Kunstwerk, hat es vermocht, diesen wissenschaftlichen Feldzug in einer gedanklichen Klarheit und sprachlichen Schlichtheit zu führen, die jedem Gebildeten zugänglich sind. Die Uebersetzung ist mit allem Fleiß und aller Gewissenhaftigkeit, die der Uebersetzer in sich aufzubringen vermochte, gearbeitet worden. Ihn leitete der Grundsatz, daß eine Uebersetzung die Aufgabe habe, innerhalb der guten Möglichkeiten ihrer Sprache Inhalt und Form so buchstäblich genau wiederzugeben und nachzuschaffen, wie es nur denkbar ist. Für das Erste kann er sich verbürgen. Was das Zweite angeht, möchte er hervorheben, daß, trotzdem er sich nicht ein einziges Mal gestattet hat, den Fluß der Gedanken, der ja seinen Ausdruck im Fluß der Sprache findet, durch Satzverschiebungen oder Satztrennungen umzuleiten oder zu unterbrechen, dennoch die Leichtigkeit und Flüssigkeit der französischen Sprache die Vorstellung, daß es sich um ein gesprochenes Buch handelt, besser aufrecht zu erhalten vermag, als es ihm in der deutschen Sprache gelingen konnte.

Athen. Ernst Hardt.

❦

Kleines Gottsched-Wörterbuch. Berlin 1902, Gottsched-Verlag, Linkstraße 5. Preis 5 Mark.

Das von den deutschen Wortforschern mit Spannung erwartete Büchlein liegt jetzt, als Arbeitausbeute eines Jahres, in handlicher Gestalt vor. Zu meiner Freude darf ich sagen, daß es vor einigen Hauptvertretern der Fachwissenschaft die Probe gut bestanden hat. Selbst der zweifellos bedeutendste Germanist unserer Tage, Professor Dr. Friedrich Kluge, bezeugte mir, daß meine „mühsälige, aber erfolgreiche Arbeit Vieles zur Aufhellung der neuhochdeutschen Wortchronologie leistet“, daß ich das „bleibende Verdienst“ für mich in Anspruch nehmen dürfe, „aus Gottsched eine ganze Fülle von Nachträgen zum grimmschen Wörterbuche zu Gunsten einer genaueren Altersbestimmung geliefert zu haben“. Neben seinem fachwissenschaftlichen Werth scheint mir das Buch aber auch noch einen allgemeinen Werth dadurch zu besitzen, daß durch die Unmasse von schönen Citaten, zumal aus den Gedichten Gottscheds, nicht nur die geistige Persönlichkeit des einzigen Mannes scharf gekennzeichnet, sondern auch ein klares Bild von dem Reichthum der Kraft und Schönheit seiner Sprache (in Poesie und Prosa) geboten wird. Aus diesem Grunde darf es wohl auch für ein genußreiches Lesebuch gelten. Da die kleine Auflage des Buches bis auf etwa hundert Abdrücke schon vergriffen ist, liefere ich das Buch, das keine zweite Auflage erleben soll, nur noch auf unmittelbare Bestellung. Eugen Reichel.

❦

Notizbuch.

Ernst Lieber, der in den Zeitungen der Führer des Centrums genannt wurde, ist gestorben. Ob er wirklich, mit der Herrschergewalt, die man ihm zuschrieb, der Führer war? Die Zeit der parlamentarischen Einzeltyrannis scheint einstweilen dahin. Nicht nur, weil die starken Persönlichkeiten fehlen. Auch die Herren Richter und Bebel können heute nicht mehr, wie früher, ihren Fraktionen mit Diktatorenmacht den Weg weisen. Die wirthschaftlichen Interessen sind so stark geworden, haben in jeden fraktionellen Verband so breite Löcher gerissen, daß die Führer, die einst fast unumschränkt herrschten, jetzt die klügste Kompromißkunst aufwenden müssen, um wenigstens den Schein der Einheit zu wahren. Für die Erfüllung solcher Pflicht war der Dr. jur. utr. Lieber geeignet. Eine Dutzendintelligenz, die sich selbst ungemein wichtig nahm. Ein langweilender Redner, dessen feierlich gesalbter Ton im eigenen Lager oft die Lachlust reizte. Von Windthorst hatte er nicht das Strategentalent, aber die unendliche Trivialität geerbt, die Freude an allen Spazirgängen, die über Gemeinplatze führen. Das ist nicht zu unterschätzen. Nur Männer von solcher geistigen Disposition können Jahrzehnte lang den Hundetrab unseres Parlamentslebens mitmachen, ohne vom Ekel aus dem Schattenreich leerer Wortschälle getrieben zu werden. Lieber hat einunddreißig Jahre lang im Reichstag gesessen und hätte sich da noch viel länger ungemein wohl gefühlt. Warum nicht? Sein Ehrgeiz war kleinsten Stils; er war zufrieden, wenn Minister und Staatssekretäre ihn mit ehrfürchtigem Eifer grüßten, seinen Rath einholten und ihm die Möglichkeit gaben, vor versammeltem Kriegsvolk den primus inter pares zu mimen. Im Lauf der Jahre hatte er, der als fleißiger Arbeiter galt, sich eine taktische Geschicklichkeit angeeignet, die vor großen Aufgaben wahrscheinlich versagt hätte, immerhin aber ausreichte, um das Alltagshandwerk des Parlamentarismus zu beherrschen. Daß „unter seiner Führung" das Centrum der Regirung näher rückte und zu größerer Macht kam als je vorher, war nicht sein Verdienst, sondern die Folge wirthschaftlicher Verschiebungen und der bekannten Ereignisse, mit denen die neowilhelminische Aera Europa überraschte. Auch in dieser veränderten Welt wäre Herrn Lieber die Verständigung mit überragenden Staatsmännern schwer geworden — schon Miquel haßte er mit der ganzen Inbrunst eines engen Philisterherzens —, doch auf diese Probe wurde sein Parteisinn in letzter Zeit ja nicht mehr gestellt. Sein Tod läßt keine Lücke. Graf Ballestrem oder, wenns ein Bürgerlicher sein soll, Herr Porsch wird die Geschäfte der Parlamentsdiplomatie mindestens eben so gut besorgen wie der Mann der großen Tiraden. Und je kleiner die Schaar der streitbaren Protestanten wird, die noch laut gegen Rom protestiren, desto lockerer wird auch das Band werden, das Agrarier, Industriefeudalisten und Industrieproletarier in der Centrumsgemeinschaft zusammenhält.

* * *

Die trefflichen Männer, die in der Zolltarifkommission des Reichstages schon so Rühmenswerthes geleistet haben, sollen einen Theil des Sommers in Berlin verbringen, damit der Entwurf nicht gar zu spät ins Plenum kommt. Das wollen Viele von ihnen nicht umsonst thun und haben den Bundesrath deshalb aufgefordert, ihnen für die Zeit der Plenarferien Diäten zu gewähren. Zwar wäre es viel verständiger gewesen, den Tarif gleich im Plenum zu berathen. Zwar können die in die Kommission Gewählten, so oft sie wollen, sich von Fraktiongenossen ablösen lassen.

Thut nichts: sie fordern ihren Tagelohn und die Verbündeten Regirungen sollen bereit sein, diesen Wunsch zu erfüllen. Hoffentlich machen die Gegner des Tarifes durch diese Rechnung einen dicken Strich. Ueber Diäten läßt sich streiten. Nicht der winzigste Grund aber spricht dafür, prinzipiell dem Reichstag Diäten zu weigern und die Kommission, die Herr ihrer Entschlüsse ist, den Sommer lang durchzufüttern. Viel wird in der heißen Zeit doch nicht herauskommen. Und eine bezahlte Parlamentsbureaukratie hat uns gerade noch gefehlt. Besonders nett an der Sache ist, daß der Antrag auf Diätenzahlung nicht etwa von Kleinbauern oder sozialdemokratischen Arbeitern ausging, sondern von dem Rittergutsbesitzer Gamp, der bisher als reicher Mann galt und in Berlin eine herrschaftliche Wohnung hat.

* * *

Als der Kaiser neulich in Bremen war, begrüßte ihn Herr Arthur Fitger in einem Gedicht, das den kaiserlichen Feldzug gegen die moderne Kunst als eine Heldenthat feierte. Auf den Wink Wilhelms des Zweiten seien die Fratzen ins Dunkel gewichen. In allen Büchern der Geschichte sei zu lesen, „daß Kunst im Streit mit Kron' und Thron, mit Ring und Stab" nicht gedeihen kann. Das Gedicht ist spottschlecht; und über die Behauptung, Kunst bedürfe höfischer Gunst, ist heutzutage kein Wort mehr zu verlieren. Herr Fitger hat als Maler und Dichter wenig Anerkennung gefunden, sein Drama „Von Gottes Gnaden", das mit einem dem Kaiser heiligen mystischen Begriff sehr unsanft umgeht, ist in Berlin ausgelacht worden und kein verständiger Mensch kann sich darüber wundern, daß der bremer Künstler die ersten Keime neuer Kunstkultur aus ärgerlichem Auge betrachtet. Ueber Fürstengröße und Fürstenmacht hat er früher anders geurtheilt als jetzt. Damals „imponirte ihm kein Thron", waren ihm „die Gekrönten die Ersten, die Natur in Fesseln zu schlagen", wetterte er gegen „das goldene Joch", in dem der Mäcen den Genius hält und ihm Flügel, Fuß und Herz bricht. Doch darf ihm das Recht, seine Meinung zu ändern, nicht bestritten werden. Er darf auch den Dichter der „Deutschen Muse", dessen trister Epigone er doch ist, an der Greisenschwelle einen „sophistischen Schwätzer" schelten und sich freuen, wenn irgend ein Eberlein höher im höfischen Marktwerth steht als Klinger. Nur brauchte er an Devotion doch nicht mit Ceremonienmeistern zu wetteifern. „O Herr, wirst dem Poeten Du verzeihn, wenn er sich vordrängt aus des Volkes Reihn, sich wagt an Deinen Thron und tief bewegt den Zoll des Dankes Dir zu Füßen legt"... Das ist ein Bischen viel für einen Stadtrepublikaner. Nicht ganz so viel freilich noch wie die Rednerleistung des Freiherrn von Rheinbaben, der gesagt hat: „Die Kunst ist die Darstellung des Schönen. Es ist ein ermuthigender Gedanke, daß die düsseldorfer Kunst sich genau in der Linie Dessen bewegt, was Seine Majestät der Kaiser von der Kunst denkt und wünscht. Wenn Düsseldorf eine solche ideale Kunst pflegt, dann zeigt es sich als treuen Diener seines Kaisers." Schade. Herr von Rheinbaben ist ein guter Finanzminister und hat in seiner ersten Budgetrede bewiesen, daß ihm die Kunst, das Gerüst eines Staatsetats aufzubauen, nicht nur „die Darstellung des Schönen" ist. Warum redet er über Dinge, die ihm offenbar ganz fremd sind? Der Kaiser bedarf seiner Hilfe nicht; er hat die Mehrheit für sich. Und wer Kunst anders fühlt, von der Kunst Anderes hofft, Der wird sich sein Gefühl nicht durch den Einspruch eines verärgerten Romantikers und eines braven Finanzministers verwirren lassen, sondern die Nachprüfung bis zu dem Tage aufschieben, wo eines Sachverständigen Stimme dem Fehderuf des Deutschen Kaisers weitere Wirkung verschafft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 12. April 1902.

Der Zauberer von Rom.

Pius der Neunte lag auf dem Paradebett. In der Pracht seiner Ceremoniengewänder; die Mitra auf dem Haupt, das Kissen aus Goldtuch stützten, mit rothen Handschuhen und rothen Pantoffeln, die der Gläubigen Inbrunst zu küssen drängte. Geschäftig waltete der Kardinal Pecci des Kämmereramtes. Nie hatte man den Achtundsechzigjährigen so unruhvoll, den oft als mild Gerühmten so streng gesehen. Nach Antonellis, seines Feindes, Tod war er von Perugia nach Rom berufen worden und hatte dort still für sich gelebt. Er wollte nicht auffallen. Schon war ihm geweissagt worden, er werde Pius auf dem Stuhl Petri folgen. Er war bereit, hatte die Zeit der Verbannung nicht ungenützt gelassen und bebte nun doch im Innersten, da die Entscheidung nahte. Pius selbst, dessen starke Herrennatur sich gegen jede Erkenntniß kränkender Wahrheit sträubte, hatte in seinen letzten Lebenstagen einsehen gelernt, wie viel, wie Ungeheures dem Papstthum verloren und wie nöthig es war, der Kirchenmacht neue, festere Fundamente zu schaffen. War solche Aufgabe nicht am Ende zu schwer für einen hinfälligen Greis, der einmal nur, als Nuntius in Brüssel, in ein Eckchen des Weltgetriebes geblickt und sich stets mehr als Gelehrten denn als streitbaren Kirchenfürsten gefühlt hatte? Und dennoch: konnte nicht gerade in dem schwachen Leib des Carpineters der Herr das Wunder wirken, das er dem robusten Siegerbewußtsein des neunten Pius versagt hatte? Der Kämmerer harrte des Herrn. Ringsum wurde eifrig an dem Gespinnst ge-

arbeitet, das ihn umgarnen, ihn von der Mehrheit im Heiligen Kollegium absperren sollte. Er schien nichts zu merken und erwiderte stichelnde Andeutungen mit dem Hinweis auf seinen nahen Tod. Die Hand, die des toten Papstes Schläfe dreimal mit dem silbernen Hammer berührte, zitterte nicht und fest klang die Stimme, die fragte: Schläfst Du, Johannes Mastai? Dann aber erlahmte die Nervenkraft. Joachim Pecci wurde von einer Unruhe ergriffen, die nie vorher an ihm gesehen ward. Er schlief wenig, tauchte, wo man ihn nicht erwartete, plötzlich auf und hatte einen hastigen Befehlshaberton, der seinem Wesen früher ganz fremd gewesen war. So auffällig war die Veränderung, daß, als er vor dem Katafalk in der Sixtinischen Kapelle nach der Totenmesse die Absolution ertheilte, der Kardinal Oreglia dem Kardinal Guibert zutuschelte: „Der rührt die Werbertrommel!“ . . Das war am fünfzehnten Februar 1878. Am nächsten Tage wurde Pius eingesargt; Tannenholz, Blei, Ulmenholz umfingen mit dreifacher Hülle den ruhenden Leib, sechs Siegel verschlossen den Sarg, der Fischerring, den der Lebende so lange getragen hatte, wurde zerbrochen und jedes Stück, als eine kostbare Reliquie, einem Würdenträger anvertraut. Wieder versammelten sich, als die Rede Pro Pontifice eligendo verklungen war, die Kardinäle, wieder riefen sie zum Herrn und flehten, ihren Sinn zu erleuchten; dann stand jeder, dessen Name genannt war, auf, schritt zum Altar hin und legte seinen Stimmzettel in einen Kelch. Acceptasne electionem de te canonice factam in Summum Pontificem? Knieend richtete ein Dechant die traditionelle Frage an den Kardinal Pecci. Er hatte des Herrn geharrt: er folgte dem Ruf des Herrn. Als man ihn wegführte, soll er einer Ohnmacht nah gewesen sein. Doch ehe er ruhen durfte, mußte er den ganzen Pomp der Huldigungfeier hinnehmen. Die Diener kleideten ihn in weiße Gewänder. Diakone warfen vor ihm Kerzen nieder, daß sie erloschen, und riefen: Wie dieses Licht, so vergehe der weltliche Ruhm! Auf Hände und Füße, auf den Saum seines Kleides preßten sich heiße Lippen. Von der Höhe einer Loggia herab breitete er die Arme aus und segnete die Ewige Stadt, segnete die katholische Christenheit. Und alsbald ward verkündet, der neue Papst werde sich Leo den Dreizehnten nennen, um sich als einen Verehrer Leos des Zwölften zu zeigen, des strengen Herrn, der wider Freimaurer und andere Ketzer gewüthet, im Jubeljahr 1824 eine Bannbulle erlassen und die Jesuiten zu neuer Macht geführt hatte.

Das gab eine Ueberraschung. Der Kardinal-Kämmerer hatte für einen milden Mann gegolten und als ein liberaler Papst, hieß es, würde er

das Weihezeichen des Triregnum tragen. Zwar hatte er in heftigen Briefen an Victor Emanuel gegen die Besetzung des Kirchenstaates, gegen die Belästigung der Kongregationen und gegen die Civilehe protestirt, Priester, die vom Papst den Verzicht auf die weltliche Macht zu fordern gewagt hatten, mit der Suspension a divinis bestraft und Ratazzi hatte ihn einen bis zur Grausamkeit unbeugsamen Geist genannt. Doch das Alles war unter der Herrschaft des unerbittlichen Pius geschehen, in der ersten Zeit leidenschaftlichen Widerstandes gegen den Usurpator, und andere Stimmen hatten gesagt, dieser Kardinal, der ein Gelehrter und ein Dichter sein wolle, werde, sobald er selbständig handeln dürfe, sich von der natürlichen Sanftmuth seines Wesens leiten lassen. Und nun, wie um jede schüchternste Hoffnung zu enttäuschen, bei der Namenswahl schon die Erinnerung an den Mann, der die Gefängnisse der Inquisition wieder geöffnet hatte? Als Crux de cruce hatte Pius der Neunte auf der Kirche gelastet und abertausend unerfüllte Wünsche hatten auf Peccis Wappenspruch Lumen in coelo sehnend geblickt. Sollte der Strahl dieses Lichtes die zarten Keime jungen Hoffens wegsengen? ... Die Meinungen blieben getheilt und das Charakterbild des neuen Oberhirten war, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, lange nicht klar zu erkennen. Er wird uns mit Skorpionen peitschen, sagten die Einen; die Anderen: Auf Petri Stuhl sitzt ein Jakobiner. In beiden Lagern suchte man Trost im Anblick seiner Gebrechlichkeit. Das war nicht Pius, dessen Gestalt bis ins Greisenalter straff geblieben war und dessen fleischiger Herrscherkopf von innerer Gluth geleuchtet hatte. Dieses längliche, knochige, bleiche Asketenhaupt mit den dünnen, blutlosen Lippen würde die Tiara gewiß nur kurze Zeit tragen; diesen dürren, fast diaphanen Leib würden sie bald auf das rothe Totentuch betten. Kaum hielt er sich aufrecht. Und schon am Tage der Huldigung, als er, selbst weiß und schlank wie eine Wachskerze, schwankend durch das Spalier der Kerzenträger schritt, wurde in allen Winkeln des Vatikans geflüstert: Ein sterbender Papst! Seine Heiligkeit wird nicht lange unter uns wandeln. Ueber ein Kleines erlischt dieses blasse Licht.

Non videbit annos Petri ... Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen; und noch immer hält der nun Zweiundneunzigjährige in entfleischten Händen den Hirtenstab. Noch immer schwebt er, wie ein weißer Schatten, an hohen Feiertagen über den staunenden Häuptern der Gläubigen dahin. Noch immer auch rührt er mit unverminderter Kraft für seine Sache die Werbertrommel. Eben erst hat er in eindringlichen Worten der Ketzerheit gerathen, in den wärmenden Schoß der katholischen Kirche heimzukehren.

Denn nur da lasse sich gut sein. Daß Vernunft Unsinn wird und eine materialistische Weltauffassung das Glück der Menschheit nicht mehrt, sei längst doch offenbar geworden. Was habe die Freiheit genützt, die Forschung, all der schöne Wahn, der seit den Tagen der Reformation durch die Hirne spukt? Die Moral ist zerrüttet, die Grundmauern der Staaten wanken: so strafe, so räche der Herr den Abfall vom wahren Glauben. Leo der Dreizehnte hat die Encyklika, in die er so hart rügende Sätze schrieb, sein Testament genannt. Und der Greis, der an der Schwelle der Ewigkeit schwachen Menschen solchen Scheidegruß sendet, hieß seit elf Jahren der moderne Papst.

Der Name gebührte ihm und wird ihm, trotz dem Testament, bleiben. Als Antonelli gestorben und der Blick des Pontifex nicht mehr durch trügende Schleier gehemmt war, hatte Pius geseufzt: „Mein Nachfolger wird von vorn anfangen und eine ganz andere Politik treiben müssen als ich!“ Das hatte auch Leo erkannt. Er fand das Papstthum der weltlichen Herrschaft beraubt und war zu klug, um sich der Hoffnung hinzugeben, diesen Verlust könne die Zeit je wieder aus dem Buch der Geschichte tilgen. Und die feinen Nerven des Erben fühlten noch schlimmeren Verlust. Die hierarchische Zucht war straffer als je; Pius hatte dafür gesorgt, daß der Riesenkörper der Kirche dem leisesten Druck des Zügels gehorchte. Doch diese Kirche war in der modernen Welt ein Fremdling geworden; nicht den Ketzern nur, nein: auch vielen Gläubigen. Ueberall mühte sie sich in fruchtloser Willensanstrengung, Fallendes zu stützen, war alles Werdenden Feind und nirgends neuen Wünschen erreichbar. Eine ehrwürdige Ruin, die sacht verwittert. Wohl galt noch immer das stolze Wort: Stat crux, dum volvitur orbis. Stand aber das Pontifikat so fest wie das Heilandskreuz, konnte es ohne innere Wesenswandlung allen kommenden Stürmen trotzen? Leo hat sich oft als Verehrer des Heiligen Thomas bekannt und gewiß im Archiv des Klosters auf Monte Cassino, wo das scholastische Genie des erwachsenden Neapolitaners gebildet ward, einmal die weisen Worte gelesen, die Cremonini, Galileis Freund, schrieb: Mundus nunquam est; nascitur semper et moritur. Niemals ist eine Welt; in jedem Augenblick wird sie und stirbt. Ein gutes Leitwort für Einen, der die Menschenwelt ewig welkender, ewig erneuter Illusionen beherrschen will. Nicht an Vergehendes darf er sich klammern. So aber hatte Pius gethan. Der war zufrieden gewesen, wenn sein hitziges Temperament sich in prachtvollen Unwettern ausgetobt hatte. Von keinem Kompromiß, keinem Pakt mit feindlichen Mächten mochte er hören. Sein Fluch, daran gab es für ihn keinen Zweifel, drang in den Himmel

und rief Gottes Strafgericht auf der Sünder unreine Seelen herab. Wie Vielen hatte er geflucht, die ihr Haupt noch aufrecht trugen und ungebrochenen Muthes vorwärts schritten! Von einer anderen Methode hoffte Leo Gewinn für die auf allen Seiten bedrängte Papstkirche. Keine fleischliche Wallung schien über den hageren Greis Macht zu haben; nie sah man ihn zornig, nie kam aus seinem Munde ein schriller Ton. Er nahm das alte Programm der christlichen Platoniker wieder auf und folgte den Spuren des Doctor Angelicus. Wie die Kirchenväter sich bemüht hatten, die Philosophie, die Kulturschätze der Hellenen dem neuen Bedürfniß der jungen Christenheit anzupassen, wie Thomas von Aquino einen großen Theil seiner Kraft an die Aufgabe gesetzt hatte, den aristotelischen Geist in das Bewußtsein der Katholiken hinüberzuretten, so wollte Leo nun Kirche und Welt, Glauben und Wissen versöhnen. Allzu lange war die Kirche ein Hemmniß auf allen Wegen der Civilisation gewesen; sie sollte künftig, gerade sie, der Kultur den rechten Pfad weisen. Was halfen die Flüche gegen den neuen Geist? Man muß sich mit ihm einrichten, ihm Luft und Licht gönnen und, während die Linke ihn streichelt, mit der Rechten unter väterlichem Zuspruch ihm die drohende Waffe entwinden. Die Menschheit muß wieder erkennen lernen, daß auch die Wissenschaft christlichen Ursprunges ist und daß keine unüberbrückbare Kluft den Forscher vom Gläubigen trennt. Das war das Ziel des neuen Papstes, mußte das Ziel eines Mannes sein, der den Musen nicht minder eifrig als seinem Gott diente, Dante zärtlich liebte und die ciceronischen Perioden seiner Hirtenbriefe so sauber feilte, als lange er nach dem Ruhm eines Literaten.

Der Kirchenstaat war verloren, seit am zwanzigsten September 1870 die italienischen Truppen durch die Porta Pia in Rom eingedrungen waren und Victor Emanuel gesagt hatte: Ci siamo, ci resteremo. Noch war die Wunde zu frisch, die Gewalt der Tradition zu groß, als daß der Nachfolger des neunten Pius daran denken konnte, mit dem Minderer seiner Macht Frieden zu schließen. Er blieb der im Vatikan Gefangene und protestirte, wann die Pflicht es gebot, pünktlich gegen den Raub. Doch in der Stille mag Leo sich oft gesagt haben, daß dieser Raub ein Glück für die Kirche war. Jede weltliche Herrschaft weckt Haß; und ein leidender Papst ist stärker als ein im Prunk eines Hofstaates thronender. Eine Kirche, die wirklich ecclesiarum omnium mater et caput sein will, braucht keine Hausmacht und wird durch allzu enge Verbindung mit einem bestimmten Lande in ihrer Propaganda eher gehemmt als gefördert. In einer Zeit, wo in den Kanzleien aller Großmächte die Verträge sich zu kleinen Gebirgen häufen,

hat Leo kein Bündniß gesucht; ihm ist zuzutrauen, daß er jede Bundesgenossenschaft abgelehnt hätte, selbst wenn ihm als Preis die Wiederherstellung des Kirchenstaates versprochen worden wäre. Wer sich heute Einem ganz hingiebt, hat morgen mindestens einen Feind; und der Papst will sich die Möglichkeit friedlicher Verständigung mit allen modernen Mächten bewahren. Als am zwölften November 1890 der Kardinal Lavigerie in Algier das französische Geschwader in einem Trinkspruch begrüßte, in dem gesagt war, der Katholik könne sich mit jeder Staatsform abfinden, hielt man das auf der Zunge eines Kirchenfürsten revolutionär klingende Wort für das Zufallsprodukt einer Laune. Man sollte bald erfahren, daß es sehr ernst gemeint und mehr war als ein Bekenntniß persönlichen Glaubens. Leo hatte sich der Mahnung erinnert, die Toten ihre Toten begraben zu lassen. Sein Ziel war nur zu erreichen, wenn die Katholiken unfruchtbarem Groll entsagten und aufhörten, sich als Gehilfen der Reaktion verhaßt zu machen. Schon vor zwanzig Jahren schrieb er an die spanischen Bischöfe, die Behauptung, die Religion sei an das Programm einer politischen Partei geknüpft, müsse als Irrlehre bekämpft werden. Das dünkt Manchen banale Weisheit; wer aber vergangener — nicht einmal allzu lange vergangener — Tage gedenkt, wird sich hüten, solches Urtheil zu fällen. Ueberall waren die Katholiken die Träger oder doch die Schutztruppen der Reaktion. Gegen das Schisma, die Reformation, die Revolution, den Kulturkampf ballten sie die Faust und konnten die Entwickelung doch nicht aufhalten. Rußland war dem römischen Priesterkönig nicht zurückzugewinnen; in Frankreich zog kein neuer Roy von des Papstes Gnaden ein; und das politische Werk Luthers und Bismarcks spottete ohnmächtigen Zornes. Ein Zustand, der die Katholiken zu dumpfer Thatlosigkeit verdammte, durfte nicht dauern. Leo Tolstoi, der Heiland müder Artisten, konnte den Völkern predigen, hinter ihnen liege das Heil, und sie zur Umkehr ermahnen. Ein Papst, der wirken, Welt und Kirche versöhnen will, darf nicht das Dysangelium verkünden lassen, jeder vorwärts führende Schritt sei ein Verbrechen, eine Sünde wider den Heiligen Geist. In den Köpfen, selbst in denen oft, die der Glaube noch nicht floh, wacht ein uraltes Mißtrauen; immer regt sich, wenn von den Lebensrechten der Kirche gesprochen wird, an deren Mauer die drei Worte universitas, antiquitas, unitas locken und schrecken, die Furcht, die Tage der Gregor und Innozenz könnten wiederkehren und die lähmende Macht der Theokratie, die Gräuel der Inquisition zurückbringen. Diese Gespenster hat der Entschluß Leos des Dreizehnten verscheucht. Er hat die Katholiken zu politischer Arbeit gerufen und

von ihnen verlangt, sich in die Zeit zu schicken, so schlimm sie ihnen auch scheine. Er hat den Bund gebrochen, der die Schicksale von Thron und Altar an einander ketten sollte. Er hat offen und feierlich Frieden mit der Demokratie geschlossen, die so lange von der Kirche bekämpft worden war.

Der Erfolg hat für ihn entschieden. Als er an Rampolla, der damals Nuntius in Madrid war, schrieb, die Bischöfe sollten sich von der karlistischen Agitation fern halten, als er Monsignore Czacki, den pariser Nuntius, mit der Mission betraute, zwischen der Republik und der Kurie einen modus vivendi zu schaffen, schüttelte mancher Kardinal das Haupt und wisperte, das lumen in coelo habe sich als ein Irrlicht erwiesen. Jetzt ist längst jeder Zweifel verstummt. In Asien und Afrika sind die Quadern des hierarchischen Gefüges fester als je gefügt und in Europa ist die Macht des Papstthums über alles Erwarten gewachsen; sogar mit Rußland hat der kluge Politiker auf Petri Stuhl sich verständigt. Im Karolinenstreit hat Bismarck ihn zum Schiedsrichter erkürt und Wilhelm der Zweite hat seinen Rath erbeten, als der Versuch gemacht wurde, den Arbeiterschutz durch internationale Gesetze zu regeln. So Großes, so Ungeahntes wurde erreicht, trotzdem der Papst offen erklärt hatte, die Kirche werde nicht unter allen Umständen mehr den alten Dynastien einen stützenden Rückhalt bieten.

Den Frieden mit der Demokratie hatten Männer wie Montalembert und Lacordaire längst empfohlen und mit lauterer Stimme als sie hatte Lamennais gesprochen. Er schuf den Bund zur Vertheidigung der religiösen Freiheit und bemühte sich, von dem ebbenden Strom der katholischen Inbrunst zu den modernen Lebensmächten einen Weg zu finden. Die Kirche, so wollte er, sollte im werdenden Bewußtsein des Jahrhunderts feste Grundlagen suchen und ihre Diener sollten sich ohne Vorbehalt auf den Boden der Charte stellen; vor allen Dingen aber sollte die Kirche vom Staat, der Staat von der Kirche frei sein. In allen Zungen klangen seine Paroles d'un croyant über die Erde hin und kündeten die Souverainetät der christlichen Völker. Der Bannstrahl, den Gregor der Sechzehnte gegen den unbotmäßigen Priester schleuderte, traf sein Ziel nicht; die Encyklika Mirari vos ist vergessen und Lamennais lebt in der Geschichte des Katholizismus als einer der stärksten Wirker des neunzehnten Jahrhunderts. Vor ihm schon hatte Saint-Simon den Papst als Retter aus sozialer Noth angerufen. Im Nouveau Christianisme stehen die Sätze: „Das wahre Christenthum muß auch für das irdische, nicht nur für das himmlische Glück der Menschen sorgen. Dem Papst ist die Aufgabe gestellt, die Gesellschaft nach den sittlichen Grundsätzen

des Heilands zu organisiren. Es genügt nicht, den Gläubigen die Gotteskindschaft der Armen zu predigen; die streitbare Kirche muß rücksichtlos alle Macht und alle Mittel anwenden, um schnell die moralische und die physische Lage der Klasse zu bessern, der die größte Menschenzahl angehört." Und ein Schüler Saint-Simons, der jüdische Bankier Isaac Pereire, wiederholte den Ruf des Meisters, als der Kardinal Pecci zum Papst gewählt war. „Wie konnte", rief er, „die Kirche bis heute verkennen, daß die Wandlung der Welt nicht ein ruchloses, antichristliches Werk ist, sondern von der Vorsehung vollendet ward, um den tiefsten Gedanken des Christenthumes in seinem göttlichen Glanz zu enthüllen? Nie ward von der Kirche die Erfüllung einer schöneren, ihres Stifters würdigeren Pflicht gefordert. Ist sie nicht zur Mutter der Waisen, zur Schützerin der Unterdrückten bestimmt? Sie hat die Sklaverei der Heidenzeit beseitigt und das Joch der Feudalherren gebrochen: sie muß auch den modernen Arbeiter aus den Banden der Hörigkeit erlösen. Nur die starke Organisation der katholischen Kirche sichert ein soziales Wirken großen Stils. Solche Wirksamkeit wird erst möglich, wenn über den Gesetzgebern, den Gelehrten, den Fabrikanten Apostel stehen, Missionare, die bereit sind, ihr Leben dem Heil der Menschheit zu opfern, unabhängige Männer, die den Muth haben, Allen die Wahrheit zu sagen. Und wo wären solche Männer zu finden, wenn nicht im Bereich der Kirche?" Wir wissen nicht, welche dieser Stimmen bis ans Ohr Leos des Dreizehnten drang. Doch was sie ersehnten, hat er vorzubereiten versucht. Am fünfzehnten Mai 1891 erging an die ehrwürdigen Brüder im katholischen Glauben die Encyklika De conditione opificum, die mit den Worten begann: Rerum novarum semel excitata cupidine ... Die Neuerungsucht, an der seine Vorgänger sich geärgert hatten, war ein Faktor geworden, mit dem der Papst rechnete. Bis zu diesem Tag hatte in Rom nur alte Münze gegolten.

Oft ist seitdem die soziale Aktion verhöhnt worden, die damals so geräuschvoll begann und so schnell wieder endete. Von den überschwänglichen Hoffnungen, die sich ans Licht wagten, als der Papst den Pilgerzug der französischen Arbeiter im Vatikan empfing, ward keine erfüllt, konnte keine erfüllt werden. Nur fromme Einfalt verstieg sich bis zu dem Wahn, der Heilige Vater vermöge mit einem Wink seines Zauberstabes die Nöthe zu lindern, unter deren wechselnden Formen die Menschheit seit Jahrtausenden ächzt. Dennoch sollten die Spötter ihren Witz für bessere Gelegenheit sparen. Es war eine große Stunde, die in einem mit der Tiara geschmückten Haupt den Entschluß gebar, „ins Volk zu gehen" und die Dynastien, den

ganzen Heerbann der sich allein legitim dünkenden Mächte ihrem Schicksal zu überlassen. Einst werden späte Thomisten vielleicht dem aufhorchenden Erdkreis künden, daß in dieser Stunde die Renaissance der katholischen Kirche begann.

Die Kirche kann warten; und kluge Päpste waren immer geduldig: patiens quia aeternus. Die Starrheit ist gewichen und in der Gemeinschaft der Gläubigen neues Leben erwacht. Schon wagt man, von Reformen zu reden, werden die alten Mauern untersucht und die Hand, die auf hohle Stellen weist, braucht nicht zu zittern. Wer hat sich früher um die Sendschreiben des römischen Bischofs gekümmert? Jetzt werden sie von allen Gebildeten gelesen, von Gelehrten und Politikern kritisirt und in der akatholischen Presse besprochen. Das Papstthum ist wieder eine geistige Macht geworden und mählich lösen sich nun auch die Märchenschleier, die diese Institution dem Auge verhüllten. Niemand glaubt heute noch, daß alle Päpste ein orgiastisches Schlemmerleben führen; die Borgia sind auch im Vatikan eben so selten wie die Hildebrand. Als Gutzkow seinen Nationalistenroman gegen den römischen Zauberer schrieb, sah er den Papst noch als eine Riesenspinne, die Alles aussaugt, was ihr flatternd naht, alle regsamen Kräfte zu umstricken strebt. Und viel später noch, da längst schon der Ruhm des Jungen Deutschland verblichen war, dachten wir, wenn vom Papst gesprochen wurde, an Benedikt den Vierzehnten, der, während er von der Loggia der Peterskirche den Segen spendete, sich selbst den größten Betrüger genannt haben soll: „In der Menge da unten betrügt Einer den Anderen; und ich betrüge sie Alle!“ Wir sind nüchterner geworden, skeptischer, doch auch gerechter. Wir stellen uns vor, daß es im Vatikan nicht anders zugeht als an anderen Höfen; nur sind die Höflinge, ist die Bureaukratie da klüger, nach vernünftigerer Auslese auf die Höhe gelangt. Und dieses Gewimmel beherrscht nicht die Sucht, die Geister zu knebeln, der armen Menschheit ihr Bischen Glück zu rauben und alles Licht, alle Lebensluft auszulöschen. Es sind Menschen, die ihre kleinen Geschäfte machen und meist wohl überzeugt sind, daß ihr Wirken der großen Christengemeinde frommt. Der Greis, dem sie gehorchen, wird von Todfeinden des Katholizismus bewundert, aber kaum von Einem, der ihm nicht unterthan ist, gefürchtet. Rom hat den schreckenden Nimbus verloren; und Leo der Dreizehnte ist der moderne Papst.

Gebührt ihm der Name wirklich, auch nach der neusten Encyklika? Auch sie ist von einem gebildeten Manne verfaßt. Wie Leo, so haben größere Pessimisten über die „Errungenschaften der Neuzeit“ geurtheilt; nur haben sie den Enttäuschten dann nicht das älteste Heilmittel angepriesen: die Reli-

gion. Das aber muß jeder Papst thun, wenn er sich selbst nicht aufgeben will. Er kann nur gerade so modern sein, wie es der Rang und der Pflichtenkreis, in den er gebannt ist, ihm erlaubt. Doch solche Grenzen sind in der Welt der Interessen und Leidenschaften nicht nur Päpsten gesetzt.

Der Schüler des Heiligen Thomas spricht heute nicht anders als früher. Schon vor elf Jahren schrieb er, die Fundamente der Gesellschaft seien erschüttert, weil sie sich vom rechten Glauben abgewandt habe. Die alte Formel, die jetzt nur überrascht, weil man den Papst mit moderneren Dingen beschäftigt glaubte. An das Ohr des Zweiundneunzigjährigen dringt von den wirren Geräuschen der Welt längst wohl nur noch ein fernes Brausen. Er ahnt nicht, welcher Zwiespalt sich in den Gemüthern aufgethan hat; und wüßte ers: er vermöchte die Kluft nicht zu schließen. Man könnte einen Papst träumen, der Jesu Lehre nachlebte, allem Glanz entsagte und mit den Armen als Armer hauste. Er wäre eine interessante Gestalt, doch kein Papst mehr, nicht die weithin leuchtende Spitze der Pyramide, die in langer Säkulararbeit von den feinsten, erfahrensten Geistern aufgethürmt worden ist. Ein Papst mag modern sein, die Zeichen der Zeit erkennen und das Schifflein Petri vom Ballast der Jahrhunderte entbürden: er bleibt der Hüter einer Institution, die, um zu dauern, sein muß, wie sie ist, wie sie immer war. Leo der Dreizehnte hat durch klugen Takt, durch stille Benutzung aller Konjunkturen erreicht, daß die Gebildeten seiner Stimme wieder lauschen, ihn ohne vorurtheilenden Haß hören lernten. Er hat die stärkste Organisation, die je ersonnen ward, dem Anspruch des neuen Tages angepaßt. Seine politische Technik war ganz modern, so modern, daß jeder Staatsmann, jeder Großindustrielle sie mit Nutzen studiren wird. Da aber endet auch des Mächtigsten Macht. Das Lebenswerk eines ungewöhnlichen Menschen reichte kaum hin, um das Daseinsrecht der katholischen Kirche zu sichern, um zu zeigen, daß in jedem Staat, mit jedem politischen Glauben ein Katholik dem Dogma treu bleiben und selig werden kann. Nun aber naht ein anderer Kampf, der nicht Rom allein, sondern die tiefsten Wurzeln der Christenlehre bedroht. Langsam dämmert der Menschheit die Erkenntniß, daß sie wählen, neue Sittlichkeit suchen, sich eine neue Geistesheimath schaffen muß. Das Gebet, das von der Lippe gelallt und vom Handeln auf Schritt und Tritt verleugnet wird, der leere Kult kraftloser Heuchelei hilft nicht weiter. Der Papst, der diesen Kampf zu bestehen und aus den Ruinen die Herrschaft der Kirche ungemindert zu retten vermag, wird das größte Wunder der Christengeschichte wirken.

Pandynamismus.*)

Gewiß liegen in unserem Wesen dauernde Voraussetzungen einer pandynamistischen Betrachtung. Wie unsere Sinnlichkeit der Vereinigung mit einer ergänzenden Natur zustrebt, um in dieser Vereinigung die Gattung schöpferisch fortzusetzen, so strecken wir sehnsuchtvoll unsere Geistesarme aus nach den erhabenen Geheimnissen des Himmels und einer jenseitigen Welt; und wo uns das Wissen hier nicht befriedigt, da möchten wir so gern unter Annahme übernatürlicher Thatsachen beweisen. Und es begreift sich, daß Regungen in dieser Richtung vor Allem bei Anbruch neuer geistigen Zeiten hervortreten, da man ahnungvoll ertrotzen will, was an geistigen Errungenschaften erst einer reichen Abfolge von Geschlechtern in harten Mühen zum Theil zu erarbeiten vergönnt ist. Und diese Regungen waren im sechzehnten Jahrhundert, einem Zeitalter dieser Art, doppelt erklärlich, da sie mit den ungeahntesten Erweiterungen des geistigen Horizontes der abendländischen Völker zusammenfielen, Erweiterungen, die dem verzückten Blick als die Entschleierung jedes Geheimnisses erscheinen konnten. Da ward zu der bekannten geschichtlichen Welt in der Antike eine neue entdeckt. Da reihte sich ein geographischer und ethnographischer Aufschluß an den anderen; und die Begrenztheit dieser irdischen Welt und die Kugelgestalt der Erde erschienen nicht mehr als Hypothesen, sondern als anschaulich gewordene Wahrheit.

Und all diese Revolutionen, die einer noch niemals möglich gewesenen Weitsichtigkeit des geistigen Blickes zudrängten, wurden schließlich an Wirksamkeit übertroffen durch die heliocentrische Lehre des Koppernikus. Wer hätte das ptolemäische Weltsystem in seiner sinnlichen Anschaulichkeit bezweifeln mögen, wie es von der unmittelbaren Realität der wahrgenommenen kosmischen Bewegungen ausging, zumal alle dagegen möglichen Einwände durch eine große Anzahl höchst sinnreicher Hilfshypothesen beseitigt schienen? Und nun erschien das Buch De revolutionibus orbium coelestium, das zwar nicht auf Grund exakter Beobachtungen, wohl aber von der einfachen Forderung her, daß die erhabensten Schöpfungen Gottes nur von einfachster Symmetrie beherrscht sein könnten, dies ganze System über den Haufen warf. Nicht die Erde erschien jetzt mehr als der Mittelpunkt des Weltalls, sondern die Sonne; ein dienendes, in Gemeinschaft mit anderen Körpern in Doppelbewegung um die Sonne kreisendes Glied des Ganzen nur war unser Planet: aufgegeben werden mußte das bisher kaum je bezweifelte Vorrecht einer Betrachtung der fernen Weltweiten von geocentrischem Standpunkt. Wie klein war jetzt diese Erde geworden, — und wie klein gar der Mensch, daß man seiner gedächte! „Was ging nicht Alles durch diese Anerkennung in Dunst

*) S. „Zukunft“ vom 5. April 1902.

und Rauch auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines politisch-religiösen Glaubens." *) Es war eine wissenschaftliche Erweiterung und zugleich sittliche Begrenzung des menschlichen Standpunktes von solcher Unerhörtheit, daß es verständlich ist, wenn sich die Welt nur langsam an ihn gewöhnte. Auf die heliocentrische Hypothese des Koppernikus haben die Forschungen Keplers über die Entbehrlichkeit der excentrischen Kreise und Epicyklen zu Gunsten der Annahme einer einfachen Kurve als Bahn der planetarischen Bewegung folgen müssen und auf diese Galileis Forschungen über die Schwerkraft, ehe Newton zu jener Hypothese über die Bewegungen der Himmelskörper gelangte, die, vornehmlich durch die unvergleichlich popularisirende Wirksamkeit Voltaires, der neuen Lehre zur Stellung eines unveräußerlichen Bestandtheils der europäischen Bildung verhalf.

Indem aber diese gewaltige Ausdehnung des menschlichen Horizontes eintrat, wirkte sie schließlich doch weniger auf die Erweiterung der Phantasie als auf die Erweiterung der Erfahrung. Und so kam das Ergebniß doch am Ende nicht pandynamistischen Anschauungen zu Gute, wie sie im Tiefsten noch auf der Zulassung des Begriffes des Wunders und damit wieder auf dem Vorherrschen einer Denkmethode ungenügender Analogieschlüsse beruhten, sondern vielmehr einer ganz anderen Auffassung der Welt. Je mehr jetzt, unter den verschiedenartigsten Anregungen, die Erfahrung sich verdichtete und zugleich beschied, um so mehr erweiterte sich das Kausalitätbewußtsein: nicht mehr nach nur zum Theil zutreffenden Analogien, Produkten oberflächlicher Beobachtung und unzureichender Erfahrung, sondern nach der Kenntniß möglichst ausgedehnter regelmäßiger Zusammenhänge von Ursache und Wirkung begann man, die Welt der Erscheinungen zu ordnen. So wurde das Zeitalter einer pandynamistischen Naturbetrachtung abgelöst durch ein Zeitalter, das vermöge der Induktion und Abstraktion in den einfachsten Naturvorgängen vor Allem einfachste Regelmäßigkeiten und Gesetze aufzusuchen bestrebt war, in der Hoffnung, gerade in ihnen, gleichgiltig, welchen tiefsten hinter den Pforten der Natur stehenden Wirkungen sie verdankt oder nicht verdankt würden, den Schlüssel zum Verständniß auch der größten Erscheinungen zu finden. Ein Kausalitätbewußtsein, das kein Wunder mehr zuließ, begann, uranfänglich, unbeholfen noch und ahnungvoll, das Kleinste und Größte unmittelbar zu verbinden, und gab sich der frohen, durch die Thatsachen schließlich bestätigten Ueberzeugung hin, daß es, indem es den Zusammenhang eben des Gewöhnlichen erforsche, auch das bisher als ungewöhnlich Betrachtete zu erklären im Stande sein würde. Das Zeitalter naturalistischer Naturforschung zog herauf.

---

*) Goethe, Zur Farbenlehre.

Vorläufer dieses Zeitalters reichen allerdings bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. In dieser Zeit hat schon der große Scholastiker Albertus Magnus im Kloster der kölner Dominikaner seine botanischen Versuche gemacht; und neben ihm bereits ist der Engländer Roger Baco dem Gedanken voraussetzungloser Naturwissenschaft nahe getreten. Bahnte dann Heinrich von Langenstein, ein Hesse, der seit 1383 in Wien wirkte, durch Bekämpfung des astrologischen Wunderglaubens den großen vorkoppernikanischen Astronomen, einem Peurbach und Regimontan, den Weg, so hat der Kardinal von Kues, in seinen exakten Forschungen nicht minder bedeutend als in seinen mystischen Spekulationen, recht eigentlich eine Janusgestalt zwischen Mittelalter und Neuzeit, neben wesentlichen Verbesserungen des Kalenders im Sinn der späteren gregorianischen Reform vor Allem schon unmittelbare Vorahnungen der koppernikanischen Hypothese gehabt.

Allein diese Männer standen doch sehr vereinzelt; sie schufen noch nicht aus einem sich aufdrängenden Gesammtbewußtsein der Forschung ihrer Zeit heraus, wenn auch stärkere intellektualistische Neigungen des späteren Mittelalters in keiner Richtung des Geisteslebens zu verkennen sind; und so drängten sie mit ihren meist nur in unreifen Vermuthungen bestehenden Ergebnissen doch nur gegen die Pforten eines Zeitalters an, das noch nicht eröffnet war. Erst der Individualismus des sechzehnten Jahrhunderts, die Freistellung des Individuums gegenüber dem endlosen Detail des mittelalterlichen Offenbarungsglaubens und der Unterwerfung, die der dogmatischen Fassung dieses Glaubens geschuldet ward, hat die neue Anschauung völlig entbunden.

Aber in dem Charakter der neuen Zeit lag freilich zugleich auch der Charakter des Verlaufes der neuen Studien beschlossen, wenigstens so weit sie auf das philosophische Gebiet führten und von diesem aus in die wissenschaftliche Praxis hinein getrieben wurden. Die Persönlichkeit des sechzehnten Jahrhunderts zeigte in den Zeiten ihrer vollen Durchbildung, vornehmlich seit der Wende des sechzehnten Jahrhunderts, den Typ des Isolirten, für sich Stehenden, in sich Genügsamen: sie war eine abgeschlossene Welt im Kleinen. Es versteht sich, daß diese Auffassung ihres Wesens nun auch an den Makrokosmos herangeholt wurde: ohne daß darüber weiter ein Wort verloren wurde, erschien diesen Zeiten die große Welt als eine Einheit geschlossenen Charakters, als ein Kunstwerk des Schöpfers. Das war die Voraussetzung der pandynamistischen Naturwissenschaft gewesen. Das blieb auch die Voraussetzung des neuen Realismus.

Traf sie aber zu, so mußte es auch nach der neuen naturalistischen Auffassung doch wieder eine Methode der Ableitung all ihrer Geheimnisse von einem obersten Prinzip, von einem Punkte aus geben. Und nachdem eine solche Ableitung aus der stofflichen Hypothese eines allgemeinen Kräfte=

zusammenhanges im Pandynamismus gescheitert war, schien es auch nicht mehr zweifelhaft sein zu können, wo sie nun zu suchen war. Wohin man auch in den einzelnen Gebieten der Natur und der Geschichte den Blick wandte, da ergab sich der Erfahrunginhalt in die Begriffe des Raumes und der Zeit gebettet. Raum und Zeit also mußten vor Allem in ihren empirischen Beziehungen in sich und unter einander begriffen werden, wie sie am Ende sich auf den noch einfacheren Oberbegriff der Größe reduziren ließen: erst durch dieses Begreifen hindurch, auf einem solchen, rein formalen Wege glaubte man, aus dem Ganzen der Erscheinungen zum Verständniß des Einzelnen gelangen zu können.

Als Wissenschaft der einfachen Größe aber, des Raumes und der Zeit, erschien die Mathematik. Sie konstituirt, so wurde der Zusammenhang angesehen, über dem bunten Getriebe des Konkreten und Veränderlichen die Lehre von Raum und Zeit als eine exakte und absolute Wissenschaft, wie sie in ihrem Fortschritt der Berichtigung durch die Kontrole erneuter Wahrnehmungen der Erscheinungwelt in keiner Weise mehr bedarf; sie enthält damit die Prinzipien einer wahren deduktiven Methode, mit deren Hilfe es gelingen muß, von ihrer vollständigen Entfaltung aus auch das Reich des sinnlich Konkreten zu erklären. Mathematik also und durch sie hindurch Verständniß der Erscheinungwelt: Das wurde zunächst die Losung.

Aber auch dieser Gedankengang war im sechzehnten Jahrhundert nicht völlig neu. Es ist schon an dem Beispiel Platos zu erkennen, von welchem Einfluß die Mathematik bereits auf die Philosophie der Alten gewesen ist. Freilich blieben die Alten dabei in der Mathematik der Hauptsache nach in das Reich der Dinglichkeit und Anschaulichkeit gebannt: aus seiner weiteren Durchdringung Prinzipien einer rein begrifflichen Lehre von Raum und Zeit abzuleiten, lag nicht in der Richtung ihres Denkens. Dafür war dann aber das Mittelalter in der Entsinnlichung der Vorstellungen von Raum und Zeit ziemlich weit über sie hinaus gegangen.

Das mittelalterliche Denken, so weit es sich auf höhere Probleme einließ, war eine Folgeerscheinung Dessen, was man zu dieser Zeit wissenschaftliche Theologie nannte: nicht eigentlich aus der nationalen Geistesbewegung, sondern aus der christlichen Ueberlieferung der späten Griechen- und Römerzeit, unter Einschluß gewisser Einwirkungen der heidnischen Philosophie der Alten, erhielt es seine Impulse. Es war also eine Erscheinung nicht selbstgewachsener Kultur, sondern zeitlicher Rezeption aus weltgeschichtlicher Vergangenheit. Dem entsprechend, war es im höchsten Grade abgezogen, ohne stärkere Berührung mit den lebendigen Strömungen der Gegenwart; und Dem entsprechend, bildete es mit Vorliebe virtuose Methoden und gänzlich abstrakte, unsinnliche, gleichsam dünnschliffige Begriffe aus. Und indem es

wirklichkeitfremd nur in diesen Begriffen lebte, schrieb es der syllogistischen Methode allmählich Schöpferkraft und den Begriffen an sich Nothwendigkeit des Seins zu. Die ontologische Anschauung, die Auffassung, daß gedachte Begriffe allein wegen der Thatsache, daß sie gedacht werden, auch wirklich seien, ist das originellste Erzeugniß, das von dem scholastischen Denken in der Geschichte der Philosophie hervorgebracht worden ist.

Eine geistige Disposition, wie die der Scholastik, mußte nun schon dazu führen, den Vorstellungen von Raum und Zeit denjenigen begrifflichen Charakter zu verleihen, dessen das sechzehnte bis achtzehnte Jahrhundert für die Anwendung der Mathematik als Denkmethode der Philosophie und, wie es anfangs schien, auch der Naturwissenschaften bedurften. In der That findet man bei den mittelalterlichen Vorläufern der realistischen Naturwissenschaft des siebenzehnten Jahrhunderts schon die Verwendung der Mathematik, wenn auch noch nicht in der vollendeten Art eines Galilei oder Newton. Keiner dieser Vorläufer ist aber in dieser Hinsicht wohl charakteristischer als Roger Baco; und keiner ist in dieser Stellung wohl zutreffender geschildert worden als eben Baco von Goethe.*) Baco erscheint die Mathematik in ihrer reinen Form schon ausdrücklich als Hauptschlüssel aller wissenschaftlichen Verborgenheit, ja, auch aller metaphysischen Fragen: „Es giebt Mancherlei, das wir geradehin und leicht erkennen; Anderes aber, das für uns verborgen ist, welches jedoch von der Natur wohl gekannt wird. Desgleichen sind alle höhere Wesen, Gott und die Engel, als welche zu erkennen die gemeinen Sinnen nicht hinreichen. Aber es findet sich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir Das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt ist, und dieser ist der mathematische: denn durch diesen erkennen wir auch die höheren Wesen, als den Himmel und die Sterne." Von dieser Auffassung ausgehend, wendet Baco die Mathematik als eine der Logik weit überlegene Methode an, um nicht blos die Naturerscheinungen im engeren Sinn, nein, auch die psychologischen Erscheinungen deduktiv zu begreifen: so wird ihm, zum Beispiel, die Grammatik zur Rhythmik, die Logik zur Musik. Ja, damit nicht genug: auch dem moralischen und religiösen Gebiete nähert er sich auf mathematische Weise, indem er die Beziehungen dieser Gebiete mathematischen Beziehungen symbolisch gleichsetzt.

Man sieht sogleich: Das sind feinsinnige Betrachtungen, keine Schlüsse; die Wirkung ist erbaulich, nicht überzeugend. Aber was Baco und sein Nachfolger im Mittelalter ahnend versucht haben: das Begreifen der Welt vermöge — und freilich zum größten Theil noch nach Analogie — der Methode

---

*) Zur Farbenlehre (Werke Weim. Ausg. II 3, S. 151). Der historische Theil der goethischen Farbenlehre bietet noch heute die am Tiefsten durchdachte Geschichte der Naturwissenschaften bis ins achtzehnte Jahrhundert, die wir besitzen.

der Mathematik: Das unternahm das Zeitalter realistischer Naturwissenschaft, wie es dem Panpsychismus folgte, in seinem allgemeinen Denken nun wirklich ernsthaft durchzuführen und zu vollenden.

War die Mathematik dieser Aufgabe gewachsen? Sie war es höchstens dann, wenn sie thatsächlich rein begrifflichen Charakters war und wenn, Dies vorausgesetzt, ihre spezielle Ausbildung im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert auf der Höhe der Forderungen stand, die man an sie stellte.

Nun hat die Entwickelung des Denkens im neunzehnten Jahrhundert gezeigt, daß die Mathematik keineswegs die rein begriffliche Wissenschaft ist, als die sie eine frühere Zeit ansah, daß sie vielmehr in ihren Grundvesten anschaulich verankert ist. Die Mathematik konnte also die ihr im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert zugewiesene Aufgabe selbst dann nicht erfüllen, wenn sie im Uebrigen, in ihren einzelnen Fortschritten, den Anforderungen des allgemeinen Denkens entsprechend entwickelt gewesen wäre. Aber wenn nun auch die Hauptabsicht des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts: die volle deduktive Ableitung der Welt und zunächst der Naturerscheinungen in mathematischer Methode, nicht erreicht ward und nicht erreicht werden konnte, so war doch der in den eben besprochenen Zusammenhängen liegende Impuls zum mathematischen Verständniß der Welt so überaus gewaltig, daß ihm die größten Errungenschaften auf naturwissenschaftlichem, philosophischem und auch geisteswissenschaftlichem Gebiete zu verdanken sind: die Mathematik hat sich thatsächlich als eins der stärksten, wenn nicht als das stärkste Gährungelement im Denken vor Allem des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erwiesen. Darum bedarf es zum Verständniß des Geisteslebens dieser Zeit überhaupt einer eingehenderen Betrachtung ihrer Entwickelung.

Die Mathematik war bei den Alten wohl, wie überall, aus praktischen Bedürfnissen entstanden. Jedes Volk, das voll seßhaft wird, bedarf für die Austheilung des Grundes und Bodens einer primitiven Feldmeßkunst; keine Zeit der Naturalwirthschaft entbehrt sie: es sind die Anfänge der Geometrie. Ihnen aber fügen schon die ersten entwickelten Zeiten der Tauschwirthschaft die Arithmetik hinzu; denn wie könnte selbst ein primitiver Handel, namentlich so weit er sich schon eines Geldes bedient, ohne die Regeldetri betrieben werden?

Waren so die Anfänge der mathematischen Wissenschaft bei den Alten wohl durchaus praktischer Natur, so liegt es im Charakter der antiken Kultur, daß auch ihrer vollendeteren Mathematik noch ein in hohem Grade anschaulicher Charakter geblieben ist. Gewiß sind die Beweise Euklids durchaus deduktiv; jedes induktive Moment, das etwa gar auf die Entstehung des zu beweisenden Satzes hinwiese, ist unterdrückt; aber doch ist hier, wie sonst in der Mathematik der Alten, die Abstraktion niemals so weit getrieben, daß

über den abstrakten Raumformen die Körper, über den abstrakten Zahlformen die Zahlen vergessen worden wären, geschweige denn, daß aus abstrakten Begriffen von beiderlei Art bereits der allgemeine Größenbegriff entwickelt worden wäre. Und ferner ist bei den Alten für jederlei Größe, wie der Raum-, so der Zahlenwelt das Moment der Stetigkeit festgehalten worden; — von der Anschauung, daß die mögliche Zahl der Brüche zwischen zwei Zahlen unendlich und mithin der Charakter jeder Zahl unstetig sei, finden wir eben so wenig Gebrauch gemacht wie von der anderen, daß jeder Körper als Träger von Raumformen in Bewegung begriffen und Ruhe nur eine ins Gleichgewicht gesetzte Summe von Kräften sei, die in Bewegungen zur Erscheinung gelangen. Als die Lehre von stetigen Größen und als solche allerdings reich entfaltet, ging mithin die Mathematik der Alten an die abendländischen Nationen über. Wie aber hätte sie hier, in deren Mittelalter, mehr als allenfalls begriffen, wie hätte sie erweitert werden sollen? Wir kennen für die deutsche Geschichte die Entwickelung des ästhetischen Sinnes von der Urzeit bis in die Jahrzehnte der Reformation: von der robusten, noch rein ornamentalen Bewältigung des Umrisses der Gegenstände der Erscheinungwelt war man langsam bis zu dessen zutreffender Wiedergabe fortgeschritten. Wie hätte eine Zeit, die auf ästhetischem Gebiet noch um die Wiedergabe des Umrisses rang, auf intellektuellem Gebiet aus eigener nationaler Kraft durch das Aeußere der Erscheinungwelt zu dem Begriff der ihr zu Grunde liegenden reinen Größe vordringen sollen? Es war kaum denkbar, daß von diesem Standpunkt aus auch nur die Errungenschaften der Alten in genügender Tradition fortgepflanzt wurden.

Aber wir haben schon gesehen: neben dem nationalen Denken stand die Denkkunst der Scholastik; und die scholastischen Kreise haben die Mathematik der Alten seit vornehmlich dem dreizehnten Jahrhundert nicht nur bewahrt: sie haben auch die Vorstellung der mathematischen Größe als Oberbegriff über Raum- und Zahlengröße schon leise durchzubilden versucht. Ganz gelungen ist dann diese Durchbildung freilich erst im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert.

Dagegen erschien noch dem ganzen Mittelalter im Allgemeinen die Größe als stetig. Hier besonders, in diesem Punkt, mußte daher die weitere Entwickelung des individualistischen Zeitalters einsetzen; und in der That verläuft sie von hier aus hinein in die glänzenden Errungenschaften der Funktion- sowie der Differential- und Integralrechnung. Zu Grunde aber liegt dieser Entwickelung zunächst im sechzehnten Jahrhundert noch die allgemeine Vorstellung der pandynamistischen Naturanschauung, die hinter jeder Erscheinung ein Spiel lebendiger Kräfte sah, also dem Begriff der Unstetigkeit der Größe sehr leicht unmittelbar und intuitiv nahe treten konnte; und im siebenzehnten

Jahrhundert wird für sie die Wechselbeziehung mit den Forschungen auf dem Gebiete der Mechanik wirksam, die wiederum von der Statik, wie sie die Alten fast allein gelehrt hatten, sehr früh zur Dynamik überging und damit den Begriff der Bewegung in abgeklärterer Form zur Verfügung stellte.

Den entscheidenden Schritt zur Ausbildung der Funktionrechnung und damit zur Lösung des Problems, das gegenseitige Verhältniß von Größen gleichmäßiger Unstetigkeit auf eine für jeden Moment dieser Unstetigkeit zutreffende Formel zu bringen, hat Descartes gethan. Er ging dabei von den auch den Alten schon bekannten Gleichungen aus. Zunächst war es hier klar, daß die Unbekannte jeder Gleichung, da sie unbenannt ist, sich eben so sehr als Raum- wie als Zahlengröße erweisen konnte: in dieser Unbekannten war also von vorn herein der Ausdruck der allgemeinen Größe gegeben. Wie aber konnte man nun darüber hinaus, unter der Annahme der gleichmäßigen Unstetigkeit der Größen, zu der Möglichkeit kommen, das Verhältniß dieser Unstetigkeit der Größen zu einander einfach darzustellen und zu berechnen? Auch hier half die Gleichung.

In Betracht kommt hier der erkenntnißtheoretische Charakter der Gleichung. In der Gleichung wird von der Annahme ausgegangen, daß die zu findende Unbekannte eigentlich, wenn auch unter den Verhüllungen der Gleichung, bekannt sei; und der Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme und damit auch für die Richtigkeit der Gesammtbehauptung wird dadurch geführt, daß in der Auflösung der Gleichung gezeigt wird, wie diese Annahme in allen Folgerungen, die sich aus ihr ergeben, mit sonst allgemein als wahr bekannten Sätzen übereinstimmt. Die Beweisführung ist also indirekt. Weil Das aber der Fall ist, weil das in der Gleichung angewandte Beweisverfahren von der Folge auf den Grund schließt, so läßt es, wie jeder Schluß von der Folge auf den Grund, eine mehrdeutige Lösung zu. Diese Eigenart der Gleichung, solche mehrdeutigen Lösungen zu ergeben, ist ja bekannt genug. Diese Thatsache bringt es nun aber mit sich, daß nur außerhalb des Beweisverfahrens liegende Betrachtungen ergeben können, welche der denkbaren Lösungen die vorzuziehende ist. Und die Folge dieses Umstandes wiederum ist es lange Zeit hindurch gewesen, daß man allgemein gefaßte, also wissenschaftliche Aufgaben einem so mehrdeutigen Beweisverfahren nicht hatte überlassen können. Und so hatte die Gleichung bisher auf dem Gebiet allgemeiner, namentlich auch naturwissenschaftlicher Beweise keine große Rolle gespielt.

Wie aber, wenn es nun gelang, den verschiedenartigen Bedingungen innerhalb der Aufgabe, deren Dasein die Mehrdeutigkeit der Lösung ergab, für den Verlauf der Lösung der Aufgabe einen solchen Ausdruck zu verschaffen, daß die in ihnen beruhenden verschiedenartigen Möglichkeiten der Lösung im Schlußergebniß der Rechnung zu vollkommenem Ausdruck gelangten?

Dann war offenbar die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Gleichungverfahrens erreicht. Da war es nun Descartes, der den Weg zu diesem Ziele zeigte, indem er die algebraische Symbolik einführte: womit den verschiedenartigen, der Aufgabe einverleibten Bedingungurtheilen für den Verlauf des Beweises durch Buchstabensymbole ein allgemeiner Ausdruck verschafft wurde, vermöge deren die Bedingungurtheile wieder in Gleichungen umgewandelt wurden. Damit fiel jede Mehrdeutigkeit der Ergebnisse: denn nun war durch die allgemeine, den verschiedenen denkbaren Bedingungen entsprechende Bedeutung der Zeichen dieser Symbolik das generell Bedingte den Schlußfolgerungen selbst einverleibt, so daß diese eine an sich eindeutige Form erhielten. Was aber bedeutete nun dies Alles für das Verständniß der stetig veränderlichen Größe? Es war klar: mit diesem Ergebniß war ein bisher noch fehlendes Mittel gewonnen, um Aufgaben zu lösen, in denen bestimmten, in bestimmter Weise veränderlichen Faktoren bestimmte, in entsprechender Weise veränderliche Ergebnisse entsprachen; oder mit anderen Worten: es war das Mittel gewonnen, dem Begriff der stetig veränderlichen Größe in ihrem Verhältniß zu anderen stetig veränderlichen Größen gerecht zu werden. Es war jetzt möglich, jede Mehrheit mathematischer Größen, vorausgesetzt, daß deren Verhältniß sich unter bestimmten Bedingungen änderte, in der durch diese Bedingungen auf die einzelnen Größen ausgeübten Wirkung zu verfolgen und für die Durchführung dieses Verfahrens eine allgemeine Rechnungform — man nannte sie eine Funktion — aufzustellen.

Aber verwandelte sich damit, daß Dies möglich wurde, nicht das bisherige Beweisverfahren in eine Methode der Untersuchung? Gewiß: eben Das geschah; und daß es geschah, war vielleicht das folgenreichste Ergebniß der durchgeführten Neuerung. Denn jetzt war das neue Verfahren nicht mehr blos ein Werkzeug des Beweises, sondern es wurde zur Analysis, zur Forschungmethode, die bei dem ihr innewohnenden Zuge vom Zusammengesetzten zum Einfachen, vom Besonderen zum Allgemeinen eine Fülle von Beobachtungen über das Verhalten mathematischer Größen zu einander veranlassen mußte: womit der Anstoß gegeben wurde zur Aufstellung der wichtigsten Gesetze über das Verhalten von Größen überhaupt in Raum und Zeit. In diesem Sinne wurde die neue Mathematik jetzt dem erweiterten Kausalitätstriebe, dem Grundzuge der neuen Zeit, für das Zufällige überhaupt keinen Raum zu lassen, so weit gerecht, wie es sich um die Bearbeitung von Größenverhältnissen handelte: mit der Durchbildung der Funktionrechnung begannen alle Größenbeziehungen, unserem Denken in der selben Weise erschlossen zu werden, wie das All immer mehr dem Kausalgesetz als einer nun stets weniger abweisbaren Forderung unseres Denkens unterworfen erschien. Doch bedurfte es zur vollen Verwendbarkeit der Funktionrechnung in dem soeben

beschriebenen Sinne noch eines weiteren Hilfsmittels. Indem man nämlich die Abhängigkeit einer Größe von einer anderen oder von einer Mehrheit anderer Größen auf dem Wege der Funktion untersuchte und zu diesem Zwecke zunächst eine oder mehrere dieser Größen beliebig veränderlich annahm, kam man zu einem Begriff, der rechnerisch zunächst kaum faßbar erschien, zu dem der stetigen Veränderlichkeit. Und doch kann, da die Dinge außer uns nicht minder wie unsere Vorstellungen in stetigem Fluß von Veränderungen begriffen sind, keine größere Bestimmung gedacht werden, die sich diesem objektiv wie subjektiv gleich zweifellosen Moment entzöge!

Die Mathematik kann seiner in der That nicht restlos Herr werden. Aber sie kann es in ihre Untersuchungen in den denkbar kleinsten Fehlergrenzen mit einbeziehen, indem sie sich die veränderliche Beziehung in kleinste Elemente zerlegt denkt, in denen diese Veränderung aufgehoben erscheint, und diese Elemente mit beachtet. Die Mittel hierzu lieferte in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Infinitesimalmethode (Differentialrechnung), wie sie Newton in seiner Fluxiontheorie, die in den Acta eruditorum des Jahres 1684 erschien, vom Gesichtspunkte der Bewegung dieser kleinsten Elemente, Leibniz von geometrischen, Euler von arithmetischen Betrachtungen her entwickelt haben: bis Lagrange in seiner derivirten Funktion die vollendetste der hierher gehörigen Methoden schuf. Nun war es in der That möglich, die gegenseitigen Beziehungen stetig veränderlicher Größen in jeder Hinsicht zu verfolgen, wie aus der Kenntniß eines Theiles dieser Beziehungen oder auch einer aus ihnen abgeleiteten Relation das ganze Verhältniß ihrer gegenseitigen Beziehungen durch Integration, Das heißt: durch eine Umkehrung des Differentialverfahrens, herzustellen; und damit war überhaupt das Geheimniß des Verhaltens der Größen, mithin auch der Körper zu einander enthüllt: grundsätzlich hatte jetzt die Mathematik als die Wissenschaft der Größen alle Gebiete der erkenntnißtheoretischen Grundlage durchmessen und erobert.

Halten wir hier inne und fragen uns, was denn damit für die philosophischen und naturwissenschaftlichen Probleme erreicht war.

Die Philosophie mußte bei der ganzen Veranlagung des seelischen Lebens dieser Jahrhunderte so viel wie möglich an der Deduktion festzuhalten suchen: das All erschien ihr als Eins, wie das Individuum; und als dies Eine, in sich klar Zusammenhängende, mußte es von einem Punkte aus vermöge einer einzigen Methode begriffen werden können. War nun in der Mathematik diese Methode gefunden?

Die Entwickelung der Mathematik hatte vom sechzehnten bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts aus den deduktiven Beweisformen Euklids zur Analysis, zur reinen Induktion geführt; immer mehr hatte gerade diese Wissenschaft von ihrem deduktiven Charakter verloren. So war an ihre

Verwendung zur philosophischen Deduktion der großen Probleme von Gott und Welt je länger, um so weniger zu denken. Aber doch galt die mathematische Beweisform seit dem sechzehnten Jahrhundert, ja, zum Theil schon aus dem Mittelalter heraus als allen Syllogismen weit überlegen! Und ihr Ruf als solche, auf ihre alten deduktiven Elemente begründet, erstreckte sich noch weit bis in das achtzehnte Jahrhundert. Die Folge war, daß die Philosophie dieses Zeitalters sie als Arbeitwerkzeug nicht aufgab, aber freilich je länger, je mehr mit einem Instrument arbeitete, das bei strenger Anwendung zerbrach, — oder, anders ausgedrückt, daß sie die mathematische Beweismethode in einem Sinne anwandte, die dem Charakter dieser Methode und der ihr zu Grunde liegenden Wissenschaft je länger, je weniger entsprach. Schon Roger Baco hatte sich dieser Methode in einer für unser Denken sonderbaren, bei ihm sehr klar zu Tage tretenden Weise bedient: nämlich nach der Art des mittelalterlichen Analogiebeweises. Er hatte, darin dem Pythagoras und seinen Schülern ähnlich, gewisse mathematische Verhältnisse in gewissen metaphysischen, psychischen, ja auch physischen Verhältnissen im symbolischen Spiegelbild wieder gefunden: und Das hatte ihm genügt, um diese Verhältnisse so weit zu identifiziren, daß aus dieser Identifikation heraus die Wirklichkeit der metaphysischen, psychischen, physischen Verhältnisse behauptet werden konnte, weil die Wirklichkeit der analogen mathematischen Verhältnisse feststehe.

Das war nun freilich ein Verfahren, das die Philosophie des Descartes, wie sie zunächst den pandynamischen Systemen des sechzehnten Jahrhunderts folgte, in gleich sonderbarer Naivität des Analogieschlusses nicht mehr einschlug. Aber gleichwohl gilt für ihr Verhältniß zur Mathematik noch etwas Aehnliches. Es ist fast selbstverständlich, daß der selbe große Geist, der der Mathematik den Weg zur induktiven Analysis wies, sie nicht gleichzeitig als tiefer konstituirende methodologische Triebkraft einer deduktiven Philosophie gebrauchen konnte. Galt dem Descartes wie seinem ganzen Zeitalter die Mathematik gleichwohl als Hebamme jeder Metaphysik, so konnte ihre Hilfe im Grunde doch nur noch äußerlich und formell beansprucht werden: nämlich so, daß ihrer Methode die äußere Art der Beweisführung und ihren Ergebnissen gewisse Analogien der philosophischen Gedankenbildung entnommen wurden. Und über Descartes hinaus ermöglichte dieser besondere Charakter der philosophischen Benutzung der Mathematik es noch Spinoza, mit angeblicher Hilfe der Mathematik ein gewaltiges, im Grunde mystisches Lehrgebäude der Metaphysik aufzuführen.

Im Grunde war also auch der Versuch, nach dem Scheitern des Pandynamismus mit Hilfe der Mathematik als eines Universalschlüssels deduktiv eine Kenntniß der Welt generell zu gewinnen, gescheitert. Die materielle Vorstellung von allgemein bewegenden Kräften und Größekomplexen hatte eben so versagt wie die formal logische Methode der Mathematik.

Kann man unter diesen Verhältnissen sagen, beide große Bewegungen, Pandynamismus und Metaphysik unter dem Einfluß der Mathematik, seien vergebens gewesen? Wie sehr hieße Das Bedeutung und Einfluß großer geistiger Strömungen verkennen! Mit dem Pandynamismus war eine erste, allgemeinste Hypothese des Naturzusammenhanges gewonnen, die in den Naturwissenschaften bis heute befruchtend gewirkt hat. Und die Mathematik gab eben, indem sie sich aus einem Werkzeug der Deduktion in ein solches der Induktion verwandelte — eine Umwandlung, die nur unter dem allgemeinen philosophischen Interesse an ihr so rasch und entscheidend einsetzte —, den Anlaß zur klaren Entfaltung der Mechanik als der Wissenschaft von der thatsächlichen Bewegung der Körper: und damit den Anstoß zu der unablässigen, bis heute fortgesetzten Entwickelung der positiven Naturwissenschaften. Denn indem die neue Mathematik das allgemeine Verständniß stetiger Bewegungen an sich wie in bestimmten Verhältnissen zu einander lehrte, war damit die Möglichkeit gegeben, in die Bewegungen der Körperwelt und die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze forschend einzudringen: in der Mechanik wurde durch Stevin und Galilei neben der Statik der Alten jetzt die Dynamik entwickelt; und Newton verwandte die Kenntniß der neu errungenen Gesetze dieser Dynamik zur Erklärung der kosmischen Bewegungen. Und alsbald brachte die Kenntniß dieser Gesetze auch ein neues Leben in die bis dahin willkürlichen Phantasien anheimgegebener Wissenschaften der Physik und Chemie, deren Aufblühen dann späteren Zeiten die Möglichkeit gewährt hat, unter anderen Voraussetzungen in die Erforschung auch der biologischen Geheimnisse der Natur einzutreten.

Die Mathematik aber hatte mit dieser außerordentlichen Befruchtung, die von ihr auf die Behandlung der philosophischen Probleme wie die naturwissenschaftliche Forschung vornehmlich des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ausging, die stolzesten Aufgaben allgemeiner Art, die ihr zufallen konnten, erfüllt. Sie wurde seitdem langsam immer mehr zu einer Wissenschaft neben den anderen Wissenschaften und spielte daneben eine besondere Rolle zunächst nur noch in dem Bereich der Naturwissenschaften. Es geschah, indem sie ihre generellen Probleme immer mehr denen der allgemeinen Logik annäherte, ihre Grundlagen erkenntnißtheoretischer und psychologischer Bearbeitung unterwarf und sie in dieser schließlich als nicht in dem Sinne absolut erkannte, in dem sie die früheren Zeiten des Individualismus als absolut betrachtet hatten.

Diese zweite Bewegung begann schon früh. Während nämlich die speziellen mathematischen Studien ganz in der zunächst von der Arithmetik her erfolgenden Ausbildung der Analysis aufgingen und darunter die Entwickelung der konstruktiven Methoden der Geometrie vernachlässigt wurde, begannen die Philosophen allmählich eingehendere Untersuchungen über den

Begriff des Raumes. Und hier hielt man nun anfangs allerdings im Ganzen noch an jenen Vorstellungen fest, aus denen heraus sich die Auffassung gebildet hatte, daß die Mathematik das Vorbild einer deduktiven Wissenschaft sei, weil in ihr alle elementaren Voraussetzungen absolut gegeben seien: sei es nun, daß diese Elemente, wie Punkt, Linie und begrenzter Raum, als eingeborene, ja transszendente Bestandtheile unseres Geistes, als eine mystische Ideenwelt hinter der entsprechenden Welt der Erscheinungen gedacht wurden, sei es, daß man sie als erfahrungmäßige, durch willkürliche Annahmen entstandene, doch nun konstant gewordene Abstraktionen aus den Dingen der sinnlichen Welt entwickelt betrachtete. So hat Descartes auf diesem Gebiete noch einen fast platonischen Realismus gelehrt. So hat Hobbes noch ganz an der Meinung von der willkürlichen Feststellung der Begriffe festgehalten. Allein darüber hinaus ging dann schon Kant. Indem er die Zeit dadurch in den Bereich dieser Betrachtungen mit einbezog, daß er die Zeitanschauung durch ihre Verbindung mit der Kategorie der Quantität den reinen Begriff der Zahl vermittelnd dachte, versuchte er, das angeborene Besitzthum des Geistes auf die reine Raum- und Zeitanschauung zu beschränken. Innerhalb dieser Auffassung waren ihm die mathematischen Begriffe dann an sich Ergebnisse reiner Anschauung, aber zur Evidenz gebracht doch erst durch die Gelegenheitursachen der äußeren Objekte: so daß die Anschauung des geometrischen Dreiecks, an sich aprioristisch, doch erst durch Anschauung eines sinnlich gegebenen Dreiecks in uns hervortreten kann.

Was bei Kant gegenüber früheren Theorien gewonnen war, war die Auffassung, daß die mathematischen Grundvorstellungen nicht als begrifflich im Sinne etwa von Descartes oder auch Leibniz, sondern als anschaulich zu verstehen seien. Freilich war diese Anschauung nach Kant aprioristisch. Aber die spätere Zeit hat sehr bald auch diesen aprioristischen Charakter aufgelöst. Auf Grund der Lehren Humes, unter gelegentlichem Zurückgreifen bis auf Hobbes, wurde der rein empirische Charakter der Anschauungen behauptet in der Art, daß man sie als aus den sinnlichen Dingen abstrahirte Hypothesen, nicht als Gewißheiten betrachtete. Und der Nachweis hierfür wurde auf unmittelbar anschaulichem Wege versucht, indem man sich zu zeigen bestrebte, wie im primitiven Bewußtsein durch gedachte Bewegungen eines Punktes, einer Linie, einer Ebene zunächst die geometrischen Gebilde, auf Grund anderer Vorstellungsgänge auch die Zahlenbegriffe als allgemein einleuchtende Hypothesen entstanden seien.

So erschien denn der Charakter der Mathematik als einer absoluten Wissenschaft gründlich zerstört. Und gleichzeitig begann auch ihre Auffassung als einer besonders sicheren, über die Logik hinaus absoluten Methode dadurch beseitigt zu werden, daß man sie immer mehr der Logik selbst einverleibte.

Die Entwickelung vollzog sich hier sehr einfach von dem Momente her, daß die Geometrie und Arithmetik seit dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert in die eine allgemeine Mathematik der Größen verwandelt worden waren. Von hierher war es leicht, falls die allgemeinen Voraussetzungen dazu sonst schon im Denken der Zeit enthalten waren, aus der intimsten Verschmelzung der Zahlen- und Ausdehnunglehre eine abstrakte Mannichfaltigkeitlehre oder Lehre von den Formen hervorgehen zu lassen. Es geschah im neunzehnten Jahrhundert, nachdem seit der verhältnißmäßigen Vollendung der Analysis im achtzehnten Jahrhundert und in Folge der Impulse der philosophischen Studien über den Charakter des Raumes eine neue Blüthe der Geometrie eingetreten war: so daß Analysis und Geometrie, nun etwa auf gleicher Höhe der Entwickelung stehend, ganz besonders wiederum zu einer weiteren Integration der ihnen zu Grunde liegenden Begriffe aufforderten. Indem aber, seit den vierziger Jahren etwa des neunzehnten Jahrhunderts, diese abstrakte Mannichfaltigkeitlehre durchgebildet ward, erschien der Uebergang der mathematischen Wissenschaft in den formalen Theil der Logik vollzogen.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Dr. Miranda in Konstantinopel.

„Der Sultan, Barend, ist zweifellos der ärgste aller Tyrannen. Versuche nicht, ihn zu vertheidigen. Wenn Du erfahren haben wirst, wie er mich verkannt und erniedrigt hat, wie er — Du magst Dich darüber wundern, aber ich schwöre Dir, daß es die Wahrheit ist — sich geweigert hat, mir die dreitausend türkischen Pfund auszuzahlen, die wir als Honorar vereinbart hatten, dann wirst Du sicherlich meine Verachtung theilen.

Es war im Jahr 18.., als mich die Hohe Pforte aufforderte, eine Woche vor den großen Fasten nach Yildiz-Kiosk zu kommen, um mich dort mit dem Leibarzt zu berathen. Ich hatte mich in Konstantinopel in dem europäischen Viertel als Arzt niedergelassen, aber ich kümmerte mich wenig um meine Praxis, da ich es mir zur Aufgabe gestellt hatte, die Hunde zu studiren. Die Hunde sind dort die großen Stadtreiniger; allen Schmutz und allen Abfall, der auf die Straße geworfen wird, schlingen diese Thiere herunter; und ich begann nun, zu untersuchen, wie es kam, daß sie nicht krank wurden durch Stoffe, die, in den menschlichen Magen verpflanzt, unmittelbar tötlich wirken würden. Nach vielen Experimenten entdeckte ich, daß nicht der Magen, sondern die Leber und namentlich die größere Abscheidung der Galle bei den Hunden die Ursache hiervon ist. Die Galle ist ein antiseptisches Mittel, die Gallenblase der große inwendige Desinfektion Apparat in dem thierischen Organismus und nach meiner Erfahrung

sind die meisten Magenkrankheiten auf eine schlecht funktionirende Leber zurückzuführen. Die offizielle Wissenschaft erkennt Das nicht an. Das ist ja auch nicht weiter wunderbar. Du verstehst: wenn die Aerzte die Magenkrankheiten in ein paar Wochen durch eine rationelle Leberbehandlung kuriren könnten, so müßten sie auch ihre Liquidation entsprechend verringern; und Das kannst Du mir glauben, mein lieber Barend: die gewöhnlichen Aerzte sind kaum etwas Besseres als Rezepthändler. Je mehr Die Einem anschmieren können und je theurer, desto besser. Mein großes Werk über die Galle wirst Du in meinen Papieren finden, wenn ich mich dem großen, stillen Freunde Aeskulaps, dem Bruder Tod, anvertraut haben werde, und ich denke schon jetzt mit Freude an all die Kniffe, die der Verleger anwenden wird, um meinen Erben das Honorar zu kürzen. Barend, Dir ertheile ich den Auftrag, einen Verleger ausfindig zu machen, der sein Fach durch und durch versteht. Welche erhabene Rache nehme ich dann an meinen Erben, indem ich sie einem Verleger ausliefere! Sie sollen wissen, daß sie mich Zeit meines Lebens verkannt haben all die lieben Nichten und Neffen! Sie sollen von meinem Ruhm hören und doch nicht den geringsten materiellen Vortheil daraus ziehen können.

Also ich ging nach Yildiz-Kiosk und wurde vom Sultan in persönlicher Audienz empfangen. Der große Herr am Goldenen Horn hatte erfahren, mit wie lebhaftem Interesse ich das Treiben der Hunde beobachtete, und darauf den Wunsch geäußert, mit mir über den Gesundheitzustand der Frauen seines Harems zu sprechen. Drei seiner Favoritinnen waren an den Pocken erkrankt, und obgleich es seinem Leibarzt Il Mahommed Gazan gelungen war, ihnen das Leben zu erhalten, waren die drei Frauen doch pockennarbig geblieben. Wie sehr der Sultan auch die Heilkunst seines Leibarztes bewunderte: er wollte die drei Favoritinnen nicht mehr im Harem dulden und hatte sie deshalb an seinen ersten Minister, seinen Staatsrath und seinen zweiten Schatzmeister verheirathet. Il Mahommed Gazan, der neue Pockenfälle und besonders auch neue Verheirathungen fürchtete, da er selbst noch unverheirathet war, hatte dem Sultan von meinem großen Wissen gesprochen. Das hatte mir die Ehre der Audienz verschafft.

Ich schlug dem mächtigen Beherrscher der Gläubigen vor, die Frauen in seinem Harem impfen zu lassen. Dieser Vorschlag leuchtete Il Mahommed Gazan ein und der Sultan gab seine Zustimmung. Bis jetzt hatte aber noch niemals ein Giaur, ein verächtlicher Franke, die Schwelle des Harems überschritten und der Sultan wollte mir den Zutritt nur unter einer Bedingung gestatten, die ich nicht zu erfüllen wünschte. Ich bestand darauf, zu den Frauen gelassen zu werden. Ich will es nur ehrlich gestehen: meine Neugier trieb mich dazu, diese außergewöhnliche Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Langwierige Unterhandlungen folgten. Die türkische Diplomatie, die wegen ihres passiven Widerstandes berüchtigt ist, wandte alle Mittel an, die ihr zu Gebote standen, um mich zu bewegen, die Frauen zu impfen, ohne den Harem zu betreten. Anfangs wünschte man, ich solle einen der Eunuchen das Impfen lehren, ihm die Lymphe verschaffen und dann die Impfung überwachen. Ich antwortete, daß ich mich als Arzt weder für die Folgen noch für die günstige Wirkung der Impfung verbürgen könne, wenn ich die Patientin nicht selber sähe und untersuchte. Darauf theilte man mir mit, die Frauen würden verschleiert und maskirt, jede unter

der Aufsicht von zwei Eunuchen, eine nach der anderen zu mir kommen, um in meinem Hause geimpft zu werden. Den Frauen sollte bei Todesstrafe verboten sein, vor, während oder nach der Operation ein Wort zu sprechen. Ich weigerte mich abermals und betonte, daß ein Arzt, der keine Gelegenheit habe, sich mit seinem Patienten zu unterhalten und ihm Fragen zu stellen, auch nicht berechtigt sei, irgend eine Verantwortlichkeit zu übernehmen.

Endlich wurde mir die Erlaubniß ertheilt, Fragen zu stellen; aber die Frauen sollten verschleiert bleiben. Ich antwortete höflich, aber bestimmt, daß ich ihre Zungen sehen müsse, um mich von ihrem allgemeinen Gesundheitzustand zu überzeugen und die Stärke und die Quantität der Lymphe danach einzurichten.

Die Zunge wurde gestattet. Man würde in den Schleier eine kleine Oeffnung machen, durch die sie die Zunge strecken könnten. Ich antwortete, Das genüge mir nicht; ich müsse den Puls fühlen und, falls es sich als nöthig erweise, die Patientin auch auskultiren. Deshalb erbäte ich die Erlaubniß, die Patientin sich so weit entkleiden zu lassen, wie es mit den Forderungen der Wissenschaft, der strengen, ernsten, heiligen Wissenschaft, die nicht mit beschränkten Begriffen von Sitten und Sittlichkeit rechnen könne, in Einklang zu bringen sei. Darauf wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Aber nur scheinbar. Ich kannte die türkische Diplomatie, that, als müsse ich auf meinen Forderungen bestehen, und fuhr fort, Hunde zu viviseziren.

Da bekam ich, nach Ablauf von zwei Monaten, den Besuch des Großveziers, der mir hundert türkische Pfund bot, falls ich die Unterhandlungen wieder aufnehmen wolle. Entrüstet schickte ich den Mann fort, nachdem ich ihm mitgetheilt hatte, daß wir europäischen Aerzte zu hoch ständen, um uns auf „Bakschisch" einzulassen. Acht Tage darauf kam der erste Schatzmeister zu mir und bot mir dreihundert türkische Pfund, falls ich mich zu der Impfung entschließen wolle. Auch diesen Großwürdenträger setzte ich an die Luft, — wo er seinen Bakschischantrag noch auf fünfhundert Pfund erhöhte. Ich wunderte mich nicht über diese Freigebigkeit, da ich wußte, daß es einem türkischen Schatzmeister auf ein paar hundert Pfund mehr oder weniger nicht ankommt; er steckt seine Hände eben ein Bischen tiefer in die Taschen der Steuerpflichtigen. Aber schon am nächsten Tage erschienen drei andere Großwürdenträger bei mir, der Reis Effendi, der Kiaïa Bey und der Tersom Emini, die mir Bakschisch anboten, wenn ich nur impfen wolle.

Bis jetzt hatten sie mir Alle bei dem Barte des Propheten geschworen, sie kämen aus eigener Initiative; doch der Bart des Propheten ist lang und stark und bei dem ersten Meineid eines Gläubigen fällt ihm noch kein Haar aus. Ich vermuthete, der große Padischah habe seinen ganzen Divan beauftragt, mir einmal tüchtig auf den Zahn zu fühlen. Dann, nach drei Monaten, bekam ich den Besuch von Il Mahommed Gazan selbst und der würdige Gelehrte sagte mir, warum all die hohen türkischen Autoritäten sich um ein so verächtliches Wesen, wie ein fränkischer Arzt es ist, so eifrig bemüht hatten. Die Pocken waren wieder im Harem ausgebrochen. Il Mahommed Gazan hatte die Patientinnen geheilt, aber sie waren pockennarbig geblieben und wiederum hatte der Sultan sie an seine Staatsbeamten verheirathet. Die aber waren von der hohen Ehre nur halb entzückt. Eine Schönheit aus dem Harem des Großherrn war ihnen in normalen Zeiten

höchst willkommen; jetzt aber schien es fast, als sollten alle ersten Staatsbeamten mit einer blatternarbigen besseren Hälfte beglückt werden. Die Besuche der Bestecher waren die letzten Versuche Verzweifelnder gewesen, die der bedenklichen Ehre, Gatte einer blatternarbigen Sultan-Favoritin zu werden, gern entgehen wollten. Jetzt würde Il Mahommed Gazan selbst an die Reihe kommen. Er hatte den furchtbaren Augenblick so lange wie möglich hinausgeschoben, denn in dem Reich des Bosporus weiß man nichts von platonischer Philosophie und der Sultan verlangt, daß man durch eine große Nachkommenschaft beweise, wie ungemein man die hohe Ehre schätze, eine Frau zu besitzen, die er einst in Gnaden auserkor. Il Mahommed Gazan, der rathlos war, hatte schon sechs an den Pocken erkrankte Haremsfrauen, die, falls sie geheilt würden, ihm als Gattin zugewiesen werden sollten, dem großen stummen Freund aller Aerzte als ewige Braut geschenkt; so aber ging es nicht weiter. Man ist nämlich im Reich des Halbmondes praktischer als in dem angeblich praktischen Abendlande. Für jeden Patienten, der unter den Händen des Leibarztes bleibt, wird ihm ein Theil seines jährlichen Gehaltes abgezogen; und wenn in einem Jahr sieben Patienten sterben, verliert der Arzt seine Stellung und ihm wird verboten, künftig überhaupt noch zu praktiziren. Es wäre im Interesse des Allgemeinwohles zu wünschen, daß diese nützliche Einrichtung auch in Europa Eingang fände. Der Leibarzt fiel mir zu Füßen und flehte mich an, ich möge doch nachgiebig sein und ihm helfen. Als äußerste Konzession würde der Sultan mir die Erlaubniß gewähren, die Operationen in den Räumen des Harems zu vollziehen. Die Frauen würden hinter einem Vorhang stehen und mir ihre Arme, Beine und was ich sonst noch zu sehen für nöthig erachtete, durch eigens dazu angebrachte Oeffnungen zeigen. Der Arzt solle meine Fragen und ihre Antworten übermitteln und mich über den Allgemeinzustand der Patientinnen unterrichten.

‚Und wenn ich mich weigere?‘

Der türkische Arzt seufzte tief und sagte dann: ‚Nur eine Frau ist noch übrig, die ich zu behandeln habe; wenn ich trotz allen Hilfsmitteln meiner Wissenschaft auch Diese der grausamen Umarmung des Todes nicht zu entreißen vermag, also auch nicht der hohen Ehre theilhaftig werden kann, sie zu umarmen, die einst die Ehre hatte, vom Sultan mit Wohlgefallen angeschaut zu werden, dann werde ich schmählich weggejagt und die erste geheilte Pockenkranke der neuen Siebenzahl wird meinem Nachfolger als Gattin zugewiesen. Und ich fürchte sehr, daß es mir nicht glücken wird, die siebente Patientin zu heilen.‘

Hier stand also das Leben einer Frau auf dem Spiel. Ich habe, trotz meinem Beruf, wie seltsam es Dir auch erscheinen mag, mir eine große Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben bewahrt und glaube, daß meine Kollegen mir gerade deshalb immer einen Stein in den Weg gelegt und mich geschmäht haben. Hier galt es, ein Menschenleben zu retten, — und so gab ich denn nach.

Wiederum arbeitete ich einen Bericht an den Sultan aus und erhielt darauf die Erlaubniß, unter den Bedingungen, die Il Mahommed Gazan mir mitgetheilt hatte, die Frauen im Harem zu impfen. Am festgesetzten Tage erschien ich in Yildiz Kiosk, wurde nach den Haremspaläſten und dort in einen Raum geführt, wo ein großer Teppich hing, der mit Löchern der verschiedensten Größe versehen war. Die erste Frau steckte ihre Zunge durch eins der kleinsten

Löcher. Es war eine große, schwarze, dicke Zunge und ich empfand nicht die geringste Neigung, noch mehr von einer Frau zu sehen, die eine solche Zunge hatte. Durch das selbe Loch zeigte sie mir einen kleinen Theil des Armes; ich stach mit meiner Lancette die nöthige Anzahl Löcher hinein und impfte dann. Die zweite Frauenzunge und der zweite Frauenarm waren nicht weniger häßlich. Bei der dritten Frau wünschte ich, einen Theil der Hüfte zu sehen. Vor einem der größeren Löcher wurde ein kleiner Theil der Hüfte gezeigt, einer sehr plumpen Hüfte; ich lernte die Verzweiflung der unverheiratheten Staatsbeamten allmählich begreifen. So häßliche, ungraziöse Weiber, — und noch pockennarbig dazu: die Ehre einer solchen Verbindung ward wirklich gar zu theuer bezahlt.

So wurden mir zwölf Frauen gezeigt: richtiger: zwölf Zungen, zwölf kleine Theile des Oberarms oder der Schulter oder der Hüfte. Jl Mahommed Gazan wandte den Blick nicht von mir. Er verfolgte alle meine Bewegungen; und als ich später heimkam, bemerkte ich, daß man mir vier mit Lymphe gefüllte Glasröhren entwendet hatte.

Am nächsten Morgen theilte mir Jl Mahommed Gazan mit, daß meine Hilfe nicht mehr verlangt werde, da er künftig die erforderlichen Operationen selbst vornehmen werde. Der Schurke hatte mir die Handgriffe abgesehen und meine Lymphe gestohlen. Sofort eilte ich zum Sultan und beschwerte mich.

‚Hm‘, sagte der Sultan; ‚glaubst Du denn, daß Du mit Deinen Augen, den Augen eines sittenlosen Franken, jemals meine Frauen ansehen durftest? Deine Blicke würden sie entweihen.‘

‚Großmächtiger Herr‘, antwortete ich, ‚ich habe doch schon mehr von ihnen gesehen als jemals ein Franke vor mir.‘

‚Du irrst! Du hast hinter den Oeffnungen des Teppichs nicht meine Frauen gesehen, nicht einmal ein Atom ihrer schönen weißen Leiber. Hinter dem Teppich standen meine Eunuchen. Du hast ihre Zungen gesehen, in ihre Hüften, Arme, Schultern gestochen ... Und jetzt gehe hin, verlasse diese Stadt binnen des Etmals oder der neue Mond wird Dich sehen, wie Du Dich selbst noch nie gesehen hast: ohne Kopf. Du verdientest eine harte Strafe, Unwissender Du, der eine Männerzunge nicht von einer Frauenzunge zu unterscheiden vermag. So hat doch endlich eine Frauenzunge etwas Gutes bewirkt, — freilich nur, weil sie eben nicht da war: sie hat Deine Unwissenheit offenbart. Aus meinen Augen, der Du glaubst, ein Sultan könne Frauen lieben mit Zungen, Armen, Schultern und Hüften, wie die sind, die Du geimpft hast!‘

Das ist der Grund, Barend, warum ich Konstantinopel verlassen mußte. Wahrlich: die türkische Diplomatie ist durchtrieben; denn glaube mir, die eigentliche Ursache, warum der Sultan mich fortjagte, war nicht meine geringe Meinung von seinem Geschmack im Punkte der Liebe, — nein: da er mich so schmählich aus seinem Reich trieb, konnte er viertausend Pfund Honorar in der Tasche behalten. Nicht bezahlen, was man schuldig ist: Das, mein junger Freund, ist im Grunde der Endzweck aller Diplomatie ...“

An jenem Abend sprachen wir nicht mehr viel, sondern leerten nur schweigend unsere Gläser, er, der große Verkannte, und ich, der große Vertraute.

Paris. Bernard Canter.

Der Krach des Kunstgewerbes.

Mit harten und ehrlichen Worten soll eine Angelegenheit deutscher Kultur hier angefaßt werden, die von der allergrößten Bedeutung für die Entwickelung unserer Lebensformen ist: die Zukunft des deutschen Kunstgewerbes. Allzu lange haben sich die Kritiker begnügt, Ausstellungen und den Darbietungen einzelner Künstler gegenüber ihre Stimmungen spielen zu lassen, Agitatoren eines neuen Stils zu sein, Propheten, die um der Zukunft willen die Gegenwart vergessen. Nun hat sich ein Schicksal erfüllt, das zwingt, die vagen Formen des Aesthetisirens zu verlassen und sich, auf die Gefahr, dem Einen oder dem Anderen ein flüchtiges Unrecht zu thun, mit den unerhörten Schäden der neuen Bewegung zu befassen. Denn nur so scheint es möglich, den großen Bankerott der deutschen dekorativen Kunst, der in einigen Jahren nicht mehr zu verhüten wäre, abzuwehren. Daß unsere neuen Lebensformen einen neuen Rahmen brauchen, daß wir die historischen Maskeraden unserer Wohnungen nicht mehr ertragen können, daß die Errungenschaften der Malerrevolutionen in den letzten Jahren auch im Hausgewerbe wirksam, daß nach japanischem Vorbilde die Gegenstände täglichen Gebrauches von Kunst durchsetzt werden müssen, daß es keine Kluft mehr zwischen Kunst und Leben geben darf: das Alles hat Jeder von uns unendlich oft gesagt. Schon ist man versucht, sich wieder auf den aristokratischen Charakter der Kunst zu besinnen und, wie es ja auch in England geschieht, mit einiger Geringschätzung auf Ruskins Ideen von einer Veredlung des ganzen Lebens, des ganzen Volkes herabzusehen.

Es ist betrübend: nun, da aus dem großen Gelächter, das die herrschenden Künstler dem neuen Kunsthandwerk noch vor einigen Jahren entgegengesetzt haben, nur eine große Mode geworden ist, da der neue Stil, l'art nouveau, new style, Sezession oder wie man das Ding beim falschen Namen nennen nennen will, „in den allerweitesten Kreisen“ sich durchgesetzt hat, — nun sind wir glücklich so weit, daß die Besten des Volkes, die Besten der Künstlerschaft sich von dem Unfug zurückzuziehen beginnen, den Snobs, der Mode das Feld überlassen; und in wenigen Jahren werden die grünen Möbel, die hellfarbigen Stoffe, die neuen Metallgeräthe in den Winkeln der Ramschbazare stehen.

Geht man heute durch die Läden, die sich mit dem neuen Gewerbe befassen, so kristallisirt sich bald aus dem ersten Eindruck einer überwältigenden Fülle die Erkenntniß heraus, daß unter all den schönen Dingen nichts Deutsches ist. Ich weiß: solche Verallgemeinerung ist ungerecht. Ich weiß, daß Männer wie Otto Eckmann, Hermann Obrist, Berlepsch, Pankok und Riemerschmied nicht einmal die Einzigen sind, mit denen man zu rechnen hätte. Aber ich weiß auch, daß die Werke dieser Männer im Betriebe nichts bedeuten gegen die Unmenge ausgezeichneter französischer, englischer, amerikanischer und österreichischer Objekte und gegen den ungeheuerlichen Kram deutscher Ramschwaare, imitirten und gestohlenen Zeugs, das die minder Bemittelten als „neue Kunst“ kaufen. Die Dinge liegen heute so, daß dem Bedürfniß des Publikums, sich mit Objekten, die aus der neuen Bewegung hervorgegangen sind, zu umgeben, eine starke Zahl von Künstlern entspricht, daß eine Lust am Neuen und, schätzt man nach manchen Anfängerarbeiten und dem Andrang zu den Gewerbeschulen, auch eine produktive Zeit für keimende Talente gekommen ist; und dennoch der Zusammenbruch.

Ich spreche hier namentlich von Berlin. In anderen Ländern und Städten sind die Entwickelungen langsam vor sich gegangen. Die amerikanische Betriebsamkeit der großen Stadt hat viel verschlechtert; sie hat aber auch das Gute, daß man mit klaren Augen die Gefahren der Entwickelung voraussehen kann. Vor einigen Wochen hat ein flinker münchener Journalist ein Buch über München als Kunststadt von den verschiedensten Berufenen und Unberufenen zusammeninterviewt und sich darüber Belehrung zu schaffen bemüht, ob denn Berlin nun wirklich nächstens den Rang Münchens einnehmen werde. Aus den verschiedenen, mehr oder weniger unehrlichen Antworten scheint mir nun das Eine herauszuklingen: es ist unleugbar, daß Berlin eine Centrale des Verkaufes und also des Verkehres wird. Das darf man nicht unterschätzen. Die Vereinigten Werkstätten in München, die bei allen Fehlern der Organisation und bei aller Aermlichkeit und Einseitigkeit mancher ihrer Bemühungen dennoch ein gutes Niveau halten konnten und vor Allem einem Künstler wie Hermann Obrist eine — wenn auch beschränkte — Schaffenssphäre gaben, sind doch schon dadurch an einer weiten Wirksamkeit gehindert, daß gar kein Kaufbedürfniß vorliegt, daß einer Produktion von anständigem Rang ein lächerlich geringer Verbrauch gegenüber steht. In Berlin liegen die Dinge jetzt noch anders. Noch leben wir in der Zeit, da die Rahmenmacher und Blumengeschäfte mühsame Modernität zur Schau tragen und die Kaufhäuser von Keller & Reiner und Hirschwald mit riesigen Umsätzen arbeiten. Fragt man aber nach den Erzeugern der Waare, die da verschleißt wird, so fehlen die Berliner. Niemand bemüht sich um sie; die wenigen guten Leute, die da sind, bekommen keine Aufträge und der vielgerühmte deutsche Patriotismus drückt sich höchstens darin aus, daß man das Fremde beschimpft, während im Lande selbst nichts geschaffen wird.

Sieht man nun aber davon ab, daß in Berlin selbst wenig — seit Eckmann schwer darniederliegt, fast gar nichts — geleistet wird, schiebt man überhaupt für einen Augenblick die ganze Frage des Ursprungs bei Seite und bekümmert sich nur um den absoluten Werth Dessen, was in Berlin gekauft wird, so faltet man traurig die Hände. Ich fürchte, Alle, die seit Jahren im Kampf um die neue Kunst standen, werden die Zeit noch erleben, da die Geschmackvollsten sich wiederum italienische Renaissancezimmer nach historischen Vorbildern getreu kopiren lassen werden, weil es unmöglich wird, ohne den stärksten Aufwand von eigener Zeit und Kraft ein anständiges Stück neuen Kunsthandwerkes zu erlangen. Eine erschreckende Armsäligkeit der Formen und Motive beginnt einzureißen. Jede Linie wird totgehetzt, jedes Ornament, das aus dem Charakter der textilen Kunst, um ein Beispiel zu nennen, herausgewachsen ist und da seinen Werth hat, wird von plumpen Händen aufgegriffen, äußerlich als Ornament Erzeugnissen fremder Techniken aufgeklebt, — und so geht das Werthvollste an der ganzen neuen Kunst allmählich verloren: die Ehrlichkeit. Zählt man dann aber zusammen, was in Europa und Amerika in den letzten Jahren geleistet worden ist, so kommt man zu dem Ergebniß, es sei ungemein viel. Fragt man im Besonderen nach der Entwickelungfähigkeit, so scheint eine reiche Möglichkeit gegeben. Doch forscht man in sich nach den Hoffnungen, die, wird es nicht anders, in Deutschland für den neuen Stil vorhanden sind, so wird man recht traurig.

Hier könnte man mir einen Widerspruch vorwerfen; die Leute vom Fach

sogar einen doppelten. Sie werden sagen: das Alles sind ja nur die Ergebnisse einer mangelnden Kraft, die Kampfzeit zu überstehen, einer Unsicherheit. All diese Schrecknisse gab es in jeder Zeit neuer Stilbildung. Und mit einem Lächeln über den Thoren, der so pessimistische Töne anschlägt, werden sie mir entgegenhalten, daß ich selbst sehr oft in den vergangenen Jahren von der künstlerischen Kraft dieses oder jenes Menschen gesprochen habe und daß ich auch zu Denen gehöre, die immer wieder den neuen Stil propagiren. Der Schein des Widerspruches ist schnell beseitigt. Die Künstler unterschätzen die Wichtigkeit ökonomischer Fragen. So lange es galt, Forderungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, Vorurtheile zu zerstören, konnte der Kritiker jeden Ansatz freudig begrüßen und über Abweichungen vom Wege mit leisen Worten hinweggehen, da ja das erste Ziel war: die Grundzüge der neuen Art zur Geltung zu bringen. Das ist nun geschehen. Jetzt aber bedrängen uns neue Sorgen.

Es war von Anfang an ein Irrthum einiger Künstler, zu meinen, daß man einen neuen Stil aus einer Erkenntniß des Intellektes, aus einer künstlerischen Sehnsucht heraus mit Bewußtsein schaffen könne. Ein Stil bildet sich; aus tausend Darbietungen, aus hunderttausend Emanationen der künstlerischen Kräfte einer Zeit bleiben die stärksten bestehen, werden die kräftigsten in den alten Formenschatz einverleibt, setzen sich durch. Was das Wesen eines Volkes in einer bestimmten Zeit am Klarsten ausdrückt, Das gilt als der Stil dieser Zeit und herrscht dann weit über diese hinaus durch seine künstlerischen Potenzen. Deshalb sind die französischen Stile so lange auch in anderen Ländern herrschend geblieben. Richtig hatte man erkannt, es sei widersinnig, ein Leben von elektrischer Behendigkeit und moderner Nervosität in einem Zimmer zu verbringen, dessen Luft der Hauch vergangener Jahrhunderte umwitterte. Das wußte Goethe schon, als er zu Eckermann sagte, daß die Mummereien solcher archaisirenden Wohnungen von der verderblichsten Wirkung seien; denn da sich der Mensch an eine falsche Umgebung gewöhnt, neigt er auch dazu, seinem Charakter Maskeraden zu gestatten. So war es sicherlich gut, daß wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sagen durften: Jedes Land muß seinen Stil haben, jede Generation ihren besonderen künstlerischen Ausdruck, das Leben jedes Standes seine Räume und jeder eigene Mensch sein eigenes Interieur, das sein Wesen, seine Stimmung, seine Beschäftigung eben verlangt. Und zu dieser Forderung kam eine zweite: der Anspruch auf Ehrlichkeit des Kunsthandwerkes. Der Bau eines Geräthes sollte sichtbar, kein Material mehr verfälscht werden, auch im Detail sollte nichts Unehrliches mehr den Menschen umgeben. So entstand die Schönheit der Werkform; und Künstler, deren Wesen sonst den größten Gegensatz bildeten, idealistische Engländer und schwärmende Franzosen, reichten dem fanatischen Belgier Van de Velde die Hand. Die Entdeckung der Farbe war das dritte Element der Fruchtbarkeit. Wir wagten, eine Volkskunst zu fordern. Wir wollen sie noch heute. Bücher über die Renaissance unserer Zeit wurden geschrieben; vage Prophezeiungen ohne das leiseste Fragezeichen. Von Zeit zu Zeit sieht man die Abbildungen vortrefflicher Wohnräume von dem und jenem Architekten und Maler für einen anderen Architekten und Maler oder einen Millionär angefertigt. Eine populäre Kunst aber giebt es nicht. Aber selbst wenn man die nur allzu berechtigte

Forderung nach einem Stil für den Arbeiter und den kleinen Mann einen Augenblick lang vergißt und nur fragt, ob wir denn auf dem Wege sind, ein neues Kunsthandwerk für den Bürgerstand zu bekommen, so fällt die Antwort verneinend aus. Man gehe nur einmal in die Geschäfte, die in Berlin moderne Möbel ausstellen, und frage nach den Preisen. Man erkundige sich bei irgend einem Menschen mittleren Vermögens nach den Erfahrungen, die er gemacht hat, als er ein modernes Zimmer haben wollte. Ungeheure Preise wurden ihm abverlangt; und schließlich hat er beim guten Fabrikanten ein Kompromißzimmer bestellt.

Das Wesentlichste an der ganzen neuen Bewegung war, daß aus billigem Material durch künstlerische Linien und Formen, durch lichte Farben Gutes geschaffen werden sollte. Die besten Werke dieser neuen Bewegung zeichnen sich dadurch aus, daß sie einfach und spottbillig herzustellen sind. Die neue Bauform hat in vielen Fällen die Kistentischlerei zum Vorbild genommen. Man arbeitet nicht mehr mit schweren Füllungen, sondern mit leichten Wänden; die neue konstruktive Technik hat nicht nur graziöse Linien gebracht, sondern auch die Möglichkeit, der Verschwendung des Materials ein Ende zu machen. Und hier fing die Unehrlichkeit an. Diese mit den billigsten Mitteln herzustellenden Objekte wurden künstlich vertheuert. Die dünnen Sessel kosteten mehr als die schweren Renaissance-Stühle, die leichten Papiertapeten, in unserer Zeit des vervollkommneten Farbendruckes um ein paar Pfennige herzustellen, wetteiferten im Preis mit den schwersten Erzeugnissen der Renaissance. Die Folge blieb nicht aus. Die Händler selbst, von der Unsicherheit der Preise, die der Erzeuger forderte, beirrt und verleitet, nannten ihren Kunden wieder Märchenpreise. Das Publikum verlor vollständig die Schätzung, wußte nicht mehr, ob es übervortheilt sei oder nicht, und kam schließlich — man kann es ihm nicht verübeln — auf den Verdacht: Das Alles sei Spielerei, ein Luxus, nichts, was wirklich mit der Gestaltung unseres Lebens zu thun hat.

Ich will die Schuld nicht den einzelnen Fabrikanten und Händlern zuschreiben, trotzdem die Meisten von ihnen schlimm gesündigt haben. Die unsolide Preisbildung ist nicht nur die Folge maßloser Gewinngier, sondern auch einer thörichten Art, zu produziren und Geschäfte zu machen. Die wichtigsten Grundsätze des modernen Kunsthandwerkes wurden mißverstanden und mißbraucht. Die Maschine wurde verachtet; und gerade sie sollte doch dem neuen Stil den Sieg erobern. Zu allen Zeiten gab es eine Amateurleidenschaft, die die pièce unique, den nur in einem Exemplar vorhandenen Gegenstand, besonders hoch schätzte. Solche Schätzung eines Kunstgegenstandes, an dem noch die Hand des Meisters sichtbar scheint, ist durchaus berechtigt. Es hatte seinen guten Sinn, wenn man einem Glas Tiffanys oder Gallés nachrühmte, kein zweites habe die selbe Form. Denn damit war gesagt: nur durch eine besondere Verbindung von Kunstfertigkeit und Zufall entsteht ein besonderer Gegenstand. Es ist auch nicht unvernünftig, wenn Einer sagt: Ich will nicht, daß meine Einrichtung in einem zweiten Exemplar angefertigt wird und irgend einem anderen Menschen dient; denn mein Zimmer ist ein so getreuer Ausdruck meines Wesens, daß es einem Anderen gar nicht dienen kann, daß es für ihn eben so sehr Mummenschanz und Maskerade ist wie für unsere Zeit im Allgemeinen der Rokokostil. Eine Thorheit aber ist es, dieses Prinzip aus Geschäftsgründen, um die Preise zu steigern,

nun auf jeden Gegenstand anzuwenden. Wenn es von einer Bronze, die nach einem fertigen Modell gegossen und fast immer von fremder Hand ciselirt wird, heißt, sie müsse mehr kosten, denn sie solle nur in zehn Exemplaren vorhanden sein, so wird die Unwissenheit des Käufers mißbraucht und nicht Kunstgeschmack, sondern Protzerei gezüchtet. Aber jeder Händler versichert, er müsse, wenn zwei oder drei Stücke verkauft sind, ein neues Modell haben; und so wird der Preis, da ja die Herstellung des Objektes sehr theuer ist, unsinnig hoch. Und eine zweite Folge ergiebt sich sofort. Der Erfinder ist nicht reich genug, um immer Neues produziren zu können. So wird ein Motiv unzählige Male verwerthet; geringe Varianten werden gemacht, die Kosten zwar erhöht, das Ergebniß aber nicht verbessert und statt einer guten Form beherrschen den Markt zehn schlechte. Das ist der Nachtheil für das Publikum; auch für den Künstler bleibt er nicht aus. Der Fabrikant kommt allmählich zu der Ansicht, daß es mit der Phantasie und den Einfällen der Künstler nicht so weit her ist; er läßt sich, mit der eigenthümlichen Geschäftsmoral, die wir trotz Patenten und Musterschutz noch immer haben, von irgend einem kleinen Zeichner seine Vorlagen und Modelle ruhig weiter variiren und entwöhnt sich nach und nach, ein Original zu bezahlen. Er hält den Studio oder eine deutsche Kunstzeitschrift und kopirt nun Englisches oder Oesterreichisches, wie er früher Renaissance, Barock und Empire aus den Vorlagebüchern abpausen ließ. So werden die Preise, die man dem Künstler zahlt, immer geringer; schließlich ist gar kein Verhältniß mehr zwischen dem Preis des Objektes und dem Werth des Entwurfes. Die jungen Künstler werden jämmerlich bezahlt, gerathen allmählich entweder als Fabrikzeichner ins Kitschen oder wenden sich von dem schlecht lohnenden Kunsthandwerk ab. Die Aelteren helfen sich auf andere Weise. Da ein Architekt nicht darauf rechnen kann, seinen Entwurf mehr als einmal ausgeführt und bezahlt zu sehen, dieser Entwurf trotzdem aber sehr oft benutzt wird, so fordert der Künstler gleich für die erste Skizze so viel, daß durch das Architektenhonorar das Original zu einem Kaufpreis kommt, der weder dem Materialwerth noch dem Kunstwerth entspricht. Diese Behauptung wäre leich zu erweisen. Die Künstler spüren auch schon die Wirkung; sie sind auf eine kleine Käufergruppe angewiesen. Nicht Kunst fürs Volk, sondern höchstens Kunst für Millionäre. Und dieses Ergebniß ist tragikomisch. Denn für so reiche Leute ist noch heute die italienische Renaissance oder einer der französischen Prunkstile ein eben so passender Ausdruck ihres Wesens und Rahmen ihres Lebens wie manche Neuheit eines Architekten, der sich nur mühsam in solche Sphäre hineinversetzen kann, da er von den Komfortansprüchen dieser Menschen nur wenig weiß. So entwickelt sich der Stil der Parvenus. Dazu aber brauchten wir wirklich keine Revolution.

Wie sieht es in Berlin aus? Ich habe keine Neigung, einen Kampfzug gegen die Händler Keller & Reiner und das Hohenzollern-Kaufhaus von Hirschwald zu führen. Erstens habe ich gegen den Großbetrieb gar nichts und zweitens scheint es mir immer unklug, von einem Geschäftsmann zu verlangen, er solle die Kunst fördern. Er will natürlich Geld verdienen; mit Runkelrüben oder mit sezessionistischer Ramschwaare. Doch die beiden genannten Firmen beherrschen den berliner Kunstgewerbemarkt; und da ihr Einfluß mir höchst schädlich scheint, so überwinde ich den Widerwillen, in fremde Geschäfte hineinzureden. Die Herren

stellen aus, laden Kritiker zur Besichtigung und dürfen deshalb nicht klagen, wenn sie rücksichtlos kritisirt werden. Sie sind Zwischenhändler; nicht mehr von der guten alten Art der Kunsthändler, die kauften und verkauften, auch nicht nach dem Muster des Parisers Bing, der mit seinem Hause L'art Nouveau sich ganz in den Dienst der neuen Bewegung stellte, — nein: sie sind Kommissionäre. Was irgendwo geschaffen, von irgend einem Rezensenten besprochen wird, Das wird als Fracht- oder Eilgut in die Potsdamer- oder Leipzigerstraße geliefert, da — nach mir unbekannten Methoden — mit irgend einem Preis versehen und wartet nun des Käufers, den die Mode treibt, die ganz imaginären Kosten solchen Zwischenhandels zu zahlen. Kommt dieser Käufer nicht, so wird, wenn der Erzeuger noch ein Anfänger ist, es sich also gefallen lassen muß, der Gegenstand, nachdem er Monate lang herum gestanden und allen Reiz der Neuheit verloren hat, einfach zurückgeschickt; ist die Waare nicht in Kommission genommen, sondern fest gekauft, dann freilich muß man noch weiter warten. Vielleicht hilfts, wenn man den Preis abermals erhöht und es mit dem System des Terrorisirens versucht; in einer Großstadt giebt es immer Leute, die kaufen, weil sie fürchten, für Idioten gehalten zu werden, sobald sie zeigen, daß ein sehr theurer, sehr moderner Gegenstand ihnen nicht gefällt. Ich habe erlebt, daß der selbe Gegenstand bei Keller & Reiner sechs, bei Hirschwald fünf — oder umgekehrt — und bei Wertheim nur vier Mark kostete. Ich habe unsinnig theure Bronzen gesehen, für die dem Erzeuger recht bescheidene Summen gezahlt waren. Bei Keller & Reiner wurden 250 Mark für eine wiener Bronze gefordert, die in vielen Exemplaren hergestellt wird und beim wiener Detailhändler, der ja auch schon seine Kosten decken und verdienen will, für 200 Mark zu haben war; dem Künstler selbst wurden für das fertige Exemplar knapp hundert Mark bezahlt. Mit den Möbeln ists nicht anders. Immer wieder die Einbildung, gleich das erste Exemplar müsse Auslagen und Verdienst hereinbringen. Der Einwand: Wir verkaufen eben nicht mehr als ein Exemplar, beweist rein gar nichts; denn man verkauft eben nicht mehr, weil die Preise zu hoch sind. Das Alles ist nicht persönliches Verschulden der Händler, sondern Ergebniß ungesunder Verhältnisse. Wenn wir heute kein berliner Kunstgewerbe haben, so liegt es nicht daran, daß die Fähigkeiten fehlen, sondern daran, daß die Möglichkeit zur Ausführung und zum Vertriebe nicht gegeben ist.

Doch ich wollte keinen Grabgesang anstimmen. Noch scheint Hilfe mir möglich; aber nur nach Ausschaltung des Zwischenhandels. Die Schätzung der pièce unique soll bleiben, doch da nur, wo sie am Platz ist. Vor allen Dingen ist zu bedenken, daß es sich nicht darum handelt, einen Stil für die Wohnungen der reichsten Leute zu finden. Wenn die dekorative Kunst auf unser Leben einen heilsamen Einfluß gewinnen soll, müssen gute Gegenstände billig hergestellt werden. Noch giebt es keine Kaffeetasse und kein Messer, kein Tischtuch und keinen Sessel neuen Stils zu mäßigem Preis; und doch ist modernes Geräth viel billiger als altmodisches herzustellen. Man muß die Maschinentechnik benutzen und eine neue Schönheit auch für die Möbel und Ziergeräthe finden lernen, wie man sie bei den Hochbahnbauten und elektrischen Betrieben gefunden hat. Man darf auch Theorie und Praxis nicht länger trennen, nicht den Zeichner zeichnen und den Fabrikanten ausführen lassen. Trotz allen schönen Worten

wird noch heute am Reißbrett gearbeitet und den Eingeweihten klingt es oft komisch, wenn er im illustrirten Blatt liest, daß nun der Künstler dem Handwerker verbündet sei. Wie häufig sieht der Architekt staunend, was für ein seltsames Ding aus seinem Entwurf geworden ist! Gemeinsam muß gearbeitet. gemeinsam muß verdient werden, nicht nur am Original, sondern an jeder Kopie. Die Wirkung wird sein, daß nicht mehr stets das selbe Thema rein äußerlich variirt wird und daß die Liebe zum Objekt, die alle guten Kunsthandwerker vergangener Zeiten auszeichnete, wieder erwacht.

Wer von individueller Auswahl spricht, kann nicht meinen, der Künstler solle sich hinsetzen, die Seele des Käufers studiren und ihm dann erst einen Raum bauen und schmücken. Die individuelle Prägung wird ja schon dadurch bestimmt, daß Jeder sich den Architekten und die Möbelform wählt, die seinem Wesen angemessen sind, und daß er innerhalb des gegebenen Rahmens durch den Zuwachs, den jeder Tag bringt, seinem Zimmer den Duft des Lebens und seines Schicksals mittheilt.

Mir scheint eine Organisation auf neuer Wirthschaftgrundlage nöthig. Ich bin für den Großbetrieb, weil er allein die Möglichkeit zu Experimenten bietet und es ohne Experimente nicht geht. Man könnte an eine Kooperativgenossenschaft von Künstlern und Kunstindustriellen denken, die das ganze weite Feld zu bebauen hätte. Nur fürchte ich, daß der heute, in der Kampfzeit, noch herrschende Fanatismus ein gemeinsames Arbeiten schaffender Künstler erschweren, wenn nicht unmöglich machen würde. Am Ende käme nichts heraus als eine Vereinigung von Künstlern und Geschäftsleuten, die das mir vorschwebende Ziel nie erreichen könnte. Das Beispiel der Münchener Werkstätten ist ungemein lehrreich. Gelingt es aber, die Leistungen der jüngeren Künstler, die jetzt fast immer weit vom Weg abirren, mit den Bedürfnissen des Publikums in Einklang zu bringen, dann werden wir eine jetzt noch ungeahnte Erneuerung der Formen erleben.

Der Plan der Organisation, die ich ersehne, könnte am Besten von einer kapitalistischen Genossenschaft ausgeführt werden, die weitherzig alles künstlerisch Werthvolle aufnimmt, den Künstler anständig honorirt und am Gewinn betheiligt und dem Publikum, ohne den falschen Nimbus eines ideal gedachten Unternehmens, zu angemessenem Preis Gutes liefert. Gerade jetzt ist eine neue Maschine erfunden worden, die solches Planes Ausführung erleichtern kann. Ich sehe alle Einwände voraus, die man mir machen wird. Idealisten und Realisten werden um die Wette den Plan tadeln — die Idealisten namentlich, daß er Kunst und Geschäft verquicken will — und Kunstverschleißer werden in ihm nichts Anderes sehen als ein Manöver mehr oder minder schmutziger Konkurrenz. Einerlei. Mir lag vor allen Dingen daran, einmal offen auszusprechen, wie der Ekel am „modernen“ Kunstgewerbe zu erklären ist, der gerade die geschmackvollsten Leute ergriffen hat; er hat nicht ästhetische, sondern ökonomische Ursachen und kann deshalb auch nur überwunden werden, wenn es gelingt, diesem Gewerbe eine neue Wirthschaftbasis zu schaffen, die dem Künstler giebt, was des Künstlers, dem Käufer, was des Käufers ist. Wird der Versuch nicht gemacht, dann, fürchte ich, wird man bald allgemein von einem Krach des Kunsthandwerks reden.

W. Fred.

Die Prinzenreise*).

Während des spanischen Krieges hatte Deutschland allein von allen Mächten eine große Schlachtflotte nach den Philippinen gesandt. Admiral Diederichs führte den Oberbefehl mit großer Schneidigkeit und nahm keine sonderliche Rücksicht auf amerikanische Hühneraugen. Diese und andere Vorfälle erzeugten in Amerika Verstimmung. Für die englische Diplomatie war Das eine prachtvolle Gelegenheit, nach altbewährter Methode gegen den verhaßten Konkurrenten Michel zu hetzen. Der Erfolg war so überraschend, daß die englische Diplomatie ihren hetzerischen Wirkungskreis über die ganze Welt ausdehnte. In Südamerika und China malte sie dem leichtgläubigen und eitlen Onkel Sam den braven Michel in schwärzesten Farben als den Störenfried, dessen Hauptvergnügen darin bestehe, Onkel Sam fortgesetzt Knüppel zwischen die dünnen Beine zu werfen. Auch damit hatte England Erfolg. Das Feuerchen, das man in London eifrig geschürt hatte, begann langsam, zu brennen, flackerte dann aber lustig. In Washington saßen brave Handlanger, die mit Inbrunst Oel in das Feuer gossen. Da war zunächst der treffliche Lord Pauncefote, der englische Gesandte. Um ihn schaarten sich diensteifrig sämmtliche Jingos und Deutschenfeinde der republikanischen Partei, Kriegssekretär Root, Staatssekretär Hay, Senator Hanna, Senator Depew, Senator Lodge und die sogenannte Marine-Coterie, die nach neuem und ihrer Meinung nach eben so wohlfeilen Lorber lechzte, wie ihn der Krieg gegen Spanien gebracht hatte. Ihnen gesellte sich noch Mr. Choate, der amerikanische Gesandte in London, ein erprobter Anglomane. Gegen diese deutschfeindliche Koalition hatte Herr von Holleben, der deutsche Gesandte in Washington, einen schweren Stand. Schon tauchte das unheimliche Wort Krieg in den deutschfeindlichen amerikanischen Zeitungen auf. Da entschloß man sich in Berlin zu den bekannten Veröffentlichungen und Prinz Heinrich ging auf die Reise. Es sollte ein politisches Ausstattungstück von blendender Pracht werden. In Deutschland arbeitete die

---

*) Als der Herausgeber hier zuerst sagte, er glaube nicht, daß die Reise des Prinzen Heinrich die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten in irgend einem wesentlichen Punkt ändern werde, da wurde ihm unheilbare Zweifelsucht vorgeworfen und er ein Schwarzseher gescholten, der die erhabenen Intentionen deutscher Weltpolitik nun einmal nicht zu würdigen wisse. Die bitterbösen Dinge, die gerade in den größten amerikanischen Blättern, besonders im Herald, über den politischen run gesagt wurden, las man entweder nicht oder ging mit etlichen Schimpfreden wider die Jingopresse darüber hinweg. Und nun vergleiche man, was eigene Anschauung Herrn Urban gelehrt hat und was auch in diesem Heft wieder Plutus über die amerikanische Gefahr sagt. Beide Herren bekennen sich zu ganz anderen politischen Ansichten als der Herausgeber, denken aber nicht daran, der Reise eine irgendwie weiter reichende Bedeutung zuzuschreiben. Auch die vor ein paar Wochen noch Berauschten sind allmählich wieder nüchtern geworden, — bis zum nächsten Rausch, in den sie das nächste Spektakelstück sicher versetzen wird. Ist es denn wirklich so schwer, einzusehen, daß „politische Beziehungen“ durch wirthschaftliche Interessen, nicht durch persönliche Artigkeiten noch durch allerlei liebenswürdige Launen determinirt werden?

offizielle Presse mit löblichstem Eifer. In Amerika lag die Regie in den bewährten Händen des Herrn von Holleben. Ihn unterstützte begeistert Professor Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität, der seit Jahren als offiziöser Friedensengel zwischen Berlin und Washington schwebt und als politischer Schriftsteller von ansehnlichem Talent die Freundschaft zwischen beiden Völkern zu kitten sich bemüht. Die Staats-Zeitung war von vorn herein sicher; dieses wichtigste deutschamerikanische Blatt gehört ja längst zu der Presse, die mit Hilfe ihrer berliner Vertreter aus dem Auswärtigen Amt „Informationen" bezieht. Die übrigen großen Zeitungen, namentlich im Westen, würden — Das wußte man — mit Freude Heeresfolge leisten. Rasch wurden noch alle Skeptiker als unverbesserliche Nörgler und alle Kenner des braven Onkels Sam als kurzsichtige oder böswillige Amerikafeinde angeschwärzt; und nun konnte Prinz Heinrich kommen.

Sein Aufenthalt hat Mancherlei zu Tage gefördert, was nur in Amerika möglich ist. Für den Durchschnittsamerikaner ist es von höchster Wichtigkeit, bei besonderen Festlichkeiten immer zu wissen, was sie gekostet haben. Kaum hatte Prinz Heinrich die ersten Feste mitgemacht, so hatte ein Blatt schon ausgerechnet, wie hoch sich die Ausgaben beliefen. Die Galavorstellung im Opernhaus, der Lunch mit den Dollarkönigen, das Diner mit den Generalen der Presse, das Bürgermeister-Diner, der Fackelzug der Deutschen, die Yacht-Taufe, die Kavallerie-Eskorte, der Sonderzug der Pennsylvania-Eisenbahn und allerlei Dekorationen hatten zusammen ungefähr 109 000 Dollars verschlungen. Damit ließ sich schon protzen. Maurice Grau, der Direktor der Oper, gestand mit sattem Lächeln, daß er mit seiner Galavorstellung über 40 000 Dollars „am Prinzen gemacht habe". Auch andere Leute haben „an dem Prinzen Geld gemacht"; und dafür waren sie ihm natürlich dankbar. Bob Evans, einer der Sieger von Santiago, erklärte einem Reporter: „Der Prinz ist ein urgemüthlicher Mensch (a royal good fellow). Er ist Amerikaner, so weit ein Fremder es überhaupt sein kann". Das ist nach der Ansicht des richtigen Amerikaners, der sich bekanntlich für die Blüthe der Menschheit hält, das höchste Lob. Und der ehrenwerthe Bürgermeister von New-York, Seth Low, sagte zu seinen politischen Freunden: „Ich bin während der letzten Tage so viel in prinzlicher Gesellschaft gewesen, daß es für mich ordentlich erfrischend ist, wieder mal unter Vertretern eines freien Volkes zu sein. Und doch: hätte der Prinz das Glück gehabt, in diesem Lande geboren zu werden, so würde er die Bezeichnung eines höchst gemüthlichen Menschen (a jolly good fellow) verdienen." Dieses höchste Glück blieb dem Prinzen nun leider versagt; wenn der Mensch Pech haben soll . . . Dem Gouverneur von Minnesota wird nachgesagt, er habe den Prinzen nach der Vorstellung auf den Rücken geklopft und ihm kordial zugerufen: „Es würde mich freuen, wenn Sie mal nach Minnesota kämen, Sie und Ihr Bruder!"

Der Prinz ist, als star des Ausstattungstückes, enthusiastisch begrüßt worden; besonders im Westen, wo das Deutschthum dichter, stolzer und mächtiger ist als in New-York. Die in Berlin „Maßgebenden" scheinen eine Heidenangst vor einem allzu imposanten Hervortreten des deutschen Elementes gehabt zu haben. Das konnte die „reinen" Yankees ja verschnupfen! Prinz Heinrich hat aber wohl gemerkt, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten keine quantité négligeable sind, und darüber hoffentlich auch seinen Bruder aufgeklärt.

Seine Mahnung, die Pflicht gegen die neue Heimath nicht zu vergessen, war überflüssig; oft wäre es leider nöthiger, an die Pflicht gegen die alte Heimath zu erinnern. Jedenfalls: die Reise hat dazu beigetragen, die Machtstellung der hier lebenden Deutschen zu stärken. Und sie hat ferner gezeigt, daß Deutschland den besten Willen hat, mit Amerika in Freundschaft zu leben.

Mehr hat von der Reise Niemand erwartet, der den Amerikaner wirklich kennt. Nur fromme Kindergemüther und die im Solde der Exporteure stehenden Hurraschreier bekamen das Kunststück fertig, als Hauptergebniß der Reise eine dicke Freundschaft zwischen Sam und Michel zu prophezeien. Sie weisen immer wieder auf die glänzende Aufnahme hin, die der Prinz gefunden habe. Dem Kenner von Land und Leuten ist damit gar nichts gesagt. Zunächst ist der Amerikaner ungemein gastfreundlich und stets bereit, sein Haus auf den Kopf zu stellen, um einen Besucher zu ehren. Wie begeistert wurden 1893 die Infantin Eulalia von Spanien, die Tante Alfonsos des Dreizehnten, und der Herzog von Veragua, der Nachkomme des Columbus, aufgenommen! Dem Herzog wollte man, vor Rührung darüber, daß sein Ahnherr so freundlich gewesen war, Amerika zu entdecken, sogar die Schulden bezahlen. Und doch hegte man schon damals gegen Spanien unfreundliche Gefühle wegen der Mißwirthschaft auf Kuba. Nicht minder begeistert wurde 1860 der Prinz von Wales, jetzt König Eduard VII. von England, aufgenommen. Robert B. Roosevelt, ein Verwandter des Präsidenten, später amerikanischer Gesandter im Haag, war damals Mitglied des Empfangsausschusses und hat neulich erst erzählt, die jungen Amerikanerinnen seien beim Anblick des Prinzen von Wales außer Rand und Band gerathen; der Barbier, der ihm die Haare schnitt, verkaufte ihnen die Locken des Prinzen für schweres Geld; auch das Wasser, in dem Albert Eduard sich gewaschen hatte, wurde auf Flaschen gezogen und an die Damen verkauft. Alles war entzückt von ihm, genau so entzückt wie jetzt vom Prinzen Heinrich. Und doch blieb die Stimmung der Amerikaner gegenüber England feindsälig bis zum Kriege gegen Spanien. Auch durch die Leistungen amerikanischer Nachtischredner läßt sich der Kenner nicht täuschen. Die Loblieder auf Alles, was Amerika Deutschland schuldet, haben wir oft genug lächelnd gehört: am Morgen nach dem Festmahl sind sie wieder vergessen. Der Besuch des Prinzen war für die Menge eine offizielle Anerkennung Amerikas als jüngster Großmacht und wurde als Huldigung gern hingenommen. Und die hiesige Plutokratie sonnt sich mit Vorliebe in königlicher Gunst und glaubt, durch den Verkehr mit Prinzen zu Wirklichen Geheimen Aristokraten werden zu können. Den Zeitungen aber war der Prinz in erster Linie news, etwas Neues; die amerikanische Zeitung heißt nicht umsonst newspaper. Er war ihnen Lesestoff, und zwar allerfeinster, für eine ganze Weile. Ein Schiffbruch, ein Brand giebt höchstens zwei oder drei Extrablätter, allenfalls noch einige Spalten in der Morgenausgabe; Prinz Heinrich: Das reichte für zahllose Extrablätter. Das füllte selbst an Sonntagen die Spalten und bot Gelegenheit zu unzähligen Illustrationen. Ein glänzendes Geschäft. So Etwas stimmt auch das wildeste Jingo-Blatt mild und fast deutschfreundlich. Als das Geschäft nachließ, hatte der Prinz seine Arbeit gethan und konnte gehen. Statt der „Wacht am Rhein" übte man wieder die deutschfeindliche Jingo-Melodie The Dutchmen be damned! Der Prinz war

noch nicht in Plymouth angekommen, da begann die fröhliche Deutschenhetze von Neuem. Herr von Holleben und Professor Münsterberg wurden vom „Herald" als Spione der deutschen Regirung gebrandmarkt und das „Journal" hetzte fleißig mit. Des Prinzen Liebenswürdigkeit, hieß es, sei nur Komoedie gewesen; an Bord der „Deutschland" sei er gleich wieder unnahbar geworden. In Deutschland hat man auf diese neuen Ausbrüche des Hasses nicht viel Gewicht gelegt. Sehr mit Unrecht. Hier ist gerade der Einfluß der schlechten, der „gelben" Presse besonders groß. Die Politik wird hier mehr als anderswo von der großen Masse gemacht und die große Masse schöpft ihre weltpolitische Bildung hauptsächlich aus den schlechten Zeitungen, die unter allen Umständen einer europafeindlichen Jingo-Politik das Wort reden. In den Times las man am siebenten März: „Als Nation haben wir den Prinzen gern; und wenn unsere Gefühle einer Analyse unterzogen würden, so ergäbe sich die Thatsache, daß wir ihn persönlich höher schätzen als Das, was er repräsentirt." Das ist doch deutlich genug. Nicht weniger bezeichnend ist, was Poultney Bigelow am neunzehnten März bei seiner Rückkehr aus England sagte: „Amerika kann sich auf manche Unannehmlichkeiten gefaßt machen. Der Besuch des Prinzen Heinrich ist ohne Bedeutung. Er wird in keiner Weise unsere Beziehungen zu Deutschland ändern und keinerlei Einfluß auf irgend eine Möglichkeit eines Krieges mit Deutschland haben." Dann wies er auf die Gefahren deutscher Kolonisirung in Südamerika hin und betonte die Freundschaft Amerikas mit England, deren Interessen eng mit einander verknüpft seien. Und Herr Bigelow ist ein bekannter Publizist, der mit Wilhelm dem Zweiten in Bonn studirt hat und sich mit Vorliebe den Freund des Kaisers nennen läßt.

Seine Auffassung wird hier allgemein getheilt. Des Prinzen Besuch war ein persönlicher Erfolg; politisch hat er nicht das Geringste geändert. Die Bloßstellung des geliebten John Bull durch Holleben und Bülow hat in Amerika gar keinen Eindruck gemacht. Der Plan eines Angelsachsen Trusts, der den übrigen Völkern die Taschen leert, verheißt große Profite; und er müßte sich zuerst gegen Deutschland richten, den unangenehmsten Konkurrenten beider Angelsachsen, der den Engländer auf allen Märkten unterbietet und sich zugleich mit der Frage beschäftigt, wie er der amerikanischen Gefahr durch Einfuhrzölle die Thür sperren kann. Man darf auch nicht vergessen, daß der Imperialismus in Amerika nicht nur bei den Republikanern, sondern beim ganzen Volk populär ist. Und dieser Imperialismus ist ausgesprochen deutschfeindlich, gerade wie seine hervorragendsten Vertreter im Kongreß und im Kabinet. Ferner ist trotz allen amtlichen Erklärungen das Mißtrauen gegen Deutschlands Absicht, Südamerika zu kolonisiren, nicht geschwunden. Nach langjährigen Erfahrungen wird es mir überhaupt schwer, an freundschaftliche Gefühle des „superioren" Angelsachsen, sei er ein Engländer oder Amerikaner, für den Deutschen zu glauben. Trotz der Verwandtschaft sind der Angelsachse und der Teutone von heute einander innerlich fremd. Ein Franzose und ein Deutscher befreunden sich eher als ein Angelsachse und ein Deutscher. Nur Eins könnte vielleicht etwas angenehmere Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland herbeiführen: der Sturz der republikanischen Partei, die von deutschfeindlichen Jingos beherrscht wird.

New-York. Henry F. Urban.

Selbstanzeigen.

Grundriß des Festungskrieges. Sondershausen. Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Napoleon hat einmal gesagt: Je demanderai s'il est possible de combiner la guerre sans des places fortes et je déclare que non. Dieser Ausspruch gilt heute in höchstem Maße. Der steigende Reichthum aller Länder drängt trotz der von einer Großmacht stets anzustrebenden offensiven Kriegführung mehr als je darauf, feindliche Einfälle mit künstlichen Mitteln zu erschweren, sich selbst die eigenen Operationen zu erleichtern. Auch muß mit der Möglichkeit taktischer Rückschläge gerechnet werden, besonders im Kampfe gegen einen überlegenen Gegner. Nichts erleichtert aber den Kampf einer Minderheit gegen eine Mehrheit so sehr wie zweckmäßig angelegte und verwendete ständige Befestigungen. Was deren Anlage betrifft, so wird sie, weil sich der Verlauf eines Krieges nicht voraussehen läßt, nicht auf einzelne Fälle zugeschnitten sein dürfen. Der Gegner könnte auch dann unsere Absichten vorzeitig errathen und durchkreuzen. Vielmehr muß eine Landesbefestigung auf große, dauernde, mit der Grundlage des Staates unmittelbar verbundene Verhältnisse aufgebaut werden. Schon um den offensiven Geist von Volk und Heer nicht zu lähmen und die Feldarmee zu schwächen, werden wenige große Stützpunkte, wenigstens in Deutschland, zu suchen sein. Aus den Veröffentlichungen Bismarcks, Blumenthals, Hohenlohes, Schlichtings und Anderer weiß man heute, wie wenig gerüstet wir 1870 zum Festungskrieg waren. Eine Unterschätzung des Werthes der Festungen und ein erheblicher Mangel an Verständniß für den Festungskrieg war an allen Stellen des Heeres zu finden Ungenügend vorbereitende Strategie im Frieden war die Folge solcher Auffassung, die sich dann rächte und nur dank unseren — aber nicht immer zu erwartenden Erfolgen — im freien Felde keinen schlimmen Ausgang nahm. Noch heute sind die Ansichten wenig geklärt, zumal erhebliche neuere Kriegserfahrungen fehlen. Generalstäbler, Artilleristen, Infanteristen und Pioniere haben oft ihre eigene Anschauung, in der sie natürlich der Waffe, zu der sie gehören oder aus der sie hervorgegangen sind, den entscheidenden Antheil meist einseitig zumessen. Auch ein so dringendes Problem wie die Neuordnung des Ingenieur- und Pioniercorps, dessen Lösung sehr wesentlich von der Auffassung des Festungskrieges abhängt, wird durch solchen Widerstreit der Meinungen ungünstig beeinflußt. Eine „Lehre des Festungskrieges“, die durch kritische Folgerung aus den zusammenhängenden Erfahrungen aller, namentlich der neueren Zeiten, allgemein giltige Wahrheiten und Grundsätze für die Truppenführung ableitet, um einen geeigneten Anhalt, kein Schema, zum Handeln zu geben, darf deshalb wohl auf Beachtung rechnen.

W. Stavenhagen.

❦

Lenaus Frauengestalten. Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart. 5 Mark.

Das Buch zeigt das Verhältniß Lenaus zum weiblichen Geschlecht. Von Frauen, die in des Dichters Werdegang bedeutsam eingegriffen haben, werden gezeichnet: Lenaus Mutter, die unwürdige Bertha Hauer, Lenaus anmuthiges Schilflottchen (Lotte Gmelin), so genannt, weil der Dichter seine „Schilflieder“ an sie richtete, die wackere Sophie Schwab (Gattin des Dichters Gustav Schwab), die treue Emilie Reinbeck, die leidenschaftliche Sophie Löwenthal, die schau-

spielernde Karoline Unger, die sanfte Marie Behrends, Lenaus „ewige Braut". Der Leser wird in diesem Buch eine Reihe ungedruckter Lenau-Briefe und ein reichhaltiges neues biographisches Material über den Dichter und über die hier geschilderten Frauen finden. So werden manche neue Beziehungen aufgedeckt und Personen, die bisher in den Lenau-Biographien nur im Dämmerlicht der Episode auftraten, werden nun als bedeutsame Faktoren in dem Leben und Dichten Lenaus erkannt. Nicht bei vielen Poeten standen Leben und Dichten in einem so innigen Wechselverhältniß wie bei Lenau.

Hamburg. Adolf Wilhelm Ernst.

Der wirthschaftliche Ruin des Aerztestandes. Zweite Auflage. Verlag von Dr. Eduard Schnapper, Frankfurt a. M. 1902.

Die Inszenirung von Lohnkämpfen, deren Schauplatz unsere Industrie- und Verkehrscentren in den letzten Jahren oft waren, legt dem abseits stehenden Beobachter die Frage nahe, welche vis a tergo hier elementarisch gewaltet hat, ob rücksichtlos auf materiellen Erwerb gerichtete Geldgier oder ein thatsächliches wirthschaftliches Elend den ärztlichen Berufsstand zur sozialen Selbsthilfe zwang. Das erste Motiv wird selbst der größte Skeptiker leugnen müssen, wenn die amtlichen Steuerlisten ihm das wirkliche Bild von den traurigen Einkommensverhältnissen des ärztlichen Praktikers entrollen. Von 1747 im Jahre 1892 in der Reichshauptstadt thätigen Aerzten hatten $^{10}/_{17}$ ein Einkommen von nicht über 3000 Mark; und in Charlottenburg erreichten im Jahre 1900 von 307 ansässigen Aerzten nur etwa 50 nach zehnjähriger, mühsäliger Praxis ein solches von 5000 Mark. Wenn sich unter diesen Umständen ein Stand endlich auf sich selbst besinnt und zeigt, daß er, geeint, eine respektable, wirthschaftliche Macht darstellt, dann wird es ihm Niemand verargen können. Aber woher stammt denn nun die offenbare materielle Nothlage? Indirekt aus der großen Zahl der Aerzte, deren prozentuale Zunahme allerdings in gar keinem gesunden Verhältniß zum Wachsen der Bevölkerung steht. Der wirkliche Grund aber für den Rückgang liegt in der beispiellosen Verschlechterung der ärztlichen Erwerbsverhältnisse, wie sie die Staatsgesetzgebung der letzten Jahrzehnte geschaffen hat. Die Reichsgewerbeordnung vom Jahre 1869 mit der Novelle vom Jahre 1883 und das Krankenversicherungsgesetz vom selben Jahre mit der Novelle vom Jahre 1892 haben den fast vollendeten wirthschaftlichen und drohenden ethischen Ruin des deutschen Aerztestandes herbeigeführt. Das Kurpfuschereiverbot wurde durch vollständige Freigabe des Heilgewerbes aufgehoben. Hierdurch erwuchs der wissenschaftlichen Medizin eine Konkurrenz, die gar keines Befähigungnachweises bedarf und mit Mitteln arbeitet, die der ärztlichen Ethik zuwiderlaufen. Die gründliche Beseitigung dieses Auswuchses wird aber zum kategorischen Imperativ, wenn man sich die Gemeingefährlichkeit der Kurpfuscher für die hygienisch sanitären Interessen der Allgemeinheit an der Hand gerichtsstatistischer Nachweise vor Augen hält und außerdem bedenkt, welche Lücken im Strafgesetz ihre Vergehen straffrei lassen. Der zweite Hauptfaktor für den finanziellen Ruin des Aerztestandes, das Krankenversicherungsgesetz, hat ihm bei mitunter maximalen Leistungen der Krankenkassen eine minimale Bezahlung eingebracht und schuf

außerdem durch die Zwangsarzt-Kassenposten ein Institut, das auch in ethischer Hinsicht durch Erschwerung der freien Konkurrenz höchst verderblich werden sollte. Wenn nun auch als Radikalheilmittel nur gesetzgeberische Abänderungmaßregeln in Frage kommen können, so ist doch vorher der einmüthige Zusammenschluß aller ärztlichen Vereine zu einem großen Verbande behufs Wahrung der Standesinteressen anzustreben. Bei der herrschenden modernen Staatsdoktrin wird nur eine „ärztliche Gewerkschaft“ nachdrücklich die berechtigten Wünsche eines Standes zur Geltung bringen, der in Folge der heute giltigen Gesetzgebung von materieller wie ideeller Proletarisirung bedroht ist.

Nebra a. U. Dr. Adolf Haeseler.

❦

Jahrbuch der bildenden Kunst. Früher „Almanach für bildende Kunst und Kunstgewerbe“. Verlag der deutschen Jahrbuch-Gesellschaft m. b. H. Berlin S.W. 48. Gebunden, Kunstzeitschriften-Format, 8 Mark.

Was ich im vorigen Jahr zur Entschuldigung des „Almanachs für bildende Kunst und Kunstgewerbe“ hätte sagen sollen: daß er nur erst ein Anfang sein kann zu einer Registratur des lebenden und toten Inventars aller gegenwärtigen bildenden Kunst, von Vollkommenheit und Zuverlässigkeit, die nur durch Jahre lange Mitarbeit aller Interessenten erreicht werden kann, noch sehr weit entfernt: Das brauche ich in diesem Jahre von dem nicht nur zum „Jahrbuch“ umgetauften, sondern auch wirklich umgewandelten Buch nicht zu verschweigen. Bin ich doch sicher, daß die Lückenhaftigkeit der Arbeit durch die Fülle des sonst Gebotenen reichlich aufgewogen wird und daß in seiner neuen Form das Buch die Hoffnung rechtfertigt, durch seine kunsthistorische Rückschau auf das abgelaufene Jahr, an der die besten Kräfte unserer Fachschriftsteller sich betheiligen, durch die praktischen Fragen gewidmeten Aufsätze, durch die Nekrologie und Bibliographie des Jahres und endlich durch seine reichhaltigen Verzeichnisse und sein Künstlerlexikon eine bleibende und der Vollständigkeit immer näher kommende Einrichtung unseres die bildenden Künste umfassenden öffentlichen Lebens werden zu können. Dem nicht geringen Aufwand an theils erfreulicher, theils aber überaus mühsäliger, trockener Arbeit gesellte sich der andere: ohne Rücksicht auf materielle Opfer dem Buch einen reichen Schmuck zu schaffen, so daß es in seinen fünfzehn Kunstbeilagen und in zahlreichen Illustrationen auch anschaulich eine Fülle hervorragender Werke des letzten Jahres darbietet. Dabei ist nicht nur auf das künstlerisch Wesentliche, sondern auch auf die verschiedenen Arten der reproduzirenden Technik Werth gelegt worden. So dürfte das Buch jedem Freunde der Kunst, aber auch jedem Schaffenden auf einem ihrer Gebiete Das bieten, was er sucht: die Erinnerung an die durchlaufene Zeitstrecke, die Anregung zu weiterer Entfaltung und — als Handbuch — die auch jetzt schon zuverlässigen, von Jahr zu Jahr durch Umfragen berichtigten Aufschlüsse über unsere der Kunst dienenden Einrichtungen, über Künstler und Kunstgewerbe aller Art. Herr Geheimer Regirungrath Dr. Woldemar von Seidlitz in Dresden hat mir als künstlerischer Berather und Mitarbeiter die dankenswertheste Unterstützung bei dem Bemühen geleistet, das Buch in seine jetzige Gestalt umzuschaffen.

Schmargendorf. Max Martersteig.

❦

Digitized by Google

Humbug & Co.

Der Arten, sich ein Haus zu baun, sind zwei. Man kanns auf Illusionkredit hin wagen, auf Wechsel felsenfester Zuversicht. Man kanns auf stimmungvolle Träume gründen, Luftspiegelungen und Sirenensang. Diese Worte, die Goldstadt, der nüchterne Großkaufmann, in Ibsens „Komoedie der Liebe" spricht, fielen mir oft ein, wenn ich während der letzten Wochen die Börsenberichte las. Die Händler nehmen den Illusionkredit wieder einmal ein Bischen reichlich in Anspruch. Diese Art, sich Häuser aus Hoffnungen zu bauen, erinnert recht unangenehm an Tage, die man nach der großen Krisis für entschwunden halten durfte. Heute giebt man sich weder Mühe, die Fundamente der deutschen Wirthschaftlage gewissenhaft nachzuprüfen, noch versucht man, die Zukunftaussichten mit klarem Blick zu erforschen. Man belügt sich selbst.

Ueberall, nicht nur an der Börse, hört man die Behauptung aufstellen, die ärgsten Tage der Krisis seien vorüber und die völlige Gesundung unserer Verhältnisse sei schon für die nächste Zeit zu erwarten. Mit solchen Erzählungen aber sind leider die Thatsachen nicht zusammenzureimen. So hat eben erst das siegerländer Roheisensyndikat seine Produktion abermals um 30 Prozent eingeschränkt. Die Folge war denn auch zunächst eine ziemliche Verblüffung. An dem überraschenden Eindruck dieser Meldung kann auch der Umstand nichts ändern, daß es sich nicht um eine neue Maßregel handelt, sondern die schon lange bestehende Produktioneinschränkung jetzt nur von der Kartellbehörde sanktionirt worden ist. Die Frage ist, ob man diese Einschränkung vorher in weiteren Kreisen gekannt und in die Kalkulation der augenblicklichen Wirthschaftlage als einen wichtigen Faktor miteingestellt hat. Ich glaube es nicht.

Selbst von Leuten, die im Allgemeinen geneigt sind, Warnungzeichen zu beachten, ist die große Bedeutung der für die siegerländischen Hochöfen beschlossenen Produktioneinschränkung nicht genügend gewürdigt worden; die Wirkung erstreckt sich in diesem Fall ja nicht nur auf die Eisenwerke, sondern auch auf den Kohlenbergbau. Erst kurze Zeit ist vergangen, seit die Zechendirektoren die Interessenten mit der Hoffnung trösteten, die Thätigkeit der Hochöfen werde sich wieder beleben und natürlich auch den Koksabsatz steigern. Damit ist es jedenfalls vorläufig noch nichts. Und wie schlecht es auch sonst gerade im Bergbau aussehen muß, merkt man aus gewissen Anzeichen allgemeiner Natur. Ein Beispiel: im Rheinland scheint man die Arbeiterschaft geradezu in den Ausstand drängen zu wollen. Fortwährende Entlassungen und Herabsetzungen der Löhne müssen die Leute ja unzufrieden machen und aufreizen. Wenn man sich erinnert, mit welcher subtilen Rücksicht die Arbeiter in der guten Zeit von den Kohlenbaronen behandelt wurden, so kann man wirklich auf die Idee kommen, daß ein Strike den westdeutschen Grubenbesitzern jetzt sehr willkommen wäre. Solcher Strike böte immerhin die Möglichkeit, die Preise hoch zu halten und die Schuld daran und an schlechten Förderresultaten auf andere Schultern abzuwälzen als auf die, denen man sonst die Verantwortung aufzubürden pflegt. Von den vielen kleinen Chicanen, mit denen man die Arbeiter ärgert, dringt nur selten Etwas in die Oeffentlichkeit. So hat man in manchen Gruben — von Krupp wird es bestimmt behauptet — den Abbau der alten ertragreichen Flötze vorläufig aufge-

geben und ist dazu übergegangen, werthlosere anzuschlagen. Natürlich fördern die Arbeiter, trotzdem die Arbeitzeit nicht verringert ist, nun viel weniger als früher, so daß der Gedingelohn beträchtlich sinkt. Diese Methode, am Lohn zu knausern, hat für die Verwaltung dabei noch den Vortheil, daß man nach außen hin die alten Lohnsätze aufrecht erhalten kann.

Wer also genau zusieht, merkt schnell, daß die Verhältnisse im rheinisch-westfälischen Kohlengebiet und in den um dieses Centrum gelagerten Eisenbetrieben ungünstiger sind als jemals seit langen Jahren. Dagegen soll nicht bestritten werden, daß in einzelnen Bezirken der Textilbranche eine kleine Besserung zu verzeichnen ist. Es scheint sich aber immer mehr herauszustellen — schon früher habe ich es hier einmal gegenüber den optimistischen Hoffnungen des Reichsbankpräsidenten behauptet —, daß diese Besserung einzig und allein auf die gestiegene Ausfuhr nach Amerika zurückzuführen ist. Auch über diese Thatsache täuscht man sich an den Börsen hinweg. Und da man annimmt, daß die Gesundung im eigenen Lande fortschreite, so hält man natürlich auch nicht für nöthig, die amerikanischen Verhältnisse etwas schärfer unter die Lupe zu nehmen. Ich bin der Ansicht, daß die Beobachtung der amerikanischen Verhältnisse heute die allerwichtigste Aufgabe der Börsenwetterwarte sein müßte. Doch sogar von Leuten, die grundsätzlich der selben Meinung sind, hört man vielfach noch sehr optimistische Auffassungen, die das Resultat solcher Beobachtungen sein sollen. Einzelne geben zu, daß die Verhältnisse in Amerika nicht unbedenklich aussehen, hegen aber die Hoffnung, bis zum Ausbruch des Sturmes werde noch viel Zeit vergehen. Die übliche Phrase, die wir über deutsche Verhältnisse vor der letzten Krisis so unendlich oft hören mußten, wird uns auch jetzt wieder aufgetischt: Alles strotze doch geradezu von Gesundheit; damals in Deutschland, jetzt in Amerika. Und gewiß sieht es wie ein Symptom fester Gesundheit aus, daß Amerika aus Deutschland Roheisen beziehen muß und daß der Direktor der Kanadabahn zu Krupp kommt, um Schienen zu besichtigen. Aber haben wir denn nicht vor dem Zusammenbruch genau die selben Erscheinungen auch im deutschen Wirthschaftleben gehabt? Gab es damals Roheisen genug? Es ist lustig, zu beobachten, wie genau hüben und drüben die Symptome einander gleichen. Viele erinnern sich wohl noch, wie wesentlich, unmittelbar vor der gewaltsamen Lösung der deutschen Ueberspannung, zur Unterstützung der Hausse-orgie der Umstand beitrug, daß altes Eisen zum Umschmelzen benutzt werden mußte, weil die Eisenvorräthe sonst für die Fabrikation nicht ausgereicht hätten. Die Preise von Alteisen erreichten damals bekanntlich eine ungeahnte Höhe. Genau das selbe Schauspiel erleben wir jetzt in Amerika. Beträchtliche Posten alten Eisens sind von uns über den Ozean verfrachtet worden.

Doch aus diesen rein wirthschaftlichen Momenten gewinnt man noch keine richtige Vorstellung von den amerikanischen Verhältnissen. Die Trustvorgänge muß man beachten, um klar zu sehen. Der Kupfertrust, schon lange ein Schmerzenskind aller Haussiers, hat wieder bedenklich zu spuken begonnen. Seine Verluste bei dem letzten Preissturz des Kupfers werden auf etwa 10 Millionen Dollars geschätzt. Man war gespannt, zu hören, welche Dividende nach diesem herben Verlust ausgeschüttet werden würde. Aber siehe da: die Herren Direktoren hätten für angebracht gehalten, die Sitzung vorläufig einmal zu vertagen. Daß

solche Vertagung kein Zeichen eines besonders guten Gewissens ist, brauchte ich kaum erst zu sagen. Noch viel schlimmer aber sind die Verhältnisse beim Stahltrust. Man will die siebenprozentigen Vorzugsaktien in fünfprozentige Bonds umwandeln und motivirt diesen Plan mit der Zinsersparniß. Einen allzu günstigen Eindruck kann aber der Versuch nicht machen, die knapp zur Ruhe gekommene Morganisation schon wieder zu beginnen. Merkwürdiger noch ist, daß man unter der Hand schnell 50 Millionen Mark Bonds mehr ausgiebt, als Vorzugsaktien vorhanden waren. Woraus also zu schließen ist, daß die Gesellschaft neues Kapital braucht. Was nützt angesichts solcher Beklemmungen ein herausgerechneter Buchgewinn von 111 Millionen für das letzte Jahr?

Diese allgemeine Unsicherheit der amerikanischen Trustpolitik läßt den baldigen Eintritt einer Katastrophe fürchten. Und diese Unsicherheit scheint mir um so gefährlicher, als allerlei Vorgänge erst eben wieder gezeigt haben, auf wie brüchiger Basis all diese Trusts aufgebaut sind. Ich sehe noch davon ab, daß die Schaffung von 50 Millionen neuer Bonds beim Stahltrust, für die gar kein Gegenwerth vorhanden ist, eine Verwässerung des Kapitals bedeutet. Alle Trustkapitalien sind schon im Augenblick der Gründung außerordentlich verwässert. Wie nah diese Unsitte, das Kapital zu verdünnen, nach unseren Moralgrundsätzen ans Verbrecherische grenzt, beweist der Schadensersatz, der jetzt von einem der professionellen Gründer von seinem Kumpan Gates verlangt wird. Aus den Zeugenaussagen dieses Prozesses geht hervor, daß bei der Gründung des Stahl- und Drahttrustes das selbe Werk dreimal in jeden der verschiedenen Verbände eingebracht worden ist, und zwar jedesmal mit einem recht erheblichen Nutzen für den Vorbesitzer. Daß ein auf solcher Grundlage ruhendes Kreditsystem dem Zusammenbruch entgegentreiben muß, ist klar und könnte auch den deutschen Börsenleuten nicht zweifelhaft sein, wenn sie sich überhaupt einen richtigen Blick für die Lage der Dinge bewahrt hätten. In Amerika scheint man sich übrigens auch schon auf den Krach vorzubereiten. Herr Schwab, der Stahltyrann, hat in einer Unterredung mit dem Berichterstatter der Kölnischen Zeitung rund heraus erklärt, es sei natürlich und sicher, daß auch schlechte Zeiten kommen müssen; in diesen Zeiten geringeren Inlandsbedarfes werde der Stahltrust seine Ueberproduktion in den deutschen Absatzgebieten unterzubringen versuchen.*)

*) Die Unterredung, die Plutus hier streift, muß, nach den Andeutungen, die wir lasen, allerliebst gewesen sein. Nicht nur, weil der Interviewer an den rechten Mann kam, der alle unbequemen oder langweiligen Fragen ohne Zeitverlust wegwischte und ihn mit der ganzen Hoheit des Herrschers von Goldes Gnaden behandelte. Auch die Thatsachen, die Herr Schwab reden ließ, waren ungemein lehrreich. Unser Gesammtkapital, also sprach er, beträgt 1374 Millionen Dollars. Wir brauchen jährlich nur 70 Millionen zu verdienen, können also mit einem Profit von 6 Dollars auf die Tonne gut auskommen; übrigens verdienen wir ja nicht nur am Stahl, sondern auch an der Kohle, dem Eisen und an einem ausgedehnten Dampferverkehr, der die Binnenseen schon beherrscht und die Weltmeere beherrschen soll. Vorläufig ist bei uns der Bedarf so groß, daß wir nicht auf Export angewiesen sind und sogar viel Rohmaterial aus Deutschland bezogen haben. Dieser Zustand wird natürlich nicht dauern. Läßt der Inlandsbedarf

Aber die Börse hat jetzt viel wichtigere Dinge zu thun. Sie muß bewundern, wie sich die Plebs um den Zeichentisch der neuen Russenanleihen drängt. Wirklich: viel Plebs war dabei. Die hundertfache Ueberzeichnung ist nicht allzu feierlich zu nehmen. So mancher Schnorrer — verzeihen Sie, lieber Leser, das harte Wort — hat sich weit über seine Verhältnisse hinaus betheiligt. Ich hörte, wie Einer zum Anderen sagte: „Reich möcht' ich sein, was ich gezeichnet hab'!"

Ferner hält es die Börse für nöthig, kleine spekulative Haussen in Szene zu setzen: vielleicht nur, um sich zu zerstreuen und auftauchende Sorgen zu vergessen. Besonders auffällig war die Kurssteigerung des Bergwerks „Nordstern", von dessen Aktien man zunächst behauptete, sie würden in Paris eingeführt werden. Dann, als Das noch nicht genügte, verstieg man sich sogar zu der immerhin kühnen Behauptung, der Norddeutsche Lloyd gedenke, den „Nordstern" anzukaufen. Aus einer Stelle des letzten Geschäftsberichtes könnte man allerdings schließen, daß der Lloyd nicht abgeneigt ist, durch Ankauf einer Kohlengrube sich vom Syndikat zu emanzipiren. Recht zweifelhaft scheint aber, ob er zu diesem Zweck sich gerade das Bergwerk „Nordstern" aussuchen würde, das 20 Millionen Tonnen jährlich fördert und etwa 35 Millionen Mark kostet. Denn wenn sich der Lloyd auch vom Kohlensyndikat emanzipiren will, so will er ihm doch sicher keine Konkurrenz machen und sich als Kohlenhändler aufthun. Die phantastischen Gerüchte erinnerten bedenklich an die vor kurzer Zeit über Gelsenkirchen in die Welt gesetzten Lügenmären. Wahrscheinlich handelt es sich wieder um ein kleines Spielchen, das am Ende gar in beiden Fällen von den selben Leuten begonnen war. Im Aufsichtrathsregister des Bergwerks Nordstern finden wir die Herren Leo Hanau, Thyssen und Kappel. Wie der Zufall spielt . . .

An solche Scherze verschwendet die Börse jetzt ihre Zeit. Das ist der Illusionkredit, von dem sie zehrt und Luftschlösser baut. „Wie nennt man doch Geschäfte so betrieben? Man nennt sie Humbug, Humbug, meine Lieben."

Plutus.

---

bei uns nach, dann werden wir den Ueberschuß unserer Produktion auf die fremden Märkte bringen. Wir sind entschlossen, jedes mögliche Mittel anzuwenden, um dieses Ziel zu erreichen. Und wir werden es erreichen, weil kein anderes Land so billig zu liefern vermag wie wir. Nach Rußland wollen wir hinein; und wenn Sie in Deutschland uns durch hohe Zollmauern den Weg sperren, dann werden wir Ihnen mindestens die Eisenausfuhr abschneiden, zunächst nach Ostasien und bald hoffentlich auch nach anderen Richtungen. So ungefähr ließ die stählerne Majestät sich vernehmen. Die immer lächelnde Excellenz aber, die Deutschlands Politik leitet, hat neulich erst dem Erdkreis verkündet, nirgends sei ein Punkt zu finden, wo in absehbarer Zeit die deutsche und die amerikanische Politik feindsälig zusammenstoßen könnten. Das konnte nur ein Diplomat alter Schule behaupten, der die Bedeutung wirthschaftlicher Kräfte und Zusammenhänge nicht ahnt und zufrieden ist, wenn er von der Hand in den Mund leben und alle paar Wochen sein Appläuschen einheimsen kann. Die Worte des Herrn Schwab müßten verständigen Zeitungschreibern für Monate Stoff bieten; sie zeigen, welches Ungewitter heraufzieht, und sollten erkennen lehren, daß es zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reich wichtigere Dinge zu erörtern giebt als die Frage, ob ein Prinz drüben mit der nöthigen Begeisterung aufgenommen worden ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 19. April 1902.

Palinodie.

Herr Friedrich Lehmann wurde wüthend, wenn man ihn einen Achtundvierziger nannte. Er war im rothen Lenz geboren worden, am Abend des Tages, wo Friedrich Wilhelm vor der Leichenparade den Hut ziehen mußte. Deshalb aber ist man noch kein Achtundvierziger. Das klingt heute so höhnisch, so nach einer Ehrfurcht, die mühsam das Lachen verhält. Man denkt an einen zottigen Graubart, an Schaftstiefel, Havelock, Schlapphut, an verwitterte Ideale. Und Friedrich Lehmann hielt sich für höchst modern. Seit er in England gewesen war, ging er nie ohne Cylinderhut aus, trug Schnürstiefel und Kleider nach modischem Schnitt, den Bart, der erst sacht ergraute, assyrisch, ganz kurz geschnitten. Ein eleganter Herr in den besten Jahren. Auch schalt er die neue Zeit nicht. Manches war freilich anders gekommen, als er gewünscht hatte, und mit den Bismärckern konnte er sich nie befreunden; zu wenig Ethos; kein Gefühl für die Bedeutung sittlicher Mächte im Völkerleben. Damit wars nun ja aber aus und nach langer Noth der Geist der Nation der Lehre ewiger Wahrheiten wieder offen. Die Zeit des Liberalismus nahte und Herr Friedrich Lehmann erbat vom Schicksal nur das eine Geschenk: diese Morgenröthe ihn noch sehen zu lassen. Auf jedes Symptom achtete er und kam in Wallung, wenn irgendwo in der Welt ein Kampf für die Freiheit verkündet wurde. Dabei war er ein guter Kaufmann; Politik und Geschäft aber waren für ihn getrennte Gebiete, deren Grenzen ein Ehrenmann respektiren müsse. Nichts konnte ihn so ärgern wie die Nei-

gung jüngerer Leute, bei der Politik ans Geschäft, beim Geschäft an die Politik zu denken. Da war sein Neffe Ernst Meyer. Ein gescheiter Mensch, ders in der Großindustrie früh zu einem Direktorposten gebracht hatte und mit dem sich angenehm plaudern ließ. Wenn er nur nicht gar so nüchtern wäre, so unfähig jeder Begeisterung! Immer die selbe Skepsis, die selbe kühle Ablehnung aller Emphase. Ein Junggeselle, der schon ein hübsches Vermögen erspart hat und doch für öffentliche Angelegenheiten nicht mobil zu machen ist, trotzdem er am eigenen Leibe die Wirkung unserer Rückständigkeit spüren mußte. Nicht einmal Reserveoffizier war er, als Judensohn, geworden; und hatte sich im Dienst doch redlich geplagt. Wenn in Gesellschaft die Rede auf Militärverhältnisse und Uebungen kam, wurde er verlegen und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Für den nothwendigen Kampf gegen die Reaktion aber war er nicht zu haben. Politik ist Rokoko, sagte er und war stolz darauf, daß er seit zehn Jahren keinen Parlamentsbericht mehr gelesen habe. Ihre Plauderstunden endeten fast jedesmal mit einer Dissonanz. Doch der Onkel mochte diese Seele nicht aufgeben. Nach der ersten Flasche Perrier-Jouet ging es gewöhnlich los. Und heute konnte Herr Friedrich Lehmann so lange nicht warten. Sein Herz war zu voll, die Gelegenheit zu günstig, einem Verirrten endlich den richtigen Weg zu weisen.

„Na? Wie denken wir denn über Belgien? Dein Lieblingsatz war ja immer: Industrie ist Freiheit. Damit bohrtest Du sämmtliche Frachtdampfer meiner Hoffnungen in den Grund. Industrie ist Kultur. Nur keine politische Aufregung; Alles kommt von selbst. Enrichissez-vous! Die Reichsten sind die Stärksten. Eine neue Maschine ist wichtiger als ein Dutzend Gesetze. Und so weiter. Ich könnte das ganze Pensum herunterleiern. Fürchte aber, daß die reifere Jugend nicht Recht behält; oder hoffe vielmehr, denn ich möchte in Deiner Businesßwelt nicht leben. Industrie giebts in Belgien doch genug. Auch an Geld fehlt es nicht; die Staatseinnahmen haben sich in den letzten zwölf Jahren verdoppelt. Von Freiheit aber merke ich nicht viel. Wer Augen hat, muß diesmal sehen. Nicht für höheren Lohn kämpfen die Leute. Sie legen die Arbeit nieder, hungern mit Weib und Kind, setzen sich auf der Straße den Uebergriffen der bewaffneten Macht aus, weil sie nicht länger in Unfreiheit leben wollen. Sie fordern ihren Theil an der Regirung. Und trotz allem Gerede von Klassenkämpfen marschiren Bürger und Arbeiter hier vereint. Der Druck der klerikalen Herrschaft lastet so schwer auf dem Lande, daß der Wunsch, von ihm befreit zu sein, alle Parteiunterschiede verwischt. Lange genug hat man diesen armen Menschen den Himmel

mit Kutten verhängt. Jetzt wollen sie endlich wieder die Sonne sehen, frei denken und die idealen Güter, für die einst die Väter ihr Blut vergossen, wenigstens den Kindern sichern. Noch ist nicht vorauszusagen, was sie erreichen werden und ob aus den Putschen eine Revolution wird. Die Führer predigen ja Mäßigung. Aber es ist ein großes Beispiel und der beste Beweis, daß die Interessenpolitik noch nicht unumschränkt die Köpfe beherrscht."

„Ja . . . Die Geschichte hat uns auch beschäftigt. Zuerst zogen Kohlen an und man glaubte, Friedländer und Arnhold gratuliren zu können. Wenn im Borinage acht oder vierzehn Tage nichts gefördert wurde, mußten die Preise ordentlich klettern. Mir schien die Rechnung gleich falsch. Generalstrike hin oder her: der Ausstand konnte nicht auf die Kohlengruben beschränkt bleiben. Und sobald er andere Industrien ergriff, war wieder keine Kohlennoth zu erwarten. Das hat die Börse auch bald eingesehen und den Haussiers die Mahlzeit verdorben. Immerhin warens eklige Tage. Der Gedanke, Belgien könne Wochen lang feiern und ein Bischen Germinal spielen, ist nicht leicht auszudenken. Gerade vor den französischen Wahlen. Ein Funke, der über die Grenze fliegt, würde den schönsten Brand anfachen. Natürlich hatte die Sache auch ihre guten Seiten. In Geschäften gilt ja fast immer das martialische Wort: Sunt mala, sunt quaedam bona, sunt mediocria plura. Je fauler es den Belgiern geht, die als Konkurrenten mit allen Hunden gehetzt sind, um so besser für uns. Heutzutage aber fürchtet man jede Ueberraschung und ist schon zufrieden, wenn Alles ruhig bleibt. Wir schleppen noch zu viele Leichen mit, um Sprünge wagen zu können. Namentlich jetzt, wo Jeder nur nach London und Pretoria horcht und die Entscheidung über den Krieg und die südafrikanische Zukunft fallen muß, brauchten Cleopolds Unterthanen uns nicht noch nervöser zu machen."

„Und sonst hat Dich an der Sache nichts interessiert?"

„Doch. Zum Beispiel der amusante Unfug, der mit der Forderung des Frauenstimmrechtes getrieben wurde. Stoff für eine politische Komoedie. Als ich noch öfter nach Belgien kam, hörte ich immer, die Arbeiter verlangten das Wahlrecht, sogar das passive, auch für die Frauen, die in Flandern, besonders in Gent, in den Gewerkschaften vertreten sind, überhaupt in der sozialdemokratischen Organisation eine Rolle spielen. Le suffrage universel sans distinction du sexe: wie oft bin ich damit gelangweilt worden! Nun sind die Konservativen — Du kannst sie, wenns Dir Vergnügen macht, auch Klerikale nennen — da drüben nicht auf den Kopf gefallen. Nachdem sie den ersten Schreck überwunden hatten, sahen sie sich den radi-

kalen Vorschlag genauer an; und die Herren Colaert und Woeste fanden, er sei nicht zu verachten. Schließlich sind die organisirten Genossinnen doch nur eine kleine Minderheit und die anderen Wahlweiber, die ‚bürgerlichen‘, gehören der Partei, die über die Beichtväter verfügt. Vorläufig wenigstens. Dürfen die Frauen erst wählen, dann wird man sie natürlich dem Priestereinfluß zu entziehen und unter die Herrschaft modernerer Parteibonzen zu bringen suchen. Das dauert aber eine hübsche Weile und inzwischen sitzt sichs vor vollen Schüsseln ganz bequem. Weißt Du, was die Theaterleute eine Verwandlung bei offener Szene nennen? So wars in Belgien. Die Sozialdemokraten haben die Forderung des Frauenstimmrechtes bis auf Weiteres vertagt und die drohenden Buchstaben S. U. bedeuten ihnen nur noch das suffrage universel des hommes. Grund: wenn die Frauen mitwählen, bleiben die Konservativen am Steuerruder. Deine ehrenwerthen Parteigenossen, die weder die Proletarierinnen noch die frommen Beichtkinder für sich hätten, haben erst recht keine Lust, den Frauen politische Rechte zu geben. So treten denn nur die ‚Reaktionäre‘ für die holde Weiblichkeit ein. Bleibts bei der Proportionalwahl mit Pluralvoten: schön; wird aber das allgemeine und gleiche Stimmrecht durchgesetzt, dann werden die Konservativen sich alle Mühe geben, es auch den Frauen zu sichern. Das haben sie offen erklärt. Famos, nicht wahr?“

„Hm ... Die Macht der Verhältnisse kann auch den Liberalsten zwingen, eins seiner Ideale zurückzustellen. Darin sehe ich nichts, was Tadel oder gar Spott verdiente. Das Frauenstimmrecht ist nicht so wichtig wie die Befreiung vom Pfaffenregiment. Deine Glossen treffen die Hauptsache nicht. Dem großartigen Schauspiel, das ein für Freiheit und Recht fechtendes Volk bietet, kann ich mich nicht entziehen. Das aber haben wir hier vor uns. Es handelt sich um den Kampf zweier Weltanschauungen ...“

„Gewiß. Das sagen seit zwanzig Jahren und länger die beiden Parteien, die um den Futtertrog streiten. Wenn die Liberalen herrschen, ist der Väter ehrwürdiger Glaube in Gefahr; und wenn, wie jetzt seit achtzehn Jahren, die Frommen regiren, wird schon in der Schule des Volkes geistige Freiheit vernichtet. Mit diesen Späßen haben die verschiedenen Gruppen der Bourgeoisie überall der Masse lange die Zeit vertrieben. Das zieht nun nicht mehr. Hungernde werden von den wundervollsten Ideologien nicht satt, Onkel Fritz. Sieh Dir mal Meuniers Bilder und Bronzen aus dem schwarzen Lande an und frage Dich dann, ob diese schlecht gefütterten Puddler, diese in härtester Männerarbeit fast aller Geschlechtsreize beraubten Frauen Lust haben werden,

für den Hokuspokus Eurer Ideale ihr armes Leben aufs Spiel zu setzen. Ihre Lage bleibt unverändert, ob Klerikale, ob Liberale die Staatspfründen an sich reißen. Sie können nur selbst sich helfen. Das haben sie erkannt und sich deshalb organisirt. An politischer Freiheit ist in Belgien kein Mangel. Du kannst da ungefährdet Reden halten und Artikel schreiben, für die Du bei uns verdonnert würdest, daß es nur so krachte. Doch was nützen alle Freiheiten, wenn man sich kaum alle acht Tage ein Stück Fleisch leisten kann? Wer in solcher Noth sitzt, giebt die Ideale unter dem Selbstkostenpreis hin. Die um die Beute raufenden Parteien müssen thun, als handle sichs um die berühmten heiligsten Güter. Wenn wir irgend einen Magistrat bestochen und der Konkurrenz einen Auftrag weggeschnappt haben, sagen wir auch der Generalversammlung, daß wir stolz darauf sind, der nationalen Arbeit neuen Boden erobert zu haben. Ohne Phrasenschleier mag Keiner in die Sonne gehen ... In Jedem von uns steckt ein Snob; und ich leugne gar nicht, daß die Hoffnung, eine richtige Revolution erleben zu können, mich angenehm kitzelte. So was aber machen höchstens noch die Franzosen; Wallonen und Vlamen sind, glaube ich, dafür nicht zu haben. Der belgische Arbeiter fordert das Wahlrecht, weil er eingesehen hat, daß nur politische Macht ihm zu besseren Arbeitbedingungen helfen kann. Strikes sind zu oft erfolglos geblieben. Eine Partei, mit der die Regirung rechnen muß, kann Allerlei durchsetzen. Und über kurz oder lang werden die Leute ihr Ziel erreichen!"

„Das also giebst Du wenigstens zu?"

„Nicht erst seit gestern. Wenn ich das Geheul über die Lasten der Arbeiterversicherung, über den wachsenden Anspruch auf Lohn und Gesundheitschutz hörte, habe ich immer gesagt: Abwarten; kommt überall. Ich bin vom Segen der Demokratie nicht allzu fest überzeugt; aber auf persönlichen Geschmack kommt es ja nicht an. Die Entwickelung ist nicht aufzuhalten. Daher der Satz, den Du mir vorwirfst: Industrie ist Freiheit. Allerdings erst nach einer Epoche der Sklaverei. Ich könnte auch sagen: Industrie ist Revolution. Die auf der Straße errungenen Siege können unbelohnt, die schönsten Gesetze auf dem Papier bleiben: der dicht zusammengepferchten, mit dem für ihre Arbeit nöthigen Bildungminimum ausgestatteten Menge kann keine Macht der Erde auf die Dauer ihr Recht vorenthalten. Das tröstet mich manchmal, wenn sich die Scham meldet. Sic vos non vobis nidificatis aves. Eines Tages werden wir ja doch entthront. (Hoffentlich dauerts noch ein Weilchen, denn mein Altruismus ist an gute Nahrung gewöhnt.) Ein Staat von der ausschließlich industriellen Kultur Belgiens kann nicht

lange oligarchisch regirt werden. Ich sehe nur zwei Möglichkeiten. Entweder wird die Verfassung geändert und das allgemeine Stimmrecht gewährt: dann giebt es statt der einunddreißig bald sechzig Sozialdemokraten in der Kammer, der Lohn steigt, die Arbeitzeit wird verkürzt und wir sind eine Konkurrenz los, die uns oft genug unterbot. Oder die herrschenden Kapitalisten, fromme und gottlose, sind blind und sträuben sich, bis es zu spät ist: dann kommt es zur Revolution und die Koburger können die Koffer packen. In keinem Fall sieht die Zukunft heiter aus. Ueberall verringert sich die Zahl der Auszubeutenden. Weite Absatzgebiete, deren Bewohner wir die Maschinentechnik gelehrt haben, verschließen sich unseren Produkten und der Arbeiter erhebt den unerhörten Anspruch, wie ein Mensch zu leben. Neue Märkte? Prosit Mahlzeit! Diese Wonnen spüren wir schon in den Gliedern. Das wird ein Hausirgeschäft schlimmster Sorte, bei dem Europa nicht auf die Kosten kommen wird ... Und da wunderst Du Dich und zürnst, weil ich für Eure Politik nicht zu haben bin. Ich könnte mir eine Politik denken, der ich meine Bequemlichkeit opfern würde. Weltbund gegen Nordamerika, das uns sonst auffrißt. Rußland muß mit der Furcht vor der asiatischen Konkurrenz für die Sache gewonnen werden. Frankreich kann über die Pyrenäen gehen. Da ist gloire und revanche zu finden. Es ist doch zu dumm, daß auf dem kleinen europäischen Festland der verfaulende Staat der Spanier geduldet wird. Die würden sich irgend einen Loubet mindestens eben so gern gefallen lassen wie einen Alfonso oder Don Karl, wenn nur Geld ins Land käme; zu ernsthaftem Widerstand reicht ihre Kraft auch nicht. Und die Franzosen wären für hundert Jahre beschäftigt und könnten die guten Bilder, die jetzt in Madrid vergraben sind, mit nach Paris nehmen. Und dann . ."

„Dann schicken wir die verbündeten Flotten nach New-York, bombardiren und verwüsten, was zu erreichen ist, und lassen uns so ungefähr fünfzig bis siebenzig Milliarden als Kriegsentschädigung zahlen. Das würde selbst die Yankees für ein Menschenalter unschädlich machen. Nicht wahr: so etwa denkst Du Dir die Politik, die Dich reizen könnte? Daß Du Ideale hast, ist danach jedenfalls unbestreitbar. Nur sind sie ein Bischen ... ein Bischen urwüchsig, mein Junge. Das kleine Wörtchen ‚Recht' fehlt in Deinem Katechismus. Macht! Macht! Ob die einfachsten Pflichten der Humanität verletzt, die Rechte fremder Völker gebrochen werden, ist gleichgiltig; der Zweck heiligt die Mittel. In meinem ganzen Leben bin ich mir nicht so rückständig vorgekommen. Also Straßenräuberpolitik. Sich zusammenrotten und Jedem, der vorüberkommt, die Werthsachen abnehmen. Das ist

die neue Schule. Meinetwegen. Dann aber weiß ich wirklich nicht, was wir den Engländern vorwerfen. Auch Herr Chamberlain hat dann Recht."

„Natürlich, wenn er die Macht hat, sich sein Recht zu prägen. Damit haperte es aber bis jetzt. Du thust, als gäbe ich mich für den Erfinder einer neuen Methode oder Schule aus. Keine Spur. So ist immer Politik getrieben worden. Zuerst für Fürsten, für eine kleine Schaar Privilegirter, dann für ganze Nationen. Das ist doch ein Fortschritt. Zeige mir einen Staat, der unter Wahrung erworbener Rechte entstanden ist. Das Recht hat sich nachher gefunden. Selbst Deine geliebten Buren haben den Kaffern erst ihr Land geraubt und die Heimathlosen dann zu ihren Sklaven gemacht. Mit dem Recht der höheren Kultur? Darauf berufen sich auch die Engländer. Ohne Lügen gehts in großen Geschäften nun einmal nicht. Der alte Salisbury hat feierlich erklärt, Großbritanien wolle in Südafrika weder Gold noch Land erobern. Die Buren haben hundertmal gesagt, sie würden bis zum letzten Mann für ihre Unabhängigkeit fechten. Das erschwert jetzt den Friedensschluß. Die Briten wollen Land und Gold, die Buren haben den begreiflichen Wunsch, die Reste ihrer Freiheit möglichst theuer zu verkaufen; sie werden nicht tot de bitter end kämpfen, sondern zufrieden sein, wenn sie für ihre Farmen und Viehverluste reichliche Entschädigung bekommen. Beide Völker möchten ‚das Gesicht wahren', wie die klugen Chinesen sagen, und deshalb ziehen die Verhandlungen sich hin. Wenn sie beendet sind, können wir die Bilanzen prüfen. Vielleicht schließen die Engländer schlecht ab; dann dürfen sie sich bei ihrem Eduard bedanken, der nichts im Kopf hat als seinen Ceremonienkram und als Friedensfürst gekrönt sein will."

„Mir scheint der schlechte Abschluß schon heute nicht zweifelhaft. Von den moralischen Einbußen will ich gar nicht reden; sonst würdest Du mich am Ende wieder einen Achtundvierziger schelten. Aber sieh Dir die Ziffern der Kriegskostenrechnung an. Schon war das Parlament gezwungen, einen Zoll auf Korn und Mehl zu bewilligen. Schutzzoll in England! Wer dieses klägliche Ende der Politik Peels vorausgesagt hätte, wäre noch vor drei Jahren ins Narrenhaus gewiesen worden. Aber Reaktion und Schutzzoll gehören nun einmal zusammen. Das weiß der schlaue Chamberlain; deshalb war er für eine größere Anleihe und gab erst nach, als er fühlte, daß Hicks Beach die Mehrheit der Regirungpartei hinter sich hatte."

„So stands in der Zeitung. Aber wir sind doch Kaufleute und können rechnen. Erreicht England sein Ziel, dann kommt ein boom, wie wir Beide noch keinen sahen; alle Börsen des Kontinentes freuen sich seit zwei Jahren

darauf und die hohe Minensteuer, die Rhodes jetzt nicht mehr hindern kann, wird den Rausch kaum stören. Damit aber ist die Sache nicht abgethan. Wenn die beiden Holländerrepubliken englische Kronkolonien werden — einerlei, welchen Namen man dem Kinde giebt —, so ist Afrika englisch. Das will Etwas sagen. Was bedeutet daneben das Bischen Finanzzoll, das im nächsten oder übernächsten Budget wieder beseitigt werden kann? Ich will uns mit dem Beweis, daß politische Freiheit und Freihandel nur den Namensklang gemeinsam haben, nicht den Abend verderben; Franzosen und Yankees sind, trotz den Schutzzöllen, ja wohl nicht geknechtet. Warum aber brauchen wir überhaupt so große Worte? Peel und Cobden könnten wir ruhen lassen. Jeder Engländer wußte, daß der Krieg theuer wird. Das Land ist reich genug, um ihn zu bezahlen, und die überwiegende Mehrheit würde auch doppelt so hohe Kosten ohne Murren tragen. Chamberlain, ein Liberaler, dem ohnehin schon die Verleugnung der wichtigsten Parteigrundsätze vorgeworfen worden ist, scheute natürlich das onus, den Lebensmittelzoll vorzuschlagen. Das paßt besser für die alten Tories. Wenn Joe sich Rosebery, dem Kandidaten des Königs, verbündet, kann ihm Keiner nachsagen, er habe, als demokratischer Staatssozialist, das Brot des armen Mannes vertheuert. Das ist der Zweck der Uebung. Er ist überstimmt worden. So machen wirs doch auch; nur ist für uns, da wir Alles dem Aufsichtrath zuschieben können, die Sache noch viel bequemer ... Siehst Du: diese Umständlichkeiten verleiden mir die Politik. Ich will mich wahrhaftig nicht aufspielen. Wer Jahre lang gereist ist, um Aufträge zu bekommen, und mit Italienern verhandelt hat, stolpert nicht über eine Lüge. Aber das dumme Lügen, das Keinen täuscht, diese gräßliche, sinnlose Wortmacherei: da kann ich nicht mit."

„Und unter diesem Vorwand entziehst Du Dich der Staatsbürgerpflicht und läßt die Dinge gehen. Bis Dein Kriegsplan gegen Amerika ausgeführt wird, wirst Du noch ein paar Tage warten müssen. Giebt es inzwischen nicht zu Hause Einiges zu thun? Du merkst doch selbst, wie die Reaktion uns bedroht. Deutschland steht vor einer Krisis, die zur Vernichtung seines Wohlstandes führen kann. Siegen die Junker diesmal, dann werden sie sich an die Macht klammern, mit ihrer bekannten brutalen Rücksichtlosigkeit den Erfolg ausnützen, dem gefesselten Bürgerthum den Fuß auf den Nacken setzen und uns den Rest von Freiheit nehmen, der uns noch blieb."

„Aber sie siegen ja nicht. Sie sind ja schon besiegt. Du denkst an den Zolltarif. Ich muß gestehen, daß die Sache mich nicht sehr interessirt. Seit einem Jahr mindestens wissen wir, daß der Export nach manchen Ländern

erschwert wird. Das ist unangenehm, aber nicht so schlimm wie andere wirthschaftliche Vorgänge, gegen die wir auch nichts machen können. Wir haben uns, wie die ganze Industrie, darauf eingerichtet, und warten nun ab, wie die neuen Handelsverträge aussehen werden. Bei Euch dauert Alles so furchtbar lange. Ein Sieg der Leute, die Du Junker nennst, ist ganz ausgeschlossen. Das wissen sie selbst. Man will ihnen nur den Uebergang erleichtern. Reichthümer werden sie auch unter dem neuen Tarif nicht sammeln. Was soll ich nun thun? In Bezirksvereinen gegen den Brotwucher reden, die Vortheile des schlecht restaurirten Dreibundes preisen oder zu errathen suchen, warum der eine Minister dahin, der andere dorthin gereist ist? Den Buren ein langsames Verbluten wünschen, trotzdem jede Verlängerung des Krieges uns Schaden bringt? Von solcher Thätigkeit kann ich mir keinen Nutzen versprechen. Ihr wollt den Adel aus seinen Privilegien jagen und sucht ihm deshalb die Lebensmöglichkeit zu schmälern. Das ist nicht unser Ziel. Wir wollen die Anderen nicht ärmer machen, sondern uns bereichern. Schon der guten Rasse wegen möchte ich die Junker nicht entbehren. Du hast nun mal die Antipathie. Achtundv.. Pardon! Schließlich mußt Du Dich aber doch fragen, was Ihr bisher erreicht habt. Nichts, scheint mir. An Euren Reden liegt es nicht, daß die Bourgeoisie stark geworden ist. Das ist die Folge der großkapitalistischen, großindustriellen Entwickelung, die heute längst viel zu weit gediehen ist, als daß irgend eine Partei oder Gruppe sie dauernd hemmen könnte. Siehe Nordseefahrt. Schwankungen sind möglich; einen Stillstand kann es auf dem Wege nicht geben, der nach England oder — wahrscheinlicher — nach Belgien führt. Nehmen wir an, wir wären schon am Ende. Belgien zwischen Oder und Elbe, mit scharfer Konkurrenz, ungeheurem Industrieproletariat und dem berüchtigten ‚plutokratischen Wahlsystem'. Würdest Du Dich dann für das allgemeine Stimmrecht begeistern? Ich nicht; und Deine Parteigenossen thun es da, wo sie nicht zu gewinnen, nur zu verlieren haben, auch nicht. Wir Alle halten eben nur die Güter für heilig, deren Genuß uns sicher ist. Als ich nicht Lieutenant wurde, habe ich mich schmählich geärgert und auf die Reaktion geschimpft, daß Du Deine Freude dran hattest. Doch man wird älter; und wenn man die Massen nicht hinter, sondern gegen sich hat, muß man eine besondere Taktik ersinnen. Wir sind Fleisch von Eurem Fleisch und haben die gute Sache nicht schnöde verrathen. Aber wir haben von einem Sänger gehört, der, weil er eine schöne Königstochter beleidigt hatte, mit Blindheit bestraft ward und das Augenlicht erst wieder erhielt, als er in einem neuen das alte Lied widerrief. Wir summen nur und haben Eure Sünde dennoch schon gesühnt."

*

Nervosität und Kunstgenuß.*)

Die Werthung des Kunstgenusses pendelt seit einiger Zeit zwischen zwei deutlichen Extremen. Auf der einen Seite ist, wie Kurt Breysig gelegentlich mit Recht bemerkt, der sozialpädagogische Charakter der Kunst selten so stark betont worden wie in unseren Tagen. Die Nutzkunst nimmt immer breiteren Raum für sich in Anspruch. Man will das Leben, auch das der Einfachen, stilisiren; und beim Kinde soll angefangen werden. Was das Kind heute umgiebt, so hörte ich einst den Darmstädter Georg Fuchs empört rufen, ist häßlich, nur häßlich, und wir wollen, daß unsere Kinder in Schönheit aufwachsen. Die ersten Künstler dichten und malen Bilderbücher, in Hamburg werden Kinder in Galerien und Theater geführt und man entwirft stilvolle Kinderstuben. Berlin folgt darin nach. Auf der anderen Seite aber wird lauter und nachdrücklicher als je auf die Gefahren einer Aesthetisirung der Erziehung und Lebensführung hingewiesen. Wir denken dabei nicht an das Urtheil des Philisters, der nach der offiziellen Galerienjagd in seinem brummenden Schädel den Schluß zieht, die Kunst mache doch auf die Dauer die Nerven kaput; wohl aber ist es ein bedeutsames Symptom, wenn Nervenärzte vom Range eines Oppenheim, eines Binswanger dringend ihre Stimme erheben und die Nervosität der Zeit in nahe Beziehung zum ästhetischen Genuß setzen.

Man darf ja das Urtheil dieser Männer nicht als unbedingt unantastbar hinstellen. Seit Dubois-Reymond Goethe und Böcklin vernichtete, wird man im Gegentheil dem Gutachten medizinischer Autoritäten über Kunst recht skeptisch gegenüberstehen dürfen. Es kann Einer ein hochbedeutender Neurologe sein, ohne ein inneres Verhältniß zur Kunst zu haben; wer Das aber nicht hat, wird über Kunstdinge stets schief und ungerecht urtheilen. Aber freilich: nicht Jeder gesteht Das so freimüthig ein wie Bismarck; ein Bischen Familienanschluß an die Kunst will Keiner so leicht missen. Ob ihr Verhältniß zur Kunst aber enger oder loser sei: Männer von solcher Bedeutung und solcher geistigen Macht über ihre Sphäre, wie die genannten Nervenärzte es sind, wollen und müssen gehört werden. Nichts hindert uns, ihre Ansicht, thuts Noth, scharf abzulehnen, Alles aber, sie zu ignoriren.

Sich mit ihr zu beschäftigen, ist schon darum besonders interessant, weil die beiden Warner auf ganz verschiedenartige Wirkungen des Kunstgenusses abzielen. Oppenheim hat vornehmlich das sinnliche Substrat der

*) Der Verfasser hat bisher seine literarischen Arbeiten unter dem Pseudonym Ernst Gystrow veröffentlicht: er wird sie fortan mit seinem bürgerlichen Namen zeichnen und legt Werth darauf, die Identität beider Namen festzustellen.

ästhetischen Genüsse im Auge: die Töne, die Farben, die Formen auch, so weit sie elementar sinnlich, etwa sexuell aufreizend wirken. Wir Alle wissen, daß jede intensive und lange dauernde, dazu häufig wiederholte Inanspruchnahme des gleichen Sinnesorgans zunächst dieses und sekundär unseren ganzen Organismus in den Zustand der Ermüdung versetzt. An und für sich kommt also diese Wirkung auch jedem Kunstwerk zu, wenn es eben zu lange, zu stark und zu oft genossen wird, welcher Gattung und Zeit es auch angehören mag. Und nur der Beweis, daß die moderne Kunst mit besonders starken und zeitlich ausgedehnten sinnlichen Mitteln arbeite, daß sie unsere Sinnesorgane lebhafter und länger beschäftige, könnte den Vorwurf rechtfertigen, daß sie mehr als die Kunst vergangener Zeiten unser Nervensystem zu ermüden geeignet sei. Dann würde auch zu folgern sein, daß sie neuropathisch wirke. Denn, ob es nun theoretisch richtig oder philiströs oder sonst was ist, praktisch suchen wir unleugbar Alle — mit Ausnahme der Künstler und der Rezensenten von Beruf — in der Kunst ein Gegengewicht zur Alltagsarbeit. Diese aber hat für weite Kreise heute einen Charakter angenommen, der das Nervensystem stärker denn jemals beeinflußt, abnutzt und schädigt; besonders durch die unendlichen Verfeinerungen und Verwickelungen, die die persönliche Verantwortlichkeit in der kapitalistischen Gesellschaftform erfahren mußte. Füllt also, nach solcher Berufsarbeit, unsere Erholungstunden ein Kunstgenuß aus, der erweislich die Abnutzung der nervösen Kräfte fortsetzt, statt sie zu paralysiren, so kann er von schwerster Mitschuld an der Nervosität unserer Zeit nicht freigesprochen werden, zumal er, im Gegensatze zum Beruf, der vermeidliche Faktor in der Ursachengruppe dieser Nervosität ist.

Ganz andere Seiten des ästhetischen Genusses aber will Binswanger mit seiner Anklage treffen. Er nimmt die moderne Kunst im Besonderen aufs Korn. Nicht ihre sinnlichen Ausdrucksmittel, sondern ihr intellektueller Gehalt erregt seine Besorgniß. Ihre Sucht, das Krankhafte zum Problem zu nehmen, der Seele bis in die perversesten Verirrungen nachzugehen, das Jämmerliche interessant und heldenhaft zu machen, endlich, den schlichten Lösungen im komischen oder tragischen Sinne auszuweichen, um statt Dessen ihre Schöpfungen in dumpfe Schwüle oder in schrille Mißtöne ausklingen zu lassen. Auch hier setzt also die Kunst in bedauerlicher Weise Alles fort, was das moderne Leben im Beruf als schwerste und bedenklichste Schäden uns zufügt; das Schwanken aller Normen, der bodenlose Relativismus, der das Widrigste erklärlich, entschuldbar, schließlich berechtigt finden will, alles Das quält und zernagt unsere Hirnzellen nun auch noch in den Stunden, die dem Ausgleich dieser Schädigungen, der Erholung von den Berufsattacken, der Herstellung des seelischen Gleichgewichtes dienen sollten. Wie

es begreiflich ist, fesselt Binswanger, den Psychiater, mehr die rein psychische Seite des ästhetischen Genusses; während Oppenheim, dem Neurologen, das Nervensystem in seiner physiologischen Widerstandskraft bedroht scheint.

Oppenheim bezieht sich bei seiner Beweisführung vor Allem auf das moderne Musikdrama. Ihm ist eine Oper von Wagner Zweierlei: zuerst wohl ein ästhetischer und intellektueller Genuß, dann aber die Quelle einer tiefen Erschlaffung des Nervensystemes. Was aus einer solchen Auffassung, die wohl ziemlich Jeder theilt, folgt, ist an sich klar. Kein Kunstbedürftiger wird wegen der Ermüdung auf den Genuß Verzicht leisten wollen; wer sich zu solchem Verzicht entschlösse, hätte eben kein zwingendes Kunstbedürfniß. Aber Jeder wird sich sagen, daß es eine Grenze giebt, wo die Ermüdung den Genuß vernichtet, und daß es diese zu respektiren gilt. Zunächst sollte man hier immer ganz frisch an den Genuß herantreten können. Das ist ganz im Geiste Wagners, der seine Musikdramen als Festspiele dachte. Einen Feiertag, an dem Leib und Seele geruht haben, sollen diese Schöpfungen krönen, nicht aber einen Werktag abschließen, wo man abgehetzt und müde vom Arbeitzimmer ins Theater rennt. Zweitens muß der Genuß selten sein. Die Nerven und Sinneswerkzeuge bedürfen immer einiger Zeit, um aus der Ermüdung zur vollen Empfänglichkeit zurückzukehren. Ich entsinne mich, daß ich in Leipzig als älterer Student einmal eine Konzertwoche „ausgekostet" habe. Am zehnten Tage überkam mich ein wahrer physischer Ekel vor der Musik; ich war unfähig, Nicolais „Lustige Weiber" mit anzuhören; ihre von mir über Alles geliebte Ouverture, meisterhaft gespielt, trieb mich aus dem Theater. Ich war vernünftig genug, mir eine völlige Abstinenz von vier Wochen aufzuerlegen. Da erfaßte mich von selbst wieder das Bedürfniß nach Musik und mit frischer Kraft genoß ich den „Eulenspiegel" von Strauß, der doch dem Ohr schon mancherlei Zumuthungen stellt. Aber ein vernünftiges Haushalten in ästhetischen Dingen, wie ich es seitdem streng geübt habe, wird bei uns in hohem Maße erschwert durch die Abonnements auf Theater und Konzerte. Selbst wo es sich, wie ja meist, nur um Theilkarten handelt, bleibt doch der Uebelstand, daß man sich den Tag des Kunstgenusses nicht frei wählt, sondern an die regelmäßige Abfolge gebunden ist. Und diese freie Wahl gerade erscheint mir so bedeutsam, daß ich am Liebsten sogar den Vorverkauf der Billets abgeschafft sehen würde. Es soll eben ein leichter, harmonischer Tag sein, den der Genuß eines Kunstwerkes abschließt: ob er Das sein wird, vermag ich nach einem alten Sprichwort am Morgen noch nicht zu beurtheilen. Höchstens, wenn ich meinem alltäglichen Milieu entrückt bin: in Bayreuth etwa. Aber ein Alltag im Hause sichert uns, er mag noch so vergnügt sich anlassen, für den Abend noch keine Feststimmung. Einer unbeschäftigten jungen Bourgeoistochter vielleicht; dem modernen Kauf-

mann, Arzt, Politiker nicht; eher noch dem Beamten. Wer jeden Tag um die selbe Stunde eine bestimmte Zeit in der Galerie zubrächte, Dessen Verhältniß zur Kunst würde man wohl als sehr offiziell beargwöhnen; beim Theater gehört das Selbe, namentlich in den Mittelstädten, in den Residenzen besonders, zum guten Ton. Und nun als Letztes: die Ermüdung darf nicht riskirt werden, wo wir des Genusses nicht sicher sind, und vor Allem nicht da, wo sicher kein Genuß sie ausgleicht: beim Kinde. Aesthetische Ueberanstrengung ist Mord am kindlichen Nervensystem, also an der Kindesseele. Denn mehr, viel mehr als beim Erwachsenen ist die Psyche beim Kinde ein Spielball nervöser Einflüsse. Noch fehlen die reich entwickelten Hemmungen, durch die wir unserer Nerven oft Herr werden, noch fehlen die konstanten Willensrichtungen, wie Wundt es nennt, noch giebt sich der Organismus jedem sinnlichen Eindruck ohne Widerstand und ohne Schmälerung hin. Aber nun spitzt sich unser Thema eben zur entscheidenden Frage zu: Was ist ästhetische Ueberanstrengung fürs Kind? Was dürfen wir ihm an Kunstgenuß zumuthen? Welche ästhetischen Dosen können, sollen wir ihm vielleicht gar verabreichen? Oppenheim hat die Frage radikal beantwortet; überhaupt keine. Das Kind bleibe der Kunst fern. Es ist unempfänglich für ihre ästhetischen und intellektuellen Schönheiten, empfänglich nur für ihre Schäden. Er sagt Das nicht ganz so unverblümt, aber er meint es so; Das fühlt man. Theater, Galerie, Konzertsaal: sie seien dem Kinde eben so verschlossen wie Kneipe, Tingeltangel und Ball.

Damit wäre also einer altmodischen, kleinbürgerlich-kleinstädtischen Ansicht die Approbation einer vornehmen Autorität der Nervenheilkunde gewonnen. Die Erziehung der Kinder zur Kunst wäre offiziell verurtheilt: als im besten Fall zwecklos, als meistens schädlich. So hat man in guten, mittleren Bürgerkreisen bis heute auch gedacht; und ich meine, nicht ohne einigen Grund. Es steht doch wohl außerhalb jeder Debatte, daß man ein Kind nicht vor Probleme stellen wird, die es einfach noch nicht fassen kann. Probleme aber sind so ziemlich alle Inhalte der großen künstlerischen Schöpfungen. Denn selbst wo die Liebe, die sonst dominirende, eine nebensächliche Rolle spielt, wie bei Schiller, der doch vor Allem die großen sozialen Leidenschaften in Handlung treten läßt, selbst da vermag das Kind vielleicht an der Darstellung dieser Leidenschaften sich zu berauschen, für ihre innere Größe oder Niedrigkeit aber fehlt ihm noch jeder Maßstab. Der eigentliche intellektuelle Gehalt dieser Werke wird spurlos am kindlichen Verständniß vorübergehen und nur ihre sinnlichen Bestandtheile werden zu Ausschlag gebender Wirkung gelangen.

Die Berechtigung der Antwort Oppenheims aber liegt in der Thatsache, daß die Entfaltung des ästhetischen Sinnes im Menschen durchschnittlich

mit der der geschlechtlichen Reife Schritt hält. Durchschnittlich: es giebt Ausnahmen; besonders die Musik hat seit je her Wunderkinder geliefert; aber was bedeuten sie gegen die Masse! In der Regel ist das Kind vor der Pubertät ästhetisch gleichgiltig. Nur Grelles und Lautes, Glänzendes und Rauschendes vermag seine Indifferenz zu stören. Eine Militärkapelle, ein brennender Kronleuchter, ein buntes Bühnenbild erregen vielleicht sein Entzücken; Kammermusik, Gemälde, ein Wallenstein-Monolog verursachen ihm Langeweile. Aesthetisch, — wohlverstanden; daß es vielleicht an allerhand Nebenumständen Interesse finden kann, ist davon zu trennen. Erst mit dem anwesenden Gefühl fürs andere Geschlecht erwacht auch das eigentliche ästhetische Empfinden, beginnt die Entfaltung der dauernden Affekte und Willensäußerungen. Alles, was voranging, war provisorisch; wie oft wandeln sich nun stille, verschüchterte Kinder in aufgeweckte, selbstbewußte, wie oft werden laute, ungezogene scheu und in sich gekehrt. Vor der Pubertät läßt keine Individualität sich mit Sicherheit prophezeien. Auch nach der Seite der intellektuellen Begabung hin nicht. Jeder Lehrer weiß, welche überraschenden Wendungen in dieser Zeit sich oft vollziehen; und die moderne Psychiatrie zeigt uns in dem trüben Krankheitbilde der Jugendverblödung, der dementia praecox, wie die heidelberger Schule sie nennt, eine nur allzu häufige Erscheinung, bei der die Wirkungen der geschlechtlichen Entwickelung hoffnungvollste geistige Anlagen dem langsamen, aber rettunglosen Verfall preisgeben.

Vor dieser entscheidenden Wende dem Kinde mit Gewalt ästhetischen Sinn einpflanzen zu wollen, wäre grenzenlose Thorheit. Dieses Frühbeet würde, grob gesagt, ein Mistbeet werden. Man müßte zur Entfaltung des ästhetischen Empfindens das geschlechtliche vorzeitig aufrütteln und ich beneide Keinen, der vor diesem Unterfangen nicht zuschreckt. Ueber die Fälle des außergewöhnlich früh erwachten Geschlechtstriebes öffnet der Nervenarzt seine Journale nicht gern. Auch des normalen Sexuallebens Vorboten, wie sie vereinzelt vom elften Jahre an aufzutreten pflegen, sind, streng genommen, Perversitäten, Regungen masochistischer, fetischistischer, sadistischer Nuance; so weit sie in der Gesundheitbreite liegen, pflegen sie mit dem eigentlichen Beginn der Pubertät, also zur Zeit der Bildung und Ausstoßung der Geschlechtsprodukte, zu verschwinden und der natürlichen, auf den Verkehr mit dem anderen Geschlecht gerichteten Sinnlichkeit zu weichen. Wer aber diesen dunklen Gefühlsbewegungen systematisch Vorstellungskreise schaffen wollte, an die sie sich heften, an denen sie sich ausleben könnten, Der würde seine Schrecken erleben und gar bald erkennen, daß er die Welt um eine Anzahl der ohnehin schon Zahlreichen vermehrt hat, die den § 175 ff. des Reichsstrafgesetzbuches zu fürchten haben. Das wäre die sichere Frucht einer in diesem Sinne geübten Kunstpädagogik.

Aber die Sache läßt doch auch eine andere Betrachtung zu. Jeder Kunstgenuß setzt sich, auch rein sinnlich betrachtet, wieder noch aus zwei Komponenten zusammen. Von denen ist die eine angeboren, die instinktive ästhetische nämlich, und ihre Grenzen vermag unser Zuthun überhaupt nur sehr wenig zu verrücken; von den drei hier vorliegenden Möglichkeiten wird am Ehesten noch die zutreffen, daß der Geschmack verdorben wird. Weniger schon ist seine Verkümmerung zu fürchten und kaum kann er überhaupt gesteigert werden. Die andere Komponente aber will erlernt sein, sie verlangt Schulung; es ist die technische Ausbildung unserer Sinne. Das Vermögen, zu hören, zu schauen. Und diese Schulung sollte wohl die eigentliche kunstpädagogische Aufgabe sein: Kinder sollen lesen, betrachten, hören lernen.

Für diese Aufgabe scheinen mir unübertroffen und unübertrefflich die programmatischen Leitsätze sich zu eignen, die Max Liebermann in seine Ansprache bei der Eröffnung einer berliner Sezessionausstellung eingestreut hat: „Kunst ist, was die großen Künstler gemacht haben.“ Ein Satz, den Liebermann dem Heiligen Augustin entlehnte, kunstgeschichtlich und kunstpsychologisch so anfechtbar wie nur möglich, leicht aus allen Perioden der Kunstentwickelung heraus zu widerlegen; pädagogisch aber und agitatorisch von eminenter Treffsicherheit und dauerndem Werth. Durch ihn scheidet sich die neue Kunstpädagogik versöhnlich von der alten. Unsere Schulen haben als Kunst bisher wesentlich nur Kunstgeschichte getrieben. Kunst war für sie: wann die Künstler — große, mittlere, kleinere und ganz kleine — geboren und gestorben, vermählt und preisgekrönt oder verhungert waren; war ein Haufe von technischen Bezeichnungen für sogenannte Stile; war — am Allerschlimmsten! — oft nur ein Lobpreisen der Fürsten, unter denen die Kunst gefördert oder doch wenigstens — was auch schon Etwas ist — geduldet wurde. Das Alles hat gewiß auch sein Fesselndes, aber es kommt doch zuletzt in Betracht; und wenn die Kinder nicht gerade Kunsthistoriker werden sollen, ist es gut, wenn sie es, Gott sei Dank, bald wieder vergessen. Dafür fordern wir, daß die Schule von heute dem Kinde vor Allem die nothdürftigsten technischen Fertigkeiten beibringe, ohne die auch der stärkste ästhetische Instinkt jedem Kunstwerk gegenüber hilflos bleibt. Nur dann wird ihm später aufgehen können, „was die großen Künstler gemacht haben.“ Auf dem „gemacht“ liege der Ton. Denn auf die Rolle, etwa über die Künstlergröße zu entscheiden, wollen wir die Kinder lieber nicht vorbereiten.

Jedes gesunde Kind hat an der einfachen Farbe schlechthin ein solches Wohlgefallen, daß man ihm gar nichts Schöneres bereiten kann, als es mit diesem Substrat der Malerei zu beschäftigen. Seine Empfindlichkeit für Unterschiede muß geschärft, sein Kontrast- und Komplementärgefühl gestärkt werden. Und vor Allem jenes höchste Problem, das erst von den Pleinairisten

uns deutlich zum Bewußtsein gebracht worden ist: das Verhältniß zwischen Farbe und Form, zwischen Farbengrenze und Kontur, die Wirklichkeit oder Unwirklichkeit der Linie. Ich vermag nur anzudeuten, denn nicht über die technische Ausgestaltung, sondern über den neurologischen Werth dieses Unterrichtes will ich Einiges beibringen. Und da denke ich besonders an Eins: laßt die Kinder das Alles dort nachentdecken, wo die Meister aller Zeiten es entdeckt haben. Plein air! Hinaus ins Freie!

Tafeln zur Erziehung des Farbensinnes, Stickwolle, Spektraltafeln: Das sind gewiß schöne und gutgemeinte Sachen. Aber die Beschäftigung mit ihnen hält einen der grimmigsten Feinde unserer Nervengesundheit in beständiger Thätigkeit: die Akkomodation des Auges. Sehen wir hier ganz von der anderen Folge dieser Anstrengung, der zunehmenden Kurzsichtigkeit, ab, so giebt es doch kaum noch eine Art der Ermüdung, die so unerquicklich, so mißbehaglich wäre wie die durch fortwährendes Nahsehen erzeugte. Draußen im Freien aber ruht das Auge: und gerade wo es die köstlichsten Farbenwunder studiren kann, in den entfernteren Strecken der Landschaft, am Horizont, da hat es die sicherste Ruhe. Es sei denn, daß Glitzern oder allzu starkes Sonnenlicht im Spiele wären; sonst ruht es im sattesten Grün, im tiefsten Blau, im glühendsten Roth. Ein Nervenleidender erzählte mir einst, in Skodsburg sei er gesund geworden: das Blau des dänischen Sunds habe seine Nerven geheilt. Und warum sollten wir zu kläglichen Surrogaten von Menschenhand greifen, die nicht entfernt den Nuancenreichthum auch der schlichtesten Wiesen- oder Haidelandschaft erreichen? Die Maler haben auf die Akademien gepfiffen, Barbizon und Worpswede sind zwei große Stationen auf dem Wege zur Entdeckung der Natur; sollten wir unsere Kinder in der Stube zum Farbensehen erziehen? Und mit den Formen ist es nicht anders. An einer einzigen märkischen Kiefer ist mehr Stil und Linie zu sehen als an hundert Ornamenten. Von der Fichte, der Birke gilt das Selbe. Da draußen werden die Kinder spielend lernen; in der Schulstube widerwillig. Und wenn sie alle Farben zusammengepantscht haben und alle Kapitelle, Kanellirungen und Bogenformen auswendig können: dann werden sie noch etwas mehr kaput, noch etwas stärker überbürdet, noch etwas voller mit Halbbildung gestopft sein als heute; durch die Natur werden sie blind wandern und vor Dem, was die großen Künstler gemacht haben, werden sie hochmüthig spötteln: „So was giebts nicht"; und dem blöden Schlagwort, das gerade Mode ist, rettunglos verfallen. Und sehr viel Nervosität, sehr wenig Kunstgenuß würde solcher ästhetischen Stubenerziehung Folge sein.

Unser Klima bannt uns schon lange genug ins Zimmer. Wie soll nun hier fortgesetzt werden, was draußen begonnen wurde, wie sollen die Gegenstände unserer Umgebung dem bewußten Schauen unterworfen werden?

Die wichtige Frage, wie die Nutzkunst zum Kinde sich stellen müsse, rollt sich auf. Seit Darmstadt ist die Frage so brennend, daß Keiner mehr um sie herumkommt. Die Arbeit der Van de Velde, Christiansen, Olbrich, Eckmann: unsere Wohnung der Geschmacklosigkeit zu entreißen, ist gewiß eine große und verdienstliche. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß diese „Heimkünstler" weit übers Ziel hinausschießen. Ich lasse alles Aesthetische bei Seite und rede immer nur vom Gesundheitlichen. Daß Palastfenster und Flügelthür in unseren Zonen unhygienisch sind, daß das einthürige Zimmer mit dem breiten, dreigliedrigen Fenster das Natürlichere und Gesündere ist, versteht sich. Auch gegen Olbrichs schmale Treppen wird sich nichts Ernstliches sagen lassen. Mit der körperlichen Gesundheitpflege lebt die moderne Zimmerkunst in gutem Einvernehmen. Aber auch mit der nervös-seelischen? Wir haben Stuben, um in ihnen zu schlafen, zu essen, zu arbeiten. Fürs Schlaf- und Eßzimmer sei immerhin Stilschönheit gestattet. Aber das Arbeit-, das Wohn-, das Kinderzimmer? Ich denke, die sollten möglichst indifferent sein. Nicht so geschmackwidrig wie bisher, aber auch möglichst ohne absichtliche Stimmung. Denn diese ewige Stimmung fällt schwer auf die Nerven. Ja, in unserer Zeit kann ich mir gar kein bedenklicheres Unternehmen denken als das, dem Menschen noch während seiner Arbeit mit Stimmung zu kommen. Entweder wird vollends damit sein Gehirn ruinirt oder man löst die zunächst gesunde, aber für die Kunst sehr folgenschwere Reaktion aus: er wird ärgerlich und gegen Alles, was an Stimmung erinnert, gleichgiltig. Unser Leben ist doch zu zwei Dritteln ehrliche Prosa, aus der keine Macht der Welt je Poesie machen wird. Nehmt der Kunst ihre außergewöhnliche, ihre Kontraststellung, — und Ihr nehmt sie uns bald ganz. Das gilt aber vom Kinde doppelt und dreifach, denn das Kind lebt in und von Kontrasten. Alles, was es dauernd besitzt, wird ihm langweilig, gleichgiltig. Und wenn wir Das erst erreicht haben, können wir die ästhetische Kultur, von der wir so viel reden, ganz und gar zu Grabe tragen. Es ist mindestens nutzlos, die Kinderstube zu ästhetisiren. Und es könnte wirklich auch recht schädlich werden. Suggestiblen Kindern könnte das Schöne, auf das sie ohne Unterlaß gestoßen werden, zur fixen Idee sich auswachsen. Denn bei der bloßen Technik des Sehens kann man es im Zimmer nicht bewenden lassen. Im Freien fesselt das Kind so ziemlich Alles, in seiner Stube so gut wie nichts. Es würde doch nur auf Tafeln zur Erziehung des Sinns für Farben und Muster, kurz, auf Drill statt auf Freude hinauslaufen. Wer es wagt, dem Kinde damit die Spielstunden zu verkümmern, mag die Verantwortung für das junge Nervensystem mit auf sich nehmen. Zweierlei wird er erreichen können: er verleidet dem Kinde das Betrachten, weil er es zwingt, Gleichgiltiges zu mustern; oder er konzentrirt den kindlichen Sinn auf eine einzige

Neigung und schädigt damit Nerven und Seele, die Zerstreuung brauchen. Denn Flatterhaftigkeit, Unachtsamkeit sind sichere Symptome des gesunden kindlichen Organismus.

Dagegen plaidire ich mit Wärme für die Galerie. Nur scheint mir, daß dieser Fortsetzung des in der Natur Begonnenen verhältnißmäßig wenig praktische Bedeutung zukommt. Es sind ja nur ein paar Großstädte, die da mitzählen. Denn Reproduktionen, Kupferstiche, Holzschnitte oder Photographien, bereiten in ihrer Farblosigkeit doch ganz andere Schwierigkeiten als Originalgemälde. Aber Schwierigkeiten sind Angelegenheit des Lehrers, nicht des Nervenarztes. Das Anschauen der graphischen Kunstwerke zu lehren, ist wohl des Schweißes der Edlen werth. Und wir Deutschen sind so glücklich, Meister der graphischen Künste zu besitzen, die Jedem Etwas zu sagen haben, die nicht blos dem raffinirten Feinschmeckerthum entgegenkommen. Von Dürer bis Klinger. Neurologisch ist bei solchem Unterricht wenig zu riskiren. Ist der Lehrer ungeeignet, so werden die Kinder schlafen. Das ist ja ihr göttliches Vorrecht. Ganz anders freilich in der Galerie. Hier ist die Auswahl der Gemälde von entscheidender Bedeutung. Und die Art des Lehrers dazu. Denn versteht Der seine Sache nicht, nämlich, die Kinder ans Bild zu fesseln, so werden sie die Zeit benutzen, um andere Gemälde anzusehen: Verhängen kann man doch nicht alle. Aber Oppenheim denkt ja an einen ganz anderen Galeriebesuch: die Kinder mit den Eltern, auf der Reise etwa. Reisen ist für die kindliche Psyche an sich Gift. Die tausend rasch vorbeieilenden Eindrücke machen das Kind oberflächlich, die Gespräche und Urtheile im Eisenbahnwagen geben den Rest dazu. Aber die Jagd durch die Galerien grenzt an Mord. Totmüde und in den geheimsten, verbotenen Winkeln der Seele gekitzelt, kommen die Aermsten heraus. Ich sah in Dresden Eltern ihren elfjährigen Knaben in der Galerie suchen; er hatte sich von ihnen verloren. Kurz danach fanden sie ihn vor Makarts „Sommer“. Eine schöne, stille Ecke bekanntlich. Seit einer halben Stunde war er dort ... Solch ein vorzeitiger Eindruck ist oft genug für die Wendung der eben sich regenden Geschlechtsahnungen zum Allerschlimmsten entscheidend geworden. Und laßt selbst die Nerven eine solche Klippe glücklich passiren: die Seele trägt immer Schaden daran. Um so sicherer, je aufgeweckter das Kind ist. Dann merkt es sich allerhand Namen und Eindrücke, redet schon über Alles klug, kennt Alles, — kurz, ist blasirt. Kein Blasirter aber heutzutage, der nicht der Neurasthenie verfallen wäre. Da kann man mit Oppenheim nur radikal sein: fort aus der Galerie. Ich wage, die Polizei anzurufen: Verbietet den Kindern die Galerien. In unserer sozialen Zeit sollte Keiner sich einbilden, ein Recht auf Krankheit zu haben.

Bisher war nur immer vom Schauen die Rede; und in der That, vom

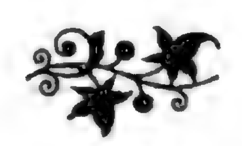
Hören ist viel weniger zu sagen, denn das Ohr ist minder bildungfähig als das Auge. Ich halte den Gesangsunterricht von heute im Allgemeinen für ausreichend und eine allzu subtile Erziehung zur Musik für gefährlich. Als Damm dagegen möchte ich dem Lehrer ein Recht gegeben sehen: den häuslichen Musikunterricht allen musikalisch nicht besonders Begabten zu untersagen. Die Eltern sind leider in dem Punkt die unvernünftigsten Quäler der Kinder und die thörichten Plünderer des eigenen Geldbeutels. Wie viele gute Holzschnitte gäbe es für diese unnützen Musikstundengelder! Wie viele gute Bücher, — Freunde fürs Leben! Um den Preis für einen Flügel hätte man fast eines jungen Malers Original! Und gesunde Kinder. Denn die Klavierseuche schädigt die Nervensysteme unheilbar.

Das Prinzip bleibt hier wie da: nicht zu ästhetisiren, nicht das Kind gewaltsam zum Gefühl für Schönheit aufzurütteln, sondern die Sinne zu entwickeln, möglichst unter dem Lachen der naiven, kindlichen Fröhlichkeit. Das ästhetische Erwachen muß, wenn es kommt, Etwas vorfinden, an das sich die neu hervorbrechenden Gefühle sofort klammern können. Sonst kehren sie sich unfehlbar nach innen. Nun wollte ich nicht etwa einer Moderichtung das Wort reden, die dem Knaben insbesondere geschlechtliche Kämpfe mit sich selbst bis zur Zerquälung zumuthet, um „rein" zu bleiben — nebenbei gesagt: das gesunde Weib hält nicht einmal viel von solcher Reinheit des Mannes —, auch nicht einer anderen, die ohne Kampf dem erwachenden Trieb sofort Befriedigung sichern möchte: in geschlechtlichen Kämp en erwächst ein gutes Stück kräftiger Persönlichkeit. Aber sie müssen auf Dinge der Welt gerichtet sein und nicht im stillen Zimmer nur auf das eigene Ich. Sie so zu dirigiren, soll die Erziehung zum Schauen, die ich schilderte, mithelfen. Sie soll, wenn man es so nennen darf, das Nervensystem trainiren für diese schweren Jahren der Pubertät. Wie Viele dann der Kunst treu bleiben, ist eine andere Frage. Uns ist es genug, wenn die Getreuen auch gesund dabei bleiben. Ob der alte Fontane Recht hat, wenn er meinte: die Kunst sei für die Wenigsten und es würden ihrer immer weniger, oder jene Optimisten, die von ästhetischer Erziehung der Millionen träumen, von der großen ästhetischen Kultur: Das ist nicht die Frage, die uns kümmert; desto mehr die andere, ob wir eine ästhetische Kultur mi der sozialen Gesundheit zu erkaufen genöthigt und berechtigt sind.

Was an neuropathischen Wirkungen der rein sinnlichen Substrate der Kunst denkbar ist, wirkt durchs sexuelle Medium der Pubertät hindurch. Tausend Rathschläge werden täglich ertheilt, wie die kindliche Seele durch die Klippen dieser Jahre zu steuern sei; man redet da der rücksichtlosen Entschleierung aller geschlechtlichen Dinge eben so oft das Wort wie der strengsten Verhüllung. Mir scheint aber durch alle Sexualpädagogik doch ein rother

Faden sich zu winden: das Streben, den Geschlechtsgenuß im weitesten Sinn nicht geschmacklos und nicht gedankenlos werden zu lassen. In dieser Richtung bewegt sich Alles, was auf diesem Boden überhaupt diskutabel ist. Denn es wird fast noch mehr Undiskutables geschwatzt. Und ich meine, daß hier Gedanken- und Geschmacklosigkeit gar eng zusammenhängen. Man wird die eine nicht ohne die andere, die schlimmen Folgen der einen nicht ohne die der anderen erörtern können. Sie fließen vor Allem auch in einander im Genuß der Kunstgattung, deren Substrat das Glück oder Unglück hat, von vorn herein auch immer einen Gedanken auszudrücken: der Dichtung. Bei ihr wird das sinnliche Problem des Kunstgenusses vom intellektuellen untrennbar. Und davon wäre also noch besonders zu reden.

Heidelberg. Dr. Willy Hellpach.



Wiener Theater.

Es ist noch gar nicht lange her, da war der Glaube verbreitet, die Journalistik bedürfe keiner Vorbildung. Wenn Einer mit sich nichts Rechtes anzufangen wußte, aber zu Allem Talent zu haben glaubte, ging er zur „Zeitung". Diese Bohème-Journalisten sterben aus. Heute ist man längst zu der Erkenntniß gekommen, daß man eine besondere Schulung und Kenntnisse aller Art braucht, um ein brauchbarer Journalist zu werden. An den Hochschulen werden Kollegien über Journalistik und Kritik gehalten und da und dort sind auch schon die Versuche gemacht worden, eigene Journalistenschulen zu gründen. Es sind allerdings nur Versuche, aber sie gehen von der richtigen Annahme aus, daß man Journalist nur dann werden soll, wenn man es kann, nicht nur, wenn man es will. Mit den Theaterdirektoren geht es uns aber heute noch so wie der früheren Generation mit den Journalisten. Wer mit dem Theater zu thun gehabt hat, sei es nun als Schauspieler oder als Kritiker, glaubt sich zum Theaterlenker berufen. Gewiß kommt es vor, daß Einer, der sich berufen fühlt, auch wirklich berufen ist; aber in den meisten Fällen war der Glaube an sich selbst ein böser Irrthum. Zur Theaterdirektion gehören alle möglichen Eigenschaften: ein unbeirrbares Urtheil, Regietalent, tüchtige kaufmännische Bildung, Energie, Phantasie, Rücksichtlosigkeit, diplomatische Kunst, schauspielerische Fähigkeiten und noch vieles Andere mehr. Nur die richtige Mischung giebt den richtigen Mann. Dieser richtige Mann wird die wundervolle Gabe haben, kraft seiner Phantasie ein Stück beim Lesen so zu beurtheilen, als sähe er es von seinen Schauspielern, auf seiner Bühne, vor seinem Publikum gespielt. Er wird dieses Stück auch selbst inszeniren oder mindestens die Inszenirungarbeit des

Regisseurs beurtheilen können. Er wird im Stande sein, einem Schauspieler, der Etwas schlecht macht, zu sagen, warum es schlecht ist, und er wird ihm eine Andeutung davon geben, wie er, der Direktor, die Sache meint und aufgefaßt wissen will. Er wird mit dem Dichter Aenderungen und Kürzungen vornehmen und durch seine dramaturgische Thätigkeit gefährdete Stücke retten. Daß er die Energie haben muß, seine Kunstanschauung durchzusetzen, versteht sich von selbst. Beim Theater giebt es nur eine Regirungform: die Tyrannis.

Warum ich das Alles einem wiener Theaterbrief vorausschicke? Weil der Mangel an guten Direktoren in keiner Theaterstadt so fühlbar ist wie in Wien. Fast überall sitzen Dilettanten auf den Thronen, Leute, die ihre Bühnen gehen lassen, wie alle möglichen Winde es eben wollen, und denen der Zufall, nicht ihre Einsicht die Erfolge beschert. Sie haben Glück oder Unglück; aber die Kraft, das Glück zu zwingen, haben sie nicht. Und diese Kraft ist beim Theater nicht nur möglich, sondern nothwendig. Ein gut gezogenes und erzogenes Publikum, das der Direktor fest in der Hand hat, wird ihn auch einen Durchfall oder ein mageres Novitätenjahr nicht entgelten lassen. Ein Publikum, mit dem der Direktor nicht in fester Fühlung steht, mit dem ihn keine geistigen Bande verknüpfen, ist unverläßlich und treulos. Hat ein Direktor genug gute Eigenschaften, so schaden ihm auch ein paar schlechte nicht. Die besten Direktoren der deutschen Bühne hatten recht schlimme Eigenschaften. Wenn man wissen will, wie ein wirklicher Direktor aussieht, braucht man nur die Thätigkeit Mahlers bei der wiener Hofoper zu verfolgen. Auch an Mahler ist Manches auszusetzen; aber er hat verstanden, die Oper in den Mittelpunkt des künstlerischen Interesses zu rücken, seine Persönlichkeit kenntlich zu machen, das Publikum energisch bei der Hand zu fassen.

Seit ich Ihnen zuletzt einen wiener Theaterbrief schrieb, haben sich die Dinge bei uns gründlich geändert. Das Burgtheater macht glänzende Geschäfte, das Volkstheater ist längst von der Höhe seines Glückes herabgeglitten. Herr Dr. Schlenther hat in den Jahren seiner Direktion, nachdem er Fehler über Fehler, Unsinn über Unsinn gemacht, nachdem er unmögliche Schauspieler engagirt, bei der Annahme und Ablehnung von Stücken die unsicherste Hand bewiesen hat, offenbar eingesehen, daß er nicht die Fähigkeit besitzt, ein selbständiger, eigenartiger Direktor zu sein. Aber er ist klug; namentlich schlau. Er wagt sich nicht mehr ins offene Meer hinaus, sondern lavirt geschickt an wohlbekannten Küsten entlang. Er hört auf verständige Männer und läßt sich sichere Sachen, die „draußen im Reich“ ihre Schuldigkeit gethan haben, nicht entgehen: von allen direktorialen Künsten hat er die Diplomatenkunst am Schnellsten erlernt. Mit der „Zwillingsschwester“, „Fee Caprice“, „Es lebe das Leben!“ füllte er die Häuser und die „Rothe Robe“ that auch in diesem Jahr noch ihre Schuldigkeit. Aber auch Neues brachte er, Funkelnagelneues: drei Stücke von höchst verschiedenem Werth: den „Schatten“ von Marie Delle Grazie, den „Apostel“ von Bahr und Shakespeares „Troilus und Cressida“ in Gelbers Bearbeitung.

Die Aufführung von „Troilus und Cressida“ war seit vielen, vielen Jahren die erste wirkliche That des Burgtheaters. Ein Stück Shakespeares ist der Bühne wiedergewonnen, nein: neu gewonnen worden. Es hat die widersprechendsten und wunderlichsten Beurtheilungen und Deutungen erfahren. Die Einen hielten und halten es für eine Parodie, für einen grotesken Scherz, für eine

Verhöhnung der trojanischen Helden, fast für eine Vorahnung Offenbachs. Die Anderen sehen darin ein gewaltiges Trauerspiel voll heiligen Ernstes. Zu diesen Auslegern gehört auch Adolf Gelber, der mit höchster Begeisterung, mit einem wahren literarischen Furor seit Jahr und Tag für die Aufführung dieses Dramas schwärmt und kämpft. Man kann nicht scharfsinniger, aber auch nicht spitzfindiger seine Ansichten — oft gegen den Dichter selbst — vertheidigen und durchzusetzen suchen, als es Gelber that. Er hat gekürzt und zusammengezogen, einen neuen Schluß gedichtet (er läßt Troilus sterben), er hat die Stellen, die seinem Bilde von den Helden nicht entsprachen, gestrichen, — Alles nur, um Harmonie in das Ganze zu bringen. Aber ein harmonisches Stück zu schreiben, lag in diesem Fall durchaus nicht in Shakespeares Absicht, der die Menschen und die Welt, die Liebe und den Ruhm nie so verachtet hat wie in der Zeit, da er „Troilus und Cressida" schrieb. Um eines Weibes willen kämpfen und bluten zwei Völker Jahre lang. Was aber ist ein Weib werth? An der Parallelhandlung Cressida wird es gezeigt. Schwachheit: Dein Name ist Weib! Aber Schwachheit ist nur eine freundliche Umschreibung für Treulosigkeit. Mit grimmigerem Hohn ward nie über das Weib der Stab gebrochen. Und die großen griechischen Helden, die hochberühmten! Wenn man sie näher betrachtet: welch ein elendes Pack! Von fern gesehen, mag der Krieg etwas Heroisches an sich haben. In der Nähe sieht man die Betrügereien, die Roheit, den Meuchelmord, die Gemeinheit am Werk. Wer das Leben aus der Nähe betrachtet, sieht das Groteske und das Traurige, die Komik und die Tragik hart an einander grenzen und der wahre Realist wird das Leben nur tragikomisch schildern können. Shakespeare schrieb ein realistisches Stück und nahm sich einen Stoff, den wir gewohnt sind, idealistisch verklärt zu sehen. Daher unser Befremden. Troilus ist ein Stück voll Dissonanzen, voll der widersprechendsten Stimmungen und gerade in seiner Disharmonie liegt seine Lebenswahrheit und seine Stärke. Es ist nicht bloßer Zufall, daß gerade jetzt dieses Stück auf die Bühne strebt. Wir sind in der Musik und in anderen Künsten für die Aesthetik der Disharmonie reif geworden und fangen an, zu begreifen, daß die Tragikomoedie das Stück der Zukunft ist. Unsere Dichter suchen die neue Form. Und da kommt nun Shakespeares Stück zur rechten Zeit als leuchtendes Beispiel. Es wird Einfluß üben, vielleicht unserer dramatischen Kunst, die zu stagniren droht, neues Gefälle bereiten. So ist die Aufführung von „Troilus und Cressida" am Burgtheater kein bloßes lokales Ereigniß, sondern eine That von literarhistorischer Bedeutung. Bei der Aufführung wurde Gelbers Bearbeitung zu Gunsten Shakespeares stark modifizirt. Schlenther hat viele Striche wieder aufgemacht und ein kluges Kompromiß zwischen der Urform und der Bearbeitung hergestellt, so daß der tragikomische Charakter zur Geltung kam, ohne unser Gefühl durch allzu heftige Sprünge zu beleidigen. Der Erfolg der vier ersten Akte war außerordentlich. Der letzte wirkte allerdings nicht. Aber ich bin überzeugt daß auch er seine Schuldigkeit thun würde, wenn man, statt kommentatorisch zu streichen oder hinzuzufügen, einfach die Urform wiederherstellt und dem Paar Pandarus-Troilus die das Stück beginnen, auch die Schlußworte läßt.

Im Vorwort zu seiner Bearbeitung spricht Gelber sehr kluge Worte über die Massen auf der Bühne. Weit mehr Massenstück als „Troilus und Cressida" war aber Hermann Bahrs „Apostel", mit dem Schlenthers alter kritischer Feind

seinen Einzug ins Burgtheater hielt. Es war durchaus nicht der Einzug eines Siegers. Bahr wollte für einen Schauspieler — für den von ihm glühend verehrten Novelli — eine Bombenrolle schreiben; so entstand sein Stück. Es war als Tragikomoedie gedacht, denn der Dichter hatte die Absicht, den Helden, den Apostel, den schwärmerischen Verkünder und Verfechter der dunkelsten politischen Phrasen, den wohlgemuth auf allen Gemeinplätzen der Menschenliebe und Brüderlichkeit grasenden Staatshengst satirisch zu beleuchten, mit überlegenem Humor dem Gelächter preiszugeben. Nie aber ist eine Absicht schmählicher mißlungen. Man nahm den Apostel leider ernst, — und lachte ihn aus. Und als dann später Bahr versicherte und durch Gespräche mit Freunden, die es bezeugten, erhärtete, das Ganze sei nur satirisch gemeint gewesen, konnte, wer das Stück nachprüfte, beim besten Willen nur darüber staunen, daß ein Dichter sich über seine Fähigkeiten so täuschen kann. Weder die gänzlich mißlungene Figur des Apostels noch die fadenscheinige Handlung, eine ungeschickte Variation über das Nora-Motiv, noch der hastige, uninteressante, saloppe Dialog vermochten zu interessiren. Wohl aber interessirte der zweite Akt, der ein Parlament in voller Thätigkeit zeigt. Dieser Akt bot der Regiekunst Thimigs Gelegenheit, alle Register zu ziehen, und war ein Meisterstück der Massenbewegung. Um dieses Aktes willen ging man ins Theater. Schade, daß Bahr mit diesem lächerlichen und elenden Stück und nicht mit seinem „Krampus" im Burgtheater zu Worte kam. Wie ich den „Apostel" für das schlechteste Stück Bahrs halte, so den „Krampus" für sein bestes. Ueber Mangel an Handlung, über Kurzathmigkeit des Stoffes bei aller Breite der Ausführung hilft die Liebenswürdigkeit hinweg, mit der Menschen, Zeit und Milieu geschildert sind. Das ist das echte Burgtheaterstück, das vielleicht nur auf dem Burgtheater Erfolg haben könnte. Mußte Schlenther aber just Bahrs schlimmstes Produkt zur Aufführung annehmen?

Auch Marie Eugenie Delle Grazie wollte mehr und Anderes in ihrem „Schatten" geben, als ihr zu verkörpern gelang. Wie ein Schatten huschte das Drama über die Bühne und man erweist der Dichterin, Oesterreichs größter Epikerin, keinen Gefallen, wenn man auf das dunkle, unklare, im Gedankenchaos stecken gebliebene Stück noch zurückkommt. Wie ein unangenehmer Traum lastet es in der Erinnerung. Kein Vernünftiger wird Schlenther einen Vorwurf daraus machen, daß er dieses Stück, dessen geringe Bühnenlebensfähigkeit selbst ihm von vorn herein klar sein mußte, aufführte. Es war einfach seine Pflicht, denn Fräulein Delle Grazie hat unter allen Umständen das Recht, gehört zu werden. Aber man fragt sich verwundert, warum Schlenther dieses Recht ihr zugesteht und Schnitzler entzieht. So gut wie den „Schatten" hätte er auch den „Schleier der Beatrice" aufführen können, aufführen müssen.

Das Deutsche Volkstheater ist in schwieriger Lage. Sein Etat ist außerordentlich hoch, und da es ein Privattheater ist, muß es an Verdienst denken. Darin liegt gewiß kein Vorwurf. Vorwerfen könnte man der Bühne nur die furchtbaren Lasten, die sie sich aufgeladen hat und die sie nun zwingen, den Erfolgen um jeden Preis nachzujagen. Das Repertoire ist so buntscheckig wie möglich. Nun ist gar der verschämte Versuch gemacht worden (mit Buchbinder-Weinbergers „Spatz"), der Operette Zutritt zu gönnen. Aber dieses Kokettiren mit allen Stilen und Gattungen verdirbt Schauspieler und Publikum. Dabei haben die Berather des Direktors Bukovics eine merkwürdig unglückliche Hand.

Vor zwei Jahren wurde der „Probekandidat" zurückgewiesen und in diesem Jahr ließ man sich das „Große Licht" entgehen. Fern sei es von mir, für den Probekandidaten oder gar für das „Große Licht" eine Lanze einzulegen. Aber hier handelt es sich um ein Geschäftstheater, das solche Kassenstücke im eigensten Interesse nicht zurückweisen darf. Literarische Bedenken können nicht in Betracht gekommen sein, da das Volkstheater Stücke, die noch tief unter dem Niveau des Herrn Philippi stehen, wie „Das Ewig-Weibliche" des Herrn Misch, unbedenklich und mit größtem Vergnügen annimmt und spielt. Einzelne interessante Stücke, Saltens „Der Gemeine", Kranewitters „Andre Hofer", Ludassys „Goldener Boden", wurden dem Theater von der Censur verboten. So bleibt denn von Stücken, die den Berlinern unbekannt sind, nichts übrig als der „Neue Simson" von Karlweis. Ueber diesen Dichter werden wir — ich meine Wien und Berlin — uns kaum verständigen. Seine liebenswürdige Satire, sein gutmüthiger Spott, die herzliche Vertraulichkeit, mit der er zu seinem Publikum sprach, kurz, Alles, was ihm in Wien Freundschaft und Liebe eintrug, versagt in Berlin. Ein witziger deutscher Theatermann sagte einst, Karlweis' dramatische Laufbahn ende bei Bodenbach. Wien aber trauerte ehrlich am Grab dieses Dichters.

Besonders schlimm ist, daß im Volkstheater die nervöse Unruhe des Repertoires das Ensemble lockert und das Publikum verdirbt. Ich bin nämlich überzeugt davon, daß ein Direktor mit ausgeprägter Physiognomie, mit bestimmtem Geschmack und mit der nöthigen Willenskraft, diesen Geschmack in Thaten umzusetzen, kein ungeberdiges und unverläßliches Publikum in seinem Hause hätte. Dem Direktor gehts schließlich wie einem Dichter. Er arbeitet für das Publikum, aber er verliert sofort Halt und Richtung, wenn er, auf die wirren Aeußerungen von da draußen hinhorchend, ein treuer Diener dieses launischen Herrn sein will. Das Publikum läßt sich gern führen, wenn eine Persönlichkeit da ist, die zu ihm spricht. Vielleicht wäre Herr Jarno an einem großen Theater ein solcher Direktor. Im Theater in der Josefstadt kann er seine Fähigkeiten nur von Zeit zu Zeit, wenn er sich den Luxus eines literarischen Abends gestattet, entfalten. An diesen literarischen Abenden bringt er interessante Werke ganz mustergiltig heraus. Das werthvollste dieser Werke war diesmal ein Volksstück, „Franzla" von Otto Fuchs-Talab, das in der Milienschilderung und Charakteristik, in seinem kräftigen dramatischen Leben von starker Begabung zeugte. Ein gewisser Hang des Verfassers zu melodramatischen Wirkungen und die Uebersättigung des Publikums mit Elendstücken beeinträchtigten den Erfolg. Jedenfalls aber zeigte Fuchs sich darin als einen Mann, mit dem unsere Bühnen rechnen dürfen. Im Josefstädter Theater sahen wir auch die Matineen des Akademisch-Dramatischen Vereines: Kleists „Guiskard", Werners „Vierundzwanzigster Februar", Goethes „Satyros" und den „Herakles" des Euripides. Der Erfolg überstieg alle Erwartungen. Es ist sehr klug von den Veranstaltern, daß sie sich bei ihren Darbietungen auf Werke beschränken, die jenseits der Tageskritik stehen. Eine freie Bühne, die moderne Stücke aufführen wollte, wird in Wien durch die Censur unmöglich gemacht. Ueber unsere Zustände und Verhältnisse, über Alles, was uns am Nächsten angeht, was uns ins Fleisch schneidet, darf man auf unseren Bühnen weder lachen noch weinen.

Wien. Dr. Rudolf Lothar.

Der Fall Grimm.

Noch immer beschäftigt sich die Presse, besonders die des Auslandes, mit der sogenannten Landesverrathsaffaire des Oberstlieutenants Grimm und sucht unter Enthüllung sensationeller Einzelheiten das Laienpublikum über das Ungeheuerliche des begangenen Verbrechens und über eine Reihe wichtiger militärischer Maßnahmen aufzuklären und zu belehren. Das Merkwürdigste an diesen Veröffentlichungen ist, daß sie selbst bei verständigen Leuten vollen Glauben finden, während doch auf der Hand liegt, daß über den wahren Thatbestand all dieser Dinge nur ein sehr enger Kreis von Eingeweihten genau informirt und in der Lage sein kann, zuverlässige Angaben zu machen. Ich will den Kreis Derer, die in das Dunkel des begangenen Verraths einzudringen versuchen, nicht durch ein vergebliches Forschen nach vermeintlicher Wahrheit vergrößern, sondern mich darauf beschränken, mit objektiver Prüfung an die bekannt gewordenen Ereignisse heranzutreten und namentlich den Werth der „Feldzugspläne" festzustellen, die im Zusammenhang mit der vorliegenden Affaire auf Grund unzuverlässigen Materials über die Verwendung der russischen Armee im Falle eines Krieges gegen Deutschland und Oesterreich in der deutschen und französischen Presse verbreitet worden sind.

Was Grimm thatsächlich verrathen und an wen er im Einzelnen seine Dokumente weitergegeben und verkauft hat: darüber dürften authentische Mittheilungen wohl schwerlich je in die Oeffentlichkeit dringen. Aber die Schlußfolgerung scheint doch berechtigt, nachdem die Verordnung des russischen Kaisers über die Außerdienststellung des Angeklagten „unter Belassung in den Listen der Linieninfanterie" bekannt geworden ist, daß es sich bei jenem Verrath nicht um so ungeheuerliche Geheimnisse gehandelt haben kann, wie ein Theil der Presse ihre Leser glauben machen will. So gewinnen denn auch die Auslassungen des Generals Puzyrewski, der Grimms direkter Vorgesetzter und Generalstabschef des warschauer Militärbezirkes war, mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit. Dieser ausgezeichnete Generalstabsoffizier sagt, daß Grimm bei der Art seiner Funktionen gar nicht in der Lage gewesen sei, die Mobilmachungpläne der Armeecorps des warschauer Militärbezirkes oder Dokumente über den strategischen Aufmarsch der russischen Armee an der deutsch-österreichischen Grenze zu kennen, geschweige denn, sie an eine fremde Macht auszuliefern. Zugegeben wird nur, daß dem Angeklagten in Folge der Berichte, die er alljährlich über die materielle Lage der im warschauer Bezirk dislozirten Truppen auszuarbeiten hatte und die, weil sie dem Kaiser vorgelegt wurden, einer besonderen Sorgfalt und eingehender Sachkenntniß bedurften, eine Reihe wichtiger Schriftstücke zur Verfügung gestanden haben, aus denen Maßnahmen der Vertheidigung und sekrete Anordnungen inner-

halb einzelner großer Grenzbefestigungen für den Fall eines Eindringens ein r deutschen und österreichischen Armee in Polen ersichtlich waren. Wenn nun namentlich die polnische Presse in Oesterreich sich der ganzen Angelegenheit noch heute besonders warm annimmt und fast täglich ihre Spalten der nachgerade lächerlichen Mär öffnet, es sei erwiesen, daß nur Deutschland in den Besitz der Geheimpapiere gekommen sei und daß die an der deutschen Grenze gegen Rußland getroffenen militärischen Maßnahmen den russischen Generalstab zuerst auf die Spur des Verräthers gebracht hätten, so muß, ohne auf Details einzugehen, doch festgestellt werden, daß zuverlässige Nachrichten darüber vorliegen, der russische Militärbevollmächtigte in Wien, Oberst Woronin, sei es gewesen, der auf Grund auffälliger und wiederholter Truppenverschiebungen im krakauer Militärbezirk zuerst Verdacht auf Preisgabe militärischer Geheimnisse geschöpft und seine Wahrnehmungen der vorgesetzten Behörde mitgetheilt habe. Die polnische Presse ist bei ihrem lauten Geschrei augenscheinlich berühmten Mustern gefolgt und hat versucht, das im Jahr 1894 in einem ähnlichen Fall verlorene Spiel wiederzugewinnen; denn als in jenem Jahre der in Kischenew garnisonirende Oberstlieutenant Gregoriew Details über den Aufmarsch russischer Truppen an der Grenze der Bukowina und an Galiziens Grenze für 20000 Gulden an Oesterreich verrieth, versuchte die selbe Presse, von der hier die Rede ist, wenn auch vergeblich, die Schuld auf Deutschland abzuwälzen und es sogar verantwortlich zu machen für die Störung gut nachbarlicher Beziehungen zwischen dem österreichisch-ungarischen und dem russischen Reich.

Hätte nun aber der Oberstlieutenant Grimm wirklich Mobilmachung- und Festungpläne an eine fremde Macht auszuliefern vermocht: wäre damit vom rein mititärischen Standpunkt aus Rußland ein schwer wieder gut zu machender Schade zugefügt und dem Staat, der die Papiere erhielt, ein außergewöhnlicher Vortheil gesichert worden? Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen, selbst auf die Gefahr hin, mich mit vielen „Strategen“ in Widerspruch zu setzen, die meinen, daß der Gewinn auf der Hand liege, da „die Grundlinien des strategischen Aufmarsches der russischen Heerestheile nicht mehr verschoben werden könnten, selbst wenn man die Mobilmachungpläne jetzt nach Aufdeckung des Verrathes verändern wollte; denn Bahnlinien, Festungen und Dislokation der Truppen ließen sich nicht unsichtbar machen und müßten für alle Zeiten eine feststehende Basis für die Operationpläne bilden“. Zunächst kann ich diesen Satz, lediglich auf die russischen Verhältnisse angewandt, nur für die Festungen unterschreiben. Der Verrath von Festungplänen schädigt in jedem Fall die Landesvertheidigung, da sich diese Pläne nicht mit einem Federstrich, oft überhaupt nicht wesentlich ändern lassen. Erwähnen möchte ich dabei, daß, trotzdem also der Macht,

die die Pläne der großen Grenzfestungen von Grimm erhielt, ein werthvoller Dienst erwiesen worden ist, nicht nur neue und unbekannte Daten verrathen wurden; denn viele wichtige Details waren ja längst bekannt und haben einer feindlichen Heeresleitung die Möglichkeit gegeben, ihre Dispositionen danach zu treffen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: von der Stärke der die Basis der russischen Landesvertheidigung bildenden befestigten Linie Nowogeorgiewsk=Warschau mit Segrsh=Jwangorod konnte man sich auch bisher schon eine ungefähre Vorstellung machen, denn man weiß, daß die äußerste Grenze der Vertheidigung Warschaus eine Ausdehnung von 55 Kilometern hat, daß 5 Forts und 3 Zwischenwerke in einer Entfernung von $2^1/_2$ Kilometer von der Stadt deren Umwallung bilden und daß dann auf weitere 5 Kilometer hinaus sich ein Gürtel von 16 Forts und 5 Zwischenwerken um die Centrale der russischen Defensivpositionen legt. Auch Nowogeorgiewsk, das, am Zusammenfluß von Bug=Narew und Weichsel gelegen, für den Uferwechsel von der allergrößten Bedeutung ist und deshalb auf dem rechten Weichselufer 3, auf dem linken 4 Forts vorgeschoben hat, erreicht in seiner vordersten Vertheidigunglinie einen Umfang von annähernd 33 Kilometern. Jwangorod ist die kleinste Festung der erwähnten Vertheidigungbasis; aber wenn auch der Fortsgürtel nur eine Ausdehnung von 19 Kilometern hat und im Ganzen nur 7 Forts zu beiden Seiten der Weichsel den Schutz dieses Platzes bilden, so ist doch seine Vertheidigung außerordentlich stark zu nennen, weil, namentlich auf der Westfront, ungangbares Gelände die Festung umgiebt. Auch über Brest=Litowsk, Bjelostok und Kowno, das, am Riemen gelegen, einen der stärksten und modernsten Stützpunkte des nordwestlichen Rußlands bildet, fehlt es nicht an Details und selbst über das gegen Oesterreich gerichtete Festungdreieck Ludsk=Dubno=Rowno sind mehrfach zutreffende Angaben in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den russischen Eisenbahnen, die für den vorliegenden Fall zunächst in Betracht kommen, und, im Zusammenhang damit, auch bei der Vertheilung der Truppen, auf die im Kriegsfall für eine Mobilmachung und den Aufmarsch in erster Linie zu rechnen ist. Kein europäischer Großstaat ist zur Zeit mehr damit beschäftigt, sein Eisenbahnnetz, besonders für militärische Zwecke, auszudehnen, als Rußland; und wenn in der Presse verbreitet wird, Deutschland sei für einen Aufmarsch an der russisch=polnischen Grenze mit 9 Haupteisenbahnlinien und zahlreichen Querbahnen den 3 bis 4 großen Bahnen Rußlands, die nach der Grenze führen, erheblich überlegen und die russische Armeeleitung sei für lange Zeit durch die geringe Zahl dieser Bahnen an die ursprünglichen Grundsätze ihres strategischen Aufmarsches gebunden, so beweisen die Mitarbeiter dieser Blätter eine gefährliche Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse und ein völliges

Verkennen der Gesammtsituation. Das Zarenreich verfügt zur Zeit über fünf große, aus dem Innern Rußlands kommende und die Truppen nach Warschau führende Bahnlinien, die mit ihren sechs Abzweigungen und Nebengleisen unstreitig ein ganz bedeutendes Verkehrsnetz für militärische Zwecke bilden und die russische oberste Heeresleitung in die Lage versetzen werden, weit schneller mit größeren Massen an den Grenzen zu erscheinen, als es in früheren Feldzügen möglich war. Dazu werden auch die an die österreich-galizische Grenze durchgehenden drei Linien beitragen, die mit ihren weiten Verzweigungen ein sorgfältig angelegtes Bahnsystem bilden. Nun begnügt sich aber, wie ich zuverlässig weiß, die russische Regirung nicht etwa mit den vorgenannten Eisenbahnen, sondern baut im Gegentheil mit unermüdlichem Eifer weiter, so daß, mit Ausschluß zweiter Gleise auf schon vorhandenen Bahnen, zur Zeit die ungeheure Strecke von 11 000 Kilometern im Bau ist. Unter diesen Linien, die für unsere Betrachtungen von Werth sind, ist vor allen Dingen die von Warschau über Lowitsch-Lodz nach Kalisch führende Bahn zu nennen, die eine direkte Verbindung zwischen der preußischen Grenze und Warschau herstellt und mit solchem Eifer gefördert wird, daß ihre Vollendung noch vor dem kontraktmäßigen Termin des Jahres 1903 zu erwarten ist. Welche militärische Wichtigkeit dieser Bahn auch in Rußland zugeschrieben wird, lehrt der Umstand, daß man sich entschlossen hat, sie, im Hinblick auf die Möglichkeit eines für Deutschland erfolgreichen Krieges, mit russischer Spurweite zu bauen, trotzdem die Warschau-Wiener Bahn nebst ihren beiden Zweiglinien Skierniewice-Alexandrowo und Koluszki-Lodz die einzigen russischen Bahnen mit westeuropäischer Spurweite sind.

Von großer Bedeutung für die Konzentration russischer Truppen an der österreichischen Grenze ist die 440 Kilometer lange Staatsbahn Kijew-Koweit, die schon zu Beginn des nächsten Jahres fertig sein soll und die besonders den nördlich des Azowschen Meeres dislozirten Heerestheilen nützen wird. Diese Bahnlinie führt durch schwach bevölkerte Gegenden, so daß von ihr für Handel und Verkehr wenig Vortheile zu erwarten sind und der strategische Zweck immer im Vordergrund bleiben wird.

Das letzte Glied in den militärischen Bahnprojekten Rußlands bildet die in jüngster Zeit vielgenannte Strecke Bologoje-Siedlce. Es heißt, daß diese 1100 Kilometer lange Eisenbahn, die eine Fortsetzung der bereits vorhandenen Linie Kostroma-Rybinsk-Bologoje sein und zur Entlastung der beiden großen Bahnen Petersburg-Warschau und Moskau-Warschau dienen soll, nicht nur mit französischem Gelde, sondern angeblich auch auf dringendes Betreiben des französischen Generalstabes gebaut wird.

Schon diese Betrachtungen zeigen, daß Rußland mit seinem stetig sich erweiternden Eisenbahnnetz nicht nur leicht Truppenverschiebungen innerhalb

wie außerhalb seiner Grenzgebiete vornehmen, sondern auch Mobilmachung, Aufmarsch und Verwendung der Armee nach ganz anderen Erwägungen als bisher anordnen lassen kann. Damit aber wäre den von Grimm etwa ausgelieferten Papieren dieser Art jeder Werth genommen.

In der Erörterung russischer Operationpläne wurde auch gesagt, die strategische Gesammtlage weise die russischen Armeen bei Ausbruch eines Krieges Deutschland gegenüber zunächst auf die Defensive an der starken Weichselbarriere und auf die Vertheidigung des polnischen Festungfünfecks Nowo-Georgiewsk-Warschau-Jwangorod-Brest-Litowsk. Diese Voraussicht scheint mir, in Verbindung damit, daß Oberstlieutenant Grimm, wenn er überhaupt wichtige Aktenstücke ausgeliefert hat, im Wesentlichen nur solche über einzelne Grenzbefestigungen im warschauer Militärbezirk verrathen konnte, so bemerkenswerth, daß ich auf Grund zuverlässigen Materials, ohne auf das Gebiet der Strategie vom grünen Tisch aus überzugehen, noch ein paar Worte darüber sagen möchte. Daß Rußlands Eisenbahnnetz heute noch nicht so leistungfähig ist wie unseres und daß deshalb die Mobilmachung des russischen Heeres nicht so glatt verlaufen wird, wie wir es bei uns erwarten, dürfte sich auch aus meinen Betrachtungen ergeben haben. Immerhin steht es jedoch mit der Schnelligkeit des Aufmarsches der russischen Armee nicht so schlecht, wie man vielfach anzunehmen geneigt ist, denn ein mit den Verhältnissen des verbündeten Zarenreiches vertrauter höherer französischer Offizier hat ausgerechnet, ein russisches Armeecorps brauche mit allen Trains vierzehn Tage zu seiner Beförderung auf eine Entfernung von 1000 Werst und es sei anzunehmen, daß drei Fünftel der europäischen Streitkräfte des russischen Heeres in achtzehn bis zwanzig Tagen mobil gemacht und dem Kriegsplan gemäß konzentrirt werden könnten. Nun aber hat außerdem die russische oberste Heeresleitung, in richtiger Erkenntniß ihrer heute noch nicht hinreichend entwickelten Eisenbahnen, um diesen Nachtheil auszugleichen und um Bahntransporte größerer mobiler Truppenmassen im letzten Augenblick möglichst zu vermeiden, mehr als zwei Drittel des Friedensstandes der Armee längs der Westgrenze dislozirt und dadurch erreicht, daß 5½ Armeecorps mit allem Zubehör an Kavallerie und Artillerie, 2 Schützenbrigaden nebst 2 Kavalleriecorps in centraler Stellung im Militärbezirk Warschau bereit stehen und nur auf die Marschordre warten. Ferner stehen dann je 5 Armeecorps in den benachbarten Militärbezirken Wilna und Kijew längs der preußischen und österreichischen Grenze; und an den äußersten Flügeln dieser Aufstellung sind im Militärbezirk Petersburg 3, im Militärbezirk Odessa 2 Armeecorps nebst Reservetruppen zum Eingreifen verfügbar. Die weiter östlich liegenden Militärbezirke Moskau — mit 3 Armeecorps — und Kasan haben dabei zur Aufstellung der Reservearmee und als Haupt-

basis für den Nachschub zu dienen. Auf diese Weise sind die an den Westgrenzen untergebrachten Truppen in der Lage, selbst in nicht vollständig mobilem Zustande dem Gegner in kürzester Zeit nicht nur defensiv, sondern auch offensiv entgegenzutreten. Und gerade diese zweite Möglichkeit möchte ich, im Gegensatz zu dem vorhin bezeichneten Gedankengang, in den Vordergrund stellen. Nach meiner Ansicht spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die auf so verhältnißmäßig engem Raum konzentrirten Massen der russischen Armee sich bei Ausbruch eines Krieges durch eine Offensive Luft zu machen suchen werden, um dadurch die feindliche Mobilmachung nach Möglichkeit zu stören und sich den Unterhalt für ihren ungeheuren Bedarf in Feindes Land zu beschaffen. Unterstützt würde ein solcher Angriff durch die auch als Depotplätze eingerichteten großen Weichselfestungen und durch die sumpfige Flußlinie des Bobr-Narew mit seinen von Ossowjetz bis Pultusk reichenden Befestigungen. Ganz besonders aber scheint mir für die Nothwendigkeit russischer Offensivbewegungen das mit Frankreich geschlossene Bündniß zu sprechen. In welcher Weise sich dieses Bündniß militärisch im Einzelnen bethätigen wird, entzieht sich unserer Kenntniß. Sicher müßte aber Frankreich im Fall eines Krieges wünschen, daß Rußland möglichst viele Kräfte des deutschen Heeres auf sich zu ziehen versucht. Das kann nur durch eine thatkräftige und rücksichtlose Offensive der russischen Armee und nicht durch defensives Verhalten an der Weichsellinie geschehen.

Dem Fall Grimm wird wohl allzu große Bedeutung beigelegt. Unsere Heeresleitung — Das mögen auch unsere Feinde sich merken — bedarf nicht gestohlener Papiere, um Wacht an unseren Grenzen halten zu können.

Köln. Erik von Witzleben.

Zwei Legenden.

Die Helferin.

Die Pforte des Paradieses fiel dröhnend zu. Der Engel mit dem feurigen Schwert trat vor sie hin; von der brennenden Wehr sprangen noch ein paar glitzernde Lichter in den himmlischen Garten, der sich langsam in abendliche Schatten hüllte. Adam lag, vom Schmerz hingeworfen, zu den Füßen des Engels. Stirn und Hände grub er in die Erde, krampfte sich schluchzend an die Schwelle seiner verlorenen Seligkeit. Eva stand abseits, da, wo niedrig gewachsene Hecken einen letzten Abschiedsblick auf die entschwundene Seligkeit versprachen. Sie hob sich auf die Zehenspitzen, um noch einmal ihren süßen Garten zu sehen, aber die Hecken hatten sie nur gehöhnt und waren dem Gebote Gottes gehorsam.

Weinend wollte sie zu ihrem Manne treten, als es in den Hecken raschelte . . knisterte . . . Sie erschrak. Sie wußte, wer da raschelte und knisterte. Sie wollte fliehen. Sie wollte, — aber sie blieb.

Es war die Schlange.

Mühsam war sie durch Büsche und Gestrüpp gekrochen, heimlich, damit die anderen Paradiesesthiere ihrer Schande nicht spotten sollten. Nun richtete sie sich empor, hing ihren schimmernden Leib über die Hecken herab, wiegte ihn in den abendlichen Schatten. Mit ihrem kalten, klugen Blick sah sie auf die weinende Menschenmutter.

„Eva!"

Eva schrie auf.

„Verführerin, weiche von mir! Hättest nicht Du mich bethört, nimmer hätt' ich den Apfel gegessen. Weiche von mir, Verfluchte, weiche von mir!"

Die Schlange wand sich noch näher zu ihr heran. Ihre Stimme klang leise und lockend, wie der Abendwind, der über das paradiesische Gefild strich.

„Eva, Keiner hört Dich! Hier brauchst Du nicht zu lügen! Hättest Du ohne mich den Apfel nicht gegessen?"

Schweigen.

„War Dein Sinn nicht so trächtig von dieser Begier, daß sie auch ohne mich ans Licht gesprungen wäre?"

Eva trat einen Schritt zu der Schlange hin. Sich scheu nach allen Seiten umsehend, flüsterte sie mit heißen Augen und Wangen: „Ich wäre an ihr gestorben, hätte ich sie noch länger tragen müssen, hättest nicht Du das Wort gesprochen . ."

Wieder Schweigen.

„Du gehst in die Weite, Eva! Du sollst draußen Menschen gebären . ."

Ein süßes Lächeln huschte über das verweinte Gesicht der ersten Mutter.

„Auch draußen werden verbotene Früchte wachsen . . Ob Deine Menschenkinder niemals Begier nach ihnen spüren?"

Eva rang die Hände. In weinender Selbstschmähung:

„Es sind ja meine Kinder!"

„Werden sie so stark sein, daß ihre Begier zum Lichte drängt oder wird sie ihnen ungeboren im schwachen Schoß verkümmern?"

„Es sind ja meine Kinder!"

Adam erhob sich von der Erde und rief seinem Weibe. Einen Athemzug lang besann sich Eva, dann flüsterte sie in die Hecken: „Komm!"

Sie lüpfte ein Wenig ihr Blättergewand, das die Lenden deckte. Lautlos glitt die Schlange hinein, legte sich um ihren Leib wie ein vierfacher Gürtel.

. . Das Menschenpaar zieht in die Nacht hinaus. Düster schreitet Adam, in verzweifelter Liebe die Hand seines Weibes haltend. Sein Sinn denkt an Verlorenes und an den heißen Arbeitstag, für den seine Faust erst die Waffe schaffen muß. Rosig, lächelnd geht die junge Menschenmutter. In ihrem Schoß, unter dem dunkel geringelten Ewigkeitbilde, wächst er, dem die Welt gehören soll, mit all seiner Kraft und seiner Schwäche, mit seinen Drängen und seinen Entsagungen. Seinen ersten Herzschlag fühlt die Schlange, die Verführerin Erlöserin, die segenreiche, verfluchte Wehmutter aller Sehnsüchte und aller Erkenntnisse . . .

Die Eiserne Maske.

Der Dauphin hatte Geschichtstunde. Ein junger Prälat, mit ernstem, blassem Gesicht ertheilte sie. Er stand am Fenster, bog den Kopf ein Wenig zurück, als ob er hinter den grauen Wolken draußen die Sonne suchte. Er diktirte; und der Dauphin schrieb gehorsam:

Romulus 753 bis 716.

Numa Pompilius 715 bis 672.

Tullus Hostilius 672 bis 640.

Ancus . . . .

Der Dauphin legte plötzlich den Kiel weg und fragte ganz unvermittelt:

„Herr Abbé, wer war die Eiserne Maske?“

„Ich weiß es nicht, Monseigneur.“

„Doch! Sie wissen es!“

„Wie sollte ich, Monseigneur? Weiß es doch Keiner!“

Der Dauphin beharrte: „Sie wissen es doch! Ich habe jeden meiner früheren Lehrer danach gefragt und jeder ist roth geworden, hat so verworren geredet, daß ich genau merkte, er wisse es wirklich nicht. Sie aber sind nicht roth geworden. Nicht einmal gezuckt haben Sie. Sie lächeln nur, lächeln gerade so wie Tante Montpensier, wenn ich sie frage, ob sie mir Bonbons mitgebracht hat, und sie dann sagt: Ich weiß nicht . .“

„Sie sind sehr scharfsichtig, Monseigneur.“

„Herr Abbé, lassen Sie mich nur zehn Minuten lang mit den römischen Königen zufrieden und erzählen Sie mir schnell, wer die Eiserne Maske war . .“

„Ich weiß es nicht, Monseigneur. Ich wage auch, zu bezweifeln, daß Seine Majestät sehr entzückt wäre, wenn er den Gesprächsstoff kennte, den Monseigneur soeben wählten.“

Seine Majestät hört uns ja nicht,“ sagte der Dauphin und kritzelte etliche zusammenhanglose Schnörkel unter die Könige Roms. „Es muß eine sehr mächtige Person gewesen sein, diese Eiserne Maske“, sprach er aus seinen Gedanken weiter. „Sonst wäre nicht solches Geheimniß um ihn gewesen und man redete nicht noch so lange nach seinem Tode von ihm.“

Er schien Antwort zu erwarten; aber der Prälat schwieg. Er sah immer noch in die Wolken hinein, hinter denen die Sonne ohnmächtig kämpfte.

„Denken Sie, Herr Abbé, der König selbst, mein verstorbener Großvater, ist einmal bei Nacht heimlich in der Bastille gewesen, um den Gefangenen mit der Eisernen Maske zu sehen.“

„Monseigneur, ich bin entsetzt, daß solcher Lakaienklatsch den Weg zu Ihnen fand!“

„Das ist kein Lakaienklatsch, sondern Wahrheit. Der König, mein verstorbener Großvater, wollte eben einmal das Gesicht des räthselvollen Mannes sehen, der schon in Sainte Marguerite gefangen saß, als mein Großvater noch ein Kind war. Ob er sein Gesicht dann wirklich gesehen hat, weiß ich nicht. Aber man durfte den Gefangenen niemals wieder vor ihm erwähnen.“ Der Dauphin senkte die Stimme und sah sich scheu nach allen Seiten um. „Er fürchtete ihn vielleicht . . Denken Sie nur: mein tapferer Großvater fürchtete sich diesem Gefangenen!“ .

Die Sonne kämpfte sich eben durch die Wolken und warf zwei leuchtende Funken in die Augen des Prälaten.

„Wissen Sie, Herr Abbé, was ich nicht begreife? Daß man wirklich nie, nie sein Gesicht gesehen haben soll. Man konnte ihn doch im Schlaf belauschen.“

„Er trug die Maske auch im Schlaf.“

„Der König hätte sie ihm abreißen können.“

„Nein, auch der König war dazu nicht im Stande.“

„War sie denn festgeschmiedet?“

„Ja. Nur Einer konnte sie lösen. Er selbst.“

„Er wollte sein Gesicht nicht sehen lassen?“

„. . Hören Sie mich an, Monseigneur: Ich habe den Mann mit dem Eisernen Antlitz gesehen; denn was die Anderen Maske nannten, war sein Gesicht . . Er wollte nicht, daß die Menschen ihn erkennen, sein Wesen fassen und mit Namen nennen sollten, wie auch er ihnen nicht nachfragte und keine Gemeinschaft mit ihnen begehrte. Darum hatte er Unbeweglichkeit über seine Züge gebreitet, gleich einer Larve, und Schweigen umfing ihn, wie ein kugelsicherer Panzer. Sie denken nun vielleicht, Monseigneur, daß er stumm war oder irren Geistes; aber in seinen Augen lebte Alles, was sein Mund und sein Antlitz verschwiegen. Ein seltsam drangvolles, forschendes Leben, das mit den Gestirnen des Tages und der Nacht Zwiesprache hielt. Was sie ihm kündeten, was er ihnen vertraute: Keiner hat es je gewußt. Einsam, von den Anderen durch Maske und Panzer getrennt, lebte er die Jahre dahin. Was sie zu ihm herspülten, was er ihnen mitgab: Keiner hat es je erfahren. In Panzer und Maske ist er dann auch gestorben und mit ihm sein Geheimniß. Wie glänzend oder wie blutig es war: Keiner wird es je künden.

. . Er hat Söhne hinterlassen, weit draußen, in der Welt verstreut, ein stolzes, finsteres Geschlecht, das die Maske im Wappen und vor dem Gesicht trägt und mit den Gestirnen Zwiesprache hält. Ohne Freunde, ohne Bekenner ziehen sie schweigend ihre einsame Straße. Aber wo ihr gepanzerter Fuß aufklirrt, gafft die Menge . . flüstert . . schickt ihnen Fiebermärchen nach. Und die Könige blicken unruhig . .

Denn gefährlicher als feindliche Heere sind die großen Einsamen. Sie hüten ihr Geheimniß zu gut. Man weiß nie: sind es Fürsten, die zur Richtstatt gehen, oder Verbrecher, die zum Throne schreiten . .“

Die Sonne schien jetzt hell ins Gemach; sie legte ihren Glanz wie eine Königsbinde um die Stirn des jungen Prälaten. Der Dauphin starrte ihn an und schrie auf: „Sie . . Sie selbst sind der Mann mit der Eisernen Maske!“

Der Abbé regte sich nicht. Er legte die Hand an die Stirn, als wolle er die Königsbinde bergen. Und mit ruhiger, kalter Stimme sprach er: „Monseigneur, Sie fiebern! Sie sehen, wie Recht ich hatte, als ich nicht mit Ihnen von solchen Dingen sprechen wollte. Ihre lebhafte Phantasie verträgt es nicht. Ich muß Sie bitten, zu sich zu kommen; oder wir schließen die Stunde und ich rufe den Leibarzt Seiner Majestät.“

Der Dauphin besann sich, rieb sich die Augen, sah seinen Lehrer an, lachte ein verlegenes Kinderlachen, — und das Diktat wurde bei Ancus Marcius fortgesetzt.

München. Carry Brachvogel.

Selbstanzeigen.

Aufgaben der Gemeindepolitik. (Vom Gemeindesozialismus). Vierte Auflage. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 220 Seiten, Preis 1,50 Mark.

Miquel hat in einem seiner letzten Briefe darauf hingewiesen, daß die Gemeinde viel mehr als bisher zur Trägerin einer vernünftigen Sozialpolitik werden müßte. Und der vielerfahrene Mann hat damit einem Gedanken Ausdruck gegeben, dessen Bedeutung in immer weiteren Kreisen erkannt wird. Allerdings: die billige großtönende Phrase, das bequeme Schlagwort sind in der Gemeindepolitik nicht so leicht mobil zu machen wie in der Reichspolitik. Hier stoßen hart im engen Raum sich die Sachen.

In dem hier angezeigten Buch, dessen frühere Auflagen in der Presse aller Richtungen, vom „Reichsanzeiger" bis zu den „Sozialistischen Monatsheften", freundliche Anerkennung gefunden haben, ist nun versucht worden, alle Fragen, die heute innerhalb der deutschen Gemeindepolitik ein Gegenstand des Streites sind, kurz darzustellen und, darauf ist der Hauptwerth gelegt, durch Wiedergabe praktischer Versuche zu erläutern. So sind behandelt: die Bildungfragen, Arbeiterfragen, Mittelstandsfragen, Steuerfragen und Gemeindebetriebe. Eine besondere Bedeutung aber messe ich der Behandlung des Bodenproblems innerhalb der Gemeinde zu, die in den Kapiteln: „Die Zuwachsrente", „Vom Gemeindegrundeigenthum", „Zur Wohnungfrage" gegeben ist. Auch hier ist keine Forderung erhoben, die nicht an irgend einer Stelle schon in deutscher Praxis durchgeführt ist, keine Forderung also, die leichthin als „graue Theorie" abzuweisen wäre. Es ist meine Absicht, die ich gern offen zugebe, durch dieses Buch wie durch meine gesammte Thätigkeit als Vorsitzender des Bundes der Deutschen Bodenreformer in unseren Industriestädten den Kampf um die „Zuwachsrente" zu entfachen. In ihm liegt ein Stück Entscheidung über alle anderen Probleme des wirthschaftlichen Lebens. Gelingt es, die ungeheuren Werthe, die alle Tage in unseren aufblühenden Gemeinden durch die Kulturarbeit der Gesammtheit erzeugt, aber heute fast überall noch von Terrainspekulanten ohne jede Arbeitleistung für sich beschlagnahmt werden, für die Gesammtheit zurückzugewinnen, so ist Steuerdruck, Bodenwucher und Wohnungnoth beseitigt und der Weg zu jeder durchgreifenden Reform geöffnet. Ob das Ziel erreicht werden wird? Ob sich genug ernste Menschen finden, die die sittliche Reife haben, für ernste Fragen ein ehrliches Interesse auch wirklich zu bethätigen? Ich will nur eine einzige Zahl aus dem Buch wiedergeben: Am zweiten Dezember 1895, als von einer akuten Wohnungnoth noch gar nicht die Rede war, wurden in Berlin gezählt: 4718 Wohnungen ohne jeden heizbaren Raum, 27160 Wohnungen mit nur einem einzigen heizbaren Raum, die von sechs und mehr als sechs Personen dauernd bewohnt werden. Mehr als 200000 Menschen hausen also allein in unserer glänzenden Reichshauptstadt in Verhältnissen, in denen ein gesundes Familienleben fast unmöglich erscheint. In anderen deutschen Gemeinden steht es noch schlimmer als in Berlin; und keine Lohnerhöhung, die die Arbeiter sich oft mit schweren Opfern erkämpfen, vermag ihre Lebenshaltung wirklich zu verbessern, so lange die Miethsteigerungen die Lohnerhöhungen aufzehren. Wenn

es doch erst als selbstverständliche Pflicht für Jeden, der von der Gesellschaft als gebildet anerkannt werden will, gälte, wenigstens solche Elementarzahlen der deutschen Volkswirthschaft zu wissen! Dann würden wohl nur noch wenige Menschen sich der allerdings bequemen Täuschung hingeben können, mit Vereinen zum Almosengeben, zur Hebung der Ethik, zur Förderung der Kunst unter dem Volk, zur Bekämpfung des Alkoholismus u. s. w. ihrer sozialen Pflicht völlig zu genügen. Das Wohnungproblem, dem allein durch verständige Gemeindepolitik begegnet werden kann, führt wirklich bis zum Grunde des sozialen Problems hinab. Mögen meine „Aufgaben der Gemeindepolitik“ helfen, hier Wege zur Besserung zu zeigen. Der Verleger, der ja auf nationalökonomischem Gebiet zu den Kundigsten in Deutschland gehört, muß wohl gutes Zutrauen haben, sonst hätte er nicht den Preis des Werkes auf anderthalb Mark festgesetzt, also auf etwa ein Drittel des Preises, der sonst für ein nationalökonomisches Werk gleichen Umfanges üblich ist. Adolf Damaschke.

Die Thüren des Lebens. Prag. Verlag Symposion.

Dieses Buch erzählt die Geschichte der Veronika Selig. Wie ihr das Leben die Marter bringt, für die ihr Herz zu eng und zu gütig ist. Wie sie sich verkriecht vor dem Leben und dennoch den Ton seiner Schritte immer wieder hört, wenn es an ihren Fenstern vorübergeht. Und wie sie am Ende sich nicht mehr helfen kann und ihre ungebändigte Liebe, ihre erstarrten Wünsche und ihre verlorenen Tage noch einmal zu einem Abenteuer sich zusammenfinden, das sie doch nun zum Schluß wieder heimkehren läßt in das verrufene Haus, in dem das Leben und das Schicksal gestorben sind. Es ist der Roman der passiven Menschen. Es ist ein Gleichniß und die Legende von der Wiederkehr: die Sage von den Thüren des Lebens, hinter denen die Schauer und das Wunder wohnen und hundert Dinge, die auf uns lasten, die Träume und die Traurigkeit, der Hohn und die Gebete eines hysterischen Herzens.

Prag. Paul Leppin.

Versäumter Frühling. Hugo Steinitz, Berlin 1902.

Weh, daß ich meinen jungen Lenz verträumt,
In Labyrinthen pfadlos mich versäumt,
Indeß der Frühling blühte . . .
Und daß ich meinen Sommer nicht genossen
Und thöricht meine Sinne hielt verschlossen,
Indeß die Rose glühte . . .

In spät entfachter, bunter Herbstespracht
Ist meine arme Seele aufgewacht,
Nun, da die Nebel wallen . . .
Was soll mir jetzt das goldne Purpurlaub!
Den Farbengluthen fehlt der Blüthenstaub —
Die Blätter fallen . . .

Jenny Schnabl.

Rothschild-Lombarden.

In den letzten Wochen ist wieder viel Druckerschwärze für Meldungen über die Oesterreichische Südbahngesellschaft verbraucht worden. Zwei Millionen Kronen Betriebsverlust, Deckung der Obligationenzinsen aus der ohnehin schon geringen Obligationenreserve, Ernennung eines Kurators für alle vorhandenen Prioritäten, Vorschläge zur Hinausschiebung der Tilgung: Das ungefähr war der Inhalt der Nachrichten, die aus Wien hier eintrafen. Daß die Obligationenbesitzer darüber nicht gerade sehr erfreut waren, ist begreiflich; noch näher an die Haut ging die Sache aber den Aktionären. Die Aussicht auf eine lange dividendenlose Zeit ist keinem Aktionär angenehm; ganz besonders ärgerlich mußte sie aber den Südbahnaktionären sein, die die Entwickelung kommen sahen und seit Jahren in allen Generalversammlungen das Beschreiten neuer Wege empfahlen, um dem drohenden Unheil zu entgehen. Jetzt endlich hat die Verwaltung sich zur Annahme eines Theiles dieser Vorschläge bequemt.

Wenn Aktionäre gegen Obligationenbesitzer kämpfen, so wendet die Sympathie gemüthvoller Menschen sich meist den Obligationären zu. Der Aktionär ist Theilhaber des Unternehmens. In den fetten Jahren sieht er mit Verachtung auf die dummen soliden Leute herab, die sich begnügen, gegen lumpige Zinsversprechungen ihm die Gelder zu leihen, die nöthig sind, um das Unternehmen zur Blüthe zu bringen. In schlechten Jahren ist der Aktionär verpflichtet, den Obligationenbesitzern Tribut zu zahlen, denn sie sind seine Gläubiger, vor denen er, wenn er sie braucht, höflich den Hut ziehen muß. Aber wer denkt in den Jahren des Glückes und Glanzes an das traurige Ende? Kommt dann die schlechte Zeit, muß Jahr vor Jahr der Aktionär zusehen, wie seine Gläubiger, behaglich schmunzelnd, die Zinsen in die Taschen stecken, so ist er nur allzu leicht geneigt, jetzt plötzlich mit Ansprüchen an die Obligationenbesitzer heranzutreten und von ihnen zu fordern, sie möchten, damit er Dividende bekommt, auf einen Theil ihrer Rechte verzichten. Diese Neigung ist menschlich, allzu menschlich. Unsere Sympathie aber gehört den Leuten, die sich in den glänzenden Jahren mit dem niedrigen Zinsfuß abfinden ließen, um sich dafür das Recht der Gläubiger zu sichern. Nur sind solche Sympathien an gewisse Voraussetzungen gebunden. Dem Juristen ist jeder Vertrag heilig. Fiat justitia, pereat mundus. Doch der Laie denkt nicht in so starren Sätzen. Er fragt auch nach dem Inhalt und der Genesis der Verträge. Der Obligationär hat mühsam ersparte tausend Mark der Gesellschaft geborgt. Dieser Betrag, so ward versprochen, soll ihm verzinst und nach Ablauf einer bestimmten Zeit zurückbezahlt werden. Plötzlich bietet man ihm nur die Hälfte, vielleicht gar noch einen niedrigeren Zinsfuß. Das empört uns. So etwa lagen die Dinge bei der Reorganisation der Hypothekenbanken. Da war das Vertrauen der kleinsten Sparer mißbraucht worden. Deshalb stellt das Volksbewußtsein die Sanirung der Hypothekenbanken in eine Reihe mit anderen groben Vertragsbrüchen der Finanzgeschichte.

Der Kampf zwischen Obligationären und Aktionären der Südbahn beruht auf einer ganz anderen Voraussetzung. Die Bahngesellschaft ist von den Rothschilds ausgewuchert worden. Das Obligationengeschäft gilt sonst mit Recht als solid; doch bei der lombardischen Bahn wurde diese Solidität immer nur

vorgetäuscht. Charakteristisch ist schon der Spitzname der Bahn; ihre Aktien sind unter dem Namen Lombarden ein allen Börsen Europas wohlbekanntes Spielpapier. Lombarden: so nannte man, ihrer Herkunft nach, im Mittelalter die Wechsler, die auf den Messen umherzogen. Von den einfachen Holzbänken, auf denen sie saßen, war ein weiter Weg zu durchmessen, bis der Kunstbau des modernen Bankgeschäftes erreicht wurde. Diese Lombarden, die auf ihre Weise der Kultur dienten, waren Leute, die das Vertrauen ihrer Kunden selten mit nützlicher Leistung rechtfertigten. Der Name Lombardische Bahn stammt von Linien her, die der Südbahn schon lange nicht mehr gehören. Als Oesterreich noch über die Lombardei herrschte, war das lombardische Schienennetz der Südbahn auch ein Wahrzeichen von Oesterreichs Oberhoheit. Als dann aber die italienische die österreichische Herrschaft ablöste, wurden die lombardischen Strecken an die italienische Regirung verkauft. Es ist wohl nur ein Zufall, daß gerade in diesen Jahren, von 1875 bis 1880, die Aktien zum ersten Mal keine Dividende brachten. Bis dahin waren ganz ansehnliche Dividenden vertheilt worden. Schon vorher aber war das Unheil gesät, das seitdem die Aktionäre so oft schmerzlich spüren sollten. Es gab 150 Millionen Gulden Aktien. Das weiter nothwendige Kapital wurde nach und nach durch Ausgabe von dreiprozentigen Obligationen beschafft. Ich weiß nicht, ob die Aktionäre in diesem niedrigen Zinsfuß einen Vortheil sahen. Das würde der ländläufigen Ansicht entsprechen. Selbst Miquel war ja stolz darauf, daß er in den finanziell schwierigsten Zeiten dreiprozentige Anleihen aufzunehmen vermochte. Gerade das Beispiel der lombardischen Bahn lehrt aber, daß billig verzinste Anleihen mit ihrem niedrigen Ausgabekurs einer Gesellschaft verhängnißvoll werden können und nur den Kapitalisten nützen, die den Kursgewinn einstreichen. Die lombardische Bahn häufte im Lauf der Jahre eine Obligationenschuld von über 900 Millionen Gulden, für die sie in Wirklichkeit knapp 450 Millionen Gulden erhielt, weil im Durchschnitt der Uebernahmekurs auf etwa 48 stand. So mußte eine drückende Last entstehen. Ein Kapital von mehr als einer Milliarde Gulden war, dem Nennwerth nach, in der Bahn investirt. Die Zinsen aber mußten von dem relativ kleinen Aktienkapital — 150 Millionen — aufgebracht werden. Es war also nöthig, für rund 450 Millionen Gulden eine sechsprozentige Verzinsung zu schaffen. Gewiß giebt es Bahnen, die das Anlagekapital viel höher verzinsen, namentlich solche, deren Linien durch reiche Industriegebiete gehen. Aber im Allgemeinen ist bei Bahnen eine sechsprozentige Verzinsung nicht zu erreichen; am Wenigsten bei der Südbahn, deren weites Schienennetz viele unrentable Strecken umfaßt. Noch schwerer als die Verzinsung war in diesem Fall der Tilgungmodus zu ertragen. Das Versprechen, einen Betrag, der höher als der empfangene ist, zu verzinsen, kann ohne allzu große Beschwerde erfüllt werden, — wenn auch mit der Höhe der Schuldsumme natürlich die Last wächst. Ganz anders liegen die Dinge aber, wenn man verpflichtet ist, mehr, als man erhalten hat, zurückzuzahlen. Solche Bürde kann selbst der rentabelste Betrieb kaum tragen. Der Staat, der sich aus irgend einem Grunde genöthigt glaubt, billig verzinste Anleihen zu niedrigem Kurs auszugeben, kann den Ausweg der ewigen Rentenschuld wählen; dann ist er von der Rückzahlungpflicht befreit. Wer aber die Ausgabe einer Bahnobligationenschuld vermittelt, muß wissen, daß die lombar-

dische Methode die Gesellschaft ins Verderben führt. Das war die Schuld der Rothschilds, deren Wucherjoch die Aktionäre abzuschütteln suchen.

Als dieser Versuch, zuerst von den deutschen Aktionären, unternommen wurde, empfing ihn in Oesterreich höhnisches Gelächter. Die Herren der Südbahnverwaltung waren wohl nur an die schlaffe Opposition ihrer weichmüthigen Landsleute gewöhnt und rechneten nicht mit norddeutscher Zähigkeit. In Hamburg entstand ein Aktionärausschuß, der unter der Führung des Rechtsanwaltes Dr. S. Heymann kräftig zu agitiren begann. Und nun wiederholte sich alljährlich in den Maiversammlungen der Südbahn das selbe Schauspiel. Die deutschen Aktionäre trugen ihre Pläne vor, begründeten sie ausführlich, — und die Südbahnherren wiesen alle Vorschläge ab und beriefen sich emphatisch auf Recht und Billigkeit. Sind denn aber die Forderungen der Aktonäre so ungeheuerlich? Das von ihnen herbeigeschaffte Gutachten eines österreichischen Anwaltes beweist haarscharf, daß von der Verwaltung den Obligationären freiwillig manche Konzessionen gemacht wurden, auf die sie keinen unbedingten Anspruch hatten, deren Rechtsgrundlage vielmehr höchst zweifelhaft ist; ich will zunächst nur von denen reden, die sich auf Tilgung und Verzinsung beziehen. Die dreiprozentige Obligationenschuld der Bahn war in Silber bezahlt worden, die Bahn aber zahlte auch in letzter Zeit, trotz den veränderten Werthverhältnissen, die Zinsen in Gold. Auch bei der Auslosung wurde der Gegenwerth der ganzen Stücke in Gold bezahlt. Das Gutachten des Advokaten Dr. Weißhut läßt gewichtige Zweifel darüber bestehen, ob die Gesellschaft verpflichtet war, in Gold zu zahlen. Die Südbahndirektion hat sich entschieden geweigert, den Auszahlungmodus zu ändern; die Aenderung, hieß es, könne den Kredit der Gesellschaft gefährden. Diesem Argument haben sich die Aktionäre gefügt. Sie wollen nur noch die drückende Tilgungpflicht erleichtern. Aber auch hier dachten die deutschen Aktionäre nicht an einen Rechtsbruch. Weißhuts Gutachten zeigt, daß für eine ganze Reihe von Serien der dreiprozentigen Obligationen die Verpflichtung der Auslosung zum Nennwerth nach einem festen Plan gar nicht besteht. Die Konzession der Südbahn läuft 1968 ab. Bis dahin müssen alle jetzt umlaufenden Obligationen in Höhe von 1,91 Milliarden Francs getilgt sein. Doch ist nicht etwa für die Tilgung der ganzen Summe ein einziger Schlußtermin vorgesehen. 82 Millionen müssen bis 1949, eine Milliarde bis 1954, etwa 800 Millionen bis 1968 getilgt sein. Natürlich wäre schon viel gewonnen, wenn die Endfrist der Tilgung für die ganze Summe bis 1968 hinausgeschoben werden könnte. Das verlangen die Aktionäre. Und sie berufen sich darauf, daß ein Schade dadurch nicht entstehen könnte, weil an der Börse die zu verschiedener Zeit rückzahlbaren Serien die selbe Kursnotiz haben. Das beweist, wie wenig Werth das Kapitalistenpublikum der früheren oder späteren Rückzahlung beimißt. Ferner fordern die deutschen Aktionäre, der Gesellschaft solle erlaubt werden, einen Theil ihrer Obligationen durch Rückkauf zum Tageskurs zu tilgen. Dadurch wäre die Gesellschaft beträchtlich entlastet, denn die dreiprozentigen Obligationen stehen jetzt etwas unter 70. Für jede einzelne Obligation würde der börsenmäßige Rückkauf also ein Erträgniß von rund 150 Francs — gegenüber der Auslosung zum Nennwerth — liefern. Auch hier soll Niemand geschädigt, kein Recht verletzt werden; die wenigen Börsenleute, die ihre Obligationen theurer gekauft hatten, waren ja nicht zum Verkauf gezwungen.

Wer den Pariwerth erhalten will, muß eben bis zum Verlosungtermin warten. Auf Obligationäre, die zu niedrigem Kurs gekauft hatten, war keine Rücksicht zu nehmen; und erst recht nicht auf die ersten Besitzer, die ihre zum wucherischen Uebernahmepreis erworbenen Obligationen noch liegen hatten. Allen Vernunftgründen wurde in den Generalversammlungen stets mit nichtssagenden Ausflüchten begegnet und allen Warnungen zum Trotz blieb die Verwaltung bei ihrem ruchlosen Optimismus. Jetzt plötzlich ist sie zu Vorschlägen genöthigt, die den früher abgelehnten sehr ähnlich sind. Mit einigen Abweichungen im Detail werden die Forderungen der deutschen Aktionäre nun auch von der Verwaltung aufgenommen. Sie versagte ihnen die Anerkennung, so lange es sich nur um das Interesse der Aktionäre handelte, und fügte sich erst, als die Obligationäre vor der Gefahr des Zinsverlustes standen. Wäre die Südbahnverwaltung nicht so kurzsichtig gewesen, hätte sie sich schon vor fünf Jahren zu Reformen entschlossen, dann hätten die Aktionäre allerdings vielleicht eine um 1 oder 2 Prozent höhere Dividende bekommen, die Beunruhigung der Obligationäre wäre aber vermieden worden, die den Kredit der Gesellschaft mehr geschädigt hat, als irgend eine reformirende Maßregel vermöchte. In den Publikationen der Südbahn werden fast wörtlich die Gründe der Opposition nach Weißhuts Gutachten angeführt. Haben die weisen Herren wirklich erst jetzt eingesehen, daß diese Gründe stichhaltig sind?

Der lange Widerstand der Direktion ist — darüber täuscht sich wohl Niemand — darauf zurückzuführen, daß die Rothschilds in Wien, Paris, London nicht Lust hatten, die Sünden ihrer Väter an der Lombardenbahn gutzumachen: sie wollten die alte Beutepolitik weitertreiben. Aus diesem Lager stammt auch sicher der Satz, den ich in einem berliner Börsenblatt fand: „In den Verhandlungen, die im verflossenen Herbst zwischen dem wiener Verwaltungrath der Südbahn und den Mitgliedern des pariser Kommitees in Paris gepflogen wurden, ist die Vereinbarung getroffen worden, eine von den deutschen Aktionären schon lange betriebene Auseinandersetzung mit den Prioritätenbesitzern erst dann anzubahnen, wenn die ziffernmäßigen Erträgnisse der Bilanz für das abgelaufene Geschäftsjahr vorliegen und aus dieser Bilanz die unabweisliche Nothwendigkeit solcher Schritte sich ergiebt." Das heißt: wir haben beschlossen, bis zur allerletzten Stunde, so lange, wie es irgend möglich ist, die Kräfte der Gesellschaft für die Obligationenbesitzer auszunutzen, mag dabei auch die Gesellschaft zu Grunde gehen. So lange nur die leiseste Hoffnung auf vollen Zinsgenuß der Obligationäre blieb, sträubte man sich mit Händen und Füßen gegen jede Reform. In dem Bericht des erwähnten Börsenblattes, das ein vielleicht ahnungloser Schmock von Wien aus bedient, steht aber noch Schöneres. Zunächst wird versichert, die Transaktion sei natürlich im vollsten Einverständniß mit den wiener und pariser Häusern Rothschild erfolgt. Dann aber heißt es: „Doch mag bei diesem Anlaß den widersinnigen Unterstellungen entgegentreten werden, daß das Haus Rothschild wegen seines Prioritätenbesitzes die Interessen der Aktionäre denen der Prioritätenbesitzer hintansetzt. In dieser Beziehurg ist Ihr Korrespondent von maßgebender Stelle autorisiert, mitzutheilen, daß seit Jahren der Besitz der beiden Häuser Rothschild an Obligationen der Südbahn ein ganz geringer ist, während die beiden Welthäuser allerdings einen sehr bedeutenden Aktienbesitz in sich vereinigen, durch den sich kaum wieder einbringliche Verluste von vielen Millionen

ergeben." Ich kann natürlich keine positiven Angaben über den Prioritätenbesitz der Herren Rothschild machen, da ich leider zu ihnen gar keine persönlichen Beziehungen habe. Ich kann auch nicht für die Richtigkeit der Darstellung bürgen, die ein freundlicher Zufall mir zugetragen hat. Danach hat das Geschick der dreiprozentigen Südbahnobligationen den Inhalt einer Tragikomoedie im Hause Rothschild geliefert. Zur Aussteuer einiger Töchter aus diesem Haus hatten starke Posten österreichischer Südbahnobligationen gehört und jede Zinsverkürzung könnte recht bösen Familienzwist herbeiführen. Das mag eine der vielen Legenden sein, die wiener Phantasie ersonnen hat, meinetwegen auch ein schlechter Witz. Die Methode aber, die von den Rothschilds und ihrer Presse angewandt wird, verdient Beachtung. Der Aktienbesitz der Familie Rothschild soll Millionen betragen. Das glaube ich; auch, daß auf diesen Aktien vielleicht Verluste ruhen, deren Höhe minder bemittelte Leute in den Konkurs treiben könnte. Die Frage ist nur, ob es sich hier nicht am Ende um Verluste handelt, die man durch Gewinne auf der anderen Seite, namentlich bei der Verzinsung und Tilgung der Obligationen, wieder einzubringen hofft. So oder ähnlich muß es sein; sonst wäre der Verlauf der bisherigen Generalversammlungen, die ganz unter Rothschilds Einfluß stehen, überhaupt nicht zu begreifen. Man braucht übrigens nur einen Blick auf die Statuten der Südbahn zu werfen, um das Streben zu merken, den Aktionären alle Rechte zu verkümmern. Erst der Besitz von vierzig Aktien gewährt das Recht auf eine Stimme. Niemand darf mehr als höchstens zehn Stimmen für sich und zehn Stimmen mit Vollmacht vertreten. Nur Aktionäre dürfen die Vertretung fremder Aktien übernehmen. Diese Bestimmungen haben das Gros der Aktionäre völlig ausgeschlossen und den Rothschilds und deren Strohmännern alle Macht gesichert. Thatsächlich ist man von je her übel mit den Aktionären umgegangen. Wegen einer geringfügigen Konzessionverlängerung hat man die fünfprozentige Dividendengarantie in die Garantie eines Bruttoerträgnisses umgewandelt. Und 1899 hat die Generalversammlung beschlossen, die bis dahin bestehende Pariauslosung für die Aktien zu suspendiren; dieser Beschluß brachte die Aktien um ihre letzten Chancen. Wer soll denn glauben, eine unbeeinflußte Generalversammlung, die wirklich nur Aktionärinteressen vertritt, könne solche Beschlüsse fassen? Nein: im Verwaltungrath sitzen Leute, die Rothschild am Draht lenkt, und die Generalversammlungen sind von Rothschild inszenirte Komoedien. Der Betriebsleiter, Herr Eger in Wien, trägt zwar den Titel eines Generaldirektors, hat aber nach dem Statut gar nichts zu sagen. Der Verwaltungrath herrscht und der Verwaltungrath ist Rothschild.

Auch im Geschäftsleben ist Macht des Rechtes Schöpferin. Wenn also die Rothschilds eine durch ihre Finanzpolitik an den Rand des Abgrundes gebrachte Gesellschaft noch weiter ausbeuten wollen, so wird schwerlich Jemand sie hindern können. Nur sollen sie uns dann wenigstens mit ihren ethischen Redensarten verschonen und uns nicht vorjammern, wie viel sie an den Lombardenaktien verloren haben. Der Egoist, der den Muth seiner Skrupellosigkeit hat, ist zu ertragen: sentimentale Wucherer aber sind kaum noch in Melodramen möglich.

Plutus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 26. April 1902.

Ilja von Murom.

Durch die Bylinen, die Volksepen der Moskowiter, schreitet mit schwerem Tritt ein frommer Held, dem im Riesenkörper das Herz eines Kindes schlägt: Ilja aus Murom, eines Bauern Sohn. Dreißig Jahre lang saß er gelähmt auf einem Fleck und die Eltern fürchteten schon, ihr großer, ungeschlachter Junge werde Arme und Beine nie mehr rühren lernen. Eines Tages aber, da er allein in der Hütte war, klopften zween Pilger, baten um Einlaß und riethen ihm, der sich auf die Lähmung der Hände und Füße berief, ruhigen Muthes nur aufzustehen und ihnen das Thürchen zu öffnen. Er thuts, wird von den Pilgern mit Wein gelabt und ist von dieser Stunde an der starke Mann, dem die Gewaltigsten nicht widerstehen können. Selbst schmiedet er sich die Waffen, badet nächtens sein plumpes Bauernfüllen im Thau, daß es eines Ritters würdiges Streitroß werde, und zieht, mit der Eltern Segen, der Häuser bauet, dann hinaus in die weite Welt. Des Landes Bedränger wirft er in den Staub, Räuber und böse Riesen, schlägt ein Tatarenheer in die Flucht und wird der Schützer der Schwachen. Kronen und Schätze und schöner Frauen Gunst verschmäht er, der nicht Macht noch Genuß sucht, sondern im Dienst des gequälten Volkes christlich handelt und wandelt. So oft er die Erde berührt, wächst seine Kraft; und fast vierhundert Jahre währt schon sein Leben, als Engel ihn vom Roß heben und nach Kiew ins Höhlenkloster tragen, auf daß er an Heiliger Stätte sterbe. Lange wurde den Reisenden dort sein Grab gezeigt. Im Lied aber lebt noch heute der nationale

Held, den nicht Hang zu Abenteuern, nicht Rachsucht noch Machtbegier aus der Enge trieb. Alte und neue Dichter haben ihn als den Mythengenius des russischen Volkes verherrlicht, das nicht zu besiegen sei, wenn es zur rechten Stunde wider die Herrschaft der Bosheit aufstehe und dem Gebot des Christengottes gehorche. Und immer, wenn im finsteren Russenreich der Druck unerträglich wurde und gebundene Kräfte die Eisenketten zu sprengen drohten, huschte ein Flüstern über die schwarze Erde, ein angstvolles Hoffen: Ist Ilja, der Muromer, von der Lähmung erlöst und wird er die ungelenken Riesenglieder endlich nun, endlich zur Befreierthat regen?

Wieder geht, seit aus den Hauptstädten schlimme Kunde in die Dörfer drang, die alte, oft in sternlose Nächte geseufzte Frage durch das Land. Oben, in der dünnen Schicht der Gebildeten, gährt es; und die akademische Jugend scheint zum äußersten Wagniß entschlossen. Vor einem Jahr wurde der Chef der Unterrichtsverwaltung von einem Studenten getötet; und jetzt ist Ssipjagin, der Minister des Inneren, von einem Studenten ermordet worden. Zwischen den beiden Thaten liegen Studentenkrawalle und Straßenkämpfe. Man hat die jungen Leute niedergeschossen, nach Sibirien verschickt, ausgepeitscht und unter die Soldaten gesteckt: nichts hat geholfen. Schon wird in Europa von dem nahen Ausbruch einer russischen Revolution gesprochen und der Weiße Zar beschworen, ehe es zu spät wird, sein Selbstherrscherrecht zu opfern; er sei jung, offenbar guten Willens und könne die Nothwendigkeit liberaler Reformen nicht länger verkennen. Was er thun soll, ward ihm bisher nicht gesagt. Einem Volk von hundert Millionen Analphabeten, das auf einem Gebiet von mindestens zweiundzwanzig Millionen Quadratkilometern lebt, eine Verfassung nach europäischem Muster geben? Zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit Nikolais Großvater auf dem Wege zu diesem Ziel den ersten Schritt that. Am dreizehnten März 1881 — alten Stils — hatte Alexander der Zweite, bevor er zur Parade fuhr, dem von ihm zum Minister des Innern ernannten General Loris Melikow befohlen, im Regirungboten am nächsten Morgen den Ukas zu veröffentlichen, der die Vertreter der Provinzialstände und der Stadtgemeinden zu einer Repräsentantenversammlung in die Hauptstadt rief. Während der Erlaß, der zwar keine Verfassung, doch den Beginn eines politischen Lebens brachte, in der Reichsdruckerei gesetzt wurde, warfen Kibaltschisch und Sofie Perowskij am Katharinenkanal ihre Bomben und der Zar wurde sterbend ins Winterpalais gebracht. Loris Melikow ließ nachmittags den trauernden Sohn des Gemordeten fragen, ob der Ukas erscheinen solle; gewiß, war die Antwort: gleich morgen

soll das Volk das Testament meines Vaters lesen. Mitten in der Nacht kam der Gegenbefehl: die Veröffentlichung sei aufzuschieben. Ein paar Tage später war Katkow in Petersburg und Alexander der Dritte erklärte in seinem ersten Erlaß, er werde die Autokratie, der Rußlands Größe zu danken sei, ungeschmälert auch ferner wahren. Dieses Gelübde des Vaters hat der Sohn erneut. Er könnte, nach der Ermordung Carnots, Umbertos, Mac Kinleys, fragen, ob der Modeparlamentarismus denn ein spezifisches Mittel gegen Attentate sei, und die aufdringlichen Mahner an Goethe weisen, der gesagt hat: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift.“ Eine Konstitution ist in Rußland nicht nur unmöglich: sie wird von der Masse der Muschiks auch gar nicht ersehnt. Heute noch sind die Worte aus der Denkschrift Karamsins wahr, die der Ausgangspunkt der slavophilen Bewegung wurde, und jeder gewissenhafte Würdenträger im Zarenreich muß die Warnung beherzigen, künstlich im Lande des Palaeologenadlers Bedürfnisse zu schaffen, die der beste Wille nicht befriedigen kann.

Die Gebildeten, die Europas Kultur beleckt hat, haben dieser Mahnung nie gelauscht. Auf dem Thron der alten Khane vertrat sie der erste Alexander, der bekannteste Typus des gebildeten Russen: weich und dennoch brutal, eifrig im Ersinnen ausgreifender Pläne und schlaff in der Ausführung, eigensinnig und doch leicht bestimmbar, wie alle Menschen, die ihres Wollens Ziel niemals klar vor sich sahen. Wer weiß, was aus Rußland geworden wäre, wenn Speranskijs genialischer Sprudelgeist länger den schwankenden Sinn des Kaisers gelenkt hätte, der Laharpes Schüler bleiben und der Frau von Krüdener doch die Treue halten wollte? Ohne Karamsins rauhen Eingriff, der neue gefährliche Proben hinderte, hätten die Dekabristen vielleicht mehr Anhang gefunden. Lange blieb auf der Oberfläche dann Alles ruhig. Nikolaus herrschte, ein Russe vom alten Schlag, ein Mann ohne Nerven, ohne flatternde Phantasie, doch unbeugsamen Willens, der nie weit vorausschaute, das nächste Ziel aber deutlich erkannte. Schon regte sichs überall in Europa; Rußland nur schien noch zu schlafen. Wie in den nordischen Flüssen unter der dicken Eiskruste aber das Leben auch im tiefsten Winter fortströmt, so zuckte es unter der nikolaitischen Uniform auch durch die Glieder des Riesenreiches. Sacht wurden neue Gedanken, neue Zwangsvorstellungen im Dunkel über die Grenze geschmuggelt. Das war die Zeit, wo

der Student ins politische Leben trat. Puschkin hat Einen aus dieser Schaar geschildert: Wladimir Lenskij, Onjegins Freund, den schönen Jüngling mit den langen Locken und der Göttingerseele, der im deutschen Nebellande die Freiheit lieben und Kant bewundern gelernt hat. Dieser Lenskij ist noch ungefährlich; ein Enthusiast, der sich an Schillers Dichtung berauschte und den Ehrgeiz des Poeten heimwärts trägt. Nach ihm aber kommen Andere, deren Leidenschaft sich nicht in Gedichte löst. Die Werke von Hegel und Feuerbach, Proudhon, Fourier, Saint-Simon werden eingeschleppt, die jungen Leute fangen an, die Nationalökonomie des Westens zu studiren, das Geschlecht reift, das Turgenjews Novellen die Helden gab. Bazarow sieht anders aus als Lenskij. Er liebt nicht, schwärmt und bewundert nicht; keiner Autorität beugt er sich, kein Dogma, kein Sittengesetz ist ihm heilig. Staat, Volk, Religion? Nitshewo. Alles Unsinn. Alles muß anders werden. Das neue Evangelium hatte gewirkt. Der demokratische Sozialismus wurde hier, wo er einem Herzensbedürfniß und dem Trieb der Rasse entsprach, mit heißerer Inbrunst aufgenommen als in Europa. Bjelinskij wurde zum unerbittlichen Kritiker des historisch gewordenen Rechtszustandes, Herzens „Glocke" läutete mit weithin schwingendem Ton durch das Land, Bakunin predigte die Propaganda der That und pries, als commis voyageur der Revolution, die Zerstörerwuth als eine Schöpfermacht. Die ganze gebildete Jugend war mit den Empörern. Natürlich: sie sah ein geistig hilfloses, in wirthschaftlicher Noth verkümmerndes Volk, fühlte den furchtbaren Druck einer unbarmherzigen Theokratie auf sich lasten und wähnte, nur der Regirenden böser Wille halte das Reich in den lähmenden Banden der Knechtschaft zurück ... Dem verhaßten Zarismus wurde damals der nahe Zusammenbruch prophezeit. Aber der Riese aus Murom rührte sich nicht.

Wie oft hat sich im Lauf der russischen Geschichte dieses Schauspiel wiederholt! Das Land, das drei Jahrhunderte lang das Tatarenjoch trug und dessen Mittelalter noch fortwährte, als in Preußen das Fritzenregiment zu Ende ging, sollte mehr als einmal schon von einem zum anderen Tage mit Europäertünche gestrichen werden. Die schlimmsten Folgen hatte Peters hastiger Versuch, mit asiatischen Mitteln — nach Kostomarows den Kern treffendem Wort — sein Reich zu europäisiren. Diesem Selbstherrscher, den man nicht unter die großen Regenten rechnen sollte, fehlte jedes intime Verständniß für die Lebensbedingungen seines Volkes; er glaubte, die Modernisirung werde vollendet sein, wenn er das halb priesterliche Gewand seiner Ahnen mit einem bunten Militärrock und den biblischen Zarentitel mit dem

Namen eines Kaisers vertausche, den Männern den Kaftan, den Frauen den Schleier verbiete und dem Land eine neue Hauptstadt aus den Sümpfen zaubere. Von tatarischen und byzantinischen Traditionen hat er das Reich befreit, doch es im Innersten geschwächt und den Keim des gefährlichsten Dualismus in die ruhig hindämmernde slavische Seele gesenkt. Joseph de Maistre hat diesen verhängnißvollen Fehler richtig erkannt, als er an einen russischen Freund schrieb: Pierre vous a mis avec l'étranger dans une fausse position. Nec tecum possum vivere nec sine te: c'est votre devise. Noch heute ist die Nachwirkung dieses glänzenden Irrthums zu spüren. Dem gebildeten Russen bringt jeder Tag unbequeme Belästigung. Die Zeitungen werden geschwärzt, verdächtige Bücher von willkürlich schaltenden Censoren dem Käufer vorenthalten. Jedes unbedachte Wort, jede Denunziation eines Feindes kann zu administrativer Maßregelung führen. Und nirgends, so weit man das Auge schickt, das Frühroth hellerer Zeit. Selbst die Sapadniki, die Bewunderer westlichen Wesens, wissen keine ausreichende Antwort auf die Frage, was denn geschehen solle. Sie schämen sich vor Europas spöttischem Blick, — aber das Land ist zu groß, die Bedürfnisse der Masse sind von denen der schmalen Oberschicht zu verschieden, als daß man hoffen dürfte, eine Allen genügende Wandlung zu erleben. Der Zustand wäre unerträglich, wenn das nationale Temperament ihn nicht ertragen hülfe. Der Russe ist reich an Ideen und einbildnerischer Kraft, aber sein müder Wille rüstet sich selten zur That; er nimmt sich viel vor und führt wenig aus, taumelt von tiefster Melancholie in dionysische Lust und vergißt morgen, was er heute sein Lebensziel nennt. Er schätzt den Werth des Daseins so gering, ist so gewöhnt, im Rausch der Sinne oder des Intellektes um Kopf und Kragen zu spielen, daß der Gedanke an den Tod ihn kaum noch schreckt. Kein Anderer, sagt Anatole Leroy-Beaulieu in seinem Buch über das Zarenreich, weiß zu leiden und zu sterben wie der Russe; dans son tranquille courage devant la souffrance et la mort il y a de la résignation de l'animal blessé ou de l'Indien captif, mais relevée par une sereine conviction religieuse. Daher die Fülle der jungen Menschen, denen die Wimper nicht zuckt, während sie dem Henker entgegenschreiten. Rußland ist kalter Orient. Das Gehirn dieser Menschen arbeitet nicht so ruhig und pünktlich wie das wohltemperirter Europäer. Ein Fünkchen, ein über Nacht hereinbrechender russischer Frühling, der den eben noch starren Boden mit Blumen bestickt: und Jünglinge und Mädchen werfen Alles weg, was ihnen das Leben bisher

schmückte, rennen ins Kloster oder ins Lazareth, schneiden sich die Pulsadern auf oder morden einen Minister, werden Bauern oder Straßensänger, Samariterinnen oder Prostituirte. Warum? Aus Verzweiflung, aus Alltagsekel, in ekstatischer Sehnsucht nach unbekannten Wonnen, und wären es die schmählichster Erniedrigung ... Nietzsches Psychologengenie hat in Dostojewskijs Werk die Aehnlichkeit mit der labilen Welt der Evangelien gefühlt.

Der Herr aller Reußen mag oft jetzt des Wortes denken, das Puschkin den Usurpator Boris Godunow sprechen ließ: Schwer drückt die Krone des Monomachos! Nikolai Alexandrowitsch ist vor die Aufgabe gestellt, ein Millionenvolk zu Selbständigkeit und geistiger Reife zu erziehen. Er möchte helfen und muß auf Schritt und Tritt doch die Ohnmacht des Autokraten empfinden. Ein Jahr ist vergangen, seit er den alten General Wannowskij zum Unterrichtsminister ernannte und ihm auftrug, das ganze Schulwesen im Sinn liebevoller Fürsorge zu reformiren. Die Jugend hat sich der guten Absicht nicht dankbar gezeigt; zu hart ist der Druck der Ketten, zu eindringlich mahnt der in die Ferne schweifende Blick, den Kampf für die Befreiung der Geister zu wagen. Die revolutionäre Wuth der Akademiker wird, wie so oft schon, nach kurzem Aufflackern wieder verglimmen. Unten aber hungert das Volk, hungert und stöhnt und kann die Glieder nicht regen. Das ist die Gefahr. Der Europäerhochmuth, der seinen engen Verhältnissen die Norm für fremde Kulturen entlehnt, vergißt immer wieder, daß Rußland ein von der Wurzel unlösbarer Islam ist, der seine Zukunft in Asien zu suchen hat und dem der modische Firniß nicht nützen kann. Die winzige Minderheit, die nach politischer Freiheit langt, ist heute noch leicht zu bändigen und gegen sie würden, auf Batjushkas Ruf, die Bauern in Schaaren aufstehen. Doch diese asiatische Großmacht braucht Geld, braucht, um endlich die ungeheuren Bodenschätze zu heben, eine Industrie, der die Technik Entbinderdienst leisten muß. Diese Revolution ist zu fürchten, sie ganz allein. Wenn die Wissenschaft sich dem von der Scholle gerissenen, in Stadthöhlen gepferchten Mushik verbündet, ihm von Menschenrechten spricht und die kommunistischen Instinkte der Rasse aufstachelt, kann der Palaeologenthron leicht ins Wanken gerathen. Noch sitzt, ob es im Dachgebälk auch schon knistert, Ilja aus Murom regunglos auf seinem Platz, ein gelähmter, zum Kampf unfähiger Riese. Nicht der Pilger Bitte wird ihn diesmal erlösen; aber die Stunde wird kommen, wo die Noth ihn aus der morschen Hütte in die Fabrik treibt. Und dann wird der täppische Held schnell das Gehen und des Waffenschmieds Handwerk lernen.

❦

Entwickelungstufen.

Darf ich den im vorletzten Heft abgeschlossenen historischen Ausführungen noch einige methodologische Worte hinzufügen? Ich glaube, daß ich meine erkenntnißtheoretische Mauserungzeit hinter mir habe, — wenn solche Zeiten nicht etwa den Charakter der Periodizität aufweisen. Wie Dem nun auch sei: mein Freund Breysig ist jetzt augenscheinlich in einem Entwickelungmoment begriffen, in dem er das lebhafte Bedürfniß der Erörterung geschichtlich-methodologischer Kontroversen hat und auch öffentlich zur Geltung bringt. Das ist sein gutes Recht und ich bin der Letzte, es nicht anzuerkennen; folgen aber möchte ich ihm auf seine wiederholt gegebene Anregung hin doch nur bis zu der Grenze, daß ich seinen Ausführungen in dieser Zeitschrift gegenüber hier einige Sätze zusammenstelle, die mir das Ergebniß langer Erfahrung sind.

Das Bestreben, geschichtliche Thatsachen und Thatsachenreihen zu vergleichen, ist so alt wie das Bestreben, den geschichtlichen Verlauf überhaupt wissenschaftlich zu erfassen: beide Versuche sind im Grunde identisch und reichen bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Seitdem beginnt ein neues Zeitalter oder vielmehr das Zeitalter der Geschichtforschung; und die Unterschiede sind bis auf den heutigen Tage nur gradmäßig, so sehr sie, von dem Standpunkte eines engeren Zeitabschnittes aus betrachtet, als absolut empfunden werden mögen.

Im Verlauf dieser vergleichenden Bestrebungen tritt nun der Gedanke, die Entwickelungsgänge der einzelnen Völker an sich, also abgesehen von ihrer Stellung in dem Zeitablauf der absoluten Chronologie, in ihren gegenseitigen Verlaufsstufen zu parallelisiren, schon früh auf. Der Moment dieser Auffassung ist gegeben, sobald die Versuche der Identitätphilosophie aufhören, den Gang der menschlichen Geschicke als einen in sich stetig fortentwickelten, ohne Unterbrechung höhere Stufen erreichenden zu begreifen. Wer dann zum ersten Mal ein griechisches Mittelalter mit einem germanisch-romanischen, eine Neuzeit des römischen Kaiserthumes mit der Neuzeit der modernen Jahrhunderte verglichen hat: ich weiß es nicht. Persönlich ist mir erinnerlich, daß sich Roscher dieser Vergleiche in seinen Vorlesungen der zweiten Hälfte der siebenziger Jahre als eines gewöhnlichen Darstellungmittels bediente.

Handelt es sich hier um die Vergleichung von Zeitaltern als Ganzes, so ist die im engeren Sinn so genannte vergleichende Geschichte andere Wege gezogen. Bekanntlich wird seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Aufarbeitung des ungeheuren Stoffes der geschichtlichen Ueberlieferung immer mehr getheilt: an die damals vorhandenen praktischen geisteswissenschaftlichen Disziplinen der Theologie und Jurisprudenz hatten sich schon längst Kirchengeschichte und Rechts- und Verfassungsgeschichte angeschlossen; darauf kamen

in buntem Reigen Literatur- und Kunstgeschichte, Wirthschaft- und Literaturgeschichte u. s. w. Diese Entwickelung hat ihre großen Vortheile gehabt und hat sie noch; daß sie volle Erfolge nur erreichen kann, wenn die Theilung durch eine rationelle Arbeitvereinigung ergänzt wird, sieht heute erst eine Minderzahl der Forscher ein. Einstweilen also bestand und blühte die Theilforschung. Und in ihrem Bereich wurde man nun vergleichend: es entstand eine vergleichende Verfassung- und Rechtsgeschichte, eine vergleichende Religiongeschichte, eine vergleichende Literaturgeschichte u. s. w.

Die Frage ist, was damit gewonnen war.

Mit Nutzen vergleichen kann man nur einfache Erscheinungen; bei komplexen Erscheinungen stehen die identischen Momente neben nicht identischen; und so liefert die Vergleichung wohl vage Analogien, aber keine wissenschaftlich klaren und brauchbaren Ergebnisse. Ist die Vergleichung ein Moment des induktiven Schlusses, so muß zu der Induktion die Abstraktion, die Isolirung kommen, soll sie wirklich fördern. Ein Beispiel; und eins der einschneidendsten. Im sechzehnten Jahrhundert, als Neigungen wirklich eigenen wissenschaftlichen Denkens, nicht nur das gelehrte Bestreben, die antike Tradition weiter zu überliefern, bei den europäischen Völkern erwachten, trat sofort das Bedürfniß auf, die natürliche Welt der Erfahrungen einheitlich zu verstehen. Wie faßte man die Aufgabe an? Man suchte das Identische in der Summe der Einzelerscheinungen und man fand die Kraft. Gewiß ein schon recht hochstehendes Vergleichungresultat. Aber half es wissenschaftlich weiter? Die Ergebnisse waren, wie ich zeigte, die naturphilosophischen Pantheismen eines Telesio und Giordano Bruno, eines Weigelt und Boehme und die naturwissenschaftliche Methode eines Theophrastus Bombastus Paracelsus. Geblieben ist uns aus der ganzen Bewegung als dauerndster Niederschlag bis heute nur das Wort Bombast. Aber auf die Alles auf einmal umarmenden Enthusiasten folgten Stevinus und Galilei: sie gingen auf die Elemente, die den komplexen Naturerscheinungen zu Grunde lagen, und die Lehre von der schiefen Ebene und die Fallgesetze forcirten den Eingang zur modernen Mechanik, Physik, Naturwissenschaft überhaupt.

Das Beispiel giebt gegenüber den Alles vergleichenden einzelnen Geschichtdisziplinen zu denken. Wie sollen bei der Vergleichung so komplexer Erscheinungen, wie es jede Religion, auch die niedrigste, und jeder Staat, auch der elendeste, sind, einfache Ergebnisse herausspringen? Nur vage, oft gewiß sehr geistreiche Analogien werden zu Tage gefördert. Und das Selbe gilt von vergleichender Literaturgeschichte und einigen verwandten Disziplinen: der Kulturausschnitt, den sie als Objekt haben, ist in seinen Verursachungen und Motivirungen viel zu verwickelt, als daß ein Vergleich vom Ganzen her wirklich genügende Ergebnisse liefern könnte.

Den Elementen muß sich die vergleichende Geschichtwissenschaft zuwenden, will sie Erfolge sehen. Den Elementen, wie sie in den einfachsten psycho-logisch-geschichtlichen Thatsachen, der Anschauung, dem Begriff, dem Trieb zur Erhaltung und der Förderung der Lebenslust u. s. w. gegeben sind.

Auf der Untersuchung der geschichtlichen Entwickelung dieser Elemente ist meine Deutsche Geschichte von Anbeginn — Das heißt: seit den ausgehenden siebenziger Jahren — aufgebaut worden. Der Frage zugewandt, inwiefern sich die Entwickelung der angegebenen Elemente induktiv werde auffinden lassen, begriff ich sehr bald, Das werde nur in der Durcharbeitung der historischen Ueberlieferung einer ganzen Nationalgeschichte möglich sein und hierfür biete die deutsche Geschichte bei ihrer überaus weit zurückreichenden Ueberlieferung besonders günstige Aussichten. Und schon früh habe ich auch induktiv die Stufen dieser elementaren sozialpsychischen Entwickelungen gefunden: bereits der erste Band meiner Deutschen Geschichte (1891) spricht völlig klar und unzweideutig von einem symbolischen, typischen, konventionellen, individualistischen und subjektivistischen Zeitalter und theilt nach ihnen den ganzen Verlauf der Entwickelung ein.

Man sieht aus dem bisher Erzählten, daß es in der ganzen Intention dieser Vorgänge von vorn herein beschlossen war, Entwickelungstufen des Seelenlebens aufzufinden, die jeder großen menschlichen Gemeinschaft, jeder Nation gemeinsam waren. Ganz etwas Anderes aber war die Frage, wann es möglich sein würde, für dieses Problem den induktiven Nachweis einer günstigen, bejahenden Lösung zu führen. Ich jedenfalls habe die für die Geschichte des deutschen Seelenlebens gefundenen Entwickelungstufen nicht als allgemeine hinstellen wollen, ehe ich dafür nicht den absolut sicheren Beweis in der Hand hatte: und so verhielt ich mich zu dem Problem, inwiefern etwa die in der deutschen Geschichte gefundenen psychischen Entwickelungstufen allgemein giltig seien, nach außen hin in der Hauptsache indifferent.

Aber innerlich und in zunächst privaten Studien hat es mich fortwährend beschäftigt. Und da ergaben sich für die Lösung Schwierigkeiten, die in der Hauptsache denn doch nicht blos in der richtigen Stollenführung hinein in die enormen Stoffmassen der geschichtlichen Ueberlieferung begründet lagen. Enthielt denn die deutsche Geschichte alle Entwickelungstufen? Bekanntlich bricht sie, wenn sie auch in hohes Alterthum hinaufführt, doch schon in den Zeiten der relativ weit entwickelten Kultur der caesarischen und taciteischen Periode ab. Was lag vor ihr? Die Antwort auf diese Frage konnte in der Geschichte keines anderen sogenannten Kulturvolkes gefunden, sie mußte vielmehr völkerkundlich gesucht werden. So kam es darauf an, den ungeheuren Stoff der Ethnographie in Perioden relativer Chronologie, in Stufenfolgen seelischer Lebensäußerungen zu zerlegen. Und wenn Das gelang: Wie weit führte wieder

die Völkerkunde? Bis zum „Anfang“? Man kennt die Kontroversen zwischen Bastian und Ratzel und das Problem primitiver Verfallskulturen: war hier zu einem Ende zu gelangen? Nur die Kinderpsychologie schien die Möglichkeit einer ungefähren und hypothetischen Entscheidung zu bieten.

So waren es mannichfache Studien, die hier allein fördern konnten. Ich habe sie, in einigen entscheidenden Zügen, aber keineswegs vollendet, hinter mir; und es wird noch Jahre dauern, ehe ich mit ihnen an die Oeffentlichkeit treten kann. So viel aber erlauben sie mir doch schon mit Sicherheit zu sagen: die gefundenen Zeitalter seelischer Entwickelung sind nach vorn nur noch durch ein einziges neues — ich hatte viel mehr erwartet — zu ergänzen, das ich das phantastische nennen möchte; und ihr Verlauf wiederholt sich ausnahmelos in den großen menschlichen Gemeinschaften der Geschichte. Dies aber auszusprechen, lag mir bei der Ausgabe einer neuen Auflage meiner Deutschen Geschichte deshalb am Herzen, weil mir erst von diesem Standpunkte aus die Nennung der sozialpsychischen Zeitalter auf dem Titelblatt der neuen Auflage und damit die unmittelbarste Einführung der denkenden Zeitgenossen in die neue Eintheilung gerechtfertigt erschien.

Wie stellt sich nun zu Alledem Breysigs System? Ich denke, es läßt sich, wenn auch mit unvermeidlicher Verschärfung und Vergröberung der Hauptlinien, mit wenigen Worten sagen. Denn wiederholte, höchst lehrreiche Aufsätze Breysigs haben die Leser gerade dieser Zeitschrift schon nicht wenig in das Verständniß der Ideenwelt Breysigs eingeführt. Breysig wendet die vergleichende Methode nicht auf die elementaren, sondern auf die komplexen Erscheinungen der geschichtlichen Entwickelung — noch neuerdings sogar auf die komplexeste von allen, die politische — an. Er thut Das mit Scharfsinn und Geist und die Ergebnisse sind nicht gering. Aber es läßt sich nicht leugnen: bei dem einmal gewählten methodologischen Standpunkt bleiben diese Ergebnisse im Ungefähren, nicht völlig Umschriebenen stecken: sie liefern nur Näherungwerthe. Und noch mehr. Wer bis in die Erforschung der Entwickelung der elementaren psychischen Werthe vorgedrungen ist, überzeugt sich bald, daß es auf seelischem Gebiete Zweierlei giebt, nämlich erstens Gesetze einer psychischen Mechanik, die zu allen Zeiten gelten, wie das Gesetz des Kontrastes, wonach Lust und Unlust, Freude und Leid, Enthusiasmus und Niedergeschlagenheit ständig in uns wechseln, und zweitens Entwickelungsgesetze, wie das Gesetz der Entwickelung der Anschauung aus ornamentaler Wiedergabe der Erscheinungwelt zu deren typischem, konventionellem, individualistischem, subjektivistischem Erfassen. Es ist genau wie in der Biologie überhaupt: neben den Entwickelungsgesetzen des pflanzlichen oder animalischen Lebens stehen, sie bedingend, aber nicht beherrschend, die Gesetze der sich in diesen abspielenden physikalischen und chemischen Prozesse. Und wer Das

findet, Der wird sich auch alsbald klar: nicht die Gesetze der psychischen Mechanik, wie das Kontrastgesetz, sind die eigentlichen Exponenten des historischen Lebens, sondern die Gesetze der Anschauungs-, Begriffs- und Triebsentwickelung u. s. w.

Wie stellt sich nun Breysig zu diesen Dingen? In der Durchdringung der komplexen Erscheinungen ist ihm der Unterschied der psychisch-mechanischen und psychisch-biologischen Gesetze nicht klar geworden; und er wendet die psychisch-mechanischen Gesetze, vor Allem das Gesetz des Kontrastes, zur Periodenbildung an: durch eine bald mehr individualistische, bald mehr sozialistische Haltung soll der Wechsel der einzelnen Zeitalter gekennzeichnet werden. Es ist die Stelle, wo nach meiner bescheidenen Auffassung Breysig sterblich ist: hier liegt ein schwerer logischer und also methodischer Fehler vor. Denn so richtig es ist, daß der Uebergang von einer Entwickelungstufe zur anderen sich ganz — aber keineswegs immer — unter den Erscheinungen des psychischen Kontrastes vollzieht — man wird des alten Zustandes müde und stürzt sich unter deutlicher Abweisung des alten in ein neues Seelenleben —, so wenig wird durch diese Begleiterscheinung der biologische Fortschritt an sich erklärt oder motivirt oder in irgend einer Weise dem Verständniß näher gebracht. Es ist, als wollte man auf naturgeschichtlichem Gebiete die Wachsthumserscheinungen rein nur aus Gesetzen der Physik und Chemie erklären.

Man sieht hier, was Breysig und mich trennt: Differenzen der Methode. Diese Differenzen aber bleiben nicht ohne schwere Folgen, sobald das methodische Werkzeug zu arbeiten beginnt. Die Ergebnisse sind schließlich außerordentlich verschieden; und schon aus diesem Grunde kann von einem prius oder posterius unserer Ergebnisse nicht wohl die Rede sein: sie sind an sich inkommensurabel.

Wer von uns Beiden „Recht" hat? Nicht wir haben es zu entscheiden, sondern der spätere Verlauf der Forschung. Wir tragen unser Tröpflein in das große Meer der wissenschaftlichen Entwickelung: es vereinigt sich mit ihren Wässern; und wer weiß, an welchem Orte, unter welchen Bedingungen es wieder auftauchen und wirksam werden wird? Es steht nicht in unserer Hand: in der steht nur, ehrlich und wahrhaftig zu arbeiten: Caetera deus providebit. Das aber mag, namentlich für ferner Stehende, betont sein: in dieser Weise wahrhaftig zu arbeiten, ist nicht so ganz leicht; denn über Dinge, wie die hier vorgetragenen, nachdenken und urtheilen, heißt an sich schon, viel angestrengter arbeiten, als der gewöhnliche historische Studienbetrieb es verlangt; und Die sich auf dieses Gebiet wagen, sind vorläufig noch Kämpfer ohne Ruhe und Rast; sie stehen jeden Morgen von Neuem auf dem Schlachtfelde; und für sie giebt es keine Manövertage, sondern nur den unabläßigen Ernst des Kampfes.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Nervosität und Kunstgenuß*).

Intellektuelle Inhalte sind der ursprünglichsten Kunstentwickelung fremd. Dichtung und Musik gingen hervor aus dem Arbeitgesang, den die rhythmischen Bewegungen der arbeitenden Glieder und der daraus folgende Rhythmus der Arbeitgeräusche weckten. Bis zu Sophokles steht der Rhythmus im Vordergrunde der Poesie. Längst zwar sind nun Gefühle und Leidenschaften Gegenstand ihrer Schilderung geworden; aber der besondere Gedanke, die grübelnde Frage, das Problem setzt eigentlich erst mit der Auflösung der „klassischen" Tradition, mit Euripides, ein. Der Träger des Rhythmus, der Chor, tritt zurück und später finden wir als seinen Erben eine andere Macht, die Musik. Sie ist die Negation des Gedankens in der Kunst.

Mit einem Zusammenklang oder einer Abfolge von Tönen verbindet sich zunächst niemals etwas Intellektuelles. Was jene hervorzurufen vermögen, sind Gefühle, Stimmungen. Alles Weitere ist sekundär. Indem die Gefühle eingegliedert sind ins Temperament und dieses eine gewisse konstante Richtung unserer Affekte bedeutet, indem die Affekte wiederum Komplexe aus Gefühlen und Vorstellungen sind, leitet jede Stimmung schließlich zu gewissen Assoziationketten hinüber. Aber zu welchen? Das hängt, um mich eines Wortes von Wundt zu bedienen, von der gesammten Bewußtseinslage ab, die für jeden Einzelnen eine besondere ist. Daher kommt es, daß Tolstoi vor dem Unberechenbaren der Musikwirkung graut und Hanslick gegenüber der Veredlung durch die Tonkunst auf deren „weites Gewissen" hinweist.

Die neuropathische Wirkung der Musik könnte also — sofern wir von der rein sinnlichen Zerrüttung absehen — nur darin liegen, daß bei Dem oder Jenem durch sie Stimmungen erzeugt werden, die immer wieder aufregende Problemstellungen, Gedankenreihen nach sich ziehen. Ich kann mir vorstellen, daß die Eroika einen grübelnden Geist ins Nachdenken über den Kontrast und Konflikt elementarer Größe mit leichter Alltäglichkeit förmlich hineinzwängt; und ich kann mir nicht nur vorstellen, sondern es ist einfach Thatsache, daß Einer mit solchem Grübeln seine Nerven ruiniren kann. Aber an Alledem ist die Eroika, ist überhaupt jede Musik unschuldig. In Hunderten wird diese Symphonie ganz andere Gedankenreihen auslösen; und der heute noch unentschiedene, eben nothwendig unentschiedene Streit über den Sinn des unsterblichen Scherzo beweist, wie verschieden auch die Kunstempfänglichsten hier reagiren. Auch die Tannhäuser-Ouverture, der Liebestod, der Zarathustra vermögen nichts darüber hinaus. Die zu ihnen gehörigen Interpretationen, Texte, Programmbücher wohl; nicht aber sie selbst.

*) S. „Zukunft" vom 19. April 1902.

Es giebt keine intellektuellen Reihen, die unbedingt an ihren Genuß sich knüpften; und die ganze Musik, von den hebräischen Cymbeln und griechischen Flöten über Palestrina und Beethoven und Wagner bis zu den Jüngsten und Problematischesten herab, ist an sich neuropathisch völlig indifferent, wird es für ewige Zeiten sein.

Dagegen ist die Poesie seit ihrer Lösung aus dem Rahmen des religiösen Tanzes die eigentliche Trägerin der Gedanken geworden; und die germanischen Völker haben ihr, nicht seit Shakespeare erst, sondern seit Wolfram von Eschenbach mindestens, die endgiltige Richtung aufs Grübelnde, Problematische, aufs im tiefsten Sinn Intellektuelle gegeben. Nicht, als ob alle Dichtungen der lateinischen Stämme in graziöser Epik ihr Höchstes geleistet hätten; Ausnahmen sind überall zu finden; aber wenn es wahr bleiben sollte, was die neuste Forschung nahelegt, daß Dante einer ziemlich rassereinen langobardischen Familie entstammt, so wäre eine der größten Ausnahmen schon beseitigt. Für die Germanen hat ein schöner Zufall es gefügt, daß von ihren drei großen Stammeseinheiten jede einen umwälzenden Dichtergeist hervorbringen durfte. Die Angelsachsen gaben Shakespeare; aus dem deutschen Volk stieg Goethe empor; vom skandinavischen Norden aber rüttelte das träge gewordene Jahrhundert Ibsen.

Und Ibsen, der unergründliche Räthselsteller, ist immer wieder als die vollkommenste Verkörperung Dessen angegriffen worden, was in der modernen Dichtung ungesund, verwirrend, neuropathisch sein soll. Von Nervenärzten ist am schärfsten Möbius, auch wieder einer unserer Allerersten, gegen ihn aufgetreten. Einmal spricht er von „gräulicher Problemschriftstellerei"; an einer anderen Stelle apostrophirt er den Norweger als „Apotheker-Dichter", bei dem man nie wisse, was er wolle; und gar bis zu der Bitte versteigt er sich, ein gütiges Geschick möge uns von der „nordischen Lazarethpoesie" erlösen. Das sind keine Originalitäten; wir haben Dies und Aehnliches tausendmal unterm Strich kunstkonservativer Zeitungen und Journale gelesen; bezeichnend ist nur, daß ein Nervenarzt von Möbius' Range, der oft genug bizarr wird, nur um nicht die ausgetretenen Wege, sondern seine eigenen zu gehen, diese Beschuldigungen einfach wiederholt. Daß er es nicht gedankenlos thut, sondern nach guter Ueberlegung, setzt wohl ein Jeder vom Verfasser des „Pathologischen bei Goethe" voraus.

Ibsens Lebenswerk ist die Darstellung jener schrillen Disharmonie, die im Menschen unserer Zeit durch die Zerstörung der alten Welt- und Lebensanschauung erzeugt wird. Einst hatten wir Normen; mit denen ist es nun aus. Der Traum vom Ewig-Menschlichen ist vorüber. In uns, um uns, vor uns: Alles ist relativ; und an die Stelle des frommen Abhängigkeitgefühles tritt das kritische, ins Einzelne spürende Abhängigkeit-

wissen. Die „Verhältnisse“ werden zu einem erbarmunglosen Ungeheuer, das Alles erdrückt. Wir vermeinten, die stärksten Naturkräfte gebändigt zu haben; aber indem wir sie beherrschen lernten, versklavten wir uns täglich mehr den wirthschaftlichen Kräften, die aus ihnen hervorwuchsen und deren Leitung uns immer rascher entgleitet. Diese Erfüllung des trübsten Goethewortes, daß wir „scheinfrei denn, nach manchen Jahren, nur enger dran, als wirs am Anfang waren“, sind, sie ist des großen Risses Ursache, der durch unser Empfinden geht.

Dazu kann die Dichtung in zweierlei Weise Stellung nehmen. Sie kann sich flüchten in vergangene Zeiten oder in eine Welt des schönen Scheines, der schmeichelnden Gefälligkeit; romantisch kann sie sein oder akademisch-ästhetisch. Sie kann sich aber auch mit beiden Füßen in die Zeit hineinstellen, den Kampf schüren, den wir im Leben kämpfen, all dies Zweifeln und Ringen sich zu eigen machen. Wie wirkt Jenes, wie Dieses auf unsere Nerven?

Der Angelpunkt unserer Nervosität ist das durch die kapitalistische Wirthschaftordnung unermeßlich verschärfte Gefühl der Verantwortung; oder noch richtiger: der Kontrast zwischen dem Gefühl, daß man als verantwortlich gilt, und dem Gefühl, daß man gar nicht verantwortlich sein kann, weil die „Verhältnisse“ herrschen. Die Zunft fesselte, aber sie schützte auch. Heute spült mich vielleicht die Welle mit fort, die irgend ein geringfügiges Ereigniß in einem entfernten Erdtheile wirft. Mit solchen Gedanken den Kampf ums Dasein zu führen: Das reibt auf. Und darum sind auch Alle, denen dies Loos gefallen ist, die typischen Neurastheniker unserer Zeit. Nicht etwa, wie der Laie oft glaubt, die Geistesarbeiter im engeren Sinn, die Gelehrten. Uebermäßige Gedankenarbeit führt zu psychiatrischen Bildern, die von der Nervosität sich scharf unterscheiden. Die Erschöpfungpsychosen, war Allem das Kollapsdelirium, sind die Folge solcher Ueberanstrengung; sie lassen sich experimentell durch Uebermüdung — fortgesetztes Addiren einen Tag und eine Nacht lang — leicht nachahmen. Wo Gelehrte eigentlich nervös werden, da sind, sieht man genauer zu, fast immer gemüthliche Aufregungen mit ihrer Arbeit verknüpft: übermäßiger Ehrgeiz, Enttäuschungen, Zurücksetzungen, folgenschwere Irrthümer. Sobald jedoch die Verantwortung, vor Allem in der Gestalt jener beschriebenen zwiespältigen Regungen, in den Vordergrund tritt, da heftet sich die Nervosität an ihre Fersen. Der Arzt, der Richter ist seit je her leicht nervös geworden. Aber erst die besonderen Formen des modernen wirthschaftlichen Kampfes mit ihren besonderen Variationen der Verantwortung haben die eigentlich moderne Nervosität geschaffen. Und die ist eben darum auch in den Ständen am Größten und am Meisten verbreitet, in deren Händen die wirthschaftlichen Funktionen, Produktion und Austausch, liegen.

Wer von quälenden Kämpfen spricht, wird vielleicht als Antwort hören, daß die weitaus meisten Mitglieder dieser Klassen sich des tieferen geistigen Inhaltes ihrer wirthschaftlichen Rolle kaum bewußt sind. Sie wollen Geld verdienen, um gut zu leben. Das Letzte trifft aber gar nicht zu; am Wenigsten auf die Großunternehmer. Solide Lebensbehaglichkeit war das Ideal des alten, heute fast ausgestorbenen Patriziers: T. O. Schröter in Freytags Kaufmannsroman. Luxus, Komfort ist dem modernen Unternehmer längst eine Selbstverständlichkeit, auf die er kaum je achtet. Was ihn zu einer Arbeit von solcher Intensität, daß kein Gelehrter und kein Proletarier sie ihm abnehmen würde, anspannt, ist ein Komplex ganz verworrener, halbdunkler Gefühle; vor Allem die hinter ihm lauernde Unsicherheit, der er sich nur durch fortgesetzte Steigerung seines Betriebes entwinden zu können meint. Wie weit alles Das unter den philosophischen Begriff des Relativismus fällt, darüber stellt er natürlich keine Betrachtungen an. Aber nun kommt er ins Theater; und wie ein Funke ins Pulverfaß schlägt da in sein Gefühlsdunkel ein, was die moderne Dichtung ihm sagt. Von ganz anderen Dingen zwar ist dort die Rede; aber die Gefühlstöne, die sie begleiten, treffen unmittelbar mit denen zusammen, die sein Sorgen und Hasten kennzeichnen. Es sind im Grunde die selben Konflikte; nur werden sie hier rücksichtlos ausgesprochen, konsequent abgewickelt.

Und Das soll den Nerven den Rest geben. Wirklich? Wenn der selbe Mann nicht Ibsen, sondern Fulda hört; wenn in graziösen Versen ein leichtgeschürztes Getändel ihm zwei Stunden lang gezeigt wird, — mein Gott ja, es werden vielleicht zwei Stunden der Erholung, des Vergessens für ihn sein. Vielleicht, wenn wohlklingende Grazie die Gefühle einzuschläfern vermag, die einen ganzen Tag, vielleicht auch schon eine Nacht und einen Tag lang das Gehirn zerarbeitet haben. Hoffen wir, daß sie es vermag. Aber bei der Heimkehr? Glaubt Jemand an Nachwirkungen? Dem Zubettgehenden stellt sich schon wieder der nächste Tag vors Auge. Um zu vergessen, brauchte er keine Kunst, wenigstens keine, die ernsthaft genommen sein will. Vorstadttheater, Wintergarten, Weinstube, Café, ein üppiger Frauenleib: Das ist Vergessen. Man sagt: Ganz richtig; aber das Alles geht noch viel mehr auf die Nerven. Gut denn; so kann der nervenheilende Werth der schönen Scheindichtung mit ihren vergangenen oder erfundenen Leidenschaften, Kollisionen und Lösungen über Null doch nie hinauskommen. Diese Kunst ist neuropathisch indifferent.

Die andere aber ist der Weg von der Dunkelheit zur Klarheit. Eine Alltagsweisheit sagt, nichts sei aufreibender als die Ungewißheit. Nichts ist quälender als das Erleben von halblichten Gefühlen, über deren Ursprung und Grundlage wir uns eigentlich keine Rechenschaft zu geben vermögen.

Ich habe einmal bei verschiedenen Menschen, die konzentrirte geistige Arbeit leisten, gefragt, welche Störung ihres Schaffens sie am Meisten fürchten. Und bei Allen kam es auf das Selbe hinaus: jene Verstimmungen, die uns plötzlich befallen, ohne daß wir zunächst ihre intellektuelle Grundlage feststellen können. Sie lähmen schlechthin, sie kosten Tage und Nächte, sie zerrütten, wenn sie von langer Dauer oder häufig sind. Und darum kann ich mir für den modernen Menschen gar nichts Heilsameres denken, als ihn herauszureißen aus dem Dunkel dissonirender Gefühle ins klare, wenn auch kalte Licht der Erkenntniß. Daß er als Glieder in Zusammenhängen erblickt, was er für unberechenbare Launen hielt, ist der erste Schritt, ihm zu einer Weltanschauung zu verhelfen. Und wer die erst besitzt, braucht die Nervosität nur noch halb zu fürchten.

Diese Aufgabe aber löst gerade Ibsen durch jenen Charakter seiner Kunst, den man ihm als „symbolistisch" bald vorgeworfen, bald gepriesen hat. In seinen Menschen leben und wirken Mächte, die Mächte unserer Zeit, leben und wirken in ihrer ganzen Größe. Oder erhebt sich nicht in John Gabriel Borkman der Kapitalismus zu hinreißender Gewalt? Wo wäre die Brutalität des Industrieherren je so erhaben geadelt worden wie hier? Umfließt ihn nicht die Glorie des Tragischen? In all dem Ringen und Unterliegen, das uns so klein und peinlich dünkt, die große Tragik aufzuzeigen, es damit aus dem Zeitlichen ins Ewige zu heben: Das ist die Großthat der modernen Dramatik, der nordischen in erster Linie. Den, der in den „Gespenstern" nur die paralytische Demenz sieht, mag Lazarethluft daraus anwehen; aber ist nicht das Stück, im Ganzen genommen, ein furchtbares Mene Tekel von der erbarmunglosen Tendenz zur Gesundheit, die in der Rasse lebt und alles Angefaulte auszujäten drängt?

Freilich: um Das zu fühlen, muß man Dichtungen hören gelernt haben; sonst werden sich leicht die dunkelfarbigen Einzelheiten, aus dem großen Ganzen herausgelöst, bedrückend aufs Gemüth legen. Und hier ist eben der Angelpunkt unserer ganzen Frage. Wenn auf viele Menschen die moderne Dichtung neuropathisch wirkt, so liegt es meist an ihnen, — oder besser: an ihren Erziehern, die nicht verstanden haben, ihren Geist auf solche Kunst hinzulenken. Es ist der ganze unsinnige Klassikerkultus unserer höheren Schulen mit seinem bodenlos verlogenen Pseudo-Idealismus, wie er im Geschicht- und im Deutsch-Unterricht seine famosesten Blüthen treibt, der der nervösen Zerrüttung unserer besten Persönlichkeiten die Wege ebnet. Von Darwin und Taine darf auch in Oberprima noch nicht gesprochen werden, wohl aber von Scherer und Ranke, deren Auffassungen als die giltigen festgelegt sind. Und es steht zu befürchten, daß die Sache noch schlimmer wird. Noch mehr als bisher sollen in Geschichte und Deutsch Kirchlichkeit und

Dynastizismus, Jambenbegeisterung und Vergangenheitkult gepflegt werden. Tote Welt- und Lebensanschauungen sind es, die den ideellen Gehalt einer so verbildeten Jünglingsseele ausmachen; woher soll da die Möglichkeit kommen, die harte Lebenswirklichkeit ideell zu begreifen? Mit der Bibel und dem Lied von der Glocke läßt sich unsere Zeit nicht mehr fassen, so wenig wie unsere Kunst mit dem Laokoon und der Hamburgischen Dramaturgie. Das Einzige, was der ins Leben Tretende mit diesem geistigen Besitz anfangen kann, ist, ihn möglichst bald zu vergessen, sammt den schwülen Sonntagsabenden, an denen er Aufsätze darüber schreiben mußte. Aber gelingt dies Vergessen auch noch so rasch, so ist Eins vorher sicher erreicht: der Weg zum Verständniß des modernen Lebens ist versperrt.

Wie wenig aber diese kausale Verkettung erkannt ist, zeigen die Endforderungen einer an sich höchst verdienstlichen Bewegung, die wir in jüngster Zeit erlebt haben. Die geistige Nahrung, vor Allem die literarische, unserer Jugend ward untersucht und ein vernichtendes Urtheil über die verflachende und versimpelnde „Jugendschriftstellerei" der Hoffmann, Nieritz, Karl May und Genossen gefällt. Ihre Machwerke sollten jeden höheren geistigen Flug von vorn herein lähmen. Zwischen gehaltlosen, unwahren Rührsäligkeiten, mit syrupdicker Moral versüßt, und den rohen Schaudergeschichten der amerikanischen Prairie pendle hin und her, was unseren heranwachsenden Kindern geboten, von der Schulbibliothek eingehändigt, von den Eltern auf den Weihnachtstisch gelegt werde. Bis dahin war die Sache sehr beachtenswerth. Aber nun kam die Kehrseite. Man verlangte die Abschaffung der besonderen Jugendlecture überhaupt. Für das Kind sei das Beste gerade gut genug und ihm dürfe nichts Anderes gereicht werden als die Perlen der Dichtung; freilich nicht alle, sondern eine „Auswahl".

Ich gestehe, daß ich nicht recht weiß, wer durch diese Forderung mehr verhöhnt wird: die Jugend oder die klassische Dichtung. So lange wir es nicht fertig kriegen, geschlechtsreife Kinder auf die Welt zu bringen, wird auch nichts daran zu ändern sein, daß erst die Pubertät der Schlüssel zu den höchsten affektiven und intellektuellen Erlebnissen der Menschenseele ist, wie doch unsere weimarische Dichtung gerade sie zum Gegenstande hat. Ich bin wirklich kein Optimist in der Beurtheilung unserer Schulen, aber die Lesebücher für die unteren Klassen, auch noch für die mittleren, scheinen mir kaum einer Verbesserung bedürftig. Der unheilvolle Abrutsch zum Klassikermonopol vollzieht sich erst oben in Sekunda und Prima. Und Nieritz, May und Genossen in allen Unehren: aber ich gedenke hier eines Knabenjahrbuches, dessen Anregungen mich bis heute begleiten; Franz Hoffmanns „Neuer Deutscher Jugendfreund" ist es, in dem freilich auch manches Werthlose steht, aus dem ich aber geradezu Perlen einer für die Jugend geeigneten Dichtung

hervorsuchen könnte. Die kosmopolitische Abgeklärtheit der weimarischen Zeit ist für einen Knaben einfach unfaßbar und darum langweilig bis zur Qual; tausend Resonanzen aber finden wir in der jungen Seele für die Romantik deutscher Vergangenheit; und diese Resonanzen zu wecken, halte ich gerade gegenüber dem unerquicklichen neupreußischen Sedanchauvinismus für eine erzieherische Pflicht ersten Ranges. Denn sind erst diese Töne angeschlagen, dann können wir dem Fünfzehnjährigen die Akkorde der Freytag und Fontane bieten und dem Primaner werden Kleist und Hebbel schon genug zu sagen haben; und da sind wir ja im Vorzimmer der modernen Dichtung, einen Schritt vor Ibsen. Wer verläßt denn heute die Schule mit Liebe im Herzen für die Klassiker? Daran ist aber nicht die vielgescholtene Methode schuld, sondern die klassische Dichtung an sich, eben weil sie niemals eine deutsche achtzehnjährige Seele ausfüllen kann. Aber theilt sie sich in den Platz mit Kleist, Freytag, Hebbel, Fontane, dann wird auch die Liebe nicht ausbleiben, und ist dem Jüngling eine Ahnung aufgedämmert von der wundervollen Linie, die von Gellert und Claudius über Goethe bis zu Hebbel und zur Gegenwart führt, dann wird er den Faden nicht so leicht verlieren, der ihn auch im Leben an die Kunst knüpft. Dazu gehört noch ein Geschichtunterricht, der nicht dynastische Jahreszahlen, sondern Kulturquerschnitte giebt, der die Zusammenhänge zwischen den wirthschaftlichen Grundlagen und den feinsten Geistesblüthen einer Zeit aufzeigt. Dann wird der Drang, auch die Lebenswirklichkeiten, die man am eigenen Leibe verspürt, ideell zu erfassen, eine Weltanschauung zu finden, in der sie Platz haben, unwiderstehlich werden. Natürlich nicht bei Allen, aber doch bei viel mehr Menschen als heutzutage.

Dann sehnt sich wohl auch Der, den die Wirbel des modernen sozialen Lebens den Tag über gefaßt und gerüttelt haben, gerade nach einer Stätte, wo er diese Erlebnisse nicht vergißt, sondern ihren tieferen Sinn erkennen lernt, sie eingliedert in die Nothwendigkeit des Seins und des Werdens. Und ob er dann die grandiose Epik Zolas, die gütige Resignation Fontanes oder die tiefgründige Symbolik Ibsens auf sich wirken läßt: immer wird ihm ein Weg sich zeigen, der ihn hineinführt in die größeren Verkettungen und damit hinauf vom Endlichen ins Unendliche. Stets bleibt aber eine der größten Wahrheiten das Wort Schleiermachers: Religion sei Sinn und Geschmack fürs Unendliche; und wenn von Theologen heute mit Eifer die Religiosität als das sicherste Heilmittel gegen die Nervosität gepriesen wird, so weisen, unbewußt freilich, die Orthodoxen dem denkenden Menschen den Weg von ihnen fort zu den Versuchen moderner Weltanschauung. Kunst ist nicht Religion und kann sie nie ersetzen. Das soll scharf betont und der gedankenlosen Umdeutung eines mißverstandenen Goethewortes entgegengetreten sein; aber wenn eine Macht die neue Religion, nach der unser

Sehnen geht, vorbereiten half, so ist es unsere Kunst, besonders unsere Dichtung gewesen. Sie ist die wahre Trägerin des Sinnes und Geschmackes fürs Unendliche; und damit schleift sie uns, weit entfernt, neuropathisch zu wirken, im Gegentheil die beste Waffe gegen die Neurasthenie.

Vielleicht hält man mir hier voll Ironie die sichtbaren Thatsachen entgegen und weist auf das Premierenpublikum unserer Theater und die Stammkundschaft unserer Leihbibliotheken als wahre Blüthelesen entnervter, neurasthenischer Geschöpfe. Nun gehören aber neun Zehntel des Leihbibliothekenbestandes zum literarischen Schund, mit dem sich vornehmlich unsere Töchter und Frauen in ihrem meist völlig verdorbenen oder auch embryonal gebliebenen künstlerischen Geschmack füttern, um die reichliche Mußezeit ihres arbeit- und gedankenlosen Daseins auszufüllen. Fast alle Männer empfinden vor der äußeren Beschaffenheit dieser Bücher einen gewissen Ekel — die Ekelgefühle pflegen bei Frauen überhaupt schwächer zu sein — und die falsche Sparsamkeit des Deutschen, der sich eben nur schwer entschließt, ein Buch zu kaufen, thut ihr Uebriges. Die Theaterpremiere aber ist durch unsere literarische Reklame, durch die Zustände unserer Zeitungskritik und den ganzen verdorbenen Geist unserer sogenannten vornehmen Theater einfach zu einer pikanten Sensation geworden, die über den inneren Werth oder Unwerth einer dramatischen Schöpfung längst nicht mehr entscheidet. Auch fällt die Nervosität dieser Theaterbesucher meist unter ein anderes Kapitel. Im Deutschen Theater herrscht die westberlinische Hochfinanz jüdischen Blutes; und über deren Nervosität hat einer ihrer besten Stammesgenossen, hat gerade Oppenheim sich unzweideutig geäußert. Sie ist die natürliche Krankheit eines durch Inzucht geschwächten Volkes, dessen unsinnig verkehrte Jugenderziehung alles noch Gesunde in physischer und seelischer Beziehung zu ersticken angethan ist: physisch durch eine unglückliche Verzärtelung und Gewöhnung an raffinirte Behaglichkeiten, psychisch durch Erweckung eines krankhaften Ehrgeizes und Eigendünkels und durch Eintrichterung einer rein äußerlichen, renommistischen Bildung. Daß eine so tief wurzelnde Nervosität durch die denkende Einsicht in die Zusammenhänge der Welt und des sozialen Lebens mit unserem Ich verhütet werden könnte, wird natürlich kein noch so großer Optimist erwarten.

Wenn die moderne Dichtung unausgesetzt der Gegenstand von Angriffen ist, so theilt sie zunächst damit nur das Geschick aller früheren Poesien. Selbst in den großen ästhetischen Zeitaltern, im athenischen und florentinischen, im versaillischen und weimarischen ist es nicht anders gewesen. Die Rückwärtsschauenden, denen die Gegenwart kleiner scheint als die Vergangenheit, werden auch unter den Denkenden nie aussterben. Ihre Anschauung erwächst auf einer besonderen Hirnzellenbeschaffenheit, deren Geheimniß wir

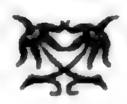
noch nicht gelüftet haben. Unbeirrt durch sie aber geht die Kunst ihren Weg; und was Großes an ihr ist, ringt sich zu bleibender Bedeutung durch. Der modernen Dichtung also schaden auch die Nervenärzte nicht, die sie verfolgen. Wohl aber Denen, in deren Interesse sie zu sprechen meinen: den Nervösen. Denn sie treiben sie nur in äußerliche Genüsse, in gehaltloses Getändel hinein, das dem Leiden keine Besserung schafft, weil es mit dessen Ursachen gar keine Berührung hat. Zehn Stunden aufreibenden Kampfes lassen sich nicht durch zwei Stunden graziösen Geplauders das Gleichgewicht halten. Das Wort: Similia similibus curantur, durch die Homöopathie etwas diskreditirt, ist, in tieferem Sinn verstanden, doch schließlich der Schlüssel zu aller erfolgreichen psychischen Behandlung. Und kaltes Wasser allein thuts eben nicht, sondern die Psychotherapie ist das Hauptstück alles nervenärztlichen Heilvermögens. Hier aber sollte die Hilfe nicht zurückgewiesen werden, die dem Arzte die Kunst, insbesondere die Dichtung, zu leisten vermag.

Zwar gehöre ich nicht zu den Schwärmern, die von ästhetischer Kultur, Erziehung der Massen zur Kunst und ähnlichen Utopien träumen. Die großen ästhetischen Kulturen sind nie gemacht worden, sondern über die Völker gekommen, man weiß oft nicht, wie. Ich fühle mich weit entfernt davon, die Rolle der Kunst im Leben des Einzelnen wie der Gesammtheit zu überschätzen. Ich glaube, daß es sehr gesunde, sehr tüchtige, ja, wirklich große Persönlichkeiten geben kann, denen alle Kunst völlig gleichgiltig ist, und halte die erzwungene Aesthetisirung eines Volkes für ein im besten Fall nutzloses, vielleicht aber bedenkliches Beginnen. Die beim Nervenarzt Rath suchen gegen Neurasthenie, sind nicht immer, aber doch zum größeren Theile intelligente, oft außergewöhnlich befähigte Menschen, um so häufiger, je mehr wir uns der Grenze zur hysterischen Veranlagung nähern. Bei ihnen muß sich die Suggestion, die sie selbst suchen, der feineren geistigen Mittel bedienen. Sich zu amusiren, um ihre Leiden zu vergessen, kann jedes alte Weib ihnen anrathen. Es gilt eben, gerade an Das zu knüpfen, was geistig den Haupteinschlag im Gewebe ihrer Sorgen bildet. Die Entscheidung, ob die Kunst dazu den geeigneten Faden abgeben kann, muß vom Nervenarzt erwartet werden; aber wo er davon überzeugt ist, kann es sich beim modernen „Nervösen“ nur um die moderne Kunst handeln.

Wirksamer als alle Therapie ist freilich die Prophylaxis, hier die Art der geistigen Erziehung. An deren Reform haben, wenn es wirklich schon ein Wenig besser geworden ist, die Aerzte leider sehr geringen Theil; und sie scheinen ihn einstweilen auch nicht vergrößern zu wollen. Binswanger bezeichnet es einmal als eine der wichtigsten öffentlichen Aufgaben des Arztes, den neuropathischen Einfluß der modernen Dichtung lahmlegen zu helfen. Heute stehen die meisten Aerzte solchen feingeistigen Fragen theilnahmelos gegen=

über. Das ist gewiß kein rühmlicher Zustand; aber fast möchte man sein Fortdauern wünschen gegenüber der Möglichkeit, daß insbesondere die Nervenärzte mit ihrer großen geistigen Macht über Hunderte von Gebildeten jener Losung folgten. Man könnte nur wehmüthig sagen: Sie wissen nicht, was sie thun. Das aber ist ein schwacher Trost; denn die richtende Geschichte, auch wir Aerzte sollten es nicht vergessen, hat das milde Wort vom Kreuz noch nie als Entlastung der Schuldigen gelten lassen.

Heidelberg. Dr. Willy Hellpach.



Kaufmännische Schiedsgerichte.*)

Nachdem durch das Reichsgesetz vom neunundzwanzigsten Juli 1890 für die gewerblichen Arbeiter besondere Gerichte zur Entscheidung der aus dem Arbeitverhältniß entspringenden Rechtsstreitigkeiten (die Gewerbegerichte) geschaffen worden waren, regte sich bei den Handlungsgehilfen mächtig der Wunsch nach ähnlichen Einrichtungen. Sämmtliche Gehilfenverbände nahmen die Forderung kaufmännischer Schiedsgerichte in ihr Programm auf und immer lauter ertönten die Rufe nach Sondergerichten zur Entscheidung der Prozesse aus dem kaufmännischen Dienstvertrag.

Gegenüber dem Drängen von tausend und abertausend stimmberechtigten Bürgern konnten die politischen Parteien nicht gleichgiltig bleiben. Ohne Ausnahme suchten sie sich den Wünschen der unabläßig petitionirenden und raisonirenden Handlungsgehilfen gefällig zu zeigen und Centrum so gut wie Sozialdemokraten, Nationalliberale wie Antisemiten brachten beim Reichstage Initiativanträge ein, in denen die Errichtung kaufmännischer Schiedsgerichte begehrt wurde. Auch die Konservativen und die Freisinnigen wollten natürlich in diesem Wettlauf um die Gunst der Wähler nicht zurückbleiben; und so erklärten sie denn bei jeder Gelegenheit, sie brächten den Bestrebungen der Handlungsgehilfen das größte Interesse entgegen und würden gern einem Schiedsgerichtsgesetz ihre Stimme leihen. Nur Einer unter den 397 Erkürten ließ sich durch die ungestümen Bitten nicht beirren: Karl Ferdinand Freiherr von Stumm war selbständig oder starrköpfig genug, sich sehr entschieden gegen die geplante Neuerung auszusprechen. Ein Erbe ist dem Gewaltigen nicht geboren. Als in den letzten Tagen des Januar der Reichstag abermals die Frage diskutirte, wurde ein Widerspruch von keiner Seite vernommen. Auch die Regirung, die der Sache in früheren Jahren stets eine dilatorische Behandlung angedeihen ließ, ist jetzt nachgiebig geworden. Jüngst haben Graf Posadowsky und sein Vertreter die

*) Nachdem ich meine Auffassung des Planes, kaufmännische Schiedsgerichte zu schaffen, in einer juristischen Fachzeitschrift („Archiv für bürgerliches Recht“, Band 20, Heft 3) erörtert habe, sei es mir gestattet, sie nun auch vor einem größeren Leserkreise kurz darzulegen.

feierliche Erklärung abgegeben, das Hohe Haus werde in naher Zukunft den gewünschten Gesetzentwurf erhalten. An der Einführung kaufmännischer Schiedsgerichte ist danach nicht mehr zu zweifeln.

Welche Organisation den neuen Gerichten gegeben werden soll, ist noch nicht bekannt. In der Hauptsache sind zwei Vorschläge aufgetaucht, die in Frage kommen können. Von ihnen empfiehlt der eine eine Angliederung an die Amtsgerichte, während der andere die Schaffung besonderer Kammern an den Gewerbegerichten oder besonderer Gerichte nach Art der Gewerbegerichte fordert. Jenem begegnen wir im Antrage Bassermann, dieser ist im Antrag Raab enthalten. Welchem der beiden Vorschläge die Regirung den Vorzug giebt, hat man bisher nicht gehört. Auch über die Fragen der Besetzung der Gerichte (mit zwei oder vier Beisitzern?), der Normirung der Berufungsgrenze (Zulässigkeit bei einem Streitgegenstand von 100, 300 oder 500 Mark?) und der Gestaltung der Berufunginstanz herrschen unter den Freunden der kaufmännischen Schiedsgerichte Meinungverschiedenheiten; einig dagegen sind alle Anhänger in der Forderung, daß die Richter, die als Beisitzer mitwirken sollen, aus freien, von den Geschäftsinhabern und den Angestellten getrennt vorzunehmenden Wahlen hervorgehen müßten.

Fragt man nach den Gründen, die für den Anspruch auf Einführung kaufmännischer Schiedsgerichte bestehen, so pflegt in erster Linie der Umstand genannt zu werden, daß der zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Prinzipalen und Handlungsgehilfen jetzt offenstehende ordentliche Prozeßweg zu lang und zu kostspielig sei. Nun haften die Mängel der Langwierigkeit und Kostspieligkeit unserem heutigen Gerichtsverfahren ganz unzweifelhaft an. Aber da man doch nicht sagen kann, daß hierunter allein oder auch nur hauptsächlich die im Handel Angestellten zu leiden haben, so fehlt diesem Grunde die Beweiskraft. Jene Mängel können wohl das Verlangen nach einer Beschleunigung und Verbilligung der Prozeßführung überhaupt begründen; zur Rechtfertigung gerade kaufmännischer Sondergerichte vermögen sie nicht zu dienen.

Sondergerichte werden nothwendig, wenn der Richter zur Beurtheilung der Mehrzahl der Streitfälle besondere Fachkenntnisse besitzen muß, wenn seine juristische Vorbildung bei der Rechtsfindung regelmäßig nicht ausreicht. Im Ernst läßt sich aber doch nun nicht behaupten, daß zur Entscheidung der Prozesse, die die Handlungsgehilfen und Lehrlinge mit ihren Prinzipalen auszutragen haben, kaufmännische Fachkenntnisse erforderlich seien. Diese Streitigkeiten drehen sich um den Antritt, die Fortsetzung oder die Auflösung des Dienstverhältnisses; um die Ausstellung oder den Inhalt eines Zeugnisses; um die Leistungen und Entschädigungansprüche aus dem Arbeitverhältniß; weiter um die Rückgabe von Zeugnissen, Legitimationpapieren und Kautionen, die aus Anlaß des Dienstverhältnisses übergeben worden sind; endlich um Ansprüche auf Zahlung einer Vertragsstrafe wegen Nichterfüllung oder nicht gehöriger Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen. Ueberall sind es Rechtsfragen, Fragen der Auslegung von Gesetzes- und Vertragsbestimmungen, die der Entscheidung harren, und äußerst selten nur wird der Richter Gelegenheit finden, spezifisch kaufmännische Kenntnisse zu verwerthen. Mit der Unfähigkeit der ordentlichen Richter zur Beurtheilung der einschlägigen Verhältnisse wird man also nicht operiren dürfen.

Eben so wenig aber erscheint die Forderung nach kaufmännischen Fach-

gerichten wirthschaftlich gerechtfertigt. Die Zahl der Streitigkeiten zwischen Geschäftsinhabern und ihren Angestellten ist nämlich nur sehr gering. In ganz großen Städten kommen solche Prozesse ja nicht selten vor; in mittleren und kleinen Städten jedoch begegnet man ihnen nur so vereinzelt, daß hier für kaufmännische Schiedsgerichte kein Raum ist. Nun behaupten die Freunde der Schiedsgerichte allerdings, an der Seltenheit der Rechtsstreitigkeiten trügen die Mängel des gegenwärtigen Verfahrens die Schuld; die Angestellten nähmen aus Scheu vor der Umständlichkeit und Kostspieligkeit der Rechtspflege lieber viele thatsächliche oder vermeintliche Unbilden ruhig hin, als daß sie sich an die ordentlichen Gerichte wendeten. In einzelnen Fällen mag Dergleichen schon vorgekommen sein. Das stumme Dulden bildet aber gerade in unserer Zeit ganz sicher nicht die Regel.

Wäre das Bedürfniß nach kaufmännischen Schiedsgerichten wirklich so dringend, wie ihre Anhänger behaupten, so würden doch wahrscheinlich die in Deutschland bestehenden fakultativen kaufmännischen Schiedsgerichte stark in Anspruch genommen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. So wurden bei dem in Hannover bestehenden Fachgericht im Jahre 1900 nur achtzehn Prozesse anhängig gemacht. Das Schiedsgericht in Braunschweig konnte im Anfang seines Bestehens manchmal als Vermittelungamt in Thätigkeit treten, wurde in der letzten Zeit aber gar nicht mehr angerufen. Beim kaufmännischen Schiedsgericht in Osnabrück wurde im Verlauf eines Jahres ein einziger Streitfall angemeldet; und das Schiedsgericht in Stolp, das mit Beginn des Jahres 1900 ins Leben trat, ist bisher überhaupt noch nicht angegangen worden. Kann man es, angesichts dieser Erfahrungen, der augsburger Handelskammer verdenken, wenn sie den ganzen Lärm um die kaufmännischen Schiedsgerichte für „eine reine Modesache" erklärt?

Zu Gunsten der kaufmännischen Schiedsgerichte wird endlich noch angeführt, ihre Einrichtung werde in sozialer Beziehung erfreulich wirken; die gemeinsame Thätigkeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, bei der beide Theile gleichberechtigt einander gegenüberständen, werde dazu führen, die gegenseitige Werthschätzung zu erhöhen. Allein auch dieser Hoffnung wird die Erfüllung versagt bleiben. Im Gegentheil ist zu befürchten, daß die Einführung der Schiedsgerichte — von der man sich ja eine Vermehrung der Prozesse verspricht und die den Kampf cum die Wahl der Beisitzer heraufbeschwört — nicht zur Versöhnung beitrag n, sondern erst recht Zwiespalt schaffen und vergrößern werde. Bezweifeln wird man auch müssen, daß kaufmännische Schiedsgerichte, deren Beisitzer durch Wahlen bestimmt werden, die nöthige Gewähr für eine unparteiische Rechtsprechung bieten. Ein Beisitzer, der aus stürmischen Wahlen hervorgegangen ist, leidet an Voreingenommenheit und Befangenheit. Er wird nicht das Recht zu finden, sondern die Sonderinteressen seiner Standesgenossen zu fördern versuchen und darum niemals ein guter, ein gerechter Richter sein können.

Bedenkt man endlich, daß durch die Schaffung kaufmännischer Schiedsgerichte der Grundsatz der ordentlichen Gerichtsbarkeit abermals durchbrochen wird, so wird man sich, trotz dem Reichstag, für die Neuerung schwerlich begeistern können.

Chemnitz. Landrichter a. D. Ernst Mumm.

Onze dappern burghers*).

Greift an das Werk mit Fäusten!
Das Rechten hilft nicht mehr;
Ihr Besten, ihr Getreusten,
Zur That, zur Gegenwehr!

Als die beiden kleinen Burenrepubliken dem gewaltigen Albion den Fehdehandschuh hinwarfen, „entschlossen, für ihre Freiheit und ihr Recht zu kämpfen bis zum letzten Mann", „tot de bitter end", da kannte die Begeisterung in Deutschland keine Grenzen. Die alten Märchen von der zähen Tapferkeit der Buren, ihrem glühenden Freiheitdrang, ihrer heißen Vaterlandliebe, ihrer tiefen Gottesfurcht und vorbildlichen Reinheit der Sitten wurden wieder aufgefrischt. Kein Wunder, daß viele Hunderttausende „Zu den Waffen!" riefen und daß einige Hundert ihr Wort in die That umsetzten und über das Meer eilten, um mit den bedrängten „stammverwandten Brüdern"**) Schulter an Schulter gegen die Mordbanden der Chamberlain und Cecil Rhodes zu kämpfen und zu bluten. Haben doch die Deutschen zu allen Zeiten zahlreiche Rekruten für die Heere um ihre Freiheit kämpfender Völker gestellt. In den deutschen Offiziercorps war die Kriegslust so groß, daß eine „Allerhöchste Kabinetsordre" nöthig schien, die allen Offizieren die Theilnahme am Kriege untersagte. Trotzdem und trotz den offiziellen Dementirungen haben viele aktive Offiziere unter dieser oder jener Begründung ihren Abschied erbeten und in den Reihen der Buren mitgekämpft; der größere Theil der im Burenheer kämpfenden deutschen Offiziere war freilich schon früher aus dem Armeeverband geschieden.

Die Transvaalregirung hatte öffentlich erklärt, daß sie keine Werbungen beabsichtige, daß ihr aber freiwillige Mitkämpfer willkommen seien. Wie sehr es ihr damit ernst war, geht daraus hervor, daß allen Ausländern ohne Unterschied, die die Waffen für die Republik aufnahmen, das volle Bürgerrecht gewährt wurde. Leyds schrieb aus Brüssel an deutsche und österreichische Offiziere, die ihn um nähere Auskunft über ihre Aussichten in der Transvaalarmee baten, sehr diplomatisch: daß er zwar keine bestimmten Zusagen in irgend einer Hinsicht machen könne, daß sie aber der Transvaalregirung in jedem Falle sehr willkommen seien und in entsprechenden Stellungen in der Burenarmee Verwendung finden würden. Diese entsprechende Verwendung bestand darin, daß man ihnen, vom altgedienten Obersten und Führer eines deutschen Reiterregimentes bis zum jungen Lieutenant, ein Gewehr und einen Gürtel mit sechzig Patronen umhängte und ihnen sagte: „Loop, schiet"! Das heißt: Du darfst mitschießen, hast im Uebrigen aber hier nichts zu sagen und Dich in unsere Angelegenheiten nicht einzumischen. Wenn von den unglaublichen Zuständen in der Burenarmee und der unwürdigen

*) Eins mans red ist eine halb red; man soll die teyl verhören bed: nach dem guten altdeutschen Spruch wird auch diese zunächst befremdende Darstellung südafrikanischer Kriegszustände selbständig denkenden Lesern willkommen sein.

**) Einige der weitestverzweigten Burenfamilien sind: die Joubert, Du Toit, Du Plessis, De la Rey, De Wet, Theron, Malherbe, Olivier, Marais, De Villiers, Rousseau, Fourie, Malan, Fouche, Le Roux, De la Croix u. s. w.

Behandlung der freiwillig mitkämpfenden Ausländer so wenig in Deutschland bekannt geworden ist, so liegt der Hauptgrund wohl darin, daß es nur wenige deutsche Zeitungen gab, die den Muth gehabt hätten, ihren Lesern eine wahrhaftige Schilderung der Zustände zu geben, auf die Gefahr hin, neun Zehntel ihrer Abonnenten zu verlieren. Ueber die Stimmung der aus allen Erdtheilen herbeigeeilten Freiwilligen ist in Deutschland sehr wenig bekannt geworden. In Johannesburg erschien während des Feldzuges eine internationale Ansichtpostkarte, die die Wappen sämmtlicher in den Freiwilligencorps vertretenen Nationen trug und unter jedem Wappen einen entsprechenden Kernspruch. Der für die allgemeine Stimmung sehr bezeichnende Spruch der Deutschen lautete:

„Uns hat ja nicht die Liebe (zu den Buren),
Uns hat der Haß vereint" (gegen die Engländer).

Die Begeisterung war bei Denen, die ihre Sympathien für das Burenvolk nicht nur durch Absingen der Volkshymne und durch Massenversammlungen bekundeten, sondern mit den Waffen in der Hand dem bedrängten Volk zu Hilfe geeilt waren, sehr bald erloschen. Nach den offiziellen Listen standen etwa 6000 Deutsche im Burenheer; etwa 1500 davon waren aus Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Rußland, Amerika herbeigeeilt.

Ich hatte, als ich meinen Abschied nahm, „um als Kriegsberichterstatter der Täglichen Rundschau nach Südafrika zu gehen", meine Erwartungen sehr niedrig geschraubt; trotzdem sollten mir große Enttäuschungen nicht erspart bleiben. Wir deutschen, österreichischen und schweizer Offiziere auf dem Dampfer „Bundesrath" waren gleich begeistert für das tapfere Volk der Buren, dessen Heldenthaten nach allen Berichten die eines Leonidas in den Schatten stellten. In Deutsch-Ostafrika, an dessen Küste der „Bundesrath" einige Tage verweilte, erhielten wir unsere erste Abkühlung. In Dar-es-salaam leben viele Deutsche, die sich im Transvaal aufgehalten haben. Sie Alle hatten für die Buren wenig übrig und machten uns gegenüber daraus kein Hehl. In Durban, wohin uns die Engländer unter dem Verdacht schleppten, daß der „Bundesrath" Kriegscontrebande an Bord habe, hatten wir zum ersten Mal Gelegenheit, die „gänzlich verwahrlosten, aus den niedrigsten Volksschichten rekrutirten und von Sportsmen und anderen Civilisten in Uniform geführten englischen Truppen" aus nächster Nähe kennen zu lernen. Es waren die Verstärkungen, die für Buller zum Entsatz von Ladysmith angekommen waren und in aller Eile auf der Bahn nach dem Kriegsschauplatz entsandt wurden. Es waren meist aktive Regimenter und ich kann ihnen nur das Zeugniß ausstellen, daß ich keinen Unterschied zwischen einer Eisenbahnverladung deutscher Truppen während der Herbstmanöver und dieser zur Front abgehenden Truppen bemerkt habe, — ausgenommen vielleicht den, daß Alles mit geringerer Anstrengung der Stimmbänder vor sich ging, als wir es in Deutschland gewohnt sind. Eine sonderbare Fügung wollte, daß ich diesen selben Truppen wenige Wochen später im heftigen Feuer auf dem Plateau des Spionkops mit dem Gewehr in der Hand gegenüberliegen sollte. Der in Durban gewonnene gute Eindruck verwandelte sich in Hochachtung, als ich am Morgen nach der Schlacht die englischen Schützengräben aufsuchte, in denen nach Fortschaffung der Verwundeten noch Mann bei Mann lag, so daß fast auf jeden Meter Graben ein Toter kam. Diese Truppen waren nicht verwahrlost, trotzdem sie sich aus den „niedrigsten" (soll wohl heißen: ärmsten) Volksklassen rekrutiren.

Nach elftägigem unfreiwilligen Aufenthalt in Durban gelang es mir endlich, die Erlaubniß zur Rückreise nach Delagoa-Bai zu erhalten; ich war genöthigt, ein englisches Schiff, den „Umtali", zu benutzen. Man munkelte damals — und die Cap- und Natal-Zeitungen bestätigten es — viel von Deutschen, die als Burenspione auf englischen Schiffen verhaftet worden seien, und ich war deshalb bei meiner Einschiffung nicht sicher, ob ich nun ohne weiteren Zwischenfall zur Burenarmee gelangen würde. Ich reiste mit einem schweizer Dragoneroffizier, der seinen Schnurrbart abrasirt hatte und dauernd aus einer kurzen englischen Pfeife rauchte, um für einen Engländer gehalten zu werden, so daß ihm schließlich ganz schlecht wurde. Da wir vom Englischen beide nicht viel verstanden, sprachen wir französisch mit einander, um uns nicht einem zufällig anwesenden Detektiv als Deutsche zu verrathen. Ich muß gestehen, daß ich damals von dem „Schutz des Deutschen Reiches", unter dem ich angeblich stand, einen eigenen Begriff bekommen habe. Wir gelangten ohne weiteren Zwischenfall nach Delagoa-Bai. Nach vielen Schwierigkeiten erhielten wir hier endlich für viel Geld und viele gute Worte portugiesische Pässe, für noch mehr Geld und unter noch mehr Schwierigkeiten die ebenfalls nothwendigen Pässe von dem englisch gesinnten Konsul der Transvaalregirung, Herrn Pott, und saßen im Zuge nach Pretoria, neugierig, wie man uns bei den Buren aufnehmen werde. Wir hatten inzwischen schon Vieles gehört, was sehr, sehr wenig ermuthigend klang; ein Herr, mit dem wir im Zuge bekannt wurden, sagte, man werde uns behandeln „wie einen Hund in der Kegelbahn." In Komati Poort, an der Transvaalgrenze, wo wir uns als Freiwillige für die Burenarmee zu erkennen gaben, wurden wir von dem Kommandanten, der einen deutschen Namen führte und zum Ueberfluß noch eine goldene Brille trug, aber nur holländisch sprach, herzlich empfangen. Er fuhr eine Strecke mit und stellte in dieser Zeit sehr viele Fragen an uns. Ueber die Art, wie wir in der Burenarmee verwendet werden würden, hatten wir schon merkwürdige Dinge gehört; unser Begleiter sagte, wir würden dem Stabe eines Burengenerals zugetheilt werden. Den Hohn, der darin lag, sollte ich erst später begreifen lernen. Als er uns endlich verließ, gab er uns einen jungen Buren mit, der uns bei Allem behilflich sein sollte, da wir als Fremde uns wohl schwer allein zurechtfinden würden. Dieser junge Mann nahm sich sehr freundlich unser an. Er war stets um uns bemüht, folgte uns auf Schritt und Tritt, — und entpuppte sich schließlich als einen Geheimpolizisten der Transvaalregirung.

In Pretoria suchte ich, nach einem Besuch beim deutschen Konsul, den Staatssekretär Reitz auf. Der oberste Staatsbeamte der Republik — und wie zu seiner Ehre gesagt sei, auch der ärmste Beamte der Republik und der einzige, der nicht gestohlen oder betrogen hat — empfing mich äußerst liebenswürdig. Er sprach ziemlich fließend deutsch, bat mich jedoch, ihm meine Empfehlungschreiben selbst vorzulesen, da ihm das Lesen des Deutschen Schwierigkeiten mache. Auf meine Frage, wie ich in der Armee verwendet werden solle — daß es Gehalt, Löhnung, Kriegssold, oder wie man es nennen will, nicht gab und man gefälligst aus seinem eigenen Geldbeutel zu leben hatte und daß dieser recht inhaltreich sein mußte, wenn man nur einigermaßen anständig durchkommen wollte, hatte ich auch schon vorher erfahren —, erwiderte er etwas verlegen, darüber habe der „Kommandant Generaal" allein zu bestimmen, in dessen Be-

fugnisse einzugreifen er nicht berechtigt sei. Uebrigens sei es allen Ausländern freigestellt, welchem Kommando sie sich anschließen wollten. Er gab mir jedoch ein Schreiben mit, in dem er mich Joubert warm empfahl. Warum ich diesen Empfehlungbrief niemals an Joubert abgegeben, sondern mir als Kuriosum aufgehoben habe, wird Jeder verstehen, der die Verhältnisse und den alten Joubert kannte. In den folgenden Tagen, in denen ich, um ein Pferd, Ausrüstung und Waffen zu erhalten, Stunden lang mit einem Stück Papier in Pretoria herumlaufen mußte, nachdem ich, um dieses Papier zu erhalten, Stunden lang vor den Bureaux untergeordneter Beamter hatte antichambriren müssen, wurde ich von Kameraden, die sich die „Schweinerei", wie sie es sehr bezeichnend nannten, schon einige Zeit angesehen hatten, schonend auch noch des letzten Restes meiner Illusionen entkleidet. „Sie wollen uns gar nicht haben; sie betrachten uns als das fünfte Rad am Wagen und gestatten uns gnädigst, mitzulaufen, da sie es Anstands halber nicht gut verhindern können."

Eben hatte der Januar begonnen. Die siegreichen Buren standen in Natal und der Capkolonie. Ladysmith, Mafeking und Kimberley waren von ihren Heeren eingeschlossen, die Engländer überall aus dem Felde geschlagen. Der Hochmuth gegen die Ausländer kannte keine Grenzen. „Da seht Ihr, was Eure europäische Kriegskunst werth ist", hieß es; man lachte uns ins Gesicht. „Ihr könnt bei uns viel, sehr viel lernen." Ein holländischer Arzt, also doch ein gebildeter Mann, versicherte allen Ernstes, man werde über kurz oder lang auch in den europäischen Armeen die veraltete Gefechtsweise fallen lassen und zu der der Buren übergehen müssen. Da er ein würdiger alter Herr war, so widersprach ich ihm nicht. Wohl aber habe ich oft Buren, die mir mit dem selben Unsinn kamen, gefragt, worin denn nach ihrer Meinung die großen Vorzüge ihrer Kampfesweise beständen. Sie nannten meist die einfachsten Lehrsätze unserer europäischen (deutschen, russischen, französischen) Felddienstordnungen, die zu Hause jedem Rekruten geläufig sind. Wenn ich dann erwiderte, daß man Das in allen modernen Armeen — zu denen man bei uns die englische allerdings nicht rechne — genau so mache, oder gar fragte, aus welcher Kenntniß europäischer Armeen denn die Herren ihr wegwerfendes Urtheil über alle europäischen Heeresverhältnisse herleiteten, so gingen sie gewöhnlich fort, um das selbe Thema mit irgend einem Deutsch-Afrikaner zu verhandeln, der vielleicht in seinem Leben nie einen deutschen Soldaten gesehen hatte.

„Welchem Kommando werden Sie sich anschließen?" fragte ich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Pretoria einen mir bekannten Ulanenoffizier, den ich mit geschultertem Gewehr in Khaki auf der Straße traf. Er nannte den Namen eines Burengenerals und fügte hinzu: „Der soll nämlich von Allen noch am Wenigsten deutschfeindlich gesinnt sein." Der größte Deutschenhasser im ganzen Transvaal war der alte ehrliche Joubert. Er haßte die „Uitlanders", vor Allem aber die Deutschen, die seine verrätherischen Absichten mehr als einmal durchkreuzt hatten,*) von ganzem Herzen und behandelte besonders

*) Joubert war ein Gegner des Krieges und versuchte mit allen Mitteln, zu denen auch die verrätherische Aufgabe der Belagerung von Ladysmith gehörte, in diesem Sinn auf den Präsidenten Krüger und den Volksraad einzuwirken.

die deutschen Offiziere schlecht. Dem in Ceylon gefangen gehaltenen Obersten von Braun, der als einer der ersten deutschen Offiziere bei Ausbruch des Krieges nach Transvaal ging und sich bei Joubert meldete, stellte der alte Herr die wenig schmeichelhafte Frage, was er eigentlich wolle; und als Braun erwiderte, er sei gekommen, um in der Burenarmee gegen die Engländer zu fechten, erwiderte ihm Joubert patzig: Dan fat een roor en loop schiet (Dann nimm ein Gewehr und geh schießen). Die deutschen Berichterstatter meldeten damals gewissenhaft an ihre Zeitungen: „Oberst von Braun ist dem Stabe des Oberkommandirenden zugetheilt worden.“ Joubert mußte dafür aber auch manche scharfe Erwiderung auf seine deutschfeindlichen Aeußerungen einstecken. Jeder Bürger hatte bekanntlich nach dem Kriegsgesetz, wenn er eine Anzahl Wochen im Felde gestanden hatte, das Recht, vier Wochen auf Urlaub zu gehen; da die meisten Urlauber es aber mit dem Wiederkommen nicht sehr eilig hatten, begannen sich die Kommandos bei Ladysmith so bedenklich zu lichten, daß die Beurlaubungen eingeschränkt werden mußten. Damit waren aber die burghers, denen der Krieg schon langweilig wurde, nicht zufrieden und Manche von ihnen kamen auf den Gedanken, sich selbst leichte Verwundungen beizubringen, um auf diese Weise nach Hause oder wenigstens ins Hospital zu kommen, wo sie sich auch ganz wohl fühlten. Solche Fälle kamen damals in allen Lagern vor. Als eines Tages ein Deutscher sich bei Joubert meldete, um für zwei am Tugela verwundete Landsleute die üblichen Pässe zu erhalten, meinte Joubert verächtlich, die Beiden hätten sich wohl auch selbst verwundet, um Urlaub zu bekommen; worauf er die prompte Antwort erhielt: „Nein, General, es sind keine Buren.“

Trotzdem ich von Jouberts schlechter Behandlung der deutschen Offiziere schon gehört hatte, wollte ich die Bestätigung doch lieber aus eigener Anschauung haben und meldete mich im Hauptlager von Ladysmith bei dem Oberkommandirenden. Als ich auf die Frage: Wat will Gij? erwiderte, ich sei deutscher Offizier und wolle in der Burenarmee gegen die Engländer kämpfen, verzog sich sein von einem struppigen grauen Bart umrahmtes Gesicht zu einem fröhlichen Grinsen und sein zum Frühstück (oder Kriegsraad — genau wars nicht zu unterscheiden —) versammelter, aus einem Kreise wohlgenährter, langbärtiger Buren bestehender Stab brach in ein höhnisches Gelächter aus, während Einer von ihnen selbstbewußt sagte: „Unsere Kriegführung muß doch sehr gut sein, daß so viele deutsche Offiziere hierherkommen, um von uns zu lernen!“ Ich hatte gehört, was ich hören wollte, bestieg meinen Gaul wieder und trabte in der Richtung auf das Lager des deutschen Corps weiter. Während des einsamen Rittes auf der staubigen, von der glühenden Januarsonne ausgedörrten Straße hatte ich Zeit, darüber nachzudenken, was ich nach dem bisher Erlebten und Gesehenen noch in der Burenarmee wolle. Durchgeritten, müde, hungrig und verstimmt langte ich gegen Abend im Lager des deutschen Corps an. Auch hier war Manches anders, als es sein sollte, und Alles anders, als man es in den deutschen Zeitungen lesen konnte. In dem bekannten Kampf um den Spionkop am Tugela erhielt ich meine Feuertaufe und zugleich Gelegenheit, die kriegerische Tüchtigkeit der Buren aus nächster Nähe zu bewundern. Wie alle zur Cernirungarmee vor Ladysmith gehörenden Laager hatte auch das deutsche Corps einen Theil seiner Mannschaft zum Schutze der Tugelalinie gegen die

Entsatzversuche Bullers abgegeben. Am dreiundzwanzigsten Januar lief abends im Lager vor Ladysmith die Botschaft ein, ein Angriff der Engländer stehe am Tugela bevor. Ich ritt am nächsten Morgen früh los und langte gegen Mittag am Spionkop an. Unterwegs hatte ich von einigen Buren, die nach ihrem Lager zurückritten, gehört, daß die Engländer in der Nacht den Spionkop gestürmt hätten und daß „Alles verloren" sei. Von Weitem schon hörte ich Kanonendonner und heftiges Gewehrfeuer, untermischt mit dem kurzen, scharfen Knall der Maxim-Geschütze. Als ich, über die von zu hoch gehenden englischen Schiffsgranaten bestreute Ebene galoppirend, mich den Höhen näherte, auf denen gekämpft wurde, bot sich mir ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Aengstlich zusammengedrängt, einzeln und in kleineren und größeren Klumpen unter dem Schutz des Bergabhanges sich verkriechend, hockten Hunderte und Aberhunderte von Buren, während oben am Rande des Plateaus eine sehr dünne Burenlinie, in der recht viele Ausländer waren, auf dreihundert Meter den englischen Schützengräben gegenüberliegend, ein heißes Feuergefecht führte. Kein Zureden und kein Drohen, kein Appelliren an ihr Ehrgefühl vermochte die im sicheren Versteck Sitzenden in die Feuerlinie zu treiben. Eine grimmige Freude bereitete es mir später im Verlauf des Gefechtes, als einige der für uns bestimmten englischen Granaten, mit denen wir oben auf dem Plateau reichlich bedacht wurden, in einen solchen Haufen von „Drückebergern" am Bergabhange einschlugen. So schnell habe ich die Buren im Lauf des ganzen Krieges nicht wieder laufen sehen, trotzdem sie auch später darin Ziemliches leisteten.

Am Abend räumten die Engländer den Spionkop. Sie hatten furchtbare Verluste erlitten. Der Ruhm des Tages gebührt in erster Linie der Buren-Artillerie, dieser vorzüglichen, von deutschen und französischen Offizieren geschaffenen und nach der verachteten europäischen Methode einexerzirten und disziplinirten Truppe. Als die Engländer über den Tugela zurückgegangen und abgezogen waren, ohne daß die Buren, ihren Sieg ausnützend, sie verfolgten — denn in der Bibel, die ihre Felddienstordnung ist, steht: „Einem fliehenden Feinde soll man goldene Brücken bauen" und Joubert hatte verboten, „von hinten" auf die Engländer zu schießen, weil es unchristlich sei —, da war die Freude groß. Onze dappern burghers konnten einander nicht laut genug zu ihrer Tapferkeit beglückwünschen. Wohl hörte man auch hier und da ein anerkennendes Wort über die Deutschen, die einen hervorragenden Antheil am Kampf genommen und verhältnißmäßig große Verluste gehabt hatten; viel häufiger aber konnte man Aeußerungen hören über die „Dummheit" der Deutschen, die nicht zu „fechten" verständen und deshalb so große Verluste im Vergleich zu den Burenkommandos gehabt hätten. Zwei Buren stritten nach der Schlacht über die Frage, wie viele von „unseren Leuten" an einer Stelle der Gefechtslinie gefallen seien. Der Eine behauptete: Vier. „Nein", sagte der Andere: „Drei; der Eine war nur (‚net') ein Deutscher." Ich selbst hörte einen alten Buren vergnügt über den gewonnenen Sieg ausrufen: „Erst jagen wir die Engländer aus dem Lande, und wenn wir damit fertig sind, dann schmeißen wir alle Ausländer raus." Ein Bur, den ich fragte, warum er nicht mit ins Gefecht gegangen sei, meinte treuherzig: „Mensch hat doch zijn leven lief". (Man hat doch sein Leben lieb.) Den Meisten fehlte jedes Verständniß für ihr klägliches Benehmen vor dem Feinde und deshalb hatten sie auch für die Tapferkeit der Ausländer keine Anerkennung.

Als ich am Morgen nach der Schlacht mit einem anderen Deutschen wieder auf das Plateau des Spionkops stieg, um den am Tage vorher gefallenen Lieutenant von Brüsewitz zu begraben, fand ich seine Leiche vollständig ausgeraubt und mit nach außen gekehrten Rock- und Hosentaschen; er war eben „nur ein Deutscher". Die dappern burghers aber waren auch eifrig bei der Arbeit, die englischen Toten auszuplündern. Da ihnen das Umdrehen der Taschen zu umständlich und bei den meist stark mit Blut besudelten Leichen auch zu unsauber war, schnitten sie gewöhnlich nur die Taschen von außen auf und entleerten sie so ihres Inhaltes.*) Es war ein widerlicher, ekelhafter, empörender Anblick.

Ich habe dann eine Woche darauf in dem viertägigen Kampf bei Potgietersdrift am Tugela und später in Bothas Armee im Oranje-Freistaat in vielen Gefechten mitgekämpft. Ueberall aber war es das selbe Bild.

Die Volksstem, das offizielle Organ der Transvaalregirung, das mit größter Gewissenhaftigkeit jede Heldenthat ihrer „tapferen Bürger" unter großem Aufwand der abgedroschensten Phrasen über Heldenmuth, Freiheitliebe und Gottesfurcht verzeichnete, erwähnte mit keiner Silbe die zahlreichen Fälle, wo sich die Ausländer-Corps ausgezeichnet hatten. Stets hieß es: Onze dappern burghers... Wenn sie dagegen den Haß gegen alles Nichtholländische schüren konnte, that sie es gar zu gern. Als die deutsche Abtheilung von dem vereinigten Ausländercorps des französischen Obersten de Villebois nach allen Regeln des Kriegsrechtes Lebensmittel auf einer Farm requiriren mußte, da sie trotz wiederholtem Ansuchen von der Regirung nichts erhielt, berichtete die Volksstem entrüstet über die „Plünderung einer Burenfarm durch die Deutschen". Dieses Blatt hatte die Unverschämtheit, dem deutschen Freicorps unter Oberst Schiel die Schuld an der Niederlage bei Elandslaagte in die Schuhe zu schieben, unter Hinweis auf die veraltete, den Anforderungen des jetzigen Krieges nicht gewachsene Fechtweise der Deutschen, die den ungünstigen Ausgang verschuldet habe. Thatsächlich wurden die 85 — fünfundachtzig! — Deutschen, die nach einem scharfen Ritt am späten Nachmittag auf dem Schlachtfelde erschienen und tapfer in das bereits verlorene Gefecht eingriffen, von den Buren schmählich im Stich gelassen. Leider hat die von der Volksstem verbreitete Lesart nicht nur in allen Burenlagern Gehör gefunden, sondern ist auch in viele deutsche Zeitungen übergegangen.

Der Rückzug der Buren durch den Freistaat und über den Vaalfluß war eine einzige Flucht. Brachten die Kundschafter die Meldung: „De Engelsche kommen", dann gab es kein Halten mehr. In fünf Minuten war das Lager abgebrochen und von der ganzen Burenarmee auch nicht ein Pferdeschwanz mehr zu sehen. Das deutsche Corps**) bildete während des ganzen Rückzuges durch den Freistaat die unfreiwillige Arrieregarde von Bothas Armee, da es, auf schlechten Pferden beritten gemacht und häufig Scharmützel mit den englischen

*) Es giebt zwei photographische Aufnahmen vom Schlachtfeld auf dem Spionkop, die auch in deutschen illustrirten Zeitschriften erschienen und auf denen man deutlich an den Uniformen der gefallenen Engländer die Spuren des Leichenraubes erkennen kann.

**) Es gab drei deutsche Corps: eins in Natal, eins im Oranjefreistaat und eins im internationalen Corps Villebois.

Avantgardentruppen liefernd, stets einige Tagemärsche hinter den Burenkommandos zurück war. Hatten diese dann auf der großen Retirade wieder einmal Halt gemacht und wir kamen auf unseren ausgehungerten Pferden und selbst oft Mangel leidend im Laager an, dann hatten sie die inzwischen angekommenen Proviantvorräthe gewöhnlich brüderlich unter sich getheilt und für uns war nichts übrig geblieben. Den anderen Ausländercorps, so weit sie noch existirten, ging es nicht besser. Im Gefecht, wo man sie nicht entbehren konnte, stellte man sie vornan; im Uebrigen aber behandelte man sie als die „dummen Uitlanders.“ Es ist daher kein Wunder, daß auf dem weiteren Rückzuge sich in Johannesburg das deutsche Corps auflöste und ein großer Theil der zerstreut unter den Burenkommandos fechtenden Ausländer in Johannesburg und Pretoria zurückblieb. Zu Hunderten waren während des Rückzuges die Buren auf ihren Farmen zurückgeblieben und übergaben sich den Engländern, so daß Botha von den zehntausend Mann, die er am Sand-River noch unter seinem Kommando vereinigte, beim Durchmarsch durch Pretoria keine Tausend mehr hatte, — Rebellen aus der Capkolonie und Natal, Ausländer und Buren aus dem von den Engländern noch nicht okkupirten nördlichen Transvaal. Als am fünften Juni 1900 die Engländer in Pretoria einrückten und den wüsten Plünderungsszenen, die sich in den letzten Tagen vor der Einnahme der Stadt dort abspielten, ein Ende machten, da wollte das Hurrageschrei der Bevölkerung kein Ende nehmen; von der eisigen Ruhe, mit der die Einwohner die einziehenden Truppen empfangen haben sollen, war nichts zu merken. Als die Engländer später ein weitverzweigtes Spionagesystem einrichteten, ist mehr als ein Ausländer, der gegen die Engländer im Felde gestanden hatte, von Buren denunzirt worden, die sich damit einen Nebenverdienst machten. Die zahlreichen Deutschen, die in Pretoria von den Engländern ins Gefängniß gesperrt wurden, hatten unter der schlechten Behandlung viel zu leiden; die Gefängnißwärter, geborene Transvaaler, die der Queen den Treueid geleistet hatten, suchten ihre nun plötzlich „loyale“ Gesinnung durch ruppige Behandlung der gefangenen Ausländer zu beweisen. Als eines Tages — ich theilte mit einem anderen deutschen Offizier eine Zelle — auf dem Hof zum Antreten und zur Arbeitvertheilung gerufen wurde, blieben wir ruhig in unserer Zelle, sicher, daß unsere Abwesenheit bei der großen Zahl der Gefangenen nicht bemerkt wurde. Ein junger Bur, der auch Kriegsgefangener war, ging an unserer Thür vorbei und rief uns zu, wir müßten hinausgehen. Wir erwiderten, er möge sich nur um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Wenige Minuten später kehrte er mit einem Gefängnißbeamten zurück, dem er uns angezeigt hatte.

Inzwischen hat sich Vieles geändert. Der zähe Widerstand, den die letzten Reste der noch kämpfenden Buren leisten — und dem Niemand die Anerkennung versagen kann —, hat die eine Weile wohl etwas abgekühlte Burenbegeisterung in Deutschland wieder angefacht. Der Abschluß des südafrikanischen Trauerspiels aber — denn ein solches ist es für beide Parteien — sollte uns Deutschen gleichgiltiger sein. Die Engländer verdienen gewiß nicht, daß sie die Früchte ihrer Raubpolitik ungestraft genießen. Den Buren aber sollten wir nicht vergessen, daß sie die Opfer an Leben und Freiheit, die so viele deutsche Männer ihnen brachten, hier in Afrika nur mit Spott und Verachtung belohnt haben.

Keetmanshoop. Lieutenant a. D. Gentz.

❦

Selbstanzeigen.

Sommernächte. Verlag von Ludolf Beust. Straßburg 1902.

Erst hatte ich die Absicht, meinem lyrischen Erstling eine Vorrede vorauszuschicken. Dann wollte ich einige Kritiken abwarten, um meine Ansichten und Absichten sich klären zu lassen. Vor Allem würde es sich um die Form gehandelt haben. Was ist denn im letzten Grunde die Form einer Dichtung? Das, was für den Musiker der „Takt" ist; und auch Wagner kennt den Takt, obwohl seine Melodien über alles Konventionelle hinwegbrausen. „Melodie" im Sinne der alten Oper ist nicht überhaupt die Musik. So ist auch ein Unterschied zwischen „Lied" und „Gedicht". Die Stimmungen der „Sommernächte" konnten gar nicht in Liedform gebracht werden; sie brauchen nur den Rhythmus, den sie selbst bedingen; und wie die Form des Liedes eine musikalische „Eintheilung" ist, so mußte es mir darauf ankommen, eine der Stimmung entsprechende Kadenzirung zu finden: das Gewand mußte sich ganz eng anschmiegen, das Gewand mußte schon in seinen Linien Musik, Harmonie sein. Die Holzianer, die ja auch die Reimduselei verwerfen, kennen nur eine „Form" für den Verstand und das Auge; das Gedicht soll aber innerlich Plastik sein, klingende Plastik, der jede äußere Schönheit geopfert werden muß. Eben so verfehlt ist der gehackte Tonfall, dem wir heute häufig begegnen. Wir dürfen nicht vergessen, daß das (geschriebene) Gedicht aus der musikalischen Stimmung geboren wurde, aus dem Bedürfniß, das Unbestimmte in Worte zu drängen. Zittert aber kein Ton in den Worten, so haben wir Prosa oder Rhetorik. Ich wollte keine Theorie aufstellen, sondern einige Anregungen geben. Nicht eine Schalmei träumt mehr in unserem Lied: ein Orchester umrauscht uns mit schwerem Flügelschlag. Nicht das grüne Thal durchzieht der fröhlich wandernde Bursch in unseren Gedichten: der Geist fliegt durch den Weltenhimmel. Der Kosmos ist „Heimath" geworden. Wir fühlen uns als Pflanzen, die leben, aus Sommernächten der Sammlung der Sonne zustreben, der höchsten Entfaltung ihrer Gluth und Pracht. Das ist unsere einzige, unsere gewaltige Mission. Und sie ist nicht Last: wir sind ja eins mit der ungeheuren Welt der Sterne, in allen Adern brennt die Sonne, sie ist Gott, schöpferischer Geist. Unsere Kultur, Fabriken und Maschinen sind auch nur „Natur", Ausfluß und Konzentration, potenzirte Aeußerung der Natur. Auch ihr Lied dröhnt in dem großen Hymnus der Kraft, der Sonne. Und Alles wird zur Symphonie. Unser Ohr hat sich an die Dissonanz gewöhnt. Sie „beleidigt" nicht mehr. Wenn in noch so geringem Maße: die Ahnung dieser Weltensymphonie schwingt in unserem Dichten in blendenden Sonnenfarben. So gehen wir dem Reiche des Lichtes entgegen. In ihm werden wir endlich unsere „Bestimmung" finden und verstehen lernen. „Nichts ist herrlicher als die Sonne!.."

Straßburg. René Schickele.

❦

Wanderungen. Kommissionverlag J. Littauer, München. **Preis 3 Mark.**

Das Buch ist mit der bekannten holtenschen Type sehr schön auf echtem Van Geldern gedruckt und wirkt auf jedem Büchertisch vornehm; namentlich, wenn man es nicht aufschneidet. Sogenannter Buchschmuck fehlt. Der Schmuck

meines Buches ist die Druckanordnung. Es enthält dreiundzwanzig Gedichte, darunter zwei längere epische. Von ihnen erscheinen mir heute drei lyrische Gedichte gut, das eine epische interessant; von den übrigen sechs als gute Mittelwaare, dreizehn als mißlungen. Einzelne meiner Freunde urtheilen anders. Wer wissen will, wessen Urtheil richtig ist, muß das Buch nicht nur kaufen, sondern auch aufschneiden. Ich gebe hier nur noch ein Citat:

Was ist es, das uns in der Scheidestunde
An diesen Blick auf Strom und Hügel bannt?
Was, das aus dieser Thäler ernster Kunde
Im Schweigen uns den Arm entgegenspannt?

Die Sonne sinkt, die Wolken stehn in Flammen,
Aus grünen Tiefen eine Stimme raunt:
„Was zögert Ihr? Im Meer der Zeit entschwammen
Die Stunden längst, die Ihr noch müd bestaunt.

Seht hin, schon senken sich die Nebelschatten,
Seht hin, schon schwindet all die bunte Pracht,
Seht, wie sich Licht und Finsterniß begatten,
Sie zeugen die geheimnißtrunkne Nacht.

Geht schweigend, geht! Was soll das matte Zaudern?
Ihr schwindet auch, wie dieser Tag entschwand" ...
Wir stehn noch immer, stehn im großen Schaudern,
Ich fühl' in meiner Deine kalte Hand.

München. Felix Paul Greve.

❦

Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie. Mit 31 Tafeln. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1901.

Zum ersten Mal werden hier in streng wissenschaftlicher Weise die Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter auseinandergesetzt. Die Schreibbewegung wird als eine Kombination von willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen dargestellt. Wie in jeder Hantirung, so kommt auch in ihr zunächst die individuelle Bewegungphysiognomik zur Geltung: Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit, Nachdruck, Gleichmäßigkeit der Bewegung, Grad des Spannungzustandes der Muskulatur, Neigung zur Streckung oder Beugung, Vorwiegen mehr eckiger oder mehr abgerundeter Bewegungformen u. s. w. Indem ich nun zeige, wie diese physiognomischen Eigenarten in der Handschrift zur Fixation gelangen, und den Zusammenhang zwischen ihnen und bestimmten Charaktereigenschaften aufdecke, gelingt es mir, damit eine wichtige Brücke zwischen Handschrift und Charakter herzustellen. Zur Veranschaulichung dieser Ableitungen und zur Sicherung der Beweisführung werden Schriften Geisteskranker aus gesunder und kranker Zeit mit einander verglichen. Auch die mehr willkürlichen Faktoren, die die Form der Schriftzüge beeinflussen, sind bestimmten Gesetzen unterworfen. Diese — besonders die von den Psychologen gewonnenen Ergebnisse über die Abhängigkeit des individuellen Formengeschmackes von bestimmten Charaktereigenschaften — und eine Reihe sonstiger Erwägungen dienen dazu, weitere hand-

schriftliche Eigenarten dem wissenschaftlichen Verständniß näher zu bringen. Von unbegründbaren Spekulationen und von der in der Graphologie bisher herrschenden Pseudoempirie habe ich mich ganz ferngehalten. Die Sprache ist allen gebildeten Laien verständlich.

Dr. Georg Meyer.

❦

's Re'ment. Verlag von Heinrich Minden, Dresden.

Wenn die Falten des Lachens und Weinens sich fester ins Antlitz des Menschen einzugraben beginnen, erscheint ihm die Jugend wie ein goldener Traum, von dem er gar gern nur eine kurze Spanne wieder sein eigen nennen möchte, — je nachdem: um sie noch einmal zu durchkosten, oder, um sie besser auszunutzen. Die Jugend denkt leichter über Das, was sie hat, sie giebt ihre Zeit mit vollen Händen aus, ohne an Sparen zu denken, und vielleicht gerade deshalb ist die Jugend so schön. Sie hat ja so endlos viel Zeit; das ganze Leben mit all seinen Bergen, Thälern und weiten Ebenen liegt ja noch vor ihr! So denken auch die jungen Lieutenants in meinem Roman, die Kameraden des „Re'ments". Von ihrem Jugendübermuth, ihren tollen Streichen handelt er. Aber auch von ihrem treuen Zusammenhalten, von Freundschaft bis zum Tode, von heiliger und unheiliger Liebe, von Genießen und Entsagen, von Sünde und Ueberwinden. Mir schienen diese kraftvolle Skrupellosigkeit und dieser Humor, dem nichts heilig ist, doch auch diese einzigartige Kameradschaft und dieser heilige Ernst, diese rücksichtlose Genußsucht neben kindlichem Frohsinn der Schilderung werth. Und zwar einer Schilderung ohne Vorurtheil, einer künstlerischen Gestaltung „mit dem Anschein äußerster Naturwahrheit", wie es einmal in dem Buche heißt. Ein Bilderbuch des Lebens in bunten Farben, lichten und düsteren, — allerdings nur für Große.

Zehlendorf. Felix Freiherr von Stenglin.

Das Centralkartell.

„Kartelle aller Branchen, vereinigt Euch!" Diese Variante des weltberühmten Leitsatzes, den Marx der internationalen Arbeiterorganisation auf den Weg gab, konnte an den Wänden des berliner Saales prangen, in den neulich die Vertreter aller Unternehmerverbände Deutschlands berufen waren. Die selben Leute, die sonst nicht laut genug gegen jede von Proletariern geschaffene, bessere Arbeitbedingungen anstrebende Vereinigung wettern konnten, bemühten sich hier, eine Koalition der Unternehmerverbände ins Leben zu rufen. Den Vorsitz führte Herr Jencke, der einst im sächsischen Ministerium Geheimer Finanzrath war und am ersten Mai nun aus der Leitung der Firma Krupp scheiden wird. Das Hauptreferat war Herrn Bueck anvertraut, dem Generalsekretär des Centralverbandes Deutscher Industrieller, den die Arbeiterpresse mit dem selben Recht den bezahlten „Hetzer und Agitator" der Unternehmer nennt, mit dem dieser Vorwurf von ihm und seinen Leuten den Führern der Arbeiter entgegengeschleudert wird. Es war eine richtige Gewerkschaftversammlung; nur tagte sie nicht am Engel-

ufer oder in der Prenzlauer Allee, sondern am Wilhelmsplatz im Hotel Kaiserhof. Und dem feinen Rahmen entsprach die besondere Art dieser Gewerkschaftmitglieder. Jeder Zoll ein Millionär.

Im New-York Herald wurden nach der Versammlung der Kartellvertreter weitausschauende Betrachtungen über den Zweck der Uebung angestellt. Dieser Zweck, hieß es da, sei ein gemeinsames Vorgehen aller Kartelle gegen die Auslandskonkurrenz. Der Verfasser dieses viel bemerkten Artikels wandelt in Morgans Spuren; er sieht vor seines Geistes Auge ein Centralkartell, das weniger die nationale Produktion als vielmehr den gesammten nationalen Export leiten soll. Kein Wunder, daß im Kopf eines amerikanischen Journalisten, der von einer Zusammenkunft der Vertreter aller deutschen Kartelle hört, der Gedanke an so großartige Pläne auftauchte. Aber dieser spekulative Amerikaner überschätzt die Kraft unserer Millionäre, die vorläufig solche Riesentransaktionen, wie sie einem Morgan möglich sind, mit der Aussicht auf Erfolg noch nicht wagen dürfen. Den Ausländer mag in dem Einladungschreiben ein Satz, dessen Grundgedanke in Buecks Reden mehrfach wiederkehrte, zu seinem Irrglauben verführt haben. Da wurde nämlich gesagt: die geplante Vereinigung aller Syndikate solle die gemeinsamen Interessen aller Kartelle wahren. Nun fordert ohne Zweifel ein großes, allen Kartellen gemeinsames Interesse, das Ventil des Exportes offen zu halten. Nur haben die Kartellherren bisher sich noch nie über die Mittel zu einigen vermocht, mit denen dieses Ziel ihrer Sehnsucht erreicht werden könnte. In Aufschwungszeiten ist allenfalls noch eine Einigung möglich. Als aber die ersten Symptome des Niederganges sichtbar wurden, brach — die Erinnerung daran ist noch frisch — zwischen den Syndikaten der einander ergänzenden Branchen Kohle und Eisen sofort ein Streit über die Gewährung von Exportprämien und ähnlichen Vortheilen aus. Die Regisseure der Versammlung meinten mit den „allgemeinen Interessen der Syndikate“ denn auch ganz andere Dinge. Der wirkliche Zweck der kaiserhöfischen Veranstaltung giebt uns das Recht, sie einen Gewerkschaftkongreß der Unternehmer zu nennen. Nicht einem ausländischen Feind galt der Kampf; eher sah es aus, als solle die Demonstration auf die eigene Regirung wirken. Die Furcht vor dem Kartellgesetz hatte die Unternehmer nach Berlin getrieben. Den mächtigen Herren scheint nach und nach die Ueberzeugung zu dämmern, daß die gesetzliche Regelung und Ueberwachung der Kartelle sich zwar noch eine Weile hinausschieben, auf die Dauer aber nicht hindern läßt. Diese Gewißheit ist in erster Reihe wohl durch die Zuckerkonferenz geschaffen worden. Deutschland hat in Brüssel Vorschlägen zugestimmt, die, wenn sie vom Reichstag angenommen werden, den Zusammenbruch des Zuckerkartelles herbeiführen müssen. Man weiß ja bei unserer Regirung nie, woran man ist: alle paar Wochen wechselt der Kurs und in wirthschaftlichen Dingen sind von Tag zu Tag die merkwürdigsten Wandlungen zu erwarten. Vielleicht sitzen in der Regirung — der verantwortlichen, meine ich — Leute, die mit der ganzen Inbrunst ihres schutzzöllnerischen Herzens beten, der Reichstag möge die brüsseler Beschlüsse ablehnen. Vielleicht aber wird gerade jetzt, da der Jude Ballin mit hohen Orden dekorirt wird und der Kaiser die Händler Löwe, Arnhold und Bleichröder zu einer Nordseefahrt eingeladen hat, mehr, als man glaubt, auf einen neuen Reichstag gerechnet, der die Handelsverträge annehmen und dem Zuckerkartell das Lebenslicht ausblasen

Digitized by Google

soll. Jedenfalls schwebt das Kartell in Gefahr. Und diese Gefahr muß alle Kartelle schrecken, weil sie zeigt, daß selbst in einem persönlich regirten Staat wie Preußen die Klagen über eine rücksichtlos ausbeutende Kartellpolitik bis an die höchste Stelle gelangen können.

Der Centralverband Deutscher Industrieller scheint das Fürchten gelernt zu haben, trotzdem alles bisher Geschehene dazu keinen Anlaß bietet. Graf Posadowsky hat Erhebungen über die Kartelle in Aussicht gestellt und das Reichsamt des Innern hat auch wirklich die Bundesregirungen aufgefordert, sich über die Entwickelung des Kartellwesens in ihren Reichsgebieten zu äußern. In allen Ländern, wo man die Lösung wirthschaftlicher Probleme ernsthaft versucht, in England und selbst in Amerika pflegt man in solchen Fällen kontradiktorische Enqueten zu veranstalten. Die Einberufung des Wirthschaftlichen Ausschusses hat, bei den Vorarbeiten zum Zolltarif, gezeigt, daß auch bei uns dieses Verfahren gewählt wird, wenn man den Schein gründlichster Sachlichkeit wahren will. Ich weiß nicht, wie die vom Reichsamt des Innern gestellte Frage in den anderen Bundesstaaten behandelt worden ist. In Preußen trat der Handelsminister und Unternehmer Möller in Aktion. Denn da das Reichsamt des Innern dem preußischen Ministerium nichts vorzuschreiben hat, muß man wohl annehmen, daß die gewählte Methode dem „hellen Kopf" des Herrn Möller entstammt. Der Minister veranstaltete nicht etwa eine Enquete; er wandte sich auch nicht an die Vertreter der Unternehmerkartelle, der Handelskorporationen und Gewerkschaften, sondern an die Regirungpräsidenten, im Grunde also an die Polizei, die man in Preußen für wirthschaftliche und sozialpolitische Erhebungen ja besonders gern in Anspruch zu nehmen pflegt. Ich bin neugierig, das auf diesem Wege gesammelte schätzbare Material kennen zu lernen. Den Kartellen wird es jedenfalls nicht gefährlich werden; sie haben in der Regirung noch immer gute, zuverlässige Freunde und Herr Möller ist Fleisch von ihrem Fleisch. Um so merkwürdiger ist die Kaiserhof-Versammlung. Muß man daraus nicht folgern, daß in der Regirung zwei Anschauungen um die Herrschaft ringen und daß die Kartellfreunde gethan haben, was man in der Verbrechersprache „pfeifen" nennt? Diese Freunde, die „Schmiere standen", könnten ja gepfiffen haben: „Gefahr im Verzug!" Das wäre wenigstens eine Erklärung der überraschenden Demonstration.

Interessant ist die Art, wie sich die Herren den Widerstand gegen die Staatsgewalt — ach nein: das Kartellgesetz — denken. Kann das Gesetz nun einmal nicht verhindert werden, so will man wenigstens für eine möglichst milde Form sorgen, will man, wie in der Versammlung so schön gesagt wurde, versuchen, „es mit den Interessen der Kartelle in Einklang zu bringen." Der Rede Sinn ist nicht schwer zu verstehen. Noch ist ja unvergessen, daß einst das Reichsamt des Innern zur Agitation für das Zuchthausgesetz zwölftausend Mark vom Centralverband Deutscher Industrieller erbat. Der Centralverband selbst hat seine Agitation bisher aus eigenen Mitteln bestritten. Sollten die für solche Zwecke nöthigen Ausgaben jetzt so groß geworden sein, daß sie nur noch durch die vereinigten Millionen sämmtlicher deutschen Kartelle gedeckt werden können? Schon die ersten Schritte auf diesem abschüssigen Weg verdienen Beachtung.

Plutus.

Theaternotizen.

Eine „Tragoedie braver Leute“ hat Herr Karl Schönherr sein einaktiges Drama „Die Bildschnitzer“ genannt. Auch auf sein neues, größer gedachtes Werk würde die Bezeichnung passen. In den fünf Akten des „Sonnwendtag“ lernen wir keinen schlechten Kerl kennen; lauter brave Leute. Wir sind wieder im österreichischen Tirol, in der Heimath des jungen Dichters. Da lebt, in einem Wallfahrtdorf, der Rofnerbauer mit Frau und Mutter. Denen ists schlecht gegangen. Um Lichtmeß hat eine Schneelawine ihr Häuschen nebst Stall und Vieh in den Abgrund gerissen und den Vater, der im Altentheil saß, getötet. Doch das tapfere Paar ließ sich vom Schicksal nicht umwerfen. Der Bauer hat sein letztes Stück Wald der Gemeinde verkauft und will von dem Erlös die Baukosten der neuen Hütte zahlen. Er und sein Weib arbeiten von früh bis spät und dürfen hoffen, dem Kind, das sie erwarten, ein schmales Behagen zu schaffen. Härter hats die Mutter getroffen. Ihr Trost ist der zweite Junge, der Hans. Dem hat der alte Dorfpfarrer ein Gemeindestipendium ausgewirkt. Und jetzt hat der Hans in der Stadt das Abiturientenexamen löblich bestanden und soll ins Priesterseminar; so Gott will, wird die Mutter ihn noch als Geistlichen sehen. An diese Hoffnung klammert sich das fromme Weiblein, das sich auf der Kommode ein Hausaltärchen aus Pappe und Goldpapier errichtet hat, und ahnt nicht, daß der Hans in der Stadt dem Kinderglauben entfremdet ward. Wilde Reden hat er gehört, schlimme Mären von Pfaffengräueln; und die Lust am geistlichen Wesen haben Hunger und Schulschinderei ihm ausgetrieben. Noch wagt er das schwere Bekenntniß nicht, will der Mutter, die so viel durchgemacht hat, nicht des letzten Wunsches Erfüllung rauben; im Innersten aber ist er entschlossen, nicht Priester zu werden. Nun fügt sichs, daß am selben Sonnwendtag, der ihn zu kurzer Ferienrast in die Heimath führt, Pfaffenfeinde ins Dorf kommen, Radikale, die durch das Land ziehen, um die Unzufriedenen aus träger Ruhe zu scheuchen und eine neue Zeit vorzubereiten. Den Führer des Jugendfähnleins, den Jungreithmair, kennt Hans aus der Stadt. Ein starker, harter Geselle, der Weib und Kind daheim betteln läßt und sich als Apostel fühlt, als Diener gottloser Wahrhaftigkeit, die den zagen Menschen das Heil bringen soll. Die Feigen und Lauen will er rütteln, bis ihnen der Muth wächst, und das Sonnwendfeuer soll das leuchtende Zeichen sein, das die Schwachen aus krummen Gäßchen und niedrer Gewöhnung auf die Höhe ruft. Doch die fromme Gemeinde wehrt sich gegen den Feind ihres Glaubens; kein Fleckchen giebt der Gemeinderath für das Sonnwendfeuer frei und keinen Mann, so schwört der Dorftyrann, darf der Aufwiegler uns verführen. Zwischen den beiden Fanatismen steht schwankend Hans Rofner. Er hat die Fremden auf seine Bergwiese geführt und schleppt zu ihrem Sonnwendfeuer selbst Reisig herbei. Da fällt ihn der Bruder mit Bitten an. Wenn Hans nicht Priester wird, muß die Familie das Stipendium zurückzahlen und das Kind des Rofnerbauern wird heimlos geboren werden. Daran soll Hans denken; auch an die Mutter, die der Schlag töten kann, und an Alles, was das gequälte Paar schon gelitten hat. Hin und her wird der arme Junge gezerrt. Mit den Freien möchte er gehen, den rüstigen Befreiern, die zum Kampf gegen Pfaffendruck und Hörigkeit rufen, und seinen Leuten doch, die so viel für ihn thaten, das Schwerste ersparen. Als Jungreithmair ihn einen Feigling nennt, der einer großen Sache nichts opfern wolle, wallt des Knaben Blut

auf: er ist nicht feig, er wird bleiben, — mögen die Seinen zu Grunde gehen. In sinnloser Wuth erschlägt ihn der Bruder. Die Rofnerin hält sich aufrecht; sie wird ihr Kind aufziehen und warten, bis der Mann die Strafe abgebüßt hat. Die Mutter steht thränenlos an der Bahre des Jungen, den der Aeltere ihr gemordet hat, und merkt kaum, daß die Gendarmen den Mörder fortführen. Nicht mit Menschen hadert sie: nur mit Gott; mit ihrem Gott, dem sie ein Leben lang treu gedient und der ihr Vertrauen so getäuscht hat. Den Mann zuerst und nun beide Kinder nahm er ihr. Langsam räumt sie, auf wankenden Beinen, den ganzen Altarschmuck ab: den frischen Rosmarinstrauß, die künstlichen Blumenstöcke, die Messingleuchter mit den Wachskerzen, das Spitzentuch, das den Pappaltar deckte. Dann löscht sie das Oellichtlein im rothen Ampelglas, „setzt sich nah dem geplünderten Altärchen auf einen Stuhl, stützt die zittrigen Hände auf den Krückstock und starrt mit weit offenen, grauen Augen stumpf vor sich hin." Das ist das Ende ... Lauter brave Leute sahen wir, Leute, die sich im Recht wähnten und um ihren Glauben rangen. Das kleine Bild eines eng begrenzten Kulturkampfes hat Perspektive; es ist das Werk eines starken, männlichen Talentes. Im wiener Burgtheater, wo es zum ersten Mal aufgeführt wurde, soll der Direktor, Herr Schlenther, den Dichter gezwungen haben, auf den fromme Gemüther ärgernden Schluß zu verzichten. Das wäre ein echtes Schlentherstückchen, würdig eines Herrn, der, um versorgt zu sein und ein ruhiges Leben zu haben, die früher so laut bekannten Glaubenssätze in die Rumpelkammer verpackt hat. Mit dem Schluß verliert das Drama seinen tiefsten Sinn; denn es ist die Tragoedie eines greisen Menschenkindes, das die absterbenden Wurzeln stöhnend vom alten Glauben löst. Man soll den Namen Anzengrubers nicht unnützlich im Munde führen, Herrn Schönherr nicht heute schon dem einzigen großen Dramatiker vergleichen, der seit Hebbels Tode im deutschen Sprachgebiet lebte. Noch fehlt dem jungen Tiroler die Größe und Freiheit der Weltauffassung, noch sieht man seinen Menschen nicht so tief ins Herz wie denen des Meisters Ludwig und seinem Pathos hat der Humor sich noch nicht gesellt. Aber er kann viel, er fühlt, wo in der Heuchelkultur unserer Tage die schmerzlichsten Konflikte zu finden sind, und gestaltet sie mit dem Temperament eines in keiner Schule verkümmerten Dramatikers Er ist eine Hoffnung; und felix Austria mag sich freuen, da ihr nach dem feinen Stadtherrn Arthur Schnitzler nun dieser kräftige Bauerndichter geboren ward.

* * *

Im Deutschen Theater ist „Der Weg zum Licht" aufgeführt worden; ein Märchendrama, das Herr Georg Hirschfeld zu schreiben für nöthig hielt. Zum Licht führt der Weg Den, der sündigen Trieben entsagt hat. Der Sündenbegriff ist hier nicht zu entbehren; denn wir sind in der Coulissenwelt judenchristlicher Vorstellungen. Hahngikl, ein schwarzelbischer Zwerg, der im Allgemeinen salzburgischen Dialekt, in gesteigerter Stimmung aber hochdeutsche Verse spricht, ist ein weithin geschätzter Juwelier. Er macht köstliche Geschmeide und hat einen Geheimfonds aufgespeichert, der ihm die hübschen Weiber kirren soll. Aber die Wildfrauen wollen von ihm nichts wissen, trotz den Ketten und Ringen und Armbändern aus Gold und Edelgestein; er ist gar zu häßlich. In diesem Wodansreich muß es ganz anders aussehen als in der Menschenwelt: für ein paar Brillanten kann bei uns der garstigste Kommerzienrath appetitliches Frauenfleisch kaufen, und wenn er ohne Knauserei ins Zeug geht, schwören ihm schöne Theatermädchen vom ersten Fach, daß sie den Mann

in ihm lieben. Herr Hahngikl hat es schlechter und sehnt sich mit allen Sinnen doch nach brünstiger Wonne. Mama hat Mitleid mit ihm. Hier, sagt sie, ist ein Tränklein, das Du der wunderschönen siechen Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein eingeben sollst, wenn sie vorher gelobt, den Heilkünstler bräutlich zu umfangen. Der Zwerg macht sich auf den Weg. Die Grafentochter wird gesund, doch der Ritter, dem sie sich zum Weib gab, überredet Hahngikl zur Nazarenerentsagung. Das geht sehr schnell. Aus dem Schwarzelb wird ein Lichtelb, aus dem verkrüppelten Zwerg ein schlanker Jüngling im weißen Engelhemdchen, den die Wildfrauen gern auf ihr Lager lockten. Jetzt aber, wo er die Liebe umsonst haben könnte, ist er gegen Anfechtung gefeit ... Das Stück ist schnell entschwunden; daß es aufgeführt und zu Ende gespielt werden konnte, muß man im Gedächtniß bewahren. Nie ist ein talentloseres Machwerk auf eine große Bühne gekommen. Der Grundgedanke eine läppische Trivialität; keine Spur einer Märchenstimmung; keine auch nur in klaren Konturen gezeichnete Gestalt; nicht einmal ein Theatereffekt. Und die Verse! Herr Hirschfeld fühlt das Bedürfniß, ein Vaterunser zu dichten, und läßt sein Pfalzgrafenpaar beten:

Unser Vater Du im Himmel,
Ja, Dein Name sei gepriesen.
Daß Dein Wille sich auf Erden
Wie im Himmel groß erwiesen.
Daß Dein Reich im Herzen währet,
Gieb uns Brot, das ewig nähret!
Gieb uns Gnade vor Gericht
Und versuch uns, Vater, nicht!

Ein begabter Quartaner würde es besser machen. Es ist schade um Herrn Hirschfeld. Jahr vor Jahr zeigt er, daß er nichts kann, nichts zu sagen hat und nur die eigene Familienmisere mit leidlichem Gelingen zu schildern vermochte. Nachgerade muß er selbst doch empfinden, daß es so nicht weiter geht. Vielleicht dämmert ihm nach der neusten Niederlage im Schmeichlerkreis jetzt die Erkenntniß. Der erste Satz seines Märchens war ein Zwergenseufzer: „Wer mühte sich nicht umsunst in seiner lieben Kunst?“ Herr Hirschfeld sollte sich wirklich nicht länger umsunst bemühen.

* *
*

Vor ein paar Monaten, als Herr Coquelin zum ersten Mal nach Berlin kam und ein Fräulein Durand de la Comédie Française mitbrachte, hieß es: Das also sind die Sterne der berühmten Comédie? Die glänzen ja nicht so hell wie unsere Coulissengestirne. Fräulein Durand ist eine alternde Dame, die im Hause Molières nie einen Rang hatte und seit Jahren mit der Hilfe eines ihr befreundeten Millionärs die Frauenzeitung La Fronde herausgiebt. Sie ist weder als Spielerin noch als Journalistin der Rede werth; und daß sie hier in Rollen der Bartet aufzutreten wagte, beweist nur, wie gering der berlinische Theatergeschmack in Paris eingeschätzt wird. Die erfahrene Dame hatte, bevor sie sich auf der Bühne zeigte, der Presse ein Champagnerfrühstück angerichtet und man muß es als eine rühmliche Leistung verzeichnen, daß sie trotzdem sänftiglich getadelt wurde. Immerhin wurde ihr dreister Versuch nicht so schroff abgelehnt, wie die Selbstachtung einer Großstadt es gefordert hätte. Jetzt spielen die Franzosen im Neuen Theater Possen und wieder heißt es: So gut können wirs auch. Madame Cheirel vom Palais Royal steht an der Spitze der Truppe. Eine routinirte Spielerin von robuster Lustigkeit. Kein Mensch hält sie in Paris für einen star:

und sie spielt den Berlinern noch dazu Rollen vor, die sie in Paris nie gespielt hat. Von den guten pariser Komikern ist kein einziger mitgekommen. Wozu also der Jubel darüber, daß unsere Mimen nicht noch Schlechteres leisten? Die Aufführungen, die Coquelin und Frau Cheirel uns boten, wären an der Seine nicht möglich. Da wird wirklich sehr gut gespielt, bei Antoine sogar besser als in irgend einem Schauspielhaus mit modernem Repertoire. Die Inszenirungen sind sorgfältiger und mit sichererem Geschmack vorbereitet, als wirs je gewöhnt waren. Paris ist noch immer die Stadt der feinsten Theaterkunst. Was wir zu sehen bekommen, ist schlechte qualité d'exportation, sind zusammengewürfelte Truppen brotloser Histrionen. Im Hoftheater treibt eine französische Operngesellschaft ihr Unwesen. Die löbliche Generalintendanz fordert für diese Aufführungen, die nach allgemeinem Urtheil erbärmlich sind, erhöhte Eintrittspreise und die Kritiker rufen wieder: Diese Vorstellungen sind mit denen unseres Opernhauses nicht zu vergleichen. Ein Vergleich würde doch erst möglich, wenn die Große oder die Komische Oper mit ihrem Ensemble aus Paris zu uns kämen. Wer die Meistersinger, Carmen mit der Calvé oder Charpentiers Louise — die der Herr Graf von Hochberg noch immer nicht aufgeführt hat — drüben hörte und sah, weiß, daß diese Vorstellungen die Konkurrenz von Parvenupolis nicht zu scheuen haben. Uns aber servirt man die Reste. Sogar Herr Paulus, dessen Glanz in Paris längst verblichen ist, darf hier als roi des chansonniers vorgeführt werden und die Berliner halten den alten Tingeltangler am Ende wirklich dafür. Der Werth einer Volkheit und einer Volkskultur wird nicht durch ihre Theaterleistungen bestimmt und es ist keine Schande für Deutschland, wenn gesagt wird, daß die Franzosen bessere Komoedianten haben. Statt aber nach unzulänglichen Proben über den Rhein zu brüllen, daß wir auch in dieser Industrie heute den Wettbewerb wagen können, sollten die Wortführer deutscher Kultur die Nachbarn lieber daran erinnern, daß Mimen, die in Bordeaux und Marseille nur eben geduldet würden, für Berlin denn doch nicht gut genug sind. Auch die französischen Stücke werden häufig ganz falsch beurtheilt, weil man nicht nach ihrer Herkunft fragt. In den Folies Dramatiques, einem Vorstadttheater, das der Fremde kaum kennen lernt, wird von gallischen Spaßmachern die Posse Le billet de logement aufgeführt. Der Direktor Lautenburg läßt sie schlecht und recht übersetzen, die Censur tilgt die saftigsten Zoten, und als der entstellte Ulk unter dem Titel „Einquartirung" auf der Bühne des Residenztheaters erscheint, runzeln weise Männer ob der Entartung des Vaudeville die Denkerstirn. Dem einst so lustigen Genre geht es jetzt wirklich schlecht; immerhin sollte man nicht vergessen, daß die meisten Exemplare, die uns gezeigt werden, von ganz kleinen Bühnen stammen, von Bühnen im Rang unseres Thalia-, Metropol- und Herrnfeld-Theaters. Der Import solcher Waare ist überflüssig; so werthvoll wie der Kleine Cohn und der Fall Blumentopf sind aber selbst die schlechtesten pariser Schwänke. Was würden wir sagen, wenn die Römer das ihnen zugedachte Werk des Herrn Eberlein als Beweis für den Tiefstand deutscher Plastikerkunst nähmen und dem Lande, dem Klinger lebt, höhnisch zuriefen: Das können wir besser? Genau so ungerecht aber urtheilen wir, wenn wir uns höherer Bühnenkunstkultur rühmen, weil uns fast immer nur die albernsten Stücke und die ausgedienten Bretterhelden Lutetias vorgeführt werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 3. Mai 1902.

Universität und Katholizismus.

Wenn ein philosophisch und historisch gebildeter protestantischer Theologe wie Lisko die Gründung des römischen Papstthumes bedauert, so bedeutet Das einen Rückschritt, den ich bedaure. Daß auf dem Boden der alten Kirche die Ueberwindung der augustinischen Auffassung der Weltgeschichte nicht möglich war, gehört zu den Dingen, die den großen Abfall nothwendig gemacht haben, der den Namen einer Kirchenreform nur in sehr beschränktem Sinne verdient, und es ist ein unsterblicher Ruhmestitel der protestantischen Wissenschaft, daß sie das Verständniß der Weltgeschichte erschlossen hat; ein Ruhmestitel der protestantischen Wissenschaft, nicht etwa der Reformation, die nur Christus und Belial ein chassé-croisé vollziehen ließ. Nachdem Lessing und Herder die lebendigen Kräfte der historischen Entwickelung aufgedeckt hatten, haben Geschichtschreiber wie Johannes von Müller, Friedrich von Raumer, Heinrich Leo, die beiden Menzel, Giesebrecht (auch Ranke darf man wegen der Einleitung zu seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation hierher rechnen) dem Mittelalter und dem Papstthum gerecht zu werden und Beide als historische Nothwendigkeiten begreiflich zu machen verstanden; sogar die protestantische Kirchengeschichtschreibung hat Das, wie Karl Hase beweist, vermocht. Und populäre allgemeine Weltgeschichten haben, von der Beckers bis zu der neusten von Spamer, die vernünftige Auffassung zum Gemeingut der Gebildeten gemacht. Dürfte man die Rückkehr Liskos auf den Standpunkt der Centuriatoren als die persönliche Verirrung eines einzelnen, im Uebrigen verdienten Gelehrten ansehen, so wäre darüber weiter kein Wort zu verlieren. Leider aber scheint sie Symptom einer Massen=

bewegung zu sein. Von anderen Symptomen, die ich seit Jahren beobachtet habe, nenne ich nur zwei. Zunächst, daß ein Philosoph von der Bedeutung Paulsens das werthlose Buch von Hoensbroech, das die Skandalchronik des Papstthumes für dessen Geschichte ausgiebt, in der wiener „Zeit“ empfiehlt. Und ein zweites, viel wichtigeres Symptom war die von Mommsen in Fluß gebrachte Professorenbewegung. Die hat ja nun der Herausgeber der „Zukunft“ ganz in meinem Sinne behandelt. Höchstens würde ich noch daran erinnert haben, daß kein protestantischer Professor an der statutenmäßigen Konfessionalität der Universitäten Rostock, Halle und Königsberg Anstoß zu nehmen scheint, und einige weitere Proben von Voraussetzungslosigkeit beigefügt haben, zum Beispiel die folgende. Die pessimistische Weltauffassung ist zweifellos wissenschaftlich berechtigt. Sie wird manchem „Voraussetzunglosen“ durch die Erfahrung aufgedrängt. Nun kann nicht Jeder gleich Schopenhauer die bittere Pille des Pessimismus dadurch genießbarer machen, daß er sie, in ein gutes Diner gehüllt, hinunterschluckt; und die Umstülpung des eudämonistischen Pessimismus in den evolutionistischen Optimismus bei Hartmann ist weiter nichts als eine verblümte Verleugnung des Pessimismus, also für den echten Pessimisten gar nicht vorhanden. Die unabweisbare Konsequenz des Pessimismus hat jüngst ein Mann gezogen (ihn nennen, hieße, eine Denunziation verüben), der lehrt: sittlich böse ist jede Zeugung und jede Handlung, die zur Zeugung führt, sittlich gut ist Alles, was der Zeugung vorbeugt, Alles, was Leben vernichtet und die Entstehung neuen Lebens verhindert. Wenn dieser Mann sich habilitiren will und die Regirung ihm selbstverständlich den Zutritt zum Lehrstuhl verschließt: werden da die Professoren entrüstet protestiren? Harden erwähnt in seinen Professores Julius Wolf und Reinhold im Gegensatz zu Sombart, Schmoller und Wagner. Das sollte Einen, der das Material beisammen hätte, zu einer umfassenden historischen Arbeit veranlassen. Seit beinahe zehn Jahren wird von sehr einflußreichen Leuten im Reichs- und Landtag und in der Presse gegen die „Kathedersozialisten“ gehetzt. Zwar ist schon der Name eine Lüge, denn Keiner der Männer, die man meint, ist Sozialist; und Brentano, Schulze-Gaevernitz, Wagner, Schmoller, Sombart vertreten so verschiedene Richtungen, daß es einfach Unsinn ist, sie mit einer gemeinsamen Bezeichnung zusammenzukoppeln; aber Jeder von ihnen hat irgend einmal irgend Etwas gesagt, was irgend einem Unternehmer nicht paßte, und die Regirung ist seit Jahren öffentlich gedrängt worden, die sogenannten Kathedersozialisten durch Männer zu ersetzen, die sich bereit finden würden, eine dem augenblicklichen Interesse einer kleinen Unternehmergruppe dienende Nationalökonomie und Sozialwissenschaft vorzutragen. Haben Das die Professoren nicht als einen Angriff auf die Freiheit der Wissenschaft empfunden? Es scheint nicht; in der Oeffentlichkeit wenigstens hat man nichts davon gespürt.

Das Klüngelwesen der Universitäten ist seit Jahren so oft von unglücklichen Privatdozenten bejammert und in der Oeffentlichkeit verspottet worden, daß die Herren Ordinarii eigentlich einen Ausbruch allgemeiner Heiterkeit befürchten mußten, wenn sie als die Ritter der Voraussetzunglosigkeit in die Arena herabstiegen. Aber freilich: in diesem Fall waren sie ziemlich sicher vor Spott; wenn die Freiheit der Wissenschaft so viel bedeutet wie den Ausschluß der Katholiken von akademischen Aemtern, dann jubelt die liberale Presse Jedem zu, der sie auf seine Fahne schreibt, und auch die konservative legt vorsichtig ein gutes Wort für die Freiheit ein. Am Liebsten möchte man die Katholiken nicht blos von den Universitäten, sondern aus der ganzen Gelehrtenrepublik ausschließen. Als ich vor einem Vierteljahrhundert einmal im altkatholischen Deutschen Merkur sagte, katholische Gelehrte fänden nur, so weit und so lange sie sich als Sturmböcke gegen Rom gebrauchen ließen, bei der protestantischen Gelehrtenwelt Anerkennung, ihre positiven Leistungen aber ignorire man, da rief mein Freund Max Loßen, der das gelehrte Zunftwesen genauer kannte als ich: Das war gut! Das mußte endlich einmal gesagt werden! Der Rückfall der protestantischen Gelehrtenwelt in die Parteilichkeit, die mit Hilfe der Philosophie und des historischen Quellenstudiums schon überwunden war, hat mancherlei Ursachen, von denen nur drei angedeutet werden sollen. Hegel hat die Objektivität zwar gefördert, aber ihr eine Falle gestellt, indem er jede große historische Erscheinung nur für einen bestimmten Zeitabschnitt vernünftig sein läßt, dann aber fordert, daß sie in ihrer Nachfolgerin aufgehoben werde. In Wirklichkeit verläuft die Entwickelung weder in der Natur noch in der Geschichte so, daß immer Eins das Andere verdrängte, sondern das Neue stellt sich neben das fortbestehende Alte, aus dem es geboren ist, und gerade in der wachsenden Mannichfaltigkeit und Fülle, die so entsteht, hat man den Fortschritt zu suchen, wenn es denn durchaus einen geben soll. Aber die hegelisch gerichteten Geister erwarteten, daß das Mittelalter, dem man sein Recht gegönnt hatte, sich nun begraben lassen werde, und wurden tief verstimmt durch seine Auferstehung in der Romantik. Und die Auferstandenen beeilten sich, den protestantischen Unwillen zu rechtfertigen, indem sie beim vernünftigen Katholizismus der Sailer, Hirscher und Möhler nicht stehen blieben, sondern zur Bigotterie, zum grassesten Aberglauben, zum Fanatismus, zur mittelalterlichen Philosophie fort oder vielmehr zurückschritten und die Katastrophe von 1870 herbeiführten, die den vernünftigen Katholizismus in Deutschland vorläufig mundtot machte. Diese verderbliche Richtung des Neukatholizismus zu bekämpfen, war die protestantische Gelehrtenwelt sogar verpflichtet; aber für einen Siegespreis von zweifelhaftem Werth ihre kostbarste Errungenschaft, die objektive Auffassung der Weltgeschichte, preiszugeben: Das war nicht klug.

Damit tauschte man für den zweifelhaften Sieg einen unzweifelhaften Verlust ein, denn jene Auffassung der Weltgeschichte preisgeben, heißt, die schon geschlagene Brücke zur Verständigung zwischen den Konfessionen abbrechen, die das Element der Schwächung Deutschlands in ein Element der Kraft verwandeln würde; eine Vielheit der Konfessionen ist an sich ja geistiger Reichthum und daher eine Kraftquelle. Und indem man die Katholiken von den Universitäten ausschließt, versperrt man ihnen die einzigen Orte, an denen sich die Verständigung vollziehen kann und an denen sie sich vor fünfzig Jahren schon bis zu einem gewissen Grade vollzogen hatte.

Bei dieser Ausschließung wirkt nun freilich ein sehr starker Beweggrund mit, der aus einer dem wissenschaftlichen Interesse ganz fern liegenden Gegend stammt. In meinen Lebenserinnerungen habe ich berichtet, wie unbequem den Protestanten vor fünfzig Jahren die damals entstehende Emanzipation der Katholiken geworden ist; denn als solche darf man die Bewegung bezeichnen, die gegen den grundsätzlichen und thatsächlichen Ausschluß der Katholiken von Staats- und Gemeindeämtern gerichtet war. „Selbstverständlich", sage ich dort, „waren die Protestanten von dieser neuen Erscheinung nichts weniger als erbaut. Auch bei ihnen handelte es sich keineswegs blos um das lautere Evangelium oder auch nur um die Aufklärung, sondern um die Behauptung der errungenen geistigen und sozialen Uebermacht und um das Aemtermonopol. Gewiß hat sich Das keine der beiden Parteien eingestanden (Das wäre mit Beziehung auf die heutige Universitätfrage ins Präsens zu übersetzen); sie kämpften aufrichtig eine jede für Das, was sie die Wahrheit nannte, aber unbewußt wirken jene sozialen, politischen und materiellen Rücksichten sehr kräftig mit in den Kämpfen um religiöse wie um weltliche Grundsätze und Ideen. Ueber ein paar Konvertiten freut sich natürlich jede Kirchengemeinschaft; aber wenn sich eines schönen Tages sämmtliche deutschen Katholiken zum Eintritt in die evangelische Landeskirche Preußens meldeten, so würden sich die Protestanten nicht weniger unangenehm überrascht fühlen als etwa die französischen Republikaner durch die Bekehrung sämmtlicher Monarchisten zum Republikanismus, die sie zwingen würde, mit der allen Franzosen offen stehenden Republik (so lautete vor sechs Jahren die herrschende Phrase) Ernst zu machen, indem sie ihnen den hauptsächlichsten Vorwand zur Beschränkung der Konkurrenz um die höheren Staatsämter raubte."

Die grundsätzlichen Bedenken gegen die Zulassung von Katholiken zu den akademischen Lehrstühlen hat Harden schlagend widerlegt. Weil aber diese Bedenken, namentlich seit 1870, nicht ganz unbegründet sind, ist es nothwendig, genau anzugeben, wie weit in diesem Gebiete die Gleichberechtigung der Katholiken geht und wie weit ihre wissenschaftliche Freiheit wirklich durch

ihren Glauben eingeschränkt wird. In den Naturwissenschaften sind Kollisionen zwischen Glauben und Wissenschaft gar nicht möglich. Die Verfolgung Galileis ist von den Vertretern der aristotelischen Philosophie ausgegangen und diese kann nicht mehr lebendig werden, also auch die Kirche nicht mehr beherrschen. In dem Kampf zwischen den gläubigen Christen und einigen Vertretern der Naturwissenschaften handelt es sich nicht um Physik, Chemie, Physiologie, Astronomie oder irgend eine exakte Wissenschaft, sondern um Hypothesen, und zwar um solche zweiter und dritter Ordnung. Die Atomlehre nenne ich eine Hypothese erster Ordnung, weil sie unentbehrlich und ihre Zuverlässigkeit durch das Experiment erwiesen ist. Und nur so weit, wie das Experiment reicht, reicht die exakte Wissenschaft; die Atomlehre bleibt Hypothese und kann niemals selbst exakte Wissenschaft werden. Vom erkenntnißtheoretischen Standpunkt aus gehört das Atom in die selbe Kategorie der unwahrnehmbaren, unvorstellbaren und unerkennbaren Dinge, der auch Gott angehört. Die biologischen Hypothesen aber sind Hypothesen zweiter Ordnung, weil ihre Verwendbarkeit zur Erklärung der Erscheinungen noch nicht durch das Experiment nachgewiesen ist. Sie in ihrer jetzigen Form anzunehmen, verbietet die exakte Wissenschaft, denn auf Grund von Thatsachen haben viele religiös gar nicht voreingenommene Forscher gegen sie protestirt, von Karl Ernst von Baer, dem Begründer der Embryologie, anzufangen bis auf die Zoologen und Botaniker Eimer, Driesch und Reinke. Nur gegen die Gestalt haben sie protestirt, die Darwin, Haeckel und Weismann der Entwickelunglehre gegeben haben; diese selbst ist so alt wie die Philosophie und als den Regulator des Entwickelungprozesses haben schon Empedokles und Epikur die Auslese durch das Ueberleben des am Besten Angepaßten erkannt. Noch weiter von der exakten Wissenschaft entfernt und daher als Hypothese dritter Ordnung zu bezeichnen ist die Ansicht, daß der Prozeß ohne eine leitende Intelligenz verlaufe. Diese Ansicht hat Niemand entschiedener zurückgewiesen als Hartmann, der scharfsinnigste aller Denker, die nach Kant gelebt haben. Wenn also die katholischen Gelehrten diese Hypothesen ablehnen, so ist Das kein Grund, sie von den Lehrstühlen der Biologie auszuschließen. Ob sie sie aus religiösen Gründen ablehnen? Danach zu fragen, hat man kein Recht, weil die wissenschaftlichen Gegengründe zur Ablehnung hinreichen. Wie der Kirchenglaube das Studium der Philologie beeinträchtigen soll, ist nicht einzusehen. Das Selbe gilt von allen Staatswissenschaften; wie sollte die Finanzwissenschaft, die Statistik, die Nationalökonomie mit einem Dogma kollidiren können? Wenn ein gläubiger Christ aus Religiosität sich weigert, die Selbstsucht als die einzige wirthschaftliche Tugend, das Recht des Stärkeren und die Berechtigung der Staatsallmacht anzuerkennen, so ist er theoretisch nicht zu widerlegen und dient praktisch der Freiheit. Daß unsere Rechts-

pflege von ihrer Schönheit Etwas einbüßen könnte, wenn sich Katholiken in stärkerem Maße an der Rechtswissenschaft betheiligten, glaubt doch wohl Niemand. Was die Philosophie betrifft, so läßt man ja wohl jeden Kandidaten durchfallen, der die vorhandenen Systeme nicht richtig darzustellen vermag; ein eigenes System zu erfinden, ist zum Glück kein Ordinarius verpflichtet, und daß der katholische Philosoph alle Systeme widerlegt, kann darum nicht schaden, weil ohnehin jeder Philosoph alle seine Vorgänger widerlegt. Die Logik ist der einzige exakte Theil der Philosophie, — und die ist gerade die starke Seite der scholastischen und der jesuitischen Philosophie. In der Psychologie freilich ist vom Erbsündendogma ein ungünstiger Einfluß zu befürchten, aber Das gilt den Lutheranern gegenüber erst recht; sogar Kant hat ein radikal Böses angenommen.

Ernstliche Schwierigkeiten ergeben sich nur auf zwei Gebieten. Eine Professur der neueren deutschen Literatur sollte man einem Katholiken nicht einräumen, denn der Gefahr darf man deutsche Jünglinge nicht aussetzen, daß ihnen von unseren Großen Zerrbilder gezeigt werden, wie sie der Pater Baumgarten S. J. gemalt hat. Und die Universalgeschichte vorzutragen, ist ein gläubiger Katholik nicht fähig; er kann aus dem Rahmen der Civitas Dei und der Civitas diaboli, in den Augustinus den Weltlauf eingesperrt hat, nicht heraus. Dagegen sind katholische Dozenten der Partikulargeschichten zur Ergänzung und Berichtigung einseitig protestantischer Darstellungen nicht allein für die katholischen Studenten, sondern auch für die protestantischen geradezu nothwendig. Es ist eben nicht wahr, daß die reine unbefangene Wahrheitliebe (Voraussetzunglosigkeit ist Unsinn) in der protestantischen Geschichtwissenschaft allgemein herrsche; es giebt, um nur Eins anzuführen und von der gefährlichen Reformationgeschichte ganz zu schweigen, kleindeutsche Geschichtbaumeister und Hofhistoriographen. Daß Solchen, zu denen übrigens komischer Weise auch Spahn zu gehören scheint, katholische Historiker großdeutscher Richtung an die Seite treten, muß im Interesse der unparteiischen Wissenschaft dringend gewünscht werden. Hier wird der Konfessionalismus und Antiborussianismus Pflicht, denn die zwei einseitigen Bilder, die von den beiden Parteien gemalt werden, geben erst zusammen das richtige Bild. Und wenn die Regirung den Klüngel, der keine Katholiken hineinläßt, durchbricht, so erfüllt sie nicht allein die Pflicht der Gerechtigkeit gegen ihre katholischen Unterthanen, sondern dient auch der Freiheit der Wissenschaft. Wie in der Politik, so wird auch in der Wissenschaft die Freiheit niemals verbürgt durch die Parteien, die den schönen Namen des Himmelsbildes zu ihrem Parteinamen wählen, sondern nur durch eine Vielheit der Parteien, die es jeder einzelnen unmöglich macht, die übrigen zu unterdrücken. Wenn in Straßburg unter siebenzig Professoren nur vier katholische sind, so kann

Das nicht von der katholischen Inferiorität kommen; so arg ist die wirklich nicht. In Breslau sind eine geraume Zeit hindurch Jahr für Jahr die Preisaufgaben der evangelischen theologischen Fakultät von katholischen Theologen gelöst und die Bearbeiter des Preises würdig gefunden worden. Sofern die Inferiorität in dem geringeren Prozentsatz der Studirenden besteht, rührt sie daher, daß die Katholiken durchschnittlich ärmer sind als die Protestanten (während die Juden reicher und daher an den höheren Lehranstalten mit dem höchsten Prozentsatz vertreten sind); daneben aber ist gerade die geringe Aussicht, die sie im Staatsdienst hatten — jetzt scheint es ja damit besser zu werden —, daran schuld. Wenn wenige Juden Philologie studiren, so beweist Das doch nicht, daß die Juden kein Talent für Sprachen hätten, sondern ist nur Folge des Umstandes, daß sie keine Aussicht haben, an Gymnasien angestellt zu werden. Damit will ich nicht leugnen, daß die zur Herrschaft gelangte ultramontane Richtung und die wachsende geistige Absperrung den deutschen Katholiken eine Menge Bildungquellen verschlossen, ihren Gesichtskreis verengt und dadurch wirklich eine gewisse Inferiorität verschuldet haben.

Im „Vorwärts“ wurde vor ein paar Monaten gegen den Index gewüthet und dabei gesagt: „In einer Zeit, da man im Volke der Dichter und Denker sich anschickt, dem Centrum, der regirenden Partei, zu Liebe die Universitäten zu klerikalisiren, ist es ganz nützlich, daran zu erinnern, wie die katholische Kirche das Recht der Geistesfreiheit handhabt.“ Die Klerikalisirung der Universitäten ist ein Unsinn, über den man achselzuckend hinwegsieht. Was jedoch das Institut des Index anbetrifft, so sind ja die römischen Monsignori zur Beurtheilung deutscher Geistesprodukte ungefähr so befähigt wie berliner Schutzmänner zur Censur von Werken der bildenden und der redenden Künste; aber gegen das Institut selbst ist nichts einzuwenden. Es geht aus dem Triebe der Selbsterhaltung hervor, der jedem Gesellschaftorganismus innewohnt. Evangelische Pfarrer pflegen ihren Konfirmanden nicht die Lecture von Möhlers Symbolik oder Döllingers Reformationgeschichte zu empfehlen und die Sozialdemokraten legen in ihren Vereinshäusern wahrscheinlich weder die Kölnische Volkszeitung noch den Reichsboten aus. Die päpstliche Indexkongregation thut ganz das Selbe, was der preußische Staat thut, wenn er den deutschen Boccaccio verbietet und alle Schriften, die geeignet sind, in der Masse Zweifel an der Vortrefflichkeit der preußischen Regirung und der preußischen Staatseinrichtungen zu erregen. Nur ein Unterschied besteht: der preußische Staat kann seine Verbote in einem gewissen Maße durchführen; er vernichtet alle verbotenen Druckschriften, deren er habhaft wird, und hält von seinen Kasernen sogar viele nicht verbotene fern; die Indexkongregation dagegen hat keine Exekutivgewalt. Eben deshalb kann sie sich das Vergnügen gestatten, Alles und Jedes auf den Index zu setzen, weil

sie weiß, daß ihr Verbot praktisch werthlos und ein rein akademischer Akt ist, dessen beliebige Ausdehnung ihr nicht schadet. Die Censur des Staates dagegen ist wirksam und daher muß sie sich innerhalb der Grenzen halten, in denen sie durchgesetzt werden kann. Die Regirung würde sehr gern die Hälfte aller modernen Romane, alle sozialdemokratischen und etliche katholische Zeitungen nebst vielen sozialistischen Büchern verbieten, einschließlich derer von Fichte, für den der Herr Reichskanzler ohne jegliche Gefahr öffentlich schwärmen darf, weil er weiß, daß kein Mensch mehr den alten Johann Gottlieb liest. Aber solche Herzenswünsche müssen unbefriedigt bleiben, weil die Regirung zu einer so durchgreifenden Reinigung der Vorrathskammern des Nutrimentum spiritus die Macht nicht hat, so daß sie sich durch einen Index vom Umfange des römischen blamiren würde. Wenn man sagt, dem Papst ersetzten Kanzel und Beichtstuhl die Exekutivgewalt, so kennt man die wirklichen Zustände nicht. Die Geistlichen donnern wohl zuweilen gegen die schlechte Presse und warnen davor; aber daß ein Beichtvater fragte, ob der Pönitent Kant oder Hegel oder Rousseau gelesen habe, dürfte schwerlich vorkommen. Mich hat nie ein Beichtvater danach gefragt und ich habe nie an einen Pönitenten solche Fragen gerichtet. Gleich nachdem ich meine erste Kaplanstelle bezogen hatte, habe ich um Dispens vom Indexverbot gebeten, sie umgehend in einem freundlichen Privatschreiben des bischöflichen Offizials erhalten und von dieser Stunde an Alles gelesen, was ich zu lesen Lust hatte. Das katholische Volk würde vom Index gar nichts wissen ohne die protestantische und altkatholische Polemik dagegen. Für den Universitätlehrer versteht sich der Dispens von selbst; das Indexverbot existirt gar nicht für ihn. Er bekommt den Index nicht offiziell zugeschickt und ist gar nicht verpflichtet, zu wissen, welche Bücher darin stehen. Erfährt er es zufällig, so kann er ja in einen Gewissenskonflikt gerathen, — wenn er nämlich die Ansichten eines verpönten Autors theilt. Sichtbar werden wird der Konflikt nur in den allerseltensten Fällen, denn dazu gehören zwei Bedingungen: der Mann muß die verpönte Ansicht öffentlich vertreten haben und er muß Priester sein, was außerhalb der theologischen Fakultät fast niemals der Fall ist. Ein Gewissenskonflikt ist ja nun freilich schlimm genug, — für Den, der hineingeräth; aber für die Freiheit der Wissenschaft sind die Gewissenskonflikte weit verhängnißvoller, in die eine der Staatsregirung mißfällige Ueberzeugung verwickelt. Was der Ueberzeugungtreue in einem solchen Falle zu thun hat, ist klar und Harden hat es am Schluß seines Artikels ausgesprochen; die Freiheit ist eben eine Göttin, die gleich den Göttern Epikurs in keinem Kosmos, sondern nur in den Intermundien Raum findet; ins Praktische übersetzt: wer frei sein will, muß auf jedes Amt, auf jedes sichere Brot verzichten.

Neisse. **Karl Jentsch.**

Milchkrieg.

Im Jahrzehnt 1870 bis 1880 betrug der den märkischen Milchproduzenten vom berliner Milchhandel gezahlte Preis fünfzehn bis sechzehn Pfennige für das Liter frei Berlin. Mit diesem Preis konnte der Produzent gut auskommen, so gut, daß noch kein ernstlicher Widerstand erwuchs, als die verbündeten Händler begannen, den Preis um einen Pfennig, dann um zwei Pfennige herabzudrücken. Aber der Handel blieb dabei nicht stehen, sondern ermäßigte, je nach den Konjunkturen und Futterernten mehr oder weniger gierig, bei neuen Abschlüssen den Preis immer wieder um einen Viertel-, halben oder ganzen Pfennig, bis so im Jahre 1899 der Tiefstand von elf Pfennigen frei Berlin erreicht war. Daß inzwischen die Kosten der Milchproduktion durch Steigerung der Futtermittelpreise und der Löhne sich erheblich erhöht hatten, ist bekannt. Zum Vergleich sei hier nur bemerkt, daß die Produzenten, um einen ähnlichen Vortheil zu haben, wie ihn der Preis von fünfzehn Pfennigen vor zwanzig Jahren übrig ließ, heute etwa siebenzehn Pfennige dafür einnehmen müßten.

Der berliner Konsument hat aus der vom Händlerthum bewirkten Preissenkung einen Vortheil nicht gezogen. Zum Beweis dafür kann an die Wissenschaft der berliner Hausfrauen appellirt werden: sie haben in den letzten Jahren genau so, je nach der Stadtgegend, 18 bis 20 Pfennige für das Liter Milch bezahlt wie vor zwanzig Jahren schon. Aber sie sind bei diesem gleich hohen Preise vielfach noch insofern übervortheilt worden, als ein großer Theil der Milchhändler zuletzt nicht mehr Vollmilch, sondern nur Halbmilch lieferte. Das heißt: Milch, die durch Zusatz entsprechender Mengen entrahmter Milch (Magermilch) so weit „verlängert" worden war, daß der Fettgehalt, der bei unverfälschter Milch zwischen 2,7 und etwa 3,5 schwankt, bis auf 2 Prozent herabgedrückt war. So konnte ein Händler, der Vollmilch mit 3,5 Fett für elf Pfennige vom Bauern kaufte, durch Zusatz eines Drittels Magermilch, die fünf Pfennige kostet, sich eine Milch herstellen, die noch reichlich 2 Prozent Fett hatte, also als Vollmilch für 18 bis 20 Pfennige untergeschoben werden konnte, ihn aber in Folge jener Manipulation nur etwa neun Pfennige kostete. Die Milchcentrale hat im vorigen Sommer in 1800 berliner Milchgeschäften 3660 Milchproben angekauft, von denen sich bei der Untersuchung durch die gerichtlichen Sachverständigen 2912 Proben als in der eben geschilderten Weise verfälscht erwiesen haben. Die Händler haben, als die Milchcentrale diese Thatsache veröffentlichte, furchtbar gelärmt und gedroht, den Leiter der Centrale ob solcher Verleumdung vor den Staatsanwalt zu bringen. Aber obwohl die Vossische Zeitung inzwischen sehr oft an diese Strafanträge sogar unter der Androhung erinnert hat, sie werde, wenn sie

nun nicht bald gestellt würden, schließlich selbst an die Wahrheit der Geschichte glauben, ist Herrn Ring-Düppel bisher leider die Gelegenheit noch nicht geboten worden, dem Kadi sein Entlastungmaterial unterbreiten zu dürfen.

Der im Jahr 1899 erreichte Preistiefstand veranlaßte endlich die märkischen Milchbauern, unter der Führung des Herrn Ring (der in seiner Wirthschaft keine Milch produzirt) zu der „Milchcentrale“ zusammenzutreten, einer Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, deren alleiniger Zweck ist, den märkischen Milchproduzenten für unverfälschte Vollmilch von nun an einen Preis von $13^1/_2$ Pfennigen frei Berlin zu sichern. Dieser Preis bringt keinen Gewinn, sondern deckt nur gerade die Selbstkosten. Ich könnte mich für diese Behauptung auf detaillirte Nachweise berufen, die der Professor Howard aus den genau geführten Büchern von 63 Gütern hierüber veröffentlicht hat. Aber ich muß gewärtigen, daß ein „agrarischer“ Professor bei einigen Lesern selbst der „Zukunft“ als nicht ganz vollgiltiger Zeuge angesehen werden möchte. Darum lieber drei auch für solche Richter gewiß einwandfreie Zeugen: Magistrat und Stadtverordnete hiesiger königlichen Haupt- und Residenzstadt, den verstorbenen Bankdirektor von Siemens und die Nationalzeitung.

1. Magistrat und Stadtverordnete von Berlin beschlossen vor fünf Jahren: Angesichts der ungeheuren, auf Hunderttausende sich belaufenden Verluste, die bei den in Berlin geltenden Milchpreisen in der Milchwirthschaft der städtischen Rieselgüter trotz rationellstem Molkereibetrieb unvermeidbar entstehen, wird der Betrieb der Milchwirthschaft gänzlich eingestellt.

In Parenthese: die Milchhändler haben sich, um den „Milchring“ zu brechen, neulich an die Stadtverwaltung mit der Bitte gewandt, auf den berliner Rieselgütern die Milchwirthschaft wieder einzuführen. Zu dieser Petition sagt die Vossische Zeitung: „In der Stadtverordnetenversammlung wird diese Eingabe die wärmste Befürwortung finden. Es ist ja auch ein Unding schier sondergleichen, daß die Verwaltung der Stadt Berlin durch den Verkauf des Rieselgrases der Milchcentrale die Mittel zu dem Versuch bietet, das Volk Berlins in der Milchfrage auf die Knie zu bringen. Die Milchwirthschaft mag rechnerisch der Stadtverwaltung nicht zusagen, allein sie hat zu bedenken, daß die Verfechtung prinzipieller Punkte keine kaufmännischen Betrachtungen zuläßt.“ Ist Das nicht allerliebst? Die Verwaltung der vor den Thoren Berlins gelegenen städtischen Güter kann bei den bestehenden Milchpreisen ohne große Verluste nicht produziren, obgleich gerade diese Güter wegen ihrer Lage dicht neben dem Hauptmarkt und wegen ihres Futterreichthumes für die Milchwirthschaft prädestinirt sind. Die Stadt soll aber aus ihrem großen Steuersack einen Verlust von Hunderttausenden bezahlen, nur, um die Bauern zu zwingen, eine notorisch Verlust bringende Produktion zu Gunsten der berliner Händler aufrecht zu erhalten.

2. Herr Dr. Georg von Siemens veröffentlichte bei Beginn des „Milchkrieges" die Erklärung: die Buchführung seiner märkischen Wirthschaften beweise, daß man bei besteingerichtetem Betriebe nicht im Stande sei, die Milch billiger als für 13½ Pfennige nach Berlin zu liefern. Jeder geringere Preis bringe Verlust. Die von der Milchcentrale beanspruchte Theilung: zwei Drittel (13½ Pfennig) dem Bauern, ein Drittel (6½ Pfennig) dem Händler sei eine „faire Theilung".

3. Eine inhaltlich gleiche Erklärung veröffentlichte zur selben Zeit der bekannte, gut liberale Baurath Böckmann in der Nationalzeitung. Er wies aus den Büchern seiner eigenen Wirthschaften und aus denen befreundeter Landwirthe nach, daß die Differenz zwischen dem bestehenden berliner Milchpreis von elf Pfennigen und der nun von den Bauern erhobenen Forderung von 13½ Pfennig genau dem Verlustbetrage entspreche, der auf den erwähnten Gütern bei der Milchproduktion entstanden ist.

Ich glaube, diese Zeugnisse für das gute Recht der märkischen Bauern werden auch liberalen Lesern genügen. Vielleicht stimmen sie sogar darin mit mir überein, daß es kaum als „fair" zu betrachten ist, wenn der Händler ein volles Drittel für eine Mühewaltung einstreichen soll, die sich darauf beschränkt, morgens die Milch am Bahnhof in Empfang zu nehmen und sie innerhalb einiger Stunden an die Konsumenten zu vertheilen, während der Produzent ein volles Jahr brauchte, um den mit der ersten Pflugfurche und der Düngerfuhre fürs Futterland beginnenden Produktionprozeß zu Ende zu führen.

Die märkischen Bauern hatten von Anfang an nicht und haben auch heute noch nicht die Absicht, den berliner Milchhandel überhaupt auszuschalten. Die anders lautende Darstellung der Händler ist bewußte Unwahrheit. Die Händler hatten ihre Jahre lang fortgesetzte Preisdrückerei stets mit der „Milchschwemme" begründet. Im Frühjahr, wenn die Kalbezeit vorüber und das erste kräftige Grünfutter da ist, steigt die Milchproduktion — vorübergehend — erheblich über den normalen Frischmilchverbrauch Berlins. Die Kontrakte lauteten dahin: daß die Händler auch diese überschüssige Produktion abzunehmen haben, die sie natürlich nur unter Verlust (durch Verbuttern u. s. w.) unterbringen konnten. Hierauf fußend, drückten sie den gesammten Jahresdurchschnittspreis in der geschilderten Weise herab. Bei Sachkennern bestand kein Zweifel darüber, daß dieser Verlust, für den ganzen Jahresdurchschnitt berechnet, nur Bruchtheile eines Pfennigs betragen könne, nicht aber so viele ganze Pfennige, wie die Händler mit Berufung darauf im Laufe der Jahre vom Preise abgebröckelt hatten. Der einzelne Produzent war aber gegenüber diesem Gebahren machtlos; er kann nicht die zeitweiligen Produktionsüberschüsse zurückbehalten und zu Hause verwerthen. Das erste und zunächst

einzige Ziel der in der Centrale geschaffenen Organisation der Produzenten war: den berliner Händlern anzubieten, die Milchschwemme dadurch außer Wirkung zu setzen, daß die Centrale sich verpflichtet, sämmtliche im Frischmilchkonsum nicht verbrauchte Milch wieder von den Händlern zurückzunehmen und für gemeinschaftliche Rechnung der Bauern in einer berliner Meierei zu verbuttern. So war den Händlern der einzige Grund genommen, den sie bisher mit einigem Anschein von Recht für ihre Preisdrückerei geltend machen konnten; so ergab sich aber auch, daß dieses Motiv nur vorgespiegelt worden war: die Händler erklärten plötzlich, die Milchschwemme sei der Uebel größtes nicht und sie wollen überhaupt nichts mit der Centrale zu thun haben.

Ihre Zuversicht war: einige Bauern giebts nirgends, am Wenigsten auf märkischem Sande; wo ihrer zwei beisammen sind, werden gewiß drei Meinungen vertreten. Vielleicht wäre diese Händlerspekulation richtig gewesen; aber die Leiter der Centrale haben auch nicht Stroh im Kopf. Jeder Möglichkeit, Uneinigkeit und Fahnenflucht in der Centrale anzustiften, war dadurch vorgebeugt, daß nicht ein loser Verein oder Verband, dem Jeder nach Belieben wieder den Rücken kehren konnte, sondern eine Genossenschaft mit Haftpflicht gegründet worden war. Das hatten die Milchhändler übersehen; umsonst zogen sie nun als Rattenfänger mit fabelhaft hohen Preisangeboten durch die märkischen Lande. Erst weit über die märkischen Grenzen hinaus, in Ost- und Westpreußen, Posen, Mecklenburg, Pommern, Hannover fanden sie Zulauf. Und die selben berliner Milchhändler, die sich weigerten, mehr als elf Pfennige für die märkische Milch zu bezahlen, haben seit dem ersten Oktober bis heute fortgesetzt sechzehn, siebenzehn, achtzehn Pfennige für den Milchbezug aus anderen Provinzen gegeben. Das war bitter, um so bitterer, als es unnütz verlorenes Vermögen ist, denn das Ziel, den märkischen Bauern niederzuringen und dann die Verluste wieder aus ihm herauszuquetschen, ist nicht erreicht worden. Jetzt steht der Sommer vor der Thür und die kommenden Wärmegrade werden gerade die theuerste, am Weitesten hergeholte Milch zur sauersten machen. Dies Geschäft muß also bald aufhören; und damit wird der „Milchkrieg" zu Ende sein. Ich meine: auch für die öffentliche Diskussion. Denn in Wirklichkeit haben drei Viertel der Händler ihren Separatfrieden mit der Centrale längst geschlossen: ihr Corpsgeist langt nur dazu noch aus, die öffentlichen Kriegstänze mitzumachen. Viele von ihnen hatten überhaupt nicht gestrikt, sondern schon seit Beginn des Krieges, seit dem ersten Oktober, ihre Milchmunition vom Milchringe bezogen; sie haben ein schönes Stück Geld dadurch gespart. Andere wurden erst später klug; als vorläufig Letzter hat nun auch Herr Bolle den Friedensvertrag unterzeichnet, genau nach dem Schema der Centrale; die Anderen werden nachfolgen — oder sterben.

Der normale Milchverbrauch Berlins betrug beim Erlaß der „Kriegserklärung“ durchschnittlich täglich 550000 Liter. Hiervon waren vier Fünftel in der Hand der Centrale. Das Kriegsgeschrei der Händler und ihr thatsächlicher Mangel an Munition bewirkte einen Rückgang des Verbrauches um etwa 100000 Liter. Die Centrale setzte von ihren 400 bis 450000 Litern anfangs die Hälfte, später zwei Drittel direkt und durch stille Vermittlung der offiziell gegen sie streitenden Händler in den Trinkkonsum ab; der Rest wurde verbuttert. Heute ist der direkte Verbrauch bereits auf drei Viertel des Gesammtquantums gestiegen; das Sommerwetter wird durch Abdrängung der weiten Zufuhr auch dem letzten Viertel den Absatz eröffnen. Dann ist das Ziel der Bauern erreicht: $13^1/_2$ Pfennige dem Produzenten, der Rest, wenns wirklich $6^1/_2$ Pfennige sein müssen, dem Händler. Damit der Händlerantheil aber nicht zu Ungunsten des Konsumenten noch höher werde, wird die Centrale auch nach offizieller Beendigung des „Krieges“ ihre berliner Einrichtungen nicht aufheben, sondern auch künftig hier Vollmilch für achtzehn Pfennige im Laden und zwanzig Pfennige frei Haus anbieten. Sonst würden die Händler für den dem Produzenten nothgedrungen gewährten Preisaufschlag sich sehr bald beim Publikum schadlos halten und man würde dann in allen Zeitungen lesen können: O diese habgierigen Agrarier!

Ein Wort noch über die neue Polizei-Verordnung, die, so las mans in der Vossischen Zeitung, die Agrarier „über Berge von Kinderleichen“ zum Siege führen solle.

Bisher durften nach der alten Polizeiverordnung über den berliner Milchhandel verkauft werden: Vollmilch mit wenigstens 2,7 Fett, Halbmilch mit wenigstens 1,5 Fett und Magermilch mit beliebig niedrigem Fettgehalt. Die neue Verordnung beseitigt nun den Handel mit Halbmilch und schafft neben der Vollmilch noch den Begriff „Marktmilch“, die einen Mindestfettgehalt von 2,7 haben muß. Ueber die Wohlthat der Beseitigung der Halbmilch ist kein Wort zu verlieren. Gerade diese bisherige Zulassung öffnete dem Betrug im Milchhandel Thor und Thür. Die vorhin erwähnten 2912 Betrugsfälle sind ausnahmelos solche, in denen den Käufern, die ausdrücklich Vollmilch verlangt und dafür 18 bis 20 Pfennige bezahlt hatten, Halbmilch mit weniger als 2,7 Prozent Fett verabfolgt worden war. Diesem Unfug ist durch das jetzt erfolgte generelle Verbot, solche Milch überhaupt feil zu halten, der Boden entzogen; denn nun kann strafrechtlich eingeschritten werden, wann und wo die kontrolirende Polizei solche Milch bei einem Händler vorfindet. Ein Bedürfniß für die Feilhaltung solcher Mischungen ist offenbar nicht vorhanden; jede Hausfrau kann, wenn sie Halbmilch haben will, diese Mischung sich selbst herstellen.

Anders stehe ich zu der Einführung der Bezeichnung und des damit

verknüpften Begriffes Marktmilch. Vollmilch ist, vulgär, eine „Milch, wie sie von der Kuh kommt“, also Milch, der nichts zugesetzt und von der nichts abgenommen ist. Marktmilch dagegen im Sinn der neuen Polizeiverordnung ist eine Milch, der ein höherer Fettgehalt fortgenommen oder Magermilch zugesetzt sein darf, wenn sie nur immer noch 2,7 Fett (den Mindestfettgehalt unverfälschter Kuhmilch) behalten hat. Hiernach darf also Jemand, der Milch von dem hohen Fettgehalt von 3,5 produzirt oder als Händler gekauft hat, entweder 0,8 Fett (zur Verbutterung) abrahmen oder zwanzig Prozent Magermilch zugießen und die so erhaltene Milch als „Marktmilch“ feil halten. Daraus sieht man, daß mit der Beseitigung der Halbmilch doch das Prinzip nicht völlig beseitigt ist; man hat nur den Mindestgehalt von 1,5 auf 2,7 erhöht, ohne die Möglichkeit gänzlich zu beseitigen, daß immerhin Mischmilch verkauft wird. Ich halte Das grundsätzlich für unzulässig und füge, da ich „Agrarier“ bin, für Skeptiker noch gleich hinzu: Diese Vorschrift schädigt auch die Landwirthe. Die einzige Möglichkeit für die Händler, auch im Sommer sich aus fernen Gegenden Milch zu beschaffen, ist durch die Eismilch gegeben. Haltbare und im Geschmack nicht leidende Eismilch läßt sich aber nur herstellen, wenn der stark gekühlten Vollmilch noch extra Milcheis (aus gefrorener Magermilch bestehend) zugesetzt wird. Dieser Milcheiszusatz ist aber nach der vorhin gegebenen Definition nicht bei Vollmilch, sondern nur bei Marktmilch gestattet.

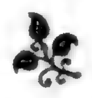
Die Händlerpresse hatte die unwahre Mittheilung verbreitet: die „Marktmilch“ sei auf Betreiben der Milchcentrale in die Verordnung aufgenommen worden. Der Vorstand der Centrale hat hierauf das Protokol der Sitzung veröffentlicht, in der die Centrale zu dem ihr vorgelegten Entwurf der Verordnung sich gutachtlich zu äußern hatte. Der einstimmig gefaßte Beschluß lautet: „Die Erlaubniß zur Feilhaltung von ‚Marktmilch‘ ist abzulehnen. Die Staatsregirung ist zu bitten, daß der bisherige Begriff der Vollmilch aufrecht erhalten bleibe, der Verkauf nur unverfälschter Kuhmilch gestattet, der Halbmilchverkauf gänzlich untersagt werde.“ Warum nun — abgesehen von der Lüge, die Centrale habe die Einführung der Marktmilch verschuldet — überhaupt das Geschrei der Händler gegen diese neue Verordnung, die, wie das Gesagte beweist, unter Umständen — wegen der Eismilchlieferung — den Landwirthen direkt schaden kann, in keinem Fall aber ihnen, die ja kontraktlich zur Lieferung von Vollmilch verpflichtet sind, irgendwie nützlich ist?

Ich habe dafür nur die eine Erklärung: auf die Marktmilch schlägt man und den Verlust der Halbmilch meint man. Es ist wirklich ein Schauspiel für Götter: der selbe Handel, dem nachgewiesen ist, daß er in drei Vierteln aller Fälle Halbmilch von weniger als 2,7 Prozent Fett für Vollmilch ausgab, dieser selbe Handel entrüstet sich nun darüber, daß die Polizei die

Mindestgrenze für die neue Art Halbmilch wenigstens von 1,5 auf 2,7 hinaufgerückt hat. Jetzt ruft man alle Mütter auf die Schanzen zur Vertheidigung von Leib und Leben ihrer Kinder gegen diese verruchte Marktmilch, die doch, so viel ich auch selbst an ihr auszusetzen habe, immerhin genau doppelt so gut ist wie die von diesen Händlern so lange vertriebene Halbmilch.

Einem Unfug hat die Polizei zum Glück sehr schnell das Ende bereitet. Die Händler hatten sich nicht genirt, die Lüge unter das Publikum zu werfen: die neue Polizeiverordnung verbiete überhaupt den Verkauf unverfälschter Vollmilch und zwinge jeden Händler, die von ihm gepachtete bessere Milch beim Wiederverkauf bis auf den Fettgehalt von 2,7 zu verschneiden. Es fand sich sogar ein bei den berliner Gerichten zugelassener Anwalt, der in öffentlicher Versammlung erklärte: eine solche Verordnung sei einfach ungesetzlich; keinem Menschen dürfe verboten werden, gute, unverfälschte Waare feilzubieten, und man werde daher bei der ersten Kontravention das gute Recht ehrlicher Milchhändler bis zur letzten Gerichtsinstanz verfolgen. Der Tropf wurde am nächsten Tage schon von seinem verdienten Schicksal ereilt. In der selben Zeitungnummer, die den Bericht über seine Rede brachte, las man die leider unangebracht höfliche Erklärung des Polizeipräsidiums, die diesem Treiben entgegen trat.

Warum die Polizei nicht ganze Arbeit gemacht, sondern neben der Vollmilch nun noch diese Marktmilch zugelassen hat, dafür habe ich keine Erklärung. Immerhin ist es ein erheblicher Fortschritt, daß wenigstens die bisherige thatsächliche „Marktmilch“, dieses Halbgemisch von 1,5 bis 2 Prozent Fett, beseitigt ist. Ganz so hoch wie bisher werden also künftig die Kinderleichenberge in Berlin sich nicht häufen. Edmund Klapper.



Frühling.

Weißt Du:
ich glaub', es geht mit Allem so!

Man wartet und man freut sich wie ein Kind
den ganzen endlos langen Winter,
und wenn es friert oder regnet und schneit
und mitten am Tage trüb wird und Nacht..
man mummelt sich in den Mantel und lacht:
je tiefer die Wege draußen verschnein,
um so früher muß es vorüber sein!

Und wenn es dann ganz leise kommt,
ganz leise mit wieder hellerem Schein ..
wie will man sich darüber freun!
wie will man auf der Lauer stehn,
um ja das erste Keimchen zu sehn,
das irgendwo sich regt, zu sprießen,
und jauchzend jedes Veilchen grüßen
und selber o! ganz Frühling sein!

Und dann ...
dann kommt der große Regen,
der immer kommt, vor jeder Erfüllung ..
der Regen, von dem man sagt: o ja!
doch sobald er vorüber, ist es da!

Und so wirds März und wirds April ..
wie sputet man sich, aufzuräumen
in jedem Winkel, um in Ordnung zu sein
und wenn es dann da ist, um Zeit zu haben:
sich zu freun!

Und eines Morgens wachst Du auf
und stehst und staunst
und traust den eigenen Augen kaum:
als ob ein Wunder wär geschehn,
ist Alles o so grün, so grün
und ringsumher
ein Sprossen und ein Blühn und Glühn,
als ob es schon seit Wochen,
seit Wochen Frühling wär!

Und jenes erste heimliche Werden,
das Du so köstlich Dir geträumt ..
Du hasts nun doch ..
versäumt!

Ich glaube freilich, Das ist immer so ...
bei jeder Erfüllung, auf die man sich freut!

Caesar Flaischlen.

Achtung vor England.

Der Deutsche ist ein lenzesfroher Gesell und es zieht ihn nach dem sonnigen Süden. In das geschäftige Niflheim jenseits des Kanals, wo angeblich überall der nasse Ruß an den Wänden niedersickert, wandert der Commis und der Kellner, der Gebildete aber spart seine Groschen für die große Reise seines Lebens nach Italien auf. Auch Solche, die es „dazu haben“, englische Hoteliers zu bezahlen, gehen nicht übers Wasser. Die wiener und berliner Bankiersfrauen spülen ihre Wintersünden in Blankenberghe ab; in Brighton hört man kaum ein deutsches Wort. So kommt es, daß der Deutsche nur seinem Leibblatt die Kenntniß englischen Wesens entnimmt. So kommt es, daß der Engländer sich in unserer öffentlichen Meinung wie in einem Zerrspiegel erblickt. Entweder trifft er auf einen lärmenden Chamberlain-Spucknapf-Besitzer, der von der politischen Persönlichkeit des Kolonialsekretärs vor 1899 nicht die leiseste Ahnung hat, oder aber auf einen weltfremden alten Doktrinarius, der den liberalen englischen cant in kritikloser Begeisterung für höchste Offenbarung nimmt. Der Eine schimpft, der Andere schwärmt. Irgendwo aber bei stillen Leuten, die England kennen und seine Geschichte, haust die Wahrheit. Nur rührt sie sich nicht. Sie könnte sich erkälten.

Die Engländer waren Menschenalter lang durch den Anblick verwöhnt, den unsere Presse in der Pose des schmachtenden Jünglings bot. Jetzt aber will auf einmal kaum ein Schriftsteller mehr die Brücken sehen, die hinüber und herüber führen. Und es sind deren doch so viele; Gutes und Schlimmes geht über den Kanal ein und aus; der Zusammenhänge giebt es unzählige.

Daß auf deutschen Bühnen Shakespeare häufiger zu Wort kommt als Schiller und Goethe zusammen, belegt mit untrüglichen Zahlen die Repertoirestatistik; kein Fremder hat deutsches Wesen jemals so in seinen Tiefen erfaßt wie Carlyle, der Herold des urdeutschen Gedankens der Organisation; unser modernes Kunsthandwerk hat seine erste Anregung von England empfangen, wo eine reiche Ritterschaft den Stil vornehmer Lebensführung prägt; umgekehrt hat Jan Hagels Matrosengeschmack bei uns die Olympia-Schenkel-Paraden im Tricot aus den music halls von drüben bezogen; der größte Abnehmer und beste Zahler für unsere Exportindustrie ist Großbritanien mit seinen Kolonien; an Drummonds Traktaten verwässern unsere Stillen im Lande ihr handfestes Lutherthum und immer noch ist auf dem Erdenrund England die Vormacht des Protestantismus, im Gegensatz zu den Patres aus dem Lande der reges christianissimi.

Es giebt also doch noch einen gemeinsamen Pulsschlag. Nur suche

man ihn nicht in der Politik. Das ist der Fehler Derer, die uns von drüben wieder die Hand reichen möchten.

Einst wurden bei uns die liberalen Reize Britanias gepriesen. Mit ängstlich erfrorenem Lächeln erinnert sie darum heute wieder den ungetreuen Liebhaber an ihre „freiheitlichen Institutionen", nach denen die unseren geschaffen seien. Aber zu ihrer Bestürzung muß sie hören, daß wir diesem Märchen längst nicht mehr glauben. Die Freiheit ist nicht durch englisches Beispiel, sondern durch die französische Revolution dem Kontinent begehrenswerth geworden; sie ist uns auch nicht geschenkt, sondern von uns erkämpft; das allgemeine Wahlrecht in Deutschland ist eine Folgerung aus der allgemeinen Wehrpflicht. Das haben die Engländer in unseren „führenden" liberalen Blättern freilich nicht gelesen. Laut Mosse und Lessings unsäglichen Erben seufzen wir unter dem Militarismus, sehnen wir uns nach lauter Kommerzienräthen auf der Ministerbank, werden von ein paar Agrariern bis aufs Blut gepeinigt und entrüsten uns bei jedem Pistolenknall und noch einmal extra vor dem Quartalwechsel über den Duellzwang, den allein das glückliche England in seiner ungemeinen Sittsamkeit nicht kenne. Und so glaubt der Vetter schließlich, Deutschlands Herzenswunsch müsse sein, eine englische Provinz zu werden. Um so unbegreiflicher ist ihm seit zwei Jahren die plötzliche Anglophobie; dahinter, denkt er, kann nur der Doktor Leyds mit seinen Bestechungsgeldern stecken.

Aus der kleinstaatlichen Genesis unseres Liberalismus ist es erklärlich, daß der Spießbürger früher über die „Soldateska" zu knurren für freiheitlich hielt. In dem jetzigen geschäftsfrohen Zeitalter machen aber überaus freisinnige Leute den Imperialismus mit allem Drum und Dran freudig mit. Wenn die Weltgeschichte zum Kampf um die Futterplätze wird, dann brauchen die Völker Hauer und Klauen. Ohne Kanonen keine „Konzessionen". Wenn der große Magen des Weltmarktes sich zu sträuben beginnt, dann soll die Armee mit ihren starken Fäusten das Nudeln übernehmen. England ging nach Transvaal nicht, um, wie der Stammtischphilister steif und fest glaubt, dem Ohm Paul seine Goldminen zu nehmen — denn die sind Privateigenthum der Shareholder der ganzen Welt —, sondern, weil Südafrika, dieser riesigste Industriemagen der Zukunft, den drohenden Unterkonsum englischer Waaren ausgleichen soll. Genau die selben Gedankengänge birgt das Hirn unserer von Tag zu Tag loyaleren Händler. Das Gros dieses Liberalismus hat mit dem Militarismus längst seinen Frieden gemacht. Das Geschäft geht so besser. Der Umschwung liegt schon Jahre lang zurück: an der Wende ließ Rickert sich von Caprivi auf die Schulter klopfen. Mit dem Singsang gegen den Militarismus erwerben sich die Engländer also keine Freunde mehr bei uns. Bei den Preußen von altem Schrot und Korn

natürlich erst recht nicht. Denen ist das Heer nicht eine Schutztruppe der Exporteure, sondern die geordnete physische Kraft der Nation, auf der im letzten Grunde alles Daseinsrecht des Volkes beruht.

Auch die Duellreinlichkeit Albions zieht nicht. Die deutschen Duellgegner wissen wohl, daß in England auf ritterlichen Zweikampf die selbe Strafe steht wie auf gewöhnlichen Totschlag. Aber ganz gewiß ist nicht eine absonderlich zarte Moral in Bezug auf das fünfte Gebot daran Schuld. Vornehme Klubs drüben erfreuen sich noch immer an dem bezahlten Gladiatorenspiel des professionellen Boxens; und ein Totschlag dabei wird nur mit milder Haft bestraft, wie auch bei uns der „kommentmäßige" Waffengang. Ich zweifle, ob dabei für die Engländer ein erhebliches moralisches Plus bleibt.

Schon unser Begriff vom Staat unterscheidet sich grundsätzlich von dem englischen. Die englische Verfassung, die der jeweilig herrschenden Partei die Rosinen aus dem Kuchen zuweist und dem König nur die Rolle des dekorativen Thürstehers beim Schmaus, bekäme uns übel. Der Staat ist uns mehr als eine bloße Erwerbsgenossenschaft der Privilegirten; er ist uns eine sittliche Instanz, nach Fichte der Erzieher der Menschheit. Daß seine Lenker „königliche" Beamte sind und „interesselos", ohne Ansehen der Partei, wirken sollen, ist unser Stolz. Der Brite dagegen hat in seiner Beamtenhierarchie offiziell einen patronage secretary, der die Aemterchen an die Freunde der Partei vertheilt, und findet an geschickten geschäftlichen Spekulationen seiner Minister kein Arg; ja, Addison besingt sogar begeistert das ethische Prinzip der Vetternwirthschaft, während wir an dem Schwiegervater des Herrn von Boetticher nie sonderliches Wohlgefallen empfanden. Jeder besitzende Unterthan soll drüben Theilhaber der Firma Staat werden und die Einrichtung der Pfundaktien ermöglicht dem kleinsten Sparer das Mitschwimmen im großen Strom des Geschäftes. Wie in Oesterreich jeder Hausknecht Lotto spielt, hat in England jeder Hausknecht Shares. Wer auf Chamberlain baut, hat Meinung für Dynamitaktien, und wenn ihretwegen den regirenden Bäuerlein in Pretoria der Spieß auf die Brust gesetzt wird, so freuen sich baß Hunderttausende. Daher ist es ja auch ein thörichter Schnickschnack, wenn bei uns behauptet wird, nur Chamberlain, Rhodes, Milner und Genossen trügen die Verantwortung für den Krieg; die Verantwortung trägt das ganze Volk. Das haben die letzten Wahlen mit ihrer riesigen imperialistischen Mehrheit gezeigt. Das zeigt Chamberlains Volksthümlichkeit, zeigt der Sturm gegen Pro-Buren-Versammlungen, zeigt die beherrschende Stellung der Jingo-Presse. Unter den Blättern mit bekannten Namen rudern nur noch „Morning Leader", „Daily News", „Manchester Guardian" dem Strome der öffentlichen Meinung entgegen. Wer schließlich noch an die Stellungnahme der Geistlichen der High Church denkt, kann sich nicht mehr verhehlen: der Krieg ist Herzenssache der ganzen Nation.

Wir Deutschen verstehen keinen Spaß, wenn uns gegenüber an Dinge getastet wird, die wir wirklich „mit ganzem Gemüth“ betreiben. Und umgekehrt sind wir Fremden gegenüber darin stets erst recht taktvoll gewesen. Warum nun der Ingrimm über den Burenkrieg? Um diese Kernfrage kommen wir nicht herum. Ihre Beantwortung soll den Engländern zeigen, welches der einzige Weg ist, auf dem sie die Hochschätzung ihrer Vettern wieder erwerben können.

Der tiefste Grund der allgemeinen Britenverdammung in Deutschland liegt nicht etwa in der Grausamkeit der Kriegführung. Der Deutsche ist als Soldat — und welcher Deutsche wäre Das nicht? — praktischer Erfolganbeter, so sehr er sonst auch zum Doktrinarismus neigt. Er sagt sich mit Recht, daß es im Krieg nicht so sehr darauf ankommt, ob man mild oder hart handelt, sondern darauf, ob man zweckmäßig oder unzweckmäßig verfährt. Durch Härte einen Krieg beenden, ist milder, als durch Milde ihn hinziehen. Hätte schneller Erfolg die Art britischen Kriegsbetriebes gerechtfertigt, so wären bis auf kleine Ideologenkreise die Ankläger verstummt. Als nach der Einnahme von Bloemfontein die Freistaater, auf Roberts' Proklamationen hin, in Massen die Waffen niederlegten, da wich das Interesse an den Buren überraschend schnell kühler Nüchternheit. Den Zeitungen, die von vorn herein, ohne in Anglophobie zu machen, doch auf Grund ihrer Kenntniß englischen Heerwesens prophezeit hatten, die Buren würden nicht überwältigt werden, wurde es im Sommer 1900 unendlich schwer, ihre Leser bei der Stange zu halten; ich spreche da aus eigener Erfahrung. Erst die erneuten Burensiege im Dezember 1900 ließen die Begeisterung für die Buren und den Zorn gegen die britische „Grausamkeit“ wieder aufflammen. Nur in rein militärischen Kreisen, auch wo von einem Einfluß englischer Gattinnen nicht die Rede sein kann, gab man vielfach nach wie vor auf die englischen atrocities sehr wenig; um so schärfer aber wurde die Kritik der englischen Erfolglosigkeit. Diese Mißachtung der englischen Armee wird durch die Erzählungen der aus China heimgekehrten deutschen Soldaten nur noch verstärkt. Beim Zuge des Bataillons Förster gegen Tsekingkuan ist nicht umsonst das schnell geprägte Verschen zum geflügelten Worte geworden: „Meldung von den Shiks: Vom Feinde wissen wir nix!“

Wenn es aber auch die Grausamkeit nicht ist: wo liegen dann die Wurzeln der Anglophobie? Wie kann man sie wieder beseitigen?

Nicht einmal die Erklärung ist stichhaltig, daß es die Sympathie für den Kleinen sei, dem von der Uebermacht Gewalt angethan werde. Der Deutsche würde sich keinen Augenblick besinnen, wenn es das Lebensinteresse des Reiches erheischte, eine winzige Nation zu züchtigen. Die Zauberformel, die Alles erhellt, liegt vielmehr in dem einen Worte: der Söldner. Ueberall

regt sich wilder Grimm gegen die „bezahlten Kerle“ der englischen Armee. Das ist es, was keine apologetische Brochure von Conan Doyle dem Deutschen verreden kann.

Wenn einst die Bauern unserer Altmark bei der Schwedenwacht auf den Elbdeichen ihre Fahne mit der unbeholfen rührenden Inschrift entrollten: „Wir sind Bauren von geringem Gut und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit Gut und Blut!“, so sprach sich darin schon die urdeutsche Auffassung aus, daß man für seine Herzenssache nicht nur mit seinem Gelde, sondern auch mit seiner Person einzutreten habe. Das hat sich bei uns seit 1814 erst recht eingegraben. Und Das ist es auch, was uns so besonnen macht. Ein Volk der allgemeinen Wehrpflicht stürzt sich in unbändiger elementarer Kraft auf den Feind. Aber ehe es sich dazu entschließt, muß es in seinen tiefsten Tiefen empört sein. Kabinetskriege sind da nicht möglich. Kapitalistische Cliquenkriege eben so wenig. Wir waren einst das kampflustigste Volk der Erde, sind im Kriegshandwerk die Lehrer aller Nationen gewesen und sind es noch jetzt; deutsche Schwerter klirren durch alle Jahrhunderte und durch alle Länder, unter den Mauern von Athen und auf den Hügeln Roms, in der Gluthsonne Spaniens und im Nebel der Erinsinsel, ja, sie schlagen die Schlachten der Engländer jenseits des großen Wassers. Aber heute, nach knapp hundert Jahren der allgemeinen Wehrpflicht, sind wir das eigentliche Friedensvolk Europas, das während der einunddreißig Jahre seiner geballten Kraft noch niemals freventlich gegen fremde Ehre ausgefallen ist. Erst in den siebenziger Jahren folgten Frankreich und Rußland unserem Beispiel, nach ihnen andere Völker; erst im vorigen Jahr hat Holland den Heeresdienst obligatorisch gemacht und bald wird der ganze Kontinent unser System durchgeführt haben. Das ist eine weit größere Friedensgarantie als eine noch so weltbürgerliche Verfassung. Einst glaubte man, die Republik sei der Friede. Heute trauen nur noch die freisinnig Vermichelten dem Rattenfängerlied von dem Fortschritt der Menschheit zum Tausendjährigen Friedensreich aus eigener Vervollkommnung. Kriege wird es immer geben. Aber wie auf dem wirthschaftlichen Kriegsschauplatz meist die unorganisirten Arbeiter und nicht die Gewerkschaften die wildesten Strikes beginnen, so sind auch im Völkerleben die Milizheere und Söldnerarmeen der Republiken und Parlamentsstaaten eine weit größere Gefahr als das Volksheer einer Monarchie. Eine Regirung, die nicht mit Miethlingen arbeitet, sondern das ganze Volk zur Schlachtbank führen muß, eine Regirung, die weiß, daß im Moment der Mobilmachung eine schwere wirthschaftliche Krise hereinbricht, weil Acker und Werkstatt und Kontor veröden, eine solche Regirung schreckt vor der Verantwortung zurück, die eine Kriegserklärung ihr aufbürdet; es müßte denn sein, daß es sich wirklich um die heiligsten Güter

der Nation oder um die Grundlagen ihres materiellen Daseins handelt. Wenn in Großbritanien jeder Mann im Alter von zwanzig bis zu vierzig Jahren unter die Fahnen müßte, ob er auch Vetter eines Ministers, Besitzer eines Majorates, Großaktionär, Gelehrter, Schiffsrheder, Künstler, Landrichter oder Zeitungschreiber sei, wenn so die ganze Nation ihre Haut zu Markte trüge, statt nur einen Haufen von Prügeljungen (abgesehen von den Volunteers) auszusenden, dann müßten wir, auch wenn wir hundertmal den Krieg für ungerecht hielten, vor dieser überzeugenden Wucht nationaler Vollkraft ritterlich den Hut lüften.

Haß oder Liebe kann dem Briten gleichgiltig sein. „Dor lach ik öwer!“ Aber die Achtung unter den Völkern darf eine Nation nicht verlieren, muß sie wiedergewinnen, wenn sie sie verloren hat. Wollte Gott, daß die angelsächsischen Vettern sich auf ihr deutsches Blut besännen, in germanischer Wehrhaftigkeit ihr Heil sähen, dem Schwerte sich wieder vermählten, der Knechtschaft des Coupons entrännen! Dann erst könnte man als treu Gesippter wieder sein bekümmert gesenktes Haupt erheben. Dann würde England nicht nur als Kriegsmacht, sondern auch sittlich weit höher gewerthet werden und als Freund so willkommen wie als Feind gefürchtet erscheinen. Wenn es aber aus seinem schleichenden Afrikafieber nicht diese Lehre entnimmt, dann redet Chamberlain seine pangermanischen Gedanken in den Wind. Der Mann ist wirklich Deutschenfreund; er schätzt die deutsche Zuverlässigkeit so hoch, daß er sich sogar in seinem eigenen Haushalt mit deutscher Dienerschaft umgiebt. Aber ihm fehlt jeder Begriff für den tiefen sittlichen Unterschied zwischen Wehrmann und Söldner.

Schon werden Stimmen laut, die die Briten für ein niedergehendes Volk erklären, obgleich es noch gar nicht so lange her ist, daß Graf Gobineau sie die Blüthe arischen Menschenthumes nannte; schon sagt man, es fehle nur noch der Zusammenstoß mit einem Rom, um dieses Karthago der Händler vollends zu entwurzeln. Wohlan: wir erwarten den Gegenbeweis. Das Paradigma in der Weltgeschichte dafür ist vorhanden. In der Nacht zum fünfzehnten Oktober 1806, in der Nacht nach Jena, wurde dem erst siebenundzwanzigjährigen Friedrich Ludwig Jahn das Haar eisgrau; die selbe seelische Erschütterung rüttelte das ganze Volk wach und die Antwort war die allgemeine Wehrpflicht. Ist der Weg von Colenso bis Tweebosch nicht die eine Nacht werth? Vielleicht hat England jetzt die letzte Gelegenheit, diesen Weg der nationalen Renaissance zu beschreiten, den die Kontinentalmächte längst vor ihm eingeschlagen haben. Ehe es zu spät ist. Ehe die zwölfte Stunde schlägt, wo die „hölzernen Mauern“ Englands versagen, weil das Wasser auch für die Festlandsvölker jetzt Balken hat.

Frankfurt a. M. Adolf Stein.

*

Darm=Athen.

Das „Dokument deutscher Kunst“ wie die darmstädter Künstler ihre Ausstellung genannt haben, erweist sich beim Schlüß der Vorstellung, die einige Monate die Augen der Kulturbedüftigen auf sich zog, als eine unbezahlte Rechnung, deren Kosten, wie es scheint, die Künstler zu tragen haben. Das ist der bittere Humor von der an Ueberraschungen reichen Geschichte; der Humor aller versteckten, aber deshalb nur um so tieferen Konsequenzen. Denn wie Alles außer der ersten Veranlassung in Darmstadt modern war, so ist auch dieser Schluß von zeitgemäßem Gepräge; es war ein schöner, altmodischer Traum, der die Sache ins Scheinleben rief, und es ist ein nackter, vernünftiger Realismus, der sie zu Ende führt.

Wer hätte gezögert, dem Ruf des Fürsten zu folgen, der in großmüthiger Gebelaune beschloß, seine Residenz zu einem Darm=Athen zu machen? Ich möchte wissen, wer eigentlich die erste Idee suggerirte. Sicher kam sie nicht vom Fürsten selbst; er ist dafür zu großmüthig. Ich vermuthe, es war ein Konsortium von Leuten älterer Kunstrichtung, die ganz richtig spekulirten, daß auf diesem ungewöhnlichen Weg eine Anzahl bedenklich moderner Künstler mit Sicherheit kalt zu stellen sei. Merkwürdig, daß man nicht radikaler vorging und nicht noch viel mehr moderne Künstler bestimmte, ihre Penaten nach Darmstadt zu tragen; man konnte so ganz Deutschland entmodernisiren. Die letzten offiziellen Dekrete in Kunstsachen lassen weitere, tiefere Zusammenhänge ahnen. Warum sollte der Bundesrath in diesem einen Punkt uneinig sein? Jedenfalls: es ist erreicht.

Ich sehe Peter Behrens heute noch vor mir, wie er in dem kleinen schweizer Hotelsaal, wo wir uns trafen, dröhnenden Schrittes auf und ab wandelte und von neuem Mäcenatenthum sprach. Fürstenkultur, das Heil im Schönheitsiegerkranz . . . Du ahnst es nicht . . . Und ich kam mir, wie gewöhnlich, niedrig und gemein vor.

Ich hatte aber doch eine Ahnung; freilich ging sie nicht so weit wie heute die Wirklichkeit. Ich zweifelte an den sachlichen Faktoren, an der praktischen Möglichkeit, aus einem Städtchen ohne Industrie und Handel mit geringen Mitteln eine Stätte gewerblicher Bedeutung zu machen. Denn heutzutage muß so Etwas sehr schnell gehen oder es geht gar nicht. Von all den glücklichen Umständen, die früher, als man zu solchen Entwickelungen noch Zeit hatte, mitwirkten, schien diesmal einer außer Frage: der gute Wille des Fürsten; man hatte seit hundert Jahren wieder einmal einen Mäcen. Das war viel. Ich gestehe, daß ich gern dabei gewesen wäre. So pessimistisch verknöchert ist Keiner, der ein Bischen Künstlerblut in den Adern hat, daß er nicht an gewisse Hoffnungen glaubte, die durch so persönliche

Momente gefestigt sind; sie gehören zu den Spekulationen der Seele, bei denen man versucht ist, jedes andere Erfahrungmaß außer Beachtung zu lassen; man weiß nicht, warum; wohl, weil die Gründe, die solche Hoffnungen zu Utopien machen, ferner liegen und nicht mit jener Schärfe entscheiden, die anderen Gesetzen der Logik eigenthümlich sind. Santos-Dumont ist kein starker, wissenschaftlicher Geist, sondern Etwas wie ein Max Nordau der Technik, sonst würde er nicht mit seinen Mitteln, die prinzipiell verkehrt sind, die Lösung des Problems der Ballonlenkbarkeit versuchen. Seine Erfolge verhüllen nicht die Thatsache, daß er auf falschem Wege ist. Das sind Trugschlüsse von materieller Art; vor ihnen kann man sich schützen. Das ästhetische Gebiet enthält viel gleißendere Versuchungen und die logische Vorherbestimmung ist schwer, weil hier immer tausend Imponderabilien mitspielen. Mit absolutester Sicherheit war voraus zu berechnen, daß die Ahnenallee im Thiergarten sehr häßlich sein würde; es war mathematisch nicht anders möglich, auch wenn andere Kräfte, auch wenn die allerbesten mitgethan hätten, weil unsere Kunst für solche Wirkungen nicht geschaffen ist, — wenn überhaupt je eine künstlerische Realisirung solcher Pläne gedacht werden kann. Hier war es ein ähnlicher, fast mathematischer Irrthum wie bei Santos-Dumont; und die Erfolge, die der Patriotismus dabei errungen hat, dürfen nicht über die ästhetische Thatsache wegtäuschen.

In Darm-Athen lag die Sache komplizirter. Warum sollte heute kein Mäcen im Sinn des guten Behrens möglich sein? Gerade weil man so viel Häßliches durch fürstlichen Eigenwillen entstehen sieht, liegt der Schluß nah, auch Werthvolles könne einmal aus solchem Wollen hervorgehen. Aber es ist schließlich immer nur wieder der selbe Mangel an logischer Schärfe, der so denkt; ganz wie bei Santos-Dumont.

Nein: es kann heute keine guten Mäcene mehr geben, wie es keine guten Feen mehr giebt. Und es ist gut so. Die selbe Entwickelung, die uns der künstlerischen Wohlthaten eines Medicäerthumes beraubt hat, hat uns von sehr viel unangenehmeren Dingen der selben Quelle befreit, deren peinliche Wichtigkeit heute ganz anders empfunden würde als damals, wo sich ihre Alluren des künstlerischen Faltenwurfs bedienten. Und das Merkwürdige an diesen vergangenen Mäcenen war nicht die Seltenheit ihres künstlerischen Geschmacks; sie standen in ästhetischer Hinsicht schwerlich höher über dem Durchschnitt als heute unsere heutigen. Sie konnten, wie jener schnurrige Ungar beim Flohfang, nicht daneben greifen, sie fanden immer, weil sie nicht zu suchen brauchten. Es hilft nun einmal nichts: die bessere künstlerische Leistung ist heute nicht nur ihrem Grade, sondern ihrer ganzen Art nach Ausnahme und entspringt persönlichen Impulsen, die durchaus nicht in der Masse wurzeln, ja, von den Instinkten der Masse als entgegengesetzt und — fast muß man

sagen: oft mit Recht — als feindlich empfunden werden. Die Völker haben heute, gerade heute, ganz Anderes zu thun, als sich mit der Kunst, sei sie nun angewandt oder abstrakt, bewußt auseinanderzusetzen. Bei der abstrakten Kunst springt es in die Augen; ein Volk, das vom Verständniß für unsere vornehmsten Kunstblüthen, sagen wir: für Whistler, Degas, Liebermann, ganz durchdrungen wäre, müßte dem Verfall nah sein. Diese Situation mag wohl einmal hier oder da die nackte Annäherung zwischen Fürst und Künstler gestatten, niemals aber die friedliche Auseinandersetzung der Beide begleitenden Nebenfaktoren, ohne die sich in Kulturländern nicht mehr die Persönlichkeit, und sei sie auch noch so allein, denken läßt. Ein hochentwickeltes Mäcenatenthum, wie es sich die Darmstädter dachten, wäre heute nur bei einem ganz unentwickelten Volke, etwa in Rußland oder Afghanistan, möglich.

Denken kann man sich zur Noth, daß ein Monarch heute seinen Willen durchsetzt und Skulpturen oder Bilder von der Masse unverstandener werthvoller Künstler erwirbt; er stellt oder hängt sie in seine Privatgemächer. Man kann sich allerlei pathologische Phänomene und so auch einen jungen Kaiser vorstellen, der vor zwanzig Jahren Böcklin oder Liebermann gekauft hätte. Schon dazu gehört viel Phantasie; aber es ist ganz beträchtlich leichter denkbar als das Vorgreifen eines Monarchen auf gewerblichem Gebiet in so weithin sichtbarer Weise, wie es in Darmstadt provozirt wurde. Auch wenn es sich bei dem Vorgreifen nur um eine geringe Spanne Zeit handelt, auch wenn heute schon sicher ist — was ich im Hinblick auf Christiansen schon im Voraus herzlich und nachdrücklich bedaure —, daß die Masse ähnliche Formen, wie man sie in Darmstadt zu sehen bekam, binnen Kurzem als etwas höchst Gewöhnliches, höchst Natürliches und höchst Anständiges betrachten wird. Es ist weniger die Sache selbst als der Widerstand der Masse gegen ungewohnte Symptome und hat Etwas von der Abneigung eines Bundesstaates, die Briefmarken eines anderen anzunehmen. Gut situirte Fürsten können einander heute bekriegen, sie können ihre Kolonien plündern oder ihre Länder übersteuern. Das sind bis zu einem gewissen Grade vom Brauch geheiligte Eigenthümlichkeiten. Aber heute soll mal einem Fürsten einfallen, einen neuen Hosenschnitt ganz aus eigener Machtvollkommenheit zu verfügen! Der auf diesem Gebiet verdienteste Fürst, der König von England, hat seine unbestrittenen Erfolge doch nur in einem beschränkten Ressort der Toilette errungen. Seine glänzendste Leistung war die zehn Jahre lang mit Gesetzeskraft geltende Sitte, den letzten Knopf der Weste offen zu lassen. Gewiß nichts Geringes, da ja feststeht, daß diese That einzig und allein seiner Initiative entsprang; aber man vergesse nicht, daß er sich auch darin auf eine Art Tradition stützte und es so machte wie die Pompadour bei der Einführung der Sitte, den Fisch mit der Gabel zu essen, oder ein anderer Mäcen bei

der Schöpfung des Schnupftuches: scheinbar unabsichtlich, zufällig, scheinbar, ohne sich was dabei zu denken. Und dann vergesse man nicht: es war der Prinz von Wales, der überhaupt originell war, nicht der König von England, nicht der Regent*). Ist es etwa Zufall, daß jetzt alle Männer besserer Stände die Weste wieder geschlossen tragen? Hätte der Großherzog scheinbar aus Versehen die Villenkolonie auf der Mathildenhöhe geschaffen, hätte man darin eine jener von dem biographischen Gefühl der Masse so verehrten charmanten Unabsichtlichkeiten ahnen können, so wäre vermuthlich ganz Hessen im Stil Christiansens umgebaut worden. Et encore!

Das Alles konnte man sich schon am ersten Tag der Ausstellung sagen. Ich sehe noch den General, der so entsetzlich bei der Feierlichkeit schnaufte, dem die innere Wuth mehr noch als sein Fett den Schweiß aus allen Poren trieb. Und die Generalin, eine nicht minder dicke Generalin, die achtungvoll den freundlichen Blicken des Mäcens folgte, der eigenmündig die Vortheile der Schöpfungen Christiansens erklärte, und die jungen Herren Lieutenants und die älteren Herren Räthe, diese ganze wohlgefügte, verbindlich lächelnde Sippe ... Es ging einen Tag, den Tag der Eröffnung, der offiziellen Feierlichkeit, an die sie gewöhnt sind und die sie hochhalten, ob es sich nun um die Einweihung eines Bismarckdenkmals oder einen Trinkspruch auf einen Mameluckenprinzen handelt. Sie waren natürlich nicht so ordinär, an dem schönen Sonnentag dem lieben, armen Fürsten vor allen Leuten ins Gesicht zu lachen. Sie haben überhaupt nicht gelacht, sondern ihr Werk sitzend und schweigend verrichtet. Ibsen, Goya, Thomas Theodor Heine! Keiner von Euch hat die kompakte Majorität, diese schwarze Masse auf der Brust des Erstickenden, dieses Ewig-Lächerliche so kompakt, so schwarz, so lächerlich gesehen wie ich an jenem goldenen Vormittag in Darmstadt.

Wenn Leute wie Behrens, Olbrich, Christiansen, um nur diese Drei zu erwähnen, Künstler, über deren Werth hier nicht gestritten werden soll, ihre recht ersprießliche Erwerbssphäre in München, Wien und Paris aufgeben, um nach einem unbedeutenden Provinzstädtchen zu ziehen, so thun sies in der Hoffnung, dort mindestens einen gewissen materiellen Erfolg zu finden. Sie wurden Professoren und erhielten einen bescheidenen Jahreslohn. Damit konnten sie leidlich zufrieden sein. Der geschätzte Titel erhöhte die Verkäuflichkeit ihres Signums, nichts hinderte sie, nach wie vor ihre Modelle zu machen und zu verkaufen; ihre Gage war eine Art Wohnungentschädigung. Das Abkommen war mit der Privatschatulle des Großherzogs getroffen ... Künstler, hütet Euch vor der Privatschatulle! Die Zeit der mit Brillanten

*) Man halte mir nicht das naheliegende deutsche Beispiel des senkrecht in die Höhe gebrannten Schnurrbarts entgegen, das in dieser Ausdehnung nur durch militärische Suggestion möglich wurde.

besetzten Schnupftabakdosen ist vorüber. Man schnupft heute nicht mehr so gediegen. Die Gesten haben sich geändert; die Allure ist immer noch die selbe, aber der Effekt ist anders. Der Inhaber der Schatulle ist ein schwer definirbarer Privatmann. Schließe Kontrakte, schöne, regelrechte Kontrakte mit dem Staat! Den könnt Ihr verklagen. Alles Andere ist Unsinn.

Im Anfang ging Alles gut. Man lebte vergnügt und in Unfrieden, wie sichs unter Künstlern gehört. Da entsteht eines Tages das Projekt der Häuser-Ausstellung. Es war eine außerordentlich suggestive und in jeder Hinsicht werthvolle Idee. Künstlern braucht man nicht lange zuzurathen, wenn es gilt, Flächen zu bemalen, zu behauen oder zu bebauen. Je mehr, desto lieber. Man hätte sie auch ohne Mühe dazu gebracht, sich eine eigene Kathedrale zu bauen. Der Platz wurde ja gepumpt und der Platz ist auch in Darmstadt schon der halbe Weg zu einem Hausbau. Dagegen pflegen die anderen Ausgaben dem Bauherrn bekanntlich stets die rührendsten Ueberraschungen zu bringen. Diese hatten hier besonders pikanten Reiz, da sich in den Künstlern neben den mannichfachsten Thätigkeitstrieben auch die widerstrebendsten materiellen Impulse wohl oder übel vereinen mußten, Impulse, die, wie die Erfahrung lehrt, nur durch eine wohlthätige Arbeitstheilung zu ihrem Recht kommen. Bauherr, Baumeister, Künstler und Aussteller in einer Person: Das ist zu viel für ein Portemonnaie; der Erfolg war natürlich eine Tragoedie. Statt 50 bis 60000 Mark, was mir für ein vor den Thoren Darmstadts gelegenes Wohnhaus schon ganz respektabel erscheint, kosteten manche Häuser das Drei- und Vierfache. Die Schatulle sah zu. Die Ausstellung regt ein halbes Hundert Schriftsteller jeder Gattung zu interessanten Abhandlungen in einem halben Hundert illustrirter Zeitschriften an, alle Fachleute sind voll von der Ausstellung, aber die Portemonnaies der Aussteller werden immer leerer. Die berühmten Aufträge, die in riesigen schattenhaften Umrissen das Unterbewußtsein der Künstler bevölkert hatten, bleiben, wo sie sind, und in den Seelen der Frohgemuthen dämmert die Ahnung eines Riesenreinfalls. Wenn sie wenigstens die Häuser selbst bewohnen könnten! Aber erstens beginnen jetzt sich Symptome zu zeigen, die den Künstlern die Reize eines bleibenden Aufenthaltes in Darmstadt in zweifelhaftem Licht erscheinen lassen, und dann sind die Häuser mit allen Chicanen ausgestattet und erfordern eine zahlreiche Dienerschaft, einen Haushalt, der eine recht behagliche Wohlhabenheit voraussetzt. Das Fazit: die Künstler sind glückliche Besitzer von Häusern, die sie nicht bewohnen können und die etwa die Hälfte des Werthes ihrer Baarauslagen darstellen. Sie schulden der Schatulle hübsche runde Sümmchen für die Bauplätze. Behrens hat, glaube ich, 18000 Mark dafür zu bezahlen. Und nun verschwindet plötzlich die Schatulle. Die Angelegenheit wird vom Staat übernommen, der sie zunächst einmal „ordnet“, sich nach den Kon-

trakten erkundigt und dann ein langes Gesicht zieht; die Künstler machen freilich noch längere. Da die vereinbarten Jahre zu Ende gehen, werden die Künstler nüchtern und eindringlich gefragt, was sie jetzt zu beginnen gedächten.

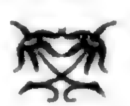
So steht die Sache. Juristisch genommen, ist nichts dagegen zu sagen. Warum bauen sich die thörichten Künstler Häuser, die sie nicht verkaufen können? Kein Mensch hat sie dazu gezwungen. Natürlich reiben sie sich heute die Stirn und wundern sich, wie das Alles so gekommen, und finden, daß sie furchtbar dumm waren, daß sehr ungerecht ist, was ihnen widerfährt, und wo denn nun eigentlich der Mäcen bleibe. Der aber ist mit anderen Dingen beschäftigt und bedauert. Natürlich sind sie selbst schuld; wie alle rechten Künstler, haben sie nicht zusammengehalten. Während der Eine dem Fürsten Dies oder Jenes erzählte, schrieb der Andere ihm just das Gegentheil. Ein Dritter versucht, die Kollegen zu einer Palastrevolution zu reizen, läuft aber gleichzeitig zum Fürsten und schwört ihm, er sei nur nach Darmstadt gekommen, um sich mit Seiner Königlichen Hoheit über die Ziele modernen Gewerbes zu unterhalten ... Sentimentale Leute meinen, der Fürst hätte nicht anfangen dürfen; habe er A gesagt, so müsse er auch B sagen. Künstler seien unverantwortliche und in geschäftlichen Dingen unmündige Kinder, denen man keine materiellen Interessen anvertrauen dürfe, nicht mal ihre eigenen. Für diese Leute ist der Fürst immer noch der Mann mit dem langen Bart und der schönen Krone, der eine ewig gefüllte Schnupftabakdose in der Hand hält.

Ich bin nicht dieser Ansicht und finde, daß die darmstädter Posse von großem Segen für die Menschheit ist. Ein guter Mäcen kann uns nicht für zehn andere entschädigen; darum lieber überhaupt keine. Steh auf Deinen eigenen Beinen und sieh Dich um! Heute haben die Fürsten gerade so ihre rein geschäftlichen Interessen wie jeder Bierbrauer oder Handschuhwaarenfabrikant und sollen sie haben. Und Künstlern ist mit der besten Begabung nicht geholfen, wenn sie sich in geschäftliche Dinge mischen, ohne Etwas davon zu verstehen. Ich glaube, daß einen Augenblick das künstlerische Interesse beim Mäcen so groß war, wie es bei heutigen Mäcenen überhaupt sein kann. Aber tout passe, tout lasse. Jetzt höre ich, daß man das darmstädter Theater umbauen will und dafür 800 000 Mark auswirft, von denen 300 000 Mark von der Schatulle bezahlt werden; und dieser Bau soll nicht Olbrich, nicht Behrens, keinem der Darmstädter, sondern einer beliebigen Routinierfirma übertragen werden. Das ist ein Bischen hart, aber gesund; denn es reinigt. Ich sehe noch die Vorstellung am Eröffnungtage in dem modernen Künstlertheater, mit der modernen Bühne, der modernen Spielerei und dem gänzlich unmodernen Publikum. Der Fürst saß ernst und schaute und alle Anderen saßen ernst und schauten, betrachteten feierlich und verständnißvoll den gänzlich unverständlichen Vorgang auf der Bühne. Mir

war angst und bang. Heute ist mir wieder wohl; es giebt keine Gespenster, keine vierte Dimension, auch keine Kunst mehr, die für Fürsten da ist; und noch weniger ein Gewerbe. Es wäre die wunderlichste Ironie, wenn unsere gewerbliche Renaissance von Mäcenen gefördert werden könnte; dafür ist sie zu bürgerlich. Sie bricht ja gerade mit Dem, was an Fürstenhöfen gemacht wurde, und ist eine der vielen wesentlich sozialen Evolutionen unserer aufstrebenden Zeit, — und sicher nicht die unbedeutendste.

Die Schatullen werden kommen, wenn erst das liebe Volk will. Ich sehe schon alle Throne Europas mit Christiansens Linien und Farben geschmückt. Heute geht es nicht mehr von oben, sondern von unten; und darüber sollten wir Alle uns freuen.

Paris. Julius Meier-Graefe.



Glossen.

Huldigt man nicht noch heute vielfach der Ansicht, daß die Deutschen als Essayisten und Feuilletonisten nicht eben den ersten Platz in der Weltliteratur einnehmen? Diese Ansicht hat unter den Deutschen selbst jedenfalls die meisten Anhänger; im Grunde eine stolze Selbstwürdigung. Man hielt und hält diese und verwandte Schriftgattungen nicht für ersten Ranges; nicht für geeignet, die Seele eines tiefen, schöpferischen, schatzgräberischen Geistes aufzunehmen. Die Handvoll Schriftsteller, die als Essayisten und Feuilletonisten Ausgezeichnetes geleistet haben, sind auf Umwegen in diese von den Zünftigen aller Werthgrade mit kaum verhüllter Verachtung behandelte Literatur gelangt; und so stark lastete diese Geringschätzung auf ihnen, daß sie selbst nur resignirt, nur als Enttäuschte, wie mit einem heimlichen Neid auf die Erfolge erstbester Lindenblüthenlyriker im Herzen, sich gefallen ließen, was sie als Afterruhm empfinden mußten. Und die Stärksten unter ihnen (ich denke an Die um und nach Wilhelm Scherer), sprudelnde Virtuosentemperamente, deren Begabung in der Bildkraft der Sprache, im anregenden Vermittlerthum, in phantasievoller Kombinationthätigkeit liegt und die nur schwer zur Andacht vor dem Detail sich zu erziehen vermögen, die aller Wissenschaft Anfang ist, sie wurden unter diesem lähmenden Druck der öffentlichen Schätzung verführt, ihre natürlichen Neigungen zu überwinden und zur Buchform zu greifen, die ganz zu erfüllen, die Plastik ihres Denkens wieder nicht ausreicht. Anders ists bei Franzosen und Engländern. Die Franzosen pflegten sogar seit Jahrhunderten mit zärtlichster Liebe den Aphorismus, die auf die kürzeste, zierlichste, bündigste Formel gebrachte persönliche Ueberzeugung, den mit dem ganzen Nebel einer momentanen Stimmung oder Laune behafteten Einfall, und wanden ihren Maximenschreibern, ihren in Pensées und Aperçus sich ausgebenden „kleinen Moralisten“ Kränze. La Rochefoucauld,

Pascal, Chamfort, Vauvenargues sind Klassiker geworden; bei den Deutschen scheint dagegen der angeborene Hang zur Gründlichkeit, zur gewissenhaften Erörterung der Gedanken, zur Kontrole des Temperamentes durch die logische Zucht die Scheu erzeugt zu haben, philosophische, wissenschaftliche und kritisch literarische Probleme irgendwie anders als lehrhaft, umständlich, polemisirend (oder denunzirend?) und demonstrirend, kurz: sachgemäß zu behandeln. Die persönliche Färbung des Ausdruckes, dort berechtigt, wo die Einsicht noch nicht endgiltig ist oder endgiltig nie werden kann, ist verpönt und macht verdächtig. Persönlich zu werden, ist höchstens Dem erlaubt, der den Beweis seiner literarischen Kompetenz durch eine umständliche Leistung erbracht hat. Aber wir werden für unsere Tugenden bestraft: der Bücher werden immer mehr und sie werden nicht besser. Und doch wird das Vorurtheil gegen den Essay, das Feuilleton und den Aphorismus nur langsam lockerer; gelehrte Zettelsäcke, die nie ein Gedanke entzündet, verschreien sie immerfort als Bastarde. Besonders schwer hat Nietzsche, vielleicht der größte Aphorismenschreiber aller Zeiten und Völker, unter diesem Vorurtheil zu leiden. Der Aphorismus gilt nach wie vor als Asyl für die literarische Ohnmacht, was freilich oft zutrifft. An den Essay hingegen hat man sich allmählich doch gewöhnt: allein schon die Quantität der Leistung, die berechenbare Zeitmenge Geduld, Ausdauer, Sitzfleisch versöhnt. Auch haben herrliche Leistungen seiner Anerkennung vorgearbeitet, ihn legitimirt: die Essays von Herman Grimm, die Aufsätze von Wilhelm Scherer, F. Th. Vischer, Karl Hillebrand, Heinrich von Treitschke (der sich nur leider als zur Wissenschaft gehörig betrachtete), Eduard Hanslick, Richard Muther und noch so manchen rüstig Schaffenden rechne ich hierher. Immerhin blieb — oft genug wurde man daran erinnert — der Essay eben nur geduldet; doch entlud sich, was in den Inquisitionrichtern der Literatur (wie Goethe sie nannte) an Groll gegen ihn sich anhäufte, zeitgemäßer gegen seine Zwillingsschwester, das Feuilleton.

Nun: angesichts des ganz auffälligen Reichthumes an Essaysammlungen, die in den letzten Jahren den Büchermarkt überfluthen und unter allerhand gesuchten, graziös verschnörkelten Namen die Aufmerksamkeit zu fesseln suchen, müßte man von einem bemerkenswerthen Wandel im literarischen Geschmack der Deutschen sprechen dürfen. Soll mans glauben? Sind wir weltmännischer geworden? Ist das Raffinement der Kultur bei uns so gestiegen, daß wir dem Ernst, der Tiefe (der guten Absicht nach!), der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Allem also, was wir als deutsche Tugenden zu verehren gewohnt sind, die Grazien des Ausdruckes vorziehen? Daß diese uns mehr locken als der Sinn der Sache? Ich spreche hier nicht von den Sammlungen wissenschaftlicher Aufsätze und Vorträge, durch die die Gelehrten aller Disziplinen die Ergebnisse ihrer Forschungen einem größeren, nicht durchaus fachmännisch gebildeten Publikum näher bringen wollen; also nicht von den bekannten und populären Arbeiten der Helmholtz, Mach, Zeller, Wundt, Windelband, Wilamowitz-Möllendorf, Curtius und anderer Professoren. Belehrung ist dieser Gelehrten Endzweck. Die künstlerische Wirkung des Vortrages mag sich als ungewollter Nebeneffekt ab und zu einstellen; aber sie ist nicht beabsichtigt, ist zufällig. Unsere neusten Essaysammler aber sind Artisten. Ihre Sammlungen sind auf unsere Gemüthsbedürfnisse berechnet. Die Kritiker, Rezensenten, Referenten, Ausfrager, Leit=

artikler, Börsengracchen, die Schmocks jeder Gattung und beiderlei Geschlechts, sie Alle, die bisher mit vielem Fleiß und „nicht ohne Talent" sich, ihre Familien und obendrein noch ihre Verleger ernährt haben, sie, die doch täglich, stündlich beinahe Gelegenheit haben, ihr überfließendes Herz in die Kanäle der öffentlichen Meinungen ausströmen zu lassen, die ihrer Machtinstinkte in den Be- und Verurtheilungen der gesammten literarischen und künstlerischen Produktion des Landes sich entäußern können, die ihrer Lust, zu fabuliren, einen unerhört weiten Spielraum gewähren dürfen, — sie fühlen sich trotzdem unbefriedigt, wohl, weil sie das Zutrauen hegen, in jedem Augenblick Ewigkeitwerthe zu prägen, und können dem bescheidenen Drang nicht widerstehen, ihre Würdigungen zu sammeln und mit ihren Sammlungen die deutsche Literatur zu beschenken. Schmock beschenkt die arme deutsche Literatur: Das ist, scheint es, das Neuste. Und wenn Papier, Typen, Zierleisten, Vignetten, Finalstöcke, Vorsatzblätter, Einbandzeichnung, kurz: der künstlerische Zubehör modernen Buchdruckes und Buchschmuckes den Literaturwerth des Werkes bestimmen, dem er dient, dann dürfen wir zu der neusten „Evolution" des deutschen Schriftthums uns beglückwünschen. So eine Feuilletonsammlung präsentirt sich nicht selten mit der ganzen Anmaßung eines modernen Kunstwerkes; aber oft hüllt ein wirklich geschmackvoller Einband den dürren Leib Schmocks ein. Wunderlich gekräuselte Linien umschlingen auf dem Titelblatt seinen Namen; und vor dem ins Bedeutsame gesteigerten Gesammttitel der Sammlung, den goldene Lettern auf buntfarbigem Hintergrunde verkünden, mag ihn selbst das Gefühl seiner Kulturnothwendigkeit durchschauern. Dann wird das Buch besprochen, gewürdigt . . . Aber man erspare mir das Weitere; es ist zu schmerzlich.

Man könnte sagen: dieses von Ungeschmack triefende Literaturgeschwätz sei in seiner Nichtigkeit so greifbar, besonders die großthuerischen, Schmocks philosophische Schmerzen sub specie eines hinter ihm orakelnden Modegötzen ausladenden Vorreden seien in ihrer Hohlheit so durchsichtig, daß Dem Recht geschehe, der davon sich verlocken lasse. Man könnte einwenden, daß literarisch sein wollende Zünftler in bedrohlichem Umfange der Mode huldigen, ihre verstreuten, ganz ohne ideellen Zusammenhang entstandenen Aufsätze und Abhandlungen bei Gelegenheit irgend einer Tages-, Jahres- oder Jahrhundertwende als Weltanschauungproben der Mitwelt aufzudrängen suchen und diesem Unfug eben so wenig gesteuert werde. Das ist nun freilich schlimm genug. Aber ein Unfug hebt den anderen nicht auf; und der von den Professoren verübte ist der harmlosere, da trotz aller Stilaffektation, trotz aller Espritsucht, um den „Essay" künstlerisch auszuputzen, die in langer Arbeit erworbene Denkzucht meist vor völlig nutzlosem Gerede behütet; meist wird doch wenigstens gekärnert: nicht nur behauptet, sondern bewiesen, zu beweisen gesucht; und fast immer wird ein reeller Denkzweck verfolgt. Mit dem Essay als Kunstwerk mit eigenen Stilgesetzen, wie er sich unter den Händen der Meister, von Montaigne und Bacon bis herab zu Emerson, Carlyle, Macaulay, Sainte Beuve und Herman Grimm gestaltet hat, ist es freilich so gut wie nichts; dazu fehlt der Betrachtung alles Freilicht, aller schöne Wagemuth der Skepsis, alle Freude an den „Abenteuern der Erkenntniß" oder in Fällen, wo diese Gaben vorhanden sind, der an Gesetze gebundene, durch künstlerischen Geschmack vor Ueberschwang bewahrte Gebrauch

der Phantasie. Aber ist darum die Kunst des Essay- und Feuilletonschreibens bei unseren Kritikern und Journalisten besser aufgehoben? Ich meine jene Kunst, die Anspruch auf dauerndere Geltung und ein Recht hat, mit der Augenblickswirkung sich nicht zufrieden zu geben? Selbst die vielen Talente, die unter ihnen sich regen und, wenn auch meist nach berühmten Mustern, anregend, witzig, geistreich, urtheilsfähig und zu urtheilen berufen sind, vermögen sich dem Essay oder Feuilleton als Kunstwerk doch nur von fern zu nähern, weil ihnen die auf eigenem Grunde ruhende Persönlichkeit, weil ihnen die reizvolle, auf Andere übergreifende Impressionabilität, das echte, auch ins Kleinste und Nebensächlichste übergreifende Denker- und Dichterthum abgeht. Wenn sie sich aufs fleißige Beobachten und Berichten beschränken, sich vor den Fallstricken billiger Paradoxie in Acht nehmen, dem Selbsterlebten kritisch Erhörtes und umsichtig Erlesenes beimengen und ihren Stil nachträglich von den vielen unschönen, unkeuschen Zuthaten säubern, die der so oft in Angst und Noth und Gewissenspein vollbrachten Tagesschriftstellerei nothwendig anhaften, dann dürfen sie sich „sammeln“: dann kommen so brauchbare, so lesenswerthe, weil belehrende Werke wie Goldmanns Chinabuch oder Gustav Fr. Steffens' Buch über England als Weltmacht und Kulturstaat zu Stande. Aber, wie gesagt, verhältnißmäßige Dauer kommt solchen Büchern doch auch nur wegen ihres lehrhaften Kernes zu; die Subjektivität ihrer Verfasser, interessant genug, einem ihrer Feuilletons eine schöne Augenblickswirkung zu sichern, reicht zu mehr nicht aus. Wer dieses Mehr will, muß es auch können; muß die Macht und Breite der Seele haben, winzige Erlebnisse, Theater- und Bilderemotionen zu vergeistigen, zu vertiefen, zu verallgemeinern, an allgemeine Einsichten zu knüpfen; mit Goethe zu reden: auf das Niveau der ewigen Existenz zu heben. Und Die es konnten, die Lessing, Diderot und Sainte Beuve, deren Seele hatte Schicksal, hatte Geschichte. Kann aber jeder Schmock Solches von sich sagen?

* * *

Ich sprach eben vom Aphorismus und mußte dabei Nietzsches gedenken. Mußte? Wie viele Deutsche danken ihm denn, daß er in dieser kleinsten Literaturgattung Größtes geleistet und der deutschen Sprache Töne von ungeahntem Klangreiz abgelockt, daß er oft bei geringstem Wortverbrauch bisher Unausgesprochenes zu sagen verstanden hat? Noch scheint die Zeit der Erfüllung für ihn nicht gekommen. Vor rund achtzehn Jahren schrieb er: „Haben wir uns je darüber beklagt, nicht verstanden, verkannt, verwechselt, verleumdet, verhört und überhört zu werden? Eben Das ist unser Los, — o für lange noch! Sagen wir, um bescheiden zu sein, bis 1901; es ist auch unsere Auszeichnung.“ Aber noch heute affektiren die Zünftigen, abgesehen von der Ablehnung des Inhaltes, was ihr gutes Recht ist, die gründlichste Verachtung für die Form dieses stilistischen Geschmeides, für diese unerhörte Fähigkeit, jede, auch die leiseste, heimlichste Regung des Gedankens, jede, selbst die ganz nach innen bohrende Wallung der Affekte in Worte zu fassen, die, trotz aller Glätte und Plastik, ihren Seelennachklang doch nicht verlieren. Zugleich aber wächst unter den Literaten das Heer seiner ungeschickt tölpelhaften Nachmacher über alles verdauliche Maß. Beides, Verachtung und Nachahmung, ist nur zu begreiflich. Der Zünftige vermißt die besonnen demonstrirende Vortragsweise, die bequem kontrolirbare Methode

im Aufbau der Gedanken, die wissenschaftliche Schablone in Konstruktion und Mittheilung. Er wird, er darf, nach Gewöhnung und Eigenart, nicht zugeben, daß ein philosophischer Gedanke nicht gebrochen zu sein braucht, wenn er in Bruchstücken sich mittheilt. Er wird und darf nicht zugeben, daß mit dem Gedanken zugleich auch seine Geburtwehen veräußerlicht werden, und muß diese Verquickung von Sachlichem und Persönlichem für einen Abweg ins Dilettantische, für einen unerlaubten Zwitter halten. Bücher, die in der „Sprache des Thauwindes" geschrieben sind, Bücher voll Uebermuth, Unruhe, Widerspruch und Aprilwetter scheinen dem nationalen Temperament zuwider; ihm imponiren nur massive Bauten, in denen die „Erkenntnisse" wie Quadersteine sich in einander fügen und aus denen die freie Willkür im Gestalten und der in immer neuen Ansätzen sich entladende Erkennerdrang verwiesen sind. Aber muß darum der Mann schlimmer behandelt werden als ein „toter Hund"? Muß darum von Kanzeln und Kathedern gegen ihn mit immer steigendem Lärm unfläthig gehetzt werden, als ob jeder Angriff auf die Form unserer Kultur (oder Unkultur) schon ein Verbrechen sei, als ob jede Verwirrung eines Schwachkopfes, dem jeder ungewohnte Gedanke, jede Paradoxie die Kapsel sprengt, den Verkündern neuer Anschauungen zur Last gelegt werden darf? Man bekämpfe Nietzsche. Man widerlege ihn, wenn man kann. Man weise nach, daß er besser gethan hätte, die bewährten Gleise schulmäßigen Philosophirens nie zu verlassen. Man bedaure, mit dem kieler Philosophieprofessor Deußen, nachträglich, daß Nietzsche das Eheglück und den Kindersegen verschmäht habe: man erinnert sich, daß der zweite Theil des „Faust" nicht geschrieben wäre, wenn Goethe, von Du Bois-Reymond berathen, dem Heinrich die Grete kirchlich vermählt hätte. Aber man hoffe doch nicht, den Glauben verbreiten zu können, Bücher machten ein Leben wirr und kraus, das vorher kräftig und gesund gewesen sei. Und wenn es Büchern ab und zu gelingt, sieches Leben schneller zum Verwelken, morsches Gemäuer schneller zum Einsturz zu bringen, so haben sie ihre Schuldigkeit gethan: es hat ihrer nie viele gegeben. Weder heute noch früher. Und weder heute noch früher sind Bücher von solcher Wirkung jasagende, beschwichtigende, die eben geltende Norm verherrlichende, die Zustimmung der Mehrheit erschmeichelnde gewesen. Das sollten sich auch unsere akademisch gebildeten Lehrer sagen können, wenn sie — ein Novum — in den Lebensläufen ihrer Abiturienten über den Namen des Vielgeschmähten stolpern. Sie sollten sich sagen: Von den Büchern, die wir als Heiligthümer zu verehren anleiten, giebt es nur wenige, deren Verfasser zu Lebzeiten den Galgen nicht wenigstens gestreift, am Giftbecher nicht wenigstens die Lippen genetzt haben. Von Plato, der heute von nicht Wenigen als der gute Genius Europas belobigt und dazu mißbraucht wird, allerhand mitternächtige Intelligenzen wachzurütteln, bis auf Kants „Alles zermalmende" Vernunftkritik, bis auf Bismarcks Neuausgabe von Machiavellis Buch über den Fürsten steckt Alles voll Tücken, voll dialektischer Kniffe, die den Normalverstand foppen und seinem Schäferfrieden gefährlich werden könnten, wenn er . . . ja, wenn er begriffe, was ihn eben nicht ergreift: nämlich ihren unversöhnlichen Protest gegen seine Denk- und Lebensformen. Und deshalb sollte man sich sagen: Was die Gefahr solcher jeweilig modernsten Bücher paralysirt, ist die sieghafte Kraft des Lebens, das von allen gedruckten Protesten sich das Wesentliche,

den Kern, die Seele aneignet und einverleibt, alles Andere aber als Schall und Rauch von sich abstößt. Darum auch müßten Takt und Klugheit die wirklichen Aufklärer, als Anleiter zum Gesunddenken, die sie doch sein wollen, verpflichten, die Widersacher erst ganz verstehen, ja, den advocatus diaboli spielen zu wollen. Der Nachlaß Nietzsches erleichtert diese Rolle sehr wesentlich.

Sein Reichthum ist erstaunlich; und ohne Uebertreibung kann gesagt werden, daß der aus dem Nachlaß veröffentlichte fünfzehnte Band der Werke Nietzsches dem Verständniß seiner Gedanken ungeahnte Stützen bietet. Manche Seite liest man wie die Erläuterungschrift eines Fremden: so wechselnde Standpunkte tauchen bei der Behandlung philosophischer Werthfragen auf, so frei erscheint die Stellung des Verfassers, der sich selbst einen Argonauten des Ideales nennt, gegenüber seinen eigenen, zähen Idiosynkrasien. Es ist das Werk, das Nietzsche am Schluß der „Genealogie der Moral" (Sommer 1887) als „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe" ankündigt. Wie es vorliegt, mit unsäglicher Mühe aus den Manuskriptbüchern des Verfassers von den Brüdern Horneffer entziffert, oft flüchtig andeutend, wie um den rasend schnellen Flug der Gedanken mit Bleistift oder Feder festzuhalten, oft in breiterer, die systematische Meisterung des ungeheuren Problemes anstrebender Darstellung, hat es in seiner äußerlichen Unvollendung den Anspruch, neben „Jenseits von Gut und Böse" und der „Genealogie der Moral" als Hauptquelle für die Lehre Nietzsches zu gelten. An vielen Punkten erscheint die Kritik des europäischen Nihilismus nicht so hoffnunglos unversöhnlich wie sonst: die herrschenden Niedergangswerthe stellen sich manchmal doch als Erhaltungwerthe dar, nur maskirt, nur für den Gebrauch des intellektuellen Durchschnittes bemäntelt, als eine Art morality made easy. Und dann lese man, um sich von dem Werthe dieses nachgelassenen Bandes eine Vorstellung zu machen, die Bemerkungen über Verbrechen und Verbrecher: daß sie so tief in die physiologischen Bestimmungsgründe der menschlichen Psyche eindringen konnten, danken wir der Vorliebe Nietzsches für den Ausnahmemenschen und die Ausnahmezustände im Normalmenschen. Jeder wird zugeben, daß hier die Liebe das so bequeme Mitleid überwindet. Auch wird die aus Unverstand oder gehässiger Absicht geschürte Vorstellung, als sei das Wort und die Vorstellung vom Uebermenschen der höchste oder gar einzige Gedanke, bis zu dem sich diese vielseitige Natur erhoben habe, hier auf Schritt und Tritt widerlegt. Aber ich thue Unrecht, auf Einzelheiten hinzuweisen; Kenntniß des Ganzen ist nöthig, zur Bekräftigung der Ueberzeugung, daß Nietzsche, der so gern mit seinen Meinungen spielte, es nie mit seinen Gesinnungen that. Die Stimmung ist meist, im Vergleich zu späteren und gleichzeitigen Schriften, wundervoll ruhig, der Ton nur selten übersteigert, überreizt, vielmehr wie durch die Rücksicht auf die wissenschaftliche Unterkellerung der Lehre gemäßigt. Als ob Nietzsche für dieses „systematische Hauptwerk" ein kritisches, ein mit Ohren, die durch die Vorurtheile des Marktes nicht verstopft sind, hörendes Auditorium ins Auge gefaßt hätte.

Dr. Samuel Saenger.

Selbstanzeigen.

Christa Ruland. S. Fischers Verlag, Berlin 1902.

Das Innenleben einer reich veranlagten Frauennatur in seiner Entwickelung aus den Zeitströmungen heraus wollte ich in „Christa Ruland" darstellen: einer Frau, die sich auseinanderlebt, statt sich auszuleben, die sich kometenhaft zersplittert, weil sie inmitten einer Zeit steht, die für die Frau eine Weltwende bedeutet, weil sie ein Uebergangsgeschöpf ist. „Wir, die junge Frauengeneration", sagt ihre Freundin Maria, „stehen Alle noch wie auf einer Brücke; die Brücke ruht nicht auf festgefügten Pfeilern, darum schwankt sie; und sie hat auch kein Geländer und wir schwanken mit; und wer nicht sicher auftritt und nicht schwindelfrei ist, stürzt leicht hinab; und am Ende der Brücke ist eine Sphinx. Es ist ein Zwiespalt in uns Werdenden zwischen dem Altererbten und dem Neuerrungenen. Was seit so vielen Generationen Recht und Brauch war, hat sich unserer Gesinnung einverleibt; es ist beinahe Instinkt bei uns geworden. Wir haben noch die Nerven der alten Generationen und die Intelligenz und den Willen der neuen." Das von allen früheren Frauengenerationen erworbene, aufgehäufte Spezial-Weibthum heftet sich als eine Art milder Furien oder Medusen an die Sohlen der „Neuen Frau", ihren Willen und ihr Walten lähmend; die Theosophen nennen es Karma. Und dieser Zwiespalt, in dem die Gegenwartfrau hin und her gezerrt wird, ist Christa Rulands Tragik. Sie hat aber auch vollen Antheil an dem Geist ihrer Zeit. In der Gegenwart gehört sie einem Typus an, als dessen Reinzucht der schwärmerische Asket Daniel Rainer gedacht ist, dem Zeittypus, der von einer fiebernden Sehnsucht nach einer vierten Dimension erfüllt ist, aber auch von anarchistischen Regungen edlen Stils, die selbst vor den Naturgesetzen nicht Halt machen. Es sind Leidende, an sich Vergehende, die sich von Gott und Religion losgesagt haben und mit frommer Gier in sich ein neues höchstes Wesen suchen. Christa fühlt, daß sie nur ein dürftiges Reis ist jenes starken Stammes verwegen phantastischer Denker. Ihr fehlt es an Persönlichkeit. In Jahrtausende lang währender Einsperrung hat das Weib die Flugkraft, da es sie nicht brauchte, eingebüßt. Ihre Vergangenheit greift in ihre Gegenwart hinein. Ein unsichtbares, mystisches Band vereint die Frau von heute mit ihren Schwestern aus ferner Zeit. Ihre Flügel sind lahm, weil sie ein weltgeschichtliches Karma tragen. Hedwig Dohm.

✤

Gedichte. Kassel 1902. Carl Vietor.

Ein Freund sagte einmal zu mir: „Deine Gedichte haben keinen starken Ellbogen nöthig, um sich durch das Dichtergedränge hindurchzuarbeiten." Ich habs gewagt. Man zürne mir erst nachher.

München. Gustav Adolf Müller.

✤

Gebt uns die Wahrheit! Ein Beitrag zu unserer Erziehung zur Ehe. Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachfolger.

In der Arbeit, die ich nun den Lesern vorlege, habe ich jenes gefährliche Wagestück unternommen, vor dem selbst einem alten Teufelskumpan wie dem

Doktor Faust heimlich graute: Ich bin zu den Müttern hinabgestiegen. Die Mädchenerziehung ist von je her eine heiß umstrittene Frage gewesen. Alle Damen, alle Herren haben darüber höchst löblich und leidenschaftlos gesprochen und nur uns selbst, den Hauptpersonen in dieser beliebten Farce, wurde jede selbständige Willensregung einfach abgeschnitten. Wir blieben stumme Trägerinnen unserer naiv sentimentalen Rollen, die uns im letzten Akt die nothwendige Lustspiellösung bringen mußten. Das ist im Grunde einfache Logik der Thatsachen. Ein nach den Regeln der Gesellschaft gedrilltes weibliches Wesen vergißt nur zu rasch, über sich und seinen Entwickelungsgang nachzudenken. Als junge Dame hat sie weit wichtigere Funktionen zu erfüllen, als ihr Innenleben einer Betrachtung oder gar einer Kritik zu unterziehen. Auf Grund, wie ich kühn behaupten darf, ehrlicher psychologischer Forschung versuchte ich, in meinem Buch eine Darstellung jener gefährlichen Mischung der äußeren Welterziehung und der geheimen Selbstenthaltung zu geben, die später so schädigend auf die Entwickelung unserer physischen und psychischen Kräfte zurückwirkt. Keine frivole Absicht, nicht die Sucht, mit der Verneinung des Althergebrachten modern zu wirken, hat mich dazu bestimmt. Doch das Aussprechen gewisser Thatsachen wirkt in unseren an keuschen . . . Ohren so reichen Gesellschaft immer weit verletzender als deren Ausübung. Ist Einer von uns ein unangenehmes Abenteuer passirt, so breitet die Welt unter salbungvollen Reden den fadenscheinigen Mantel ihrer Nächstenliebe darüber. Denn Das kann jeder Mutter Kind geschehen. Aber spricht Eine von uns darüber, schreibt sie durchlebte, durchlittene Gedankentragoedien, die das Leben in tausend und abertausend Fällen zur Wirklichkeit macht, gar nieder, dann giebt es Skandal, — und die Steine fliegen. Denn da ist man wohl sicher: Des braucht wirklich nicht Jeder zuzukommen. Möge denn das Büchlein seinem Schicksal entgegengehn; vielleicht wird mein eigenes Geschlecht zuerst wider mich aufstehen; auch jene ganz Reinen, für die es in lichterfüllten Stunden niedergeschrieben wurde.

Else Jerusalem-Kotányi.

❦

Wunderheilung und Gottesglaube. Karl Duncker, Berlin 1902.

Der zuerst von Nietzsche in seiner ganzen Tragweite erfaßte Satz, daß die Stärke der Suggestionwirkung eines Glaubens niemals einen Maßstab abgeben kann für dessen Wahrheitgehalt, erhält durch die von der Scientisten-Sekte vollbrachten Heilungen eine Bestätigung, wie sie entschiedener gar nicht gedacht werden kann. Eine Metaphysik für Hintertreppe und Rockenstube heilt Mondsüchtige und Gichtbrüchige, während Herr Stoecker, der ohne Frage im Besitz des wahren Gottesglaubens ist, sich bescheiden muß, die glücklicheren Konkurrenten zu beneiden, ihnen ihre Gewinnsucht vorzuwerfen und, was seine eigene Person betrifft, zu klagen, daß die schönsten Wunder, die er thun möchte, ungethan bleiben, weil nach einem unerforschlichen Rathschluß die Gnadenhilfe von oben versage. Darin stimmt mein Schriftchen mit Herrn Stoecker überein, daß die deutsche Kolonialpolitik viel großartiger dastände, wenn, zum Beispiel, die Lues der Chinesen bei bloßem Handauflegen unserer Missionare sofort verschwände.

Karl Trost.

❦

Der Ozeantrust.

Noch gar nicht lange ist es her, da standen die Frachtraten in der ganzen Welt so hoch, daß der Außenhandel der einzelnen Länder gefährdet schien. Damals, als die ersten Befürchtungen wegen der amerikanischen Gefahr in Deutschland auftauchten, wurden die ängstlichen Gemüther mit dem Hinweis beruhigt, ein rationeller Export nach Deutschland sei schon deshalb unmöglich, weil die Frachtpreise viel zu hoch seien. Allerlei Umstände hatten eine außerordentlich günstige Konjunktur geschaffen. Dann kamen der spanisch-amerikanische Krieg, der Transvaalkrieg und die chinesischen Wirren. Durch diese politischen Ereignisse wurde der verfügbare Schiffsraum weit über das gewöhnliche Maß hinaus in Anspruch genommen, so daß die Transportkosten sich in Folge der gesteigerten Nachfrage beträchtlich erhöhten. Wie es aber in der regellosen kapitalistischen Wirthschaft nun einmal zu gehen pflegt: die Rhedereien wollten nicht einsehen, daß es sich nur um vorübergehende, außerordentliche Erscheinungen handle; sie glaubten, die hohen Frachtpreise würden sich dauernd halten. Man baute wild darauf los, um neuen Schiffsraum in Konkurrenz bringen zu können. Interessant ist in dieser Hinsicht die Statistik des Germanischen Lloyd für das Jahr 1901, aus der hervorgeht, daß an Handelsdampfern im Bau waren 1899: 543000, 1900: 584000, 1901: 624000 Tons Brutto. Diese rege Bauthätigkeit beweist deutlich, daß man, genau wie in der Waarenproduktion, auch in der Schiffahrt den durch die Konjunktur erhöhten Bedarf für dauernd gesichert hielt und danach die Erhöhung der Produktionfähigkeit einrichtete.

Natürlich mußte sich diese Uebereilung rächen; und sie rächte sich früher, als selbst vorsichtige Leute angenommen hatten. Noch vor dem Erlöschen des Transvaalkrieges drückte die schlechte wirthschaftliche Lage die Frachtsätze herunter; und nun wurden die Aufträge seltener und die Konkurrenz wurde schärfer. Der Versuch, eine Reihe größerer Gesellschaften international zu vereinigen, um so die Preise zu erhöhen, ist also begreiflich. Nur sollte man nicht so thun, als ob unabwendbare Naturereignisse zur Koalition zwängen. Die Hauptschuld an dem plötzlichen Verfall des Frachtengeschäftes trägt der frühere Uebermuth.

Nachdem die große deutsch-englisch-amerikanische Dampferkoalition bekannt geworden war, bemühte sich die englische Presse, an ihrer Spitze die Times, die Nothwendigkeit der Kombination aus gewissen natürlichen Umständen abzuleiten und dem Publikum vorzureden, es werde aus der neusten Morganisation den Hauptnutzen haben. Die Schiffsbautechnik, hieß es, habe sich ungemein verbessert; aus den Personendampfern seien im Lauf der Zeit mehr und mehr schwimmende Paläste geworden; jede Linie suche durch vorzügliche Verpflegung, durch elegantere Ausstattung der Kabinen und Salons das reisende Publikum heranzuziehen. Abgesehen von den Schaaren der Zwischendeckpassagiere können ja nur solche Leute sich den Luxus einer größeren Ozeanreise leisten, die über viel Geld aus eigener oder fremder Tasche verfügen und größere Ansprüche stellen als andere Reisende. Die Rhedereien haben es also wirklich schwer; und die Konkurrenz bringt es mit sich, daß an diesen Luxuspassagieren nicht leicht mehr viel zu verdienen ist. Dennoch bliebe die Vereinigung der Linien eine zu tadelnde Maßregel. Dem Publikum nützt eben nur Konkurrenz; jedes Monopol führt

zur Verlumpfung. Schließt sich um die internationale Schiffahrt der Ring, so muß das Publikum die Zeche zahlen. An erhöhte Sicherung des Transportes, an Steigerung des Komforts, der Fahrtschnelligkeit wird nicht zu denken sein.

Neben dieser Schattenseite der neuen Kombination tritt allerdings auch eine Lichtseite hervor: die Trusts sind ja überhaupt modernere Wirthschaftgebilde als konkurrirende Einzelbetriebe. Die Konkurrenz zwingt jede einzelne Gesellschaft, ihren Verkehr nach allen Windrichtungen hin selbst dann voll aufrecht zu erhalten, wenn man kaum für die Ausreise, geschweige denn für die Rückfahrt Ladung genug hat. Während jetzt vier, fünf schlecht besetzte Schiffe verschiedener Gesellschaften auf den selben Linien mit Verlust fahren, würde, nach der Vereinbarung, ein Schiff fahren, voll besetzt sein und rentiren. Daher war vom Standpunkt der betheiligten Aktiengesellschaften aus der Abschluß des internationalen Trusts nöthig. Anders aber sieht die Sache aus, wenn man sie nicht vom Standpunkt des um seine Dividende bangenden Aktionärs oder des über die in Aussicht stehende Frachtvertheuerung verärgerten Passagiers, sondern als Volkswirth im Hinblick auf den sich anbahnenden scharfen Konkurrenzkampf zwischen Deutschland und Amerika betrachtet. Ein Urtheil ist da schwer zu fällen, weil wir über des Trusts Art und Organisation vorläufig noch nicht allzu viel Sicheres wissen. Genau unterrichtet sind wir nur über die Theilnehmer. England und Amerika stellen die White Star-Line, die Dominion-Line, die American-Line, die Atlantic Transport- und die Red Star-Line. Dazu sind dann noch die meisten Aktien der Holland-Amerika-Linie erworben. Die Cunard- und Alan-Line haben sich vorläufig nicht angeschlossen. Deutschland schickt seine beiden Seeprunkstücke, den Norddeutschen Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie, ins Bündniß.

Die anglo-amerikanischen Gesellschaften werden einen Trust bilden, der mit 800 Millionen Mark finanzirt werden soll, und zu diesem Trust treten die beiden deutschen Gesellschaften, durch Verträge unter einander gebunden, in ein Vertragsverhältniß, das zwanzig Jahre gelten soll, aber nach zehn Jahren gelöst werden kann. Jede der beiden Gruppen ist „an den finanziellen Erfolgen der anderen bis zu einem gewissen Grade interessirt"; doch soll „der Erwerb von Aktien der deutschen Gesellschaften dem Syndikat verboten" sein. In das leitende Komitee senden die Deutschen und das Syndikat je zwei Vertreter. Die Hamburger Packetfahrt und der Lloyd haben die Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung angekündet. Weshalb aber zögerte man so lange? Siegeszeichen pflegt Jeder doch möglichst früh zu enthüllen. Die Trustschiffe dürfen nicht in deutsche Häfen kommen, die Deutschen „ihren Verkehr nicht über ein gewisses Maß erweitern." Mit Stolz wird darauf hingewiesen, daß den deutschen Gesellschaften die nationale Unabhängigkeit gewahrt worden sei. Aeußerlich siehts ja auch so aus. Denn die deutschen Gesellschaften sind nicht, wie die englischen, im Trust, stehen ihm vielmehr als freie Kontrahenten gegenüber. Ein Blick auf die Vorgeschichte der Sache genügt, um uns die wahre Natur der deutschen Unabhängigkeit erkennen zu lehren.

Der Vater der neuen Kombination ist natürlich Pierpont Morgan, der ja jetzt nie fehlt, wenn es gilt, ein Trustjeuchen zu machen. Aber es hat Jahre langer Kleinarbeit bedurft, bis das Projekt zur Ausführung reif war. Auch ein Trust wird nicht an einem Tage gebaut. Seit die Handelspolitik Amerikas darauf zugeschnitten ist, von der Urproduktion bis zu der fertigen Waare Alles

in einer Hand zu vereinen, haben sich die amerikanischen Eisenbahngesellschaften bemüht, nicht nur bis zur Küste die Waare in ihrer Obhut zu behalten, sondern sie selbst auch auf den Exportweg zu begleiten. Wie ich mir gerade vorliegenden Notizen entnehme, mißlang noch vor sieben Jahren der Versuch der Pennsylvaniabahn, einen Schiffsdienst nach Europa einzurichten. Aber schon ein Jahr später führte ein Geschickterer den Versuch zum Erfolg. Mr. Hill von der Great Northern Bahn begann mit dem Schiffsverkehr nach Ostasien. Je mehr die einzelnen großen Bahngesellschaften ihre Selbständigkeit verloren, um so eifriger wurde ihr Streben, gut eingeführte Rhedereien zu erwerben oder neue Linien einzurichten. Wenn wir von den gemeinsamen Linien der Union Pacific und Southern absehen, die der Vollendung erst entgegenreifen, so giebt ein gutes Bild von der herrschenden Entwickelungtendenz die Thatsache, daß die Baltimore und Ohio, die Boston und Main, die Southern Pacific, die Cheasepeak und Ohio, die Norfolk und Western, die Grand Trunk einzeln oder mit anderen Linien gemeinsam an transatlantischen Dampferlinien interessirt sind.

Diese Entwickelung wurde mit yankeehafter Energie gefördert. Hinter den Coulissen leiteten die großen Finanzleute das Geschäft, die selben Leute, die an den großen industriellen Trusts betheiligt waren. Schließlich war man in Amerika fertig. Aber nun blieb das Ausland, dessen Schiffahrtlinien in dem Augenblick besonders wichtig werden mußten, wo des wirthschaftlichen Niederganges erste Zeichen in Amerika sichtbar wurden. Es kam nun darauf an, den Export der amerikanischen Trusts zu steigern, und um darin den anderen Nationen überlegen zu sein, mußte man die Herrschaft auf dem internationalen Frachtenmarkt erobern. Zunächst kaufte man Englands Flotte. Die Inman Line, die Blue Funnel und endlich — der Stolz von Albions Söhnen — die Leyland Line fielen an Amerika. Jetzt konnte auch Deutschlands Schiffahrt von den Dollarmilliardären aufs Korn genommen werden. Was konnten die Maßregeln schaden, die verhindern sollten, daß deutsche Schiffahrtaktien von Amerikanern gekauft würden? Das war Humbug, im besten Falle Selbstbetrug. Und wie will man die Amerikaner hindern, geräuschlos Aktien der deutschen Gesellschaften zu kaufen? Es schien eine Weile schon, als seien Morgan und seine Leute drauf und dran, die Aktien des Lloyd und der Packetfahrt zu kaufen. Die Höllenangst, die sie dadurch in Deutschland erregten, zeigte ihnen aber, daß sie ihr Ziel schneller erreichen konnten. Ihnen lag ja nichts an dem Aktienbesitz, Alles an der Herrschaft über die Linien. Konnte man Geld sparen und ohne Aktien den selben Effekt erzielen: tant mieux. Man schlug den Deutschen ein Kartell vor. Erleichtert athmeten Ballin und Wiegand auf. Das war doch wenigstens nach außen ein Erfolg. Diese Stimmung erklärt denn auch, daß in den Hamburger Nachrichten zu lesen war: „Wir wissen nicht, ob es wahr ist, daß Englands stolze nordatlantische Rhederei dem amerikanischen Kapital verfallen ist: so viel aber wissen wir und sind nach einer Unterredung, die wir heute an kompetentester Stelle zu führen Gelegenheit hatten, in dieser Ueberzeugung noch bestärkt, daß die Konventionen, die in New-York verhandelt werden sollen, die Unabhängigkeit und die Nationalität unserer beiden großen Rhedereien in keiner Weise berühren."

Nach langen Verhandlungen wurden Herr Geo Plate und Herr Ballin nach New-York bestellt. Was sollten sie gegenüber der in Aussicht stehenden

mörderischen Konkurrenz thun? Sie mußten dem Pool beitreten. Auf diesem Wege gab es für den Aktionär höhere Dividende und für die Plebs blieb die Glorie der nationalen Selbständigkeit gewahrt. Doch ein Schiff fährt nicht nach dem Willen der Flagge, sondern nach der Weisung des Kapitalisten, der den Kapitän bezahlt. Und ob die deutschen Kapitalisten künftig noch weiter so weisen dürfen, wie sie wollen: Das wird man erst beurtheilen können, wenn über die Leitung des Pool völlige Klarheit geschaffen ist. Wahrscheinlich ists nicht. Für Herrn Morgan hat der Pool doch nur dann einen greifbaren Zweck, wenn der Gebieter die Frachtpreise der Welt so festsetzen kann, wie er in seinem Interesse und im Interesse des Stahltrusts es für nöthig hält. Man sollte nicht vergessen, daß nach Mr. Schwabs Eingeständniß der Stahltrust sich für schlechtere Zeiten rüstet. Der Export nach Deutschland und dessen Absatzgebieten ist sein nächstes Ziel. Eine Etappe auf dem Wege zu diesem Ziel ist die internationale Vereinbarung, die, obwohl die deutsche Tonnenzahl beträchtlich überwiegt, vielleicht bald zur Anerkennung der amerikanischen Oberherrschaft gezwungen sein wird.*)

Plutus.

*) Das verächtliche Lächeln über die amerikanische Gefahr, deren Schrecken ja maßlos übertrieben sein sollten, wird den Europäern nächstens wohl vergehen. Außer dem von Plutus hier betrachteten Symptom sind noch andere sichtbar. Der Ankauf der dänischen Antillen mag uns einstweilen unbeträchtlich scheinen. Schon aber hört man, daß ein anderer Morgan, der Beherrscher eines starken Trusts chemischer Fabriken, die Eroberung der deutschen Kaliwerke plant und bereits Kuxe und Aktien namentlich solcher Werke erworben hat, die dem Kalisyndikat nicht angehören. Da die Vereinigten Staaten keine Kalilager, aber einen großen Verbrauch an Kali haben, war der amerikanische Markt bisher ein werthvolles Absatzgebiet für die deutsche Industrie. Das sah Morgan der Zweite und sagte sich: Wenn ich zunächst die nicht kartellirten Werke kaufe oder mir durch Aktienkäufe die Herrschaft über ihre Geschäftspolitik sichere, dann breche ich die Macht des Kartells und kann es durch unerträgliche Konkurrenz mürb machen; und diese schlechte Zeit der Kaliindustrie werde ich benutzen, um auch in den Kartellbereich meine Minen zu legen; habe ich im Kartell erst die Mehrheit der Stimmen, so erlebt das deutsche Monopol seinen letzten Tag, wir reißen die Kaliproduktion an uns und brauchen uns nicht länger mehr mit dem dürftigen Zwischenhändlergewinn zu begnügen. Es ist immer die selbe Geschichte, deren Ausgang, bei der unangreifbaren Ueberlegenheit des amerikanischen Kapitals, kaum zweifelhaft sein kann. Eine Weile wird das Syndikat Widerstand leisten, früher oder später aber zu einer Verständigung mit den rücksichtlos konkurrirenden Yankees gezwungen sein, die sich von der dem stolzen Ballin, dem „Umspanner des Erdballs", aufgedrängten nicht wesentlich unterscheiden wird. Neben diesem Schauspiel eines wirthschaftlichen Riesenkampfes verblaßt der kleine politische Hader, der lärmend durch die Presse der europäischen Reiche tobt. Wenn das Land des Sternenbanners Europa erst den Preis der Frachten, des Eisens und Stahls, der Kohle und chemischen Produkte vorschreibt und die Widerspenstigen auf allen Märkten unterbietet, wird man erkennen, wie ungemein klug es war, die Wirthschaft erwachsender Völker mit voller Wucht auf den Waarenexport zu stellen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 10. Mai 1902.

Hofjuden.

Also Kinder, ich war da. Ganz einfach, weil die Geschichte mir schließlich langweilig wurde. Seit Monaten liegt Ihr mir in den Ohren. Alles Unheil komme von dem jewish people, das sich jetzt oben breit machen dürfe. Unerhört in Preußen, daß Juden in der Hofgesellschaft solche Rolle spielen. Selbst der Schwefelgelbe, dem Ihr nie recht grün wart, habe seinen Gerson Bleichroeder doch nur mit Vorsicht servirt; und den kleinen Cohn — ich meine das dessauer Barondchen — hat man höchstens bei großen Hoffütterungen mal flüchtig gesehen. Der wirkte mit seinem unausrottbaren Jargon im Weißen Saal sehr lustig, fühlte sich im Gespräch mit Unsereinem aber stets als geknufften Schutzjuden; blieb, trotz Titel und Millionen, königlicher Kammerknecht; immer drei Schritt vom Leibe. Die Zeit ist vorbei. Jetzt liest man alle paar Tage, irgend ein fauler Semit sei zur Audienz befohlen oder auf die Liste der mit S. M. Einzuladenden gesetzt worden; und wenn mans nicht liest, sickert es durch die Portieren. Die Leute dringen in den intimsten Kreis, werden sogar schon aufs allerhöchste Wasser mitgenommen, gegen das dieses heilige Volk doch vom Rothen Meer eine eklige Antipathie nach Europa gebracht haben sollte. Der preußische Adel könne nachgerade ergebenst auf seiner Scholle hocken; Konkurrenz mit der Sippe, die Moses und die Propheten hat, weder standesgemäß noch durchführbar. Kommt von uns mal Einer ran, dann erreicht er auch was; siehe Putlitz und Graß in der Spiritushose. Nur in Jubeljahren aber noch möglich, das schwarze Spalier zu durch-

brechen. Podbielski hat die Mode angefangen. Bei Victor Apostata, dem großen Milchhandelsmann, wurden die Leute vorgestellt, wahrscheinlich, nachdem er am Skattisch des Königs erzählt hatte, sie seien nicht so schlimm wie ihr Ruf; und nun haben sie sich warm eingenistet. Natürlich werden da Ansichten apportirt, die allen Traditionen altpreußischer Wirthschaft widersprechen. Obendrein hat auch der Kanzler via Taussig Beziehungen zur haute finance. Daher der Angstschrei in der Herrenhausrede des Sorquitters, der sonst wohl nicht aus dem Bau gekrochen wäre. Und er ist nicht der Einzige. Ueberall eine Heidenangst; und spaßhafte Wuth gegen die Gelben Jacken, die den Ansturm der Ciselirten nicht rauh abwehren. Onkel Polte, der hebräische Studien für zeitgemäß hält, prophezeit in langen Sendschreiben die Herrschaft des Kahal, der Kehilla oder Kille (worunter, wie mir scheint, das Volk Israel zu verstehen ist). Drumont habe seit Jahrzehnten Alles vorausgesagt; jetzt komme auch für uns die Stunde der letzten Schlacht. Siegen wir nicht, dann: Gute Nacht! Finis Borussiae. Und so weiter ... Na, ich bin nicht leicht ins Bockshorn zu jagen. Habe auch stets vor Uebertreibungen gewarnt. Einstweilen kommen auf jeden Juden oben noch hundert Junker; und bei solchem Prozentsatz läßt sichs leben. Die Eindringlinge sind auch nicht ausschließlich Kinder Jehovahs. Industrie und Technik ohne Unterschied der Rasse, oft freilich mit jüdischer Oberleitung im Hintergrund. Item, ich wollte mal sehen. Daß ich nach dem Geständniß für Euch ein räudiges Schaf bin, versteht sich am Rande; aber man möchte seine Erben doch kennen lernen und Ihr habt mir outsider so wie so nie über den Weg getraut. Nicht fest genug im Glauben; nicht schwarzweiß bis in die Knochen. Der neue Schmerz wird Sippen und Magen nicht niederwerfen.

Die Einladung hatte ich bald. Ein richtiger Graf und Ritter hoher Orden hat da noch Marktwerth. Ich gab eine Karte ab — Das genüge vollkommen, hatte Kuno gesagt — und fünf Tage danach baten Monsieur et Madame auf sehr anständigem Papier um die Ehre pp. Zu einfachem Abendessen. Wir hatten keinen von den großen Löwenkäfigen gewählt, weil ich mich erst akklimatisiren wollte. Bessere Banksache ohne Aussicht auf Moabit. Man muß nicht von Allem haben. Also los; mit dem festen Entschluß, unter keinen Umständen aus der dankbaren Rolle des bon prince zu fallen.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? Nach Mitternacht saß ich mit einem Herrn, dessen Name mir um Neun bei der Vorstellung in die Glieder gefahren war, einträchtiglich in einer Kneipenecke und amusirte mich an dem Entsetzen zweier Generalstreber, die mich erkannten und ob solcher

Gesellschaft ihren Augen nicht trauten. Der Mann hatte mirs mit nett verpackten Bosheiten angethan. Irgend ein Doktor, juris oder so was, der sich bei näherem Besehen als avancirten Sozialisten entpuppte, aber 'ne schwere Menge gesehen und gelesen hatte und famos sprach. Wenigstens für Unsereinen, dem die Sorte sonst nicht vor die Flinte kommt. Um Zwei waren wir so ungefähr ein Herz und eine Seele. Und ich hatte mit etlichen Bechern Pilsener die Geschlechtschronik fast all der mehr oder minder ehrenwerthen Leute genossen, die mit mir im Thiergarten zu Gast gewesen waren; nebst Vorstrafen, Scheidungen, Ehebrüchen und anderem Komfort der Neuzeit. Woraus denn wohl zur Genüge zu ersehen ist, daß der bon prince sich nicht lange auf steiler Höhe gehalten hatte, „wo Fürsten stehn".

Zunächst wars ja ein Bischen unheimlich gewesen. Aus allen Ecken äugte alttestamentarisches Vollblut. Pompös aufgeschirrte Weiber; meist nicht ganz in Form, mit gelblichen Charcuterien, die alkoholische Neigungen in mir aufstiegen ließen, aber Aufmachung ersten Ranges. Seit dem Café de Paris und der Ermitage hatte ich nicht so viele gute Steine und Perlen zusammen gesehen. Etwas reichlich für ein einfaches Abendessen (daß getanzt werden solle, erfuhr ich erst nach dem Fisch). Einzelne auffallend hübsche Mädel mit abenteuerlichen Frisuren und höchst raffinirten, aber kleidsamen Deckblättern. Die Reize der Männer wären in orientalischen Gewändern wohl zu besserer Geltung gekommen. Doch sehr korrekt in weißen Frackwesten mit Goldknöpfen; die jüngere Generation sogar mit felddienstfähigen Figuren. Immerhin: wenn plötzlich eine Christenverfolgung ausbrach, war ich verloren; nur die Diener konnten mich dann vor dem Schächtmesser retten. So schien mirs wenigstens, ehe ich warm geworden war. Kuno, der Schlingel, der den introducteur spielen wollte, hatte im letzten Augenblick abgesagt und mich allein auf Patrouille gelassen. Nachher ... Nein, Kinder: ich fiel aus sämmtlichen vorhandenen Wolken. Entre nous thun die Knaben immer, als hätten sie, außer beim Querschreiben, noch nie einen Rassengenossen des Heilands in der Nähe gesehen, und nun tauchte eine ganze Suite auf, mindestens je ein Muster aus allen Kleinzeugkapiteln des Gotha. Jeder erst leise genirt, wie wenn er eine von den Damen am Arm hätte, die man nicht mit dem Hut grüßt; bald aber kreuzfidel und entzückt von der angenehmen Temperatur des Hauses. Ihr rümpft die Nase und denkt: Die zieht das Futter, die Sehnsucht nach Schloßabzügen, vielleicht die Hoffnung auf einen unbefristeten Pump. Kommt auch vor; und sicher nicht selten. Das Futter war wirklich gut; so ungefähr Alles, was die Saison

nicht liefert; mir wurde weder Knoblauch noch Mazza zugemuthet. Und Wein und Cigarren weit über unsere Gewöhnung. Ein Mosel, der verhärtete Antisemiten vor Gewissenskonflikte gestellt hätte. Trotzdem: die Viktualien sinds nicht allein. Ich sah namhafte Führer, Säulen der Partei, Leute, die sich selbst einen ordentlichen Happen leisten und ihn ohne Reue mit dreiundneunziger Pommery begießen können. Es ist eben noch was Anderes. Ich habe mich zwar nicht gerade wie die Prinzen und Grafen des tüchtigen Herrn Sudermann benommen, die in fremden Häusern Schreibtische beschnüffeln, mich aber umgeguckt wie auf dem ersten Rekognoszirungritt meines Lieutenantlebens. Donnerwetter: wohnt die Gesellschaft! Jeder Schrank, jedes Glas scheint uns ein kleines Wunder. Dabei nicht überladen, wie ich gedacht hatte, sondern mit einem gewissen Takt auf einen Ton gestimmt. Wir haben doch auch Kerle, die im Jahr ein dickes Packet brauner Scheine verputzen. Wo aber sieht man bei Denen ein gutes Bild? Hier so ziemlich Alles, was in letzter Zeit von sich reden gemacht hat. Bronzen, Poterien aller Stile, Radirungen, Skulpturen und Bücher, — Bücher, daß einem rechtschaffenen christlichen Germanen angst und bang werden kann. Na, Ihr kennt meine Puschel. Aber geht erst hin, ehe Ihr schimpft. Und bildet Euch ja nicht ein, man werde Euch wie den lieben Herrgott anstarren. Keine Spur. An adeligem Verkehr fehlts nicht mehr. Ein neuer Name von Klang ist immer willkommen; aber man legt sich vor ein paar Ahnen nicht auf den Bauch. Ueberhaupt ists ganz anders, als wir uns vorstellen. Der Typus Cohn und Bleichroeder stirbt aus und die heranwachsende Generation kann sich sehen lassen. Stramme Bengel, die reiten, turnen und Tennis spielen, kluge Mädchen mit der Sicherheit aus englischen Pensionen first rate. Das hat mit achtzehn Jahren Alles kennen gelernt, was unser Erdtheil zu bieten vermag, und weiß auf den verschiedensten Terrains Bescheid. Als ich gestehen mußte, ich sei noch nie in Rom gewesen, glaubten die schwarzen Ilsen und Greten, ich wolle einen schlechten Scherz machen. Junge Kultur, aber Kultur, Kinder.

Seid friedlich: ich schwärme nicht; fällt mir gar nicht ein. Bin auch nicht so mit Blindheit geschlagen, daß mir die kleinen und großen Lächerlichkeiten entgingen. Zu viel Pantomime, zu wenig Ruhe in den Vorderpfoten, die der Europäer zum Reden nicht braucht, fast immer zu viel Affekt und zu viel Geräusch. So zwischen Marseille und Port Said. Das giebt sich. Länger wird es dauern, bis die Diener nicht mehr vornehmer aussehen als die Herrschaft. Einstweilen guckt solcher lange Lümmel, der in Potsdam seine zwei Jahre runtergerissen und als Bursche Manieren gelernt hat, mit seinem

schmalen Blondkopf manchmal recht sonderbar auf die kommerzienräthliche Glatze herab. Und auf dem Lande... Ich war nämlich ruchlos genug, auch einer Einladung auf das Rittergut meiner neuen Freunde zu folgen. Wollte die Agrarier von übermorgen mal in vollem Glanz sehen. Da haperts noch böse. Natürlich ist Alles da; nicht wie bei armen Leuten. Maschinen, daß Einem schwarz vor den Augen wird, meliorirt auf Deibelholen, Viehställe, für die ich meine ganze Klitsche hingäbe, und vom Feld auf Automobilen ins elektrisch beleuchtete Schloß, das so feudal aussieht, als hauste ein alter Burggraf drin. Die Leute geben sich auch alle Mühe; aber das Kleid des country-gentleman sitzt noch nicht. Der Kutscher grinst, wenn der Herr Direktor ihm sagt, wie die Pferde zu behandeln sind. Und trotzdem Madame jede Kuh beim Namen kennt und vor dem Diner pünktlich noch nach den Fohlen sieht, merkt man auf Schritt und Tritt doch, daß ihr lieber Papa nicht Körner gebaut, sondern mit Diamanten gehandelt hat. Die Sache geht also noch nicht, wird vielleicht noch in der nächsten Generation für unsere Begriffe nicht klappen. Wobei die Hauptsache aber nicht zu vergessen ist: daß dem armen Boden die Düngung mit Gold vorzüglich bekommt.

Ich bin also nicht blind. An manchen Stellen ist der Lack dünn aufgetragen und springt, bei der Hast dieser Rasse, leicht ab. Nur hilft kein Mundspitzen: die Leute sind nicht mehr zu verachten oder gar auszulachen. Ihre Stärke ist die bessere Rüstung für die moderne Lebensschlacht. Wir müssen uns höllisch zusammennehmen, sonst liegen wir platt unter dem Schlitten. Was lernen wir denn, Hand aufs Herz? Armee, Landwirthschaft, allenfalls noch Bischen Verwaltung oder sogenannte Diplomatie. Bücher werden nicht gekauft und für Bilder langts nicht. Technik, Naturwissenschaft ist uns ein Buch mit sieben Siegeln, jeder Bankier ein Gauner, und wenn ein Standesgenosse den Sinn des Wortes Arbitrage erklärt haben möchte, fragen wir ihn, ob er unter die Einbrecher gehen wolle. Pst, Kinder: es ist so. Die paar Edelleute, die in Industrie, Technik, Handel was vor sich gebracht haben, eine Bilanz lesen können, in der weiten Welt sich den Wind um die Nase wehen lassen oder dieses mit Recht geschätzte Organ in Bücher stecken, ändern nichts an der Regel. Im Allgemeinen wissen wir Nepoten nichts von Alledem, was heutzutage wichtig ist. Künstler, Gelehrte dringen nicht in unseren Dunstkreis und die Meisten von uns ahnen nicht, wie sich der städtische Industriearbeiter vom Ackerknecht und ländlichen Tagelöhner unterscheidet. Folge: wenn Einer aus dieser Schicht entgleist oder verarmt, kann er mit Policen auf die Walze gehen oder drüben Kellner

werden; weiter reichts gewöhnlich nicht. Andere Folge: Furcht vor jedem struggle und Groll gegen die Hohen und Höchsten, die sich die Parvenus nicht vom Leibe halten. Mir war regis voluntas niemals suprema lex und ich bin eher preußisch als kaiserlich; aber hier kann ich nicht mit. Wir haben den berliner Hof nicht gepachtet; und wenn von den neuen Leuten mal Einer rankommt, entsprichts nur dem veränderten Stärkeverhältniß. Diese Gentry von vorgestern hat Leistungen aufzuweisen, die auch dem Staat genützt haben, und kann dem König allerlei Interessantes erzählen. Ich habe sie von allen Seiten betrachtet. Der sehnlichste Wunsch ist, ihre Loyalität in der Sonne spaziren führen zu dürfen. Die demokratischen Ideale werden unter dem Selbstkostenpreis verramscht. Wir haben oft genug im Glashaus gesessen, wollen die Steine also lieber liegen lassen. Irgendwann wirds ja zu einer Reibung kommen, die vielleicht ein Feuer anfacht; denn Industrie ist 'ne Kulturform, in die gewisse altpreußische Ideen nicht hineinpassen. Gegen Poltes Finis Borussiae ist nichts einzuwenden; nur hatte dieses Ende schon längst angefangen, als der Erste von Denen, die Ihr verächtlich Hofjuden nennt, mit Lackschuhen die Schwelle des Schlosses betrat.

Mein Doktor (Der vom einfachen Abendessen her) hatte sich in den Ausdruck vernarrt und betheuerte, nirgends würden die Hofjuden unbarmherziger verhöhnt als in ihren Kreisen. Er riß die runden Augen auf, weil ich sagte, der Hohn sei im Grunde thöricht und nur durch Neid zu erklären. Mancher, der früher die Möglichkeit, von einem Hohenzollern angesprochen zu werden, so fern wie die Wiederkehr des Chasarenreiches sah, mag jetzt ja den Kopf verlieren, wenn ein Deutscher Kaiser ihn als Gesprächspartner einem Mandarinen vorzieht. Von der Sorte, die lang liegt, sobald eines Prinzen Blick sie trifft, haben wir aber auch noch hübschen Vorrath. Des Doktors Hände sprachen erst Zweifel an meiner Aufrichtigkeit, dann Zuversicht aus; und schließlich sprudelte das kluge Kerlchen einen Triumphgesang hervor. Er sei zwar Sozialist (unabhängiger natürlich) und mache sich nichts aus Faxen. Aber die moderne Entwickelung führe nun mal durch den Kapitalismus, also müsse man wünschen, daß er sich auslebe. Ich habe nicht Alles kapirt. Nur, daß mit den Thiergartenleuten sehr gut zu regiren sei; ihre Moral sei von der anderer Menschenkinder kaum noch verschieden und sie haben aufgehört, lächerlich zu wirken, seit die höhere Kultur die Kluft zwischen Schein und Sein ausgefüllt habe. Dabei zappelte er, daß die Pincenezgläser auf dem Höcker unruhig wurden und ich fürchtete, nun werde er zum tötlichen Streich gegen die Junker ausholen. Als ein Mann von feiner Kultur ersparte er mir für diesmal aber den landesüblichen Schmerz.

Einerlei. Was er sagte, stimmt aufs Haar. Kinder, wir sind furchtbar zurück. Wir kennen die Erdkugel nicht, wissen nicht, was hinter unseren standesgemäßen Scheuklappen vorgeht. In Frankreich, England, sogar in Oesterreich ists anders; da hat ein großer Theil des Adels sich modernisirt. Man findet in den Schlössern berühmte Bilder und gute Bibliotheken, unter Gelehrten und Künstlern alte Namen. Wir sind anständig geblieben, aber nicht recht vorwärts gekommen. Daß es an Talent nicht fehlt, zeigt das Beispiel vieler Offiziere, die auf den verschiedensten Feldern zu Hause sind. Die Luft fehlt, die Berührung mit einer Welt, die unsere Privilegien nicht mehr anerkennt, die Nothwendigkeit, sich für Wettkämpfe zu trainiren und in Bereitschaft zu halten. Jetzt droht uns eine Gefahr, wie sie ärger kein gewaltsamer Umsturz der Staatsordnung bringen könnte. Die Leute, die einmal ans Licht hinaufgelangt sind, werden sich oben festbeißen und mit zäher Schlauheit Alles versuchen, um von persönlicher Gunst zu politischer Macht aufzusteigen. Ihre Waffen sind nicht von Pappe; und sie können sich leicht unentbehrlich machen. Erstens, weil sie in die Welt passen, die nicht mehr wegzufluchen ist, und über alles in dieser Welt Wichtige auf Anhieb Auskunft zu geben wissen. Zweitens, weil ihr Interesse mit dem der berühmten Weltpolitik sich eine gute Strecke vertragen kann. Friede, Flotte, Märkte, Expansion und wie der Kram sonst noch heißt: das Alles läßt ihren Weizen blühen, während unserer dabei vor die Hunde oder vor die Argentiner geht. Qui vivra, verra. Mit dem homburger Bahnhof, wo der Muth in der Brust unserer Vieledlen und Getreuen seine Spannkraft übte, hats angefangen. Bald wird es dicker kommen und schließlich werden wir zur allerunterthänigsten Opposition genöthigt sein und uns nicht rühren dürfen, wenn irgend ein Herr Singer uns Vorlesungen über Vasallenpflicht hält. Hat auch gar keinen Zweck, mit kleinen Mittelchen entgegenzuwirken; die Sache kommt doch und die Konventikelweisheit ist nur schnöde Zeitvergeudung. Sehen Sie sich mal drüben den Kleinen an, sagte mein Doktor; da unter dem Leistikow. Warum soll Der nicht Handelsminister werden? Die Sache versteht er aus dem ff, ist lange drüben in New-York gewesen, hat hier aus 'ner Spelunke ein Riesengeschäft gefingert, mit einer Organisation, die Ihre sämmtlichen Oberpräsidenten nicht fertig brächten, und mauschelt nicht im Geringsten mehr. Stimmt. Und dieser Typus wird das Rennen machen; einerlei, ob er aus der Gegend des Sinai oder vom Wupperthal stammt und ob wir ihn Konzessionschulze oder Hofjude schimpfen. Es hat Neun geschlagen. Angenehme Ruhe!

Die Zukunft.*)

Es ist in gewisser Hinsicht ganz unbegreiflich, daß wir der Zukunft nicht kundig sind. Ein Nichts würde wahrscheinlich genügen, ein anderer Verlauf der Hirnfasern, eine andere Richtung der Hirnwindungen, ein kleines Nervengeflecht mehr, — und die Zukunft würde sich mit der selben Deutlichkeit, der selben majestätischen und unerschütterlichen Fülle vor unseren Augen entrollen, wie die Vergangenheit sich nicht nur am Horizont unseres persönlichen Lebens, sondern auch an dem der Gattung, der wir angehören, entfaltet. Es ist eine eigenartige Schwäche, eine sonderbare Beschränkung unseres Geistes, die uns in Unwissenheit darüber läßt, was uns begegnen wird, obwohl wir doch wissen, was uns begegnet ist. Von dem absoluten Standpunkt aus, zu dem unsere Vorstellung sich erheben kann, obwohl sie nicht auf ihm zu leben vermag, liegt kein Grund vor, warum wir nicht sehen sollten, was noch nicht ist, weil Das, was in Bezug auf uns noch nicht ist, doch nothwendiger Weise schon vorhanden sein und sich irgendwo kundgeben muß. Sonst müßte man ja sagen, daß wir in Hinsicht auf Alles, was die Zeit betrifft, den Mittelpunkt der Welt bilden, daß wir die einzigen Zeugen sind, auf die alle Ereignisse warten, um das Recht zu haben, in die Erscheinung zu treten und in der ewigen Geschichte der Ursachen und Wirkungen mitzuzählen. Aber es wäre eben so widersinnig, Das für die Zeit zu behaupten, wie für den Raum, jene andere, etwas weniger unbegreifliche Form des doppelten Mysteriums der Unendlichkeit, in dem unser ganzes Leben schwebt.

Der Raum ist uns vertrauter, weil die Zufälle unserer organischen Beschaffenheit uns in unmittelbarere Beziehung zu ihm setzen und ihn uns greifbarer machen. Wir können uns in mehr als einer Hinsicht darin ziemlich ungebunden vor- und rückwärts bewegen. Deshalb wird auch kein Reisender die Behauptung wagen, daß die Städte, die er noch nicht besucht hat, erst mit dem Augenblick zur Wirklichkeit werden, wo er sie betritt. Und doch ist Das fast das Selbe, wie wenn wir uns überreden, daß ein noch nicht eingetretenes Ereigniß noch kein Dasein besitzt.

---

*) Ein Fragment aus dem neuen Werk Maeterlincks, das, unter dem Titel „Der begrabene Tempel", in den nächsten Tagen bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen wird. Der Uebersetzer, Freiherr von Oppeln-Bronikowski, sagt in einer Vorbemerkung, der Titel bezeichne „den begrabenen Tempel in der Menschenbrust, das unbewußte, transszendentale Ich, aus dem alle Götter hervorgegangen sind und in das sie jetzt wieder zurückkehren", und nennt das Buch eine Philosophie des Unbewußten, die sich den Gedankengängen Hartmanns nähere. Dieser zehnte Band der autorisirten, von Diederichs sehr hübsch ausgestatteten Gesammtausgabe der Werke Maeterlincks kostet 4,50 Mark.

Aber ich habe nicht die Absicht, mich nach Erörterung so vieler anderen in das unlösbarste aller Räthsel zu vertiefen. Wir wollen weiter nichts sagen, als daß die Zeit ein Mysterium ist, das wir willkürlich in Vergangenheit und Zukunft getheilt haben, um zu versuchen, Etwas davon zu begreifen. An sich ist es so gut wie sicher, daß sie nur eine ungeheure, ewige, unbewegliche Gegenwart ist, in der Alles, was geschehen ist und noch geschehen wird, unerschütterlich besteht, ohne daß das Morgen sich, außer in dem kurzlebigen Menschengeist, vom Gestern oder Heute unterschiede.

Fast sollte man annehmen, der Mensch habe stets das Gefühl gehabt, daß eine einfache Schwäche seines Geistes ihn von der Zukunft trennt. Er weiß sie lebendig, vollständig und wirksam hinter einer Art von Wand, die er seit den ersten Tagen seines Erscheinens auf der Erde unablässig umkreist hat. Oder vielmehr: er weiß sie in sich und einem Theil seiner selbst bekannt, ohne daß diese bedrückende und beunruhigende Erkenntniß durch die zu engen Kanäle seiner Sinne bis zu seinem Bewußtsein empor zu dringen vermag, das der einzige Ort ist, wo eine Erkenntniß Namen, nutzbare Kraft und gewissermaßen menschliches Bürgerrecht erwirbt. Nur mit ungewissem Schimmer, durch zufälliges und vorübergehendes Durchsickern, gelangen die künftigen Jahre, die ihn erfüllen und deren gebieterische Realitäten ihn von allen Seiten umgeben, bis in sein Hirn. Er wundert sich, daß ein merkwürdiger Zufall dieses Hirn gegen die Zukunft, in die es doch fast ganz eingetaucht ist, so hermetisch abschließt wie ein versiegeltes, in einem endlosen Meer schwimmendes Gefäß: das Meer drückt und reizt, quält und liebkost es mit seinen Wogen, mit denen der Inhalt des Gefäßes sich doch nie mischt.

Zu allen Zeiten hat der Mensch nach Spalten in dieser Wand gesucht und sich bemüht, das Wasser durch dieses Gefäß durchsickern zu lassen und die Wände zu durchbrechen, die seine Vernunft — die fast nichts weiß — von seinem Instinkt trennen, der Alles weiß, sich seines Wissens aber nicht bedienen kann. Wie es scheint, hat er mehrfach Glück damit gehabt. Es gab immer Hellseher, Propheten, Sibyllen und Zauberinnen, bei denen durch eine Krankheit, durch ein von Natur oder durch Kunst hypertrophisches Nervensystem ungewöhnliche Verbindungen zwischen dem Bewußten und Unbewußten, zwischen dem Leben des Einzelwesens und der Gattung, zwischen dem Menschen und seinem verborgenen Gott geschaffen wurden. Sie haben von dieser Möglichkeit eben so unwiderrufliche Zeugnisse hinterlassen wie irgend ein anderes historisches Ereigniß. Doch waren diese seltsamen Deuter, diese großen geheimnißvollen Hysterischen, in deren Nervenbahnen Gegenwart und Zukunft in dieser Weise kreisten und sich vermischten, eine Seltenheit und darum entdeckte man empirische Methoden — oder glaubte, sie zu entdecken —, um das stets gegenwärtige und bedrohliche Räthsel der Zukunft auf fast

mechanischem Wege entziffern zu können. Man schmeichelte sich, so die unbewußte Weisheit der Dinge und Thiere zu befragen. Daher stammt die Deutung des Vogelfluges, die Weissagung aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Lauf der Sterne, dem Feuer und Wasser, den Träumen, daher stammen all die Arten von Wahrsagekunst, die uns die alten Schriftsteller überliefert haben.

Es hat mich gelockt, festzustellen, auf welchem Standpunkt die Wissenschaft von der Zukunft heute steht. Sie hat nichts mehr von dem Glanz und der Kühnheit früherer Tage. Sie gehört nicht mehr dem öffentlichen und dem religiösen Leben der Völker an. Die Gegenwart und die Vergangenheit enthüllen uns so viele Wunder, daß sie genügen, um unseren Durst nach dem Wunderbaren zu befriedigen. Wir wurden abgelenkt durch Das, was ist oder war, und haben so gut wie ganz darauf verzichtet, Das zu befragen, was sein könnte oder sein wird. Trotzdem: diese altehrwürdige Wissenschaft wurzelt tief in dem untrüglichen menschlichen Instinkt und ist von ihm noch nicht aufgegeben. Sie wird allerdings nicht mehr am hellen Tage geübt. Sie hat sich in die düstersten Winkel, in die vulgären und leichtgläubigen, unwissendsten und verachtetesten Kreise geflüchtet. Sie benutzt alberne oder kindliche Mittel; und trotzdem hat auch sie eine gewisse Entwickelung durchgemacht. Sie vernachlässigt die meisten Methoden der primitiven Wahrsagekunst und hat dafür andere gefunden, die zum Theil wunderlich, zum Theil lächerlich sind, und sie hat sich einige Entdeckungen nutzbar gemacht, die keineswegs für sie bestimmt waren.

Ich habe sie bis in ihre dunkelsten Schlupfwinkel verfolgt. Ich wollte sie sehen, nicht in den Büchern, sondern in ihrer Wirksamkeit im wirklichen Leben und im Kreis ihrer bescheidenen Getreuen, die Vertrauen zu ihr haben und alltäglich ihren Rath einholen oder sich von ihr ermuthigen lassen. Ich bin mit redlicher Absicht hingegangen, ungläubig, aber bereit, zu glauben, ohne Voreingenommenheit und vorgefaßtes Lächeln; denn wenn man kein Wunder mit blinden Augen zugeben soll, so ist die lächelnde Blindheit noch schlimmer. In jedem hartnäckig festgehaltenen Irrthum birgt sich gewöhnlich eine vortreffliche Wahrheit, die ihrer Geburtstunde harrt.

Wenige Städte hätten mir ein weiteres und fruchtbareres Feld der Erfahrung geboten als Paris. Hier stellte ich also meine Beobachtungen an. Zum Beginn wählte ich den Augenblick, wo ein Vorhaben, dessen Ausgang nicht von mir abhing, das aber von großer Tragweite für mich sein mußte, gerade in der Schwebe war. Ich will nicht auf die Einzelheiten dieser Angelegenheit eingehen, die an sich ganz belanglos ist. Es wird genügen, daß um dieses Vorhaben viele Ränke gesponnen waren und mehrere mächtige Gegenwillen sich dem meinen widersetzten. Die Kräfte hielten ein=

ander das Gleichgewicht und nach menschlicher Logik war es unmöglich, vorauszusehen, wer das Uebergewicht erlangen würde. Ich hatte der Zukunft also sehr bestimmte Fragen vorzulegen. Das ist eine nothwendige Vorbedingung; denn wenn Viele sich beklagen, sie sagte ihnen nichts, so liegt Das oft daran, daß sie sie zu einer Zeit befragen, wo sich am Horizont ihres Wesens nichts zusammenzieht.

Ich suchte also nach einander die Astrologen und Chiromanten auf, die heruntergekommenen, uns wohlbekannten Sibyllen, die sich einbilden, die Zukunft in den Karten zu lesen, im Kaffeesatz, in der Form, die ein in einem Glas Wasser aufgelöstes Eiweiß annimmt, und so weiter. Denn man darf nichts unterlassen, und wenn der Apparat manchmal wunderlich ist, so kommt es doch vor, daß sich ein Körnchen Wahrheit auch unter den tollsten Praktiken verbirgt. Ich suchte namentlich die berühmtesten unter jenen Prophetinnen auf, die unter dem Namen von Somnambulen, Hellseherinnen, Medien ihr Bewußtsein mit dem Bewußtsein und selbst einem Theil der Unbewußtheit der sie Befragenden vertauschen und, im Grunde genommen, die unmittelbaren Erbinnen der alten Zauberinnen sind. Ich fand in dieser aus dem Gleichgewicht gekommenen Welt viel Schurkerei, Heuchelei und grobe Lüge. Doch ich hatte auch die Gelegenheit, gewisse seltsame und unbestreitbare Phänomene in der Nähe zu studiren. Sie genügen nicht, um zu entscheiden, ob es dem Menschen gegeben ist, den Schleier der Illusionen zu lüften, die ihm die Zukunft verbergen, aber sie werfen doch ein ziemlich seltsames Licht auf die Vorgänge an jenem Ort, den wir für den unantastbaren halten; ich meine das Allerheiligste des verschütteten Tempels, in dem unsere innigsten Gedanken und die unbekannten Kräfte, aus denen sie erwachsen, ohne unser Wissen kommen und gehen und tastend den geheimnißvollen Weg suchen, der zu den künftigen Ereignissen führt.

Es würde zu weit führen, wenn ich Alles erzählen wollte, was ich bei diesen Prophetinnen und Hellseherinnen erlebte. Ich will nur kurz von einem der schlagendsten Experimente dieser Art berichten. Es schließt übrigens die Mehrzahl der übrigen ein und die Psychologie ist bei allen ungefähr gleich.

Die Somnambule, die ich meine, ist eine der berühmtesten in Paris. Sie behauptet, in ihrem hypnotischen Zustande den Geist eines unbekannten kleinen Mädchens, das sie Julia nennt, zu inkarniren. Ich mußte mich so an einen Tisch setzen, daß er zwischen uns war, und sie empfahl mir, Julia zu duzen und sanft mit ihr zu reden, wie mit einem Kinde von sieben oder acht Jahren. Dann verzerrten sich ihre Züge, ihre Augen und Hände, ihr ganzer Körper einige Sekunden lang in unangenehmer Weise; ihre Haare lösten sich auf und ihr Gesichtsausdruck war völlig verändert. Er wurde naiv und kindlich und aus dem großen Körper dieser reifen Frau drang

eine scharfe, klare Kinderstimme, die mich etwas stotternd fragte: „Was willst Du? Hast Du Verdruß? Kommst Du Deinetwegen oder für einen Anderen, um mich zu sehen?“ „Für mich.“ „Schön; willst Du mir helfen? Führe mich in Gedanken an den Ort, wo Dein Verdruß ist.“ Ich konzentrirte meine Gedanken auf den Plan, der mir am Herzen lag, und auf die verschiedenen handelnden Personen dieses kleinen, noch unausgespielten Dramas. Allmählich drang sie, nach einigem Hin- und Hertasten, und ohne daß ich sie mit einem Wort oder einer Geste unterstützt hätte, wirklich in mein Denken ein, las darin wie in einem von dünnen Schleiern bedeckten Buch, bezeichnete genau den Ort der Handlung, erkannte die Hauptpersonen und zeichnete sie summarisch mit kleinen, eckigen, kindlichen Strichen, die aber wunderlich richtig und zutreffend waren. „Sehr richtig, Julia“, sagte ich in diesem Augenblick; „aber das Alles weiß ich schon; nun möchte ich erfahren, was daraus entstehen, was noch kommen wird.“ „Was noch kommen wird? . . . Sie wollen wissen, was noch kommen wird; aber Das ist sehr schwer zu sagen . . .“ „Aber wie wird die Sache schließlich enden? Werde ich gewinnen?“ „Ja, ja, ich sehe es; fürchte Dich nicht, ich werde Dir helfen; Du sollst zufrieden sein . . .“ „Aber der Verdruß, von dem Du mir erzählst; der Mann, der mir Widerstand leistet, und der andere, der mir Böses thun will . . .“ „Nein, nein, er will Dir nichts thun; es ist wegen einer anderen Person . . . Ich sehe nicht, warum . . . Er haßt sie . . . O ja, er haßt sie, er haßt sie! . . . Und gerade, weil Du sie liebst, will er nicht, daß Du für sie thust, was Du thun möchtest . . .“ (So war es auch!) „Aber schließlich“ (ich bestand auf meiner Frage) „wird er bis ans Ende gehen und nicht nachgeben?“ „O, Das fürchte nicht . . . Ich sehe, er ist krank, er wird nicht mehr lange leben.“ „Du irrst, Julia; es geht ihm sehr gut; ich habe ihn vorgestern gesehen.“ „Nein, nein, Das macht nichts; er ist krank . . Man kann es nicht sehen, aber er ist sehr krank . . . Er wird bald sterben . . .“ „Aber wann denn und wie?“ „Es ist Blut auf ihm, um ihn, überall . . .“ „Blut? Etwa ein Duell?“ (Ich hatte einen Augenblick daran gedacht, eine Gelegenheit zu suchen, um mich mit meinem Gegner zu schlagen.) „Ein Unfall? Ein Mord? Eine Rache?“ (Er war ein ungerechter, skrupelloser Mensch, der vielen Leuten viel Böses zugefügt hatte). „Nein, nein! Frage mich nicht weiter, ich bin sehr müde . . . Laß mich gehen . . .“ „Nicht, ehe ich weiß . . .“ „Nein, ich kann nicht mehr sagen . . . Ich bin zu müde . . . Laß mich gehen . . . Sei gut, ich will Dir auch helfen . . .“

Der selbe Krampf, der den Körper im Anfang verzerrt hatte, trat abermals ein und die Kinderstimme schwieg; die Gesichtszüge der Vierzigjährigen traten wieder auf das Gesicht der Frau, die aus einem langen

Schlaf zu erwachen schien. Brauche ich hinzuzusetzen, daß wir uns vor dieser Begegnung nie gesehen hatten und daß wir uns eben so wenig kannten, wie wenn wir auf zwei verschiedenen Planeten geboren worden wären?

Aehnlich, wenn auch mit weniger charakteristischen und zutreffenden Einzelheiten, waren im Ganzen die Resultate bei den Hellseherinnen, die wirklich eingeschlafen waren. Um eine Art Gegenbeweis zu führen, schickte ich zu der Frau, die „Julia" zu ihrer Dolmetscherin erwählt hatte, zwei Personen, deren Verstand und Rechtschaffenheit mir bekannt war. Sie hatten der Zukunft, ganz wie ich, eine wichtige und präzise Frage zu stellen, die nur ein besonderes Glück oder Schicksal beantworten konnte. Der Eine befragte sie über die Krankheit eines Freundes; Julia sagte seinen baldigen Tod voraus. Ihre Weissagung wurde durch die Thatsachen bestätigt, obwohl in dem Augenblick, wo sie ausgesprochen wurde, die Heilung ungleich wahrscheinlicher war als der Tod. Der Andere fragte sie nach dem Ausgang eines Prozesses: sie gab ihm eine ziemlich ausweichende Antwort; dagegen bezeichnete sie ihm ohne Aufforderung die Stelle, wo ein für den Fragenden sehr werthvoller Gegenstand zu finden sei, der oft vergebens gesucht worden war und an den der Frager selbst nicht mehr dachte. Was mich betraf, so ging Julias Prophezeihung zum Theil in Erfüllung; ich trug in der Hauptsache zwar keinen Sieg davon, aber die Angelegenheit wurde doch auf eine befriedigende Weise geregelt. Der Tod des Gegners ist noch nicht eingetreten und ich erlasse der Zukunft gern das Versprechen, daß sie mir durch den unschuldigen Mund jenes Kindes aus einer unbekannten Welt gab.

Es ist sehr erstaunlich, daß man so in die letzte Zufluchtstätte eines Wesens eindringen und besser als es selbst Gedanken und Gefühle darin lesen kann, die manchmal vergessen oder verworfen, aber stets lebendig oder die noch ungeboren sind. Es ist fürwahr beängstigend, daß ein Fremder in unserem eigenen Herzen weiter kommt als wir selbst. Dergleichen wirft ein seltsames Licht auf die Natur unseres Innenlebens. Die Vorsicht, die uns hindert, aus uns herauszugehen, nützt nicht; unser Bewußtsein ist nicht eingedämmt; es flieht, es gehört uns nicht mehr an, und wenn es auch besonderer Umstände bedarf, damit ein Anderer dahin vordringen und Besitz davon ergreifen kann, so ist doch gewiß, daß unser „inneres Forum", wie man es mit jener tiefen Intuition genannt hat, die oft in der Etymologie der Wörter liegt, wirklich ein Forum — das heißt: ein geistiger Marktplatz — ist, wo die Mehrzahl Derer, die Geschäfte haben, nach ihrem Belieben kommt und geht, ihre Blicke herumschweifen läßt und sich die Wahrheiten auf eine ganz andere und viel freiere Weise aussucht, als wir bis auf diesen Tag je annehmen zu dürfen geglaubt haben.

Aber lassen wir diesen Gegenstand, dem unser Studium nicht gilt.

Was ich in Julias Weissagungen erklären wollte, ist der Theil des Unbekannten, der mir selbst fremd war. Ging sie über Das hinaus, was ich wußte? Ich glaube: Nein. Der glückliche Ausgang der Angelegenheit, den sie mir weissagte, war ungefähr der, den ich vorhersah und den mein Instinkt in seinem egoistischen und uneingestandenen Theile lebhafter herbeiwünschte als den vollständigen Triumph, den zu erstreben und zu erhoffen mir ein anderes, edleres Gefühl zur Pflicht machte, den ich jedoch im Grunde als unmöglich erkannte. Als sie mir den Tod des Gegners verkündete, offenbarte sie nur ein geheimes Verlangen des selben Instinktes, einen jener feigen und schändlichen Wünsche, die wir vor uns selbst verbergen und die sich nicht bis in unser Denken hinaufwagen. Eine wirkliche Wahrsagekunst gäbe es nur dann, wenn dieser Tod wider alles Erwarten, wider alle Wahrscheinlichkeit bald einträte. Aber selbst wenn er bald und unverhofft einträte, so wäre es doch nicht die Pythia gewesen, die in die Zukunft eingedrungen ist, sondern ich, mein Instinkt, mein unbewußtes Wesen hätte ein Ereigniß vorhergesehen, an das es geknüpft war. Sie hätte in der Zeit gelesen, nicht unmittelbar und wie in einem Buche, in dem Alles zu lesen steht, was geschehen wird, sondern durch das Medium meiner Person, in meiner besonderen Intuition hätte sie gelesen und weiter nichts gethan als übersetzt, was meine Unbewußtheit meinem Denken nicht zu sagen vermochte.

Das Selbe trifft, denke ich mir, für die beiden anderen Personen zu, die ihren Rath einholten. Der Eine, dem sie den Tod seines Freundes weissagte, hatte, trotz der Beruhigung, die seiner Freundschaft die Vernunft einsprach, wahrscheinlich die innere Ueberzeugung, daß der Kranke sterben werde. Aber diese Ueberzeugung, sei sie natürlich oder hellseherisch, war von ihm energisch niedergekämpft worden und die Somnambule entdeckte sie nun inmitten der holden Hoffnungen, die sie zu betrügen trachteten. Der Andere fand unverhofft einen verlorenen Gegenstand wieder; aber es ist schwer, den Geisteszustand eines anderen Menschen genau genug zu kennen, um entscheiden zu können, ob hier ein Zweites Gesicht oder einfach eine Rückerinnerung vorlag. Wußte er, der den Gegenstand verloren hatte, wirklich nichts mehr davon, wo und unter welchen Umständen er ihn verloren hatte? Er behauptet: Ja; er habe nie die geringste Ahnung gehabt, sei im Gegentheil überzeugt gewesen, daß der Gegenstand nicht verloren, sondern gestohlen war, und habe stets einen seiner Dienstboten in Verdacht gehabt. Aber es ist möglich, daß, während sein Verstand, sein waches Ich nicht darauf achtete, der unbewußte und gleichsam schlafende Theil seines Ich den Ort, wo der Gegenstand hingelegt wurde, sehr wohl bemerkt und sich an ihn erinnert hat. Durch ein nicht minder überraschendes Wunder, das aber einer anderen Thatsachenreihe angehört, hätte die Somnambule dann die latente, fast animalische Erinnerung wieder=

gefunden, aufgeweckt und ans Licht des Menschlichen geführt, zu dem sie vergebens emporzudringen getrachtet hatte.

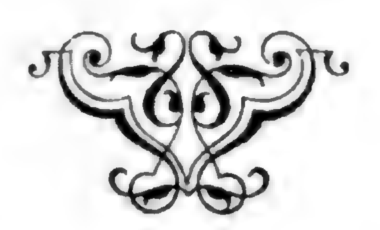
Sollte Das für alle Prophezeiungen gelten? Die Weissagungen der großen Propheten, der Sibyllen, Pythien und Zauberinnen: wären sie vielleicht nichts gewesen als ein Widerspiegeln, ein Uebersetzen und Hinaufheben in die Verstandeswelt jener instinktiven Hellsichtigkeit der Einzelwesen und Völker, die ihren Sprüchen lauschten? Möge Jeder die Antwort oder Hypothese wählen, die ihm seine eigene Erfahrung zuflüstert. Ich habe die meine mit der Einfalt und Aufrichtigkeit gegeben, die eine Frage der Natur erheischt. Trotzdem wiederhole ich: es ist fast unglaublich, daß wir nichts von der Zukunft wissen. Ich denke mir, daß wir ihr ähnlich gegenüberstehen wie einer längst vergessenen Vergangenheit. Wir könnten uns ihrer erinnern. Einige Thatsachen sprechen für diese Annahme, die wir nicht ausschließen dürfen. Es würde sich darum handeln, den Weg zu diesem Gedächtniß, das uns vorausgeht, zu entdecken oder wiederzufinden.

Ich verstehe, daß wir nicht befähigt sind, die Umwälzungen der Elemente, das Geschick der Planeten, der Erde, der Reiche, der Völker und Rassen vorauszusehen. Das berührt uns nicht unmittelbar und wir kennen es in der Vergangenheit nur durch die Kunst der Geschichtforschung. Aber was uns unmittelbar angeht, was uns erreichbar ist und sich in unserer kleinen Lebenssphäre abrollen muß, die Ausscheidung unseres geistigen Organismus, die uns in der Zeit umgiebt, wie die Muschel oder das Cocon die Molluske oder Seidenraupe im Raume umgiebt, — Dies und alle äußeren Ereignisse, die darauf Bezug haben, sind wahrscheinlich in diese Sphäre eingeschrieben. Auf jeden Fall wäre Das viel natürlicher, als es verständlich wäre, wenn es nicht so ist. Es handelt sich hier um einen Kampf von Wirklichkeiten mit einer Illusion und nichts verbietet uns die Annahme, daß hier, wie überall, die Wirklichkeiten schließlich der Illusion Herr werden. Die Wirklichkeiten: Das ist, was uns begegnen wird und in der Geschichte, die unsere überragt, in der unbeweglichen, übermenschlichen Geschichte der Welt schon begegnet ist. Die Illusion: Das ist der undurchsichtige Schleier aus jenen vergänglichen Fäden, die wir Gestern, Heute und Morgen nennen und über diese Wirklichkeiten weben. Aber es ist nicht unumgänglich nöthig, daß unser Wesen ewig im Bann dieser Illusion bleibt. Man kann sich sogar fragen, ob unsere außergewöhnliche Ungeschicklichkeit im Erkennen eines so einfachen, so unbestreitbaren, vollkommenen und nothwendigen Dinges, wie die Zukunft eins ist, für den Bewohner eines anderen Sterns, der uns besuchen käme, nicht ein Anlaß zur größten Verwunderung wäre...

Die Zukunft ist, wie Alles, was besteht, wahrscheinlich logischer als die Logik unserer Einbildungskraft; und all unser Zaudern, all unsere Ungewißheiten sind

mit in ihre Voraussicht einbegriffen. Und wir wollen nicht etwa glauben, daß der Gang der Ereignisse völlig umgeworfen würde, wenn wir ihn im Voraus kännten. Zunächst würden die Zukunft oder einen Theil von ihr nur Die kennen, die sich die Mühe gäben, sie zu erforschen, wie die Vergangenheit oder einen Theil ihrer eigenen Gegenwart nur Die kennen, die den Muth und Verstand gehabt haben, sie zu befragen. Wir würden uns den Lehren dieser neuen Wissenschaft eben so rasch anbequemen, wie wir uns denen der Geschichte angepaßt haben. Wir würden alsbald zwischen den Uebeln unterscheiden, denen wir uns entziehen könnten, und denen, die unvermeidlich sind. Die Weisesten würden die Gesammtsumme dieser Uebel für sich vermindern und die Anderen würden ihnen entgegengehen, wie sie heute vielen gewissen Unglücksfällen entgegengehen, die sich leicht voraussagen lassen. Die Summe unserer Verdrießlichkeiten würde etwas geringer werden, aber weniger, als wir hoffen, denn unsere Vernunft vermag bereits einen Theil unserer Zukunft vorauszusehen, wenn auch nicht mit der materiellen Sinnfälligkeit, von der wir träumen, so doch mit einer oft hinreichenden moralischen Sicherheit; und wir sehen doch, daß die meisten Menschen aus dieser so leichten Voraussicht keinen Nutzen zu ziehen wissen. Sie würden den Rathschlägen der Zukunft ihr Ohr verschließen, wie sie die Warnungen der Vergangenheit hören, ohne sie zu befolgen.

Paris. Maurice Maeterlinck.



Waldgesicht.

Ueber dem weiten, weiten Walde tobte Gewitterzorn. Rauschend brachen die entfesselten Wasser aus den schwarzen, schweren Wolkensäcken in die Wipfel und Kronen hernieder, als wollten sie sie zerdrücken, zerschmettern mit ihrer Wucht; und wenn droben über der bangenden Welt der Gewittertyrann brüllend seine Flammenpeitsche schwang, dann standen sie alle, die Bäume, athemlos, wie zu heldenhaftem Dulden gewillt, wie schweigend bereit, zu sterben.

Da kams unter den flimmernden, milchigen Schleiern der stürzenden Regengüsse einhergeschlüpft, gehüpft, schattenhaft, menschenähnlich: ein altes, verhutzeltes Weibchen, den Rock über den Kopf geschlagen, daß ihr Eulengesichtchen schier verschwand; erbarmen hätts Einen mögen! Aber da drunten die dürren nackten Beine sprangen so hurtig und federnd über die schlüpfrigen Pfade dahin, über die knorrigen Baumwurzeln, daß es zum Staunen war. Hin und wieder

reckte sie schnobernd die spitze Nase himmelan, lugte schlau durch die Zweige in die Wolkennacht da oben, nickte und meckerte: „Nur zu, Vetter, nur zu!" Schüttelte vor Lachen ihre Lumpen und sprang in Riesensätzen über die Wasserlachen wie ein muthwillig Zicklein, sobald der rothe Hahn des Himmels seine breiten Flammensittiche über den stahldunklen Wolken schüttelte und die Lüfte von einem prasselnden Poltern erbebten, als stürzte da oben hinter Wolkenbergen eine reiche Stadt mit Häusern, Thürmen, Kirchen und Palästen um ihrer Sünden willen in Trümmer und Verwüstung. Himmelangst konnte Einem werden! Aber die Alte? Scheint ja mit dem schwarzen Gewitter auf Du und Du! Da . . . verschwunden war sie in Regenschleiern und Waldschatten!

Ganz weltvergessen inmitten des großen Waldes lag ein verwittertes Blockhaus, tot, verschlossen. Wer es gebaut: kein Mensch weiß es, noch, wem es gehört, wozu es gedient; ob fürstlichen Jägern ein Unterstand, ob schuldiger, weltflüchtiger Liebe eine verschwiegene Hut? Die Fenster waren längst erblindet, von Luft und Regen zersetzt schillerte das Glas in allen Regenbogenfarben, in der Mitte das niedere Thürchen saß wie eingewachsen in seinen Fugen, das Schloß daran war mit braunem, körnigem Rost dicht bedeckt. Aber vor der Thür streckte sich ein breit ausladendes Ueberdach, an den beiden Ecken vorn von zwei morschen Holzsäulen gestützt, bedeckt mit bunten, zottigen Moospolstern, der alten Eiche entgegen, die um des verschollenen Häuschens Geheimniß wußte; aber die schwieg. Die Menschen der nahen Stadt, wenn sie in Waldesmitten von Unwetter überrascht wurden, flüchteten gern in die Hut des breitschattenden Vordaches. Nach dem Häuschen selbst und seiner Vergangenheit zu fragen, hatte die Neugier längst aufgegeben; nur Beeren suchende Kinder träumten sich um die Abendstunde dort gern Märchen und Wunder, flüsterten, wenn sie vorbeistrichen; kecke Knaben drückten das Näschen an den blinden Scheiben breit, rannten dann, von plötzlichem Grauen gepackt, davon, logen den Spielkameraden Wunderdinge vor, die sie da drinnen gesehen hätten, und glaubten sie selbst. Sonst aber war und blieb das alte Blockhaus eben ein Leichnam; genug: unter seinem Dache war gut sein, wenn ringsum Regen in die Wipfel rauschte.

Auch heute hatten sich zwei verirrte Menschenkinder dort gefunden, fremd einander. Er hatte lächelnd an seinen Hut gefaßt und zu der Unbekannten gesagt, — was man so sagt: „Ein schönes Wetterchen, nicht wahr?" Sie hatte leise nur den Kopf geneigt, höflich gelächelt und geschwiegen. Nun stand er vorn, ganz vorn, und schaute mit Lust und Grauen in den Aufruhr; sie aber saß hinten im Schatten, auf dem Bänkchen aus Birkenholz neben der Thür, hatte die kleinen Füße über einander gelegt, das Köpfchen mit dem breiten Sommerhut tief geneigt und bot in ihrer Regunglosigkeit das Bild grenzenlos ergebener Geduld; aber bei jedem knatternden Schlage, wenn ihm in aufathmender Kraft die Brust sich hob, fuhr sie leise zusammen, schaute mit großen, bangen Kinderaugen in das Wetter und warf einen scheuen Blick auf den fremden Mann, der seine Lust an den Schrecknissen zu haben schien. So harrten die Zwei, ohne ein Wort zu wechseln, lange. Dann ließ die Leidenschaft der Wettergewalten nach, der Regen nur strömte unvermindert; doch wars ein stetes, reiches Strömen, nicht mehr das ungestüme Niederpeitschen, das prasselnde Niederschleudern unerhörter Wassermassen, als ob da droben Titanenarme einen Riesen-

einer nach dem anderen hernähmen und fluchend über der Welt umstürzten. Schon suchte des jungen Mannes Blick den Himmel: er war noch dunkelgrau.

Nun muß ich aber Eins verrathen: die Zwei, die sich da unter dem Schutzdach getroffen hatten, waren nicht allein. Sie wußten nichts davon, daß drinnen im Blockhaus die Alte lauerte. Wißt Ihr? Die Alte, die wir vorhin durch den Wald schlüpfen sahen. Wie sie hineingekommen und wann? Ich weiß es nicht. Was sie drinnen zu schaffen hatte? Fragt sie selbst! Wenn man genau hinguckte, so sah man über dem Haupte des Mädchens das verwitterte Fenster offen und das alte wunderliche Alraunengesicht starrte heraus. Das heißt ... Nein! Wenn man ganz genau hinsah, war Alles wie immer: die blöden, blinden Scheiben des festgeschlossenen Fensters schillerten blau und grün. Aber doch schaute sie heraus, und zwar mit einem eigenen Blick und Ausdruck. Ihr großes, gewichtiges Zigeunerantlitz, dem silberweiße Haarsträhnen sich voll um eine schöne Stirn schmiegten, trug den Ausdruck starren Staunens, angstvoller, entsetzlicher Spannung und die übermächtigen, geheimnißvollen Augen sprangen fieberwild hin und her, von ihm zu ihr, von ihr zu ihm. Was sah sie nur an den bescheidenen Menschenkindern, die böse Trude? Es war nämlich ein eigen Ding um diese Augen. Das waren nicht Augen irdischer Art: sie sahen die Dinge dieser Welt licht und scharf, aber dazu Alles, was hinter den Dingen lag, ihr Woher und Wohin. Das merkte man ihnen an. Sie sahen Gedanken in der Menschenbrust verschwiegener Tiefe und hinter den Gedanken die That, ganze Geschlechter von Thaten: und hinter Gedanken und Thaten der Thaten und Gedanken Segen und Fluch; sie sahen, wenn sie als Nachtmahrt in die dumpfen Schlafkammern schlüpfte und sich über die schwer athmenden Menschen beugte, tief im Hirn und Busen der Gequälten die Träume, die sich ballten aus Schuld und Reue; sie sahens, wenn in schmutzigen Nebelgewanden eine ihrer häßlichen Muhmen vom trüben Horizont heranschritt, eine Seuche, hinter ihr her eine Schattenprozession von Särgen und Leidtragenden; vorn Die in prächtigen Leichenwagen, deren schwarz verhüllte Rosse schnaubend schwarze Federbüsche auf den Köpfen schüttelten und zierlich die Hufe hoben und setzten nach den Klängen pomphafter Trauermusik; dahinten die Reihen Derer, die einen schmucklosen Tannenschrein auf müden Schultern eilig zum Kirchhof schleppten, wie man einen Raub birgt.

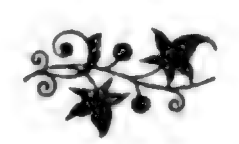
Und was sahen sie hier? Ein geheimes Leben, Werden und Wollen: wie einen schimmernden Kranz, wie die Feuer von Sankt Elms sahen die Wunderaugen Etwas um der Beiden Häupter geistern; weiter und lichter wurden die Aureolen, Funken sprangen daraus; und jetzt, jetzt dehnten sie sich, reckten sie sich, die Lichtkränze, bauschten sich auf, durchbrachen die Rundungen, strebten lichtathmend, schwellend einander entgegen, Funken flogen in knisterndem Austausch aus des einen Lebens Bannkreis in den des fremden. Der Jüngling riß den Hut vom Kopfe, trocknete sich den Schweiß von der Stirn; ein unruhiges, grund- und sinnloses Verlangen quälte ihn, die Fremde anzuschauen, — nur anzuschauen? Es kochte in seinen Adern, brauste in seinen Schläfen. Er ging mit aufgeregten Schritten ab und zu und murmelte, um nur Etwas zu sagen, halb zu ihr gewandt, und erschrak vor seiner fremden, heiseren Stimme: „Langweilige Geschichte, gelt?“ Sie antwortete nicht; ihr Gesicht war tiefer gesenkt, verschwand ganz im Schatten des breiten Hutes; so sah er nicht, daß sie, toten-

bleich, leidend, die Augen geschlossen hatte, die Lippen zusammenpreßte, wie um einen Schrei zu ersticken. Ein unerklärliches Schwächegefühl, Angstgefühl überwältigte sie; ihr Herz pochte, als wollte es ihre Brust zerschlagen. „Was ist mir nur? Nur nicht krank werden! Hier! Wo der Fremde mir helfen müßte!" Inzwischen ward es dämmriger. Der Regen rauschte fort. Nun aber sah die Trud in dem Dämmergrau mit entsetzten Augen sich Gestalten formen: sah, wie das Weib, das da in den Schatten geduckt saß, zag und scheu, sah, wie das selbe Weib in selbstvergessener Wonne zwei volle nackte Arme um den Hals jenes Mannes dort schlang, wie Mund an Mund, Brust an Busen sich preßten, lange, lange, wie Mann und Weib Seele in Seele tranken! Dann, — dann wankte, verschwamm dies Bild der Vereinigung; dem Dämmer entkeimte ein rosiges Kindergesicht, das Kind, gezeugt von diesem Mann, von diesem jungen Weibe geboren; es wechselte, wuchs, ward ein trotzig-schöner Knabenkopf, warf bald aus einer gebietenden, lichten Jünglingsstirn mit herrischem Ruck eine üppige Locke zurück... Die Alte zitterte, ihre Lippen lallten: „Halt ein!..." Aber das Haupt erhob sich königlicher, in seinen Augen flammten alle Gnaden des Himmels, alles Erkühnen der Menschenart, alle Wahrheit und aller Bekennermuth und alle Liebe. Tausenden wollte er Erlösung bringen, Trost und Frieden! Das Gesicht der Alten stierte weiß und verzerrt wie ein Haupt, das ein Henker vom blutigen Blocke hebt und der schaudernden Menge zeigt, mit glasigen Augen auf den gewaltigen Heilandskopf. Das scheue Mädchen athmete schwer, als wolle es sterben, der Jüngling lehnte sich taumelnd an einen der Holzpfeiler und schalt sich selbst keuchend: Gespensterscheuer Narr Du! Und Fäden, Fäden werdender Geschicke spannen sich herüber und hinüber, von ihm zu ihr, von ihr zu ihm. Die Alte sah sie flimmern und phosphorisch leuchten, in Funken knistern.

Da, mit einem Ruck, ließ der Regen nach. Noch einige schwere Tropfen hie und da; die Bäume schüttelten sich und athmeten auf; duftende Reinheit wehte kühl herein. Einen scheuen Blick halb über die Schulter werfend, linkisch den Hut lüftend, stürzte der Jüngling davon. Das Gesicht der Alten strahlte in breitem Grinsen. Das Mädchen wartete noch ein Weilchen; sein Schritt war bald verklungen. Dann hob ein tiefer, tiefer Seufzer ihren unschuldigen Busen, als athme sie sich die Last eines ganzen Lebensgeschickes, Mariengeschickes von der Seele. Sie faßte sich an die Stirn, schüttelte lächelnd den Kopf: Was wars nur? Was? Dann schürzte sie ihre Röcke sorgsam, ergriff den Feldblumenstrauß und schlug sich linkswärts in den Wald. Rechts war er gegangen.

Hinter ihr drein klang meckerndes Lachen: Wieder nichts! Wieder nichts! Alles bleibt hübsch beim Alten! Die große Mutter ist doch gar zu dumm und 'ne schlechte Wirthin! Schlaft hübsch weiter, Menschenwürmer, meine Raben fliegen noch lange, lange! Ui Jegerl: Das muß ich doch heute nachts den Schwestern am Kreuzweg erzählen!

Waidmannslust. Eberhard König



Bilderbücher.

Bilderbücher möchte ich zwei neue Bücher von Schultze-Naumburg nennen — Kulturarbeiten, Band I, Hausbau (Kunstwartverlag, München) und Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung (Diederichs, Leipzig) —, obwohl dieser Name in unserer Zeit nicht schmeichelhaft klingt. Es ist für den Charakter unserer Kultur sehr bezeichnend, welchen Sinn das Wort für uns angenommen hat: Bücher, mit denen man kleine Kinder unterhält, mit deren Hilfe man ihnen vielleicht auch allerlei Ideen und Vorstellungen beibringt, denen aber der Begriff des Kindischen, Spielerischen fest anhaftet. Ein Theil dieser Geringschätzung geht sogar auf die wissenschaftlichen Werke über, die mit Abbildungen „versehen“ sind. Oder wenn nicht auf das ganze Werk, so werden doch die Bilder in den weitaus meisten Fällen als eine unterhaltende Beigabe, als eine Art Eselsbrücke des Gedankens betrachtet. Die Thatsache, daß diese „Beigabe“ für gewisse Materien vollkommen unentbehrlich ist, ja, das zugestandene Prinzip, daß „Anschauung die Grundlage aller Erkenntniß sei“, ändert daran nichts. Den eigentlichen Wissensgehalt des Buches sucht man im Wort. Das ist natürlich und selbstverständlich, wenn es sich um Gebiete des Denkens handelt, die ganz und gar im Bereich des Sprachdenkens liegen, sehr merkwürdig aber auf dem Gebiet der Realwissenschaften, die den überwiegend größten Theil ihrer Erfahrungthatsachen auf dem Wege des Anschauungvermögens erhalten. Warum, zum Beispiel, halten wir die Wortbeschreibung eines Anatomiebuches: „Der Körper besteht aus diesen und jenen Theilen, seine Muskeln und Sehnen setzen hier und dort an, haben diesen und jenen Verlauf, die eine oder andere Wirkung“ für Uebermittelung eines Wissens, die entsprechende Zeichnung daneben aber für Beigabe, auf die sich die Wortbeschreibung zwar beziehen kann, die aber für sich allein bedeutunglos bliebe? Knochen, Muskeln, Sehnen, Gefäße u. s. w. sind in der Zeichnung durch ihr Aussehen deutlich getrennt, ehe diese Trennung durch das Wort angezeigt wird; über räumliche Lage, Form, Farbe und Gestaltung der Oberfläche macht das Bild Angaben, gegen die gehalten die Bezeichnungen durch das Wort schattenhafte Winke, nicht eindeutige Bestimmungen sind; selbst für die zeitlich sich vollziehende Entwickelung oder Wirkung einzelner Organe hat die bildliche Darstellung Ausdrucksmöglichkeiten. Die dem Wort allein zustehende Namengebung ist kein wesentliches Bestandtheil der Erkenntniß, sondern ein Hilfsmittel der Verständigung, das beim bildlichen Ausdruck völlig gegenstandlos wird. Wenn man eine Darstellung durch Worte als besonders vorzüglich bezeichnen will, so nennt man sie „anschaulich“. Ist Das die Abbildung nicht noch viel mehr?

Daran, daß der Thatsacheninhalt der Abbildung ein geringerer wäre

als der der Wortbeschreibung, kann der Unterschied in der Werthschätzung Beider also nicht liegen. Und doch ist er uns so selbstverständlich, daß wir kaum noch nach Ursache und Berechtigung fragen. Man verstehe mich recht: es giebt ja Fälle genug, wo wir die „Abbildung“ über den „Text“ eines illustrirten Werkes stellen, besonders, wenn der Text recht schlecht ist. Meist messen wir dann aber dem Bild einen besonderen „künstlerischen“ Werth bei, dessen Bedeutung wir als eine sehr strittige kennen, von dem wir nur zu wissen vermeinen, daß er nicht in der Uebermittelung von Kenntnissen bestehen darf. Für mich aber handelt es sich gerade um die Frage, inwieweit die zu einem Werke wissenschaftlichen Charakters gehörige Illustration parallel dem Wort, aber unabhängig von ihm, ein Wissen und Denken zu übermitteln vermag. Und bei dieser Frage eben treffe ich auf die allgemeine Annahme, daß das Denken erst da beginne, wo sich der Inhalt der Sinneswahrnehmung in Worte umsetzt, daß folglich eine Vermittelung des Denkens auch nur durch Worte vor sich gehen könne. Machen wir uns an dem vorhin gewählten Beispiel klar, worauf diese Annahme beruht. Wenn man statt der Abbildung eines anatomischen Werkes einem wirklichen anatomischen Präparat gegenübersteht, so besitzt man zweifellos dessen Anschauung in viel vollkommenerem Maße, als je eine Abbildung sie zu vermitteln vermag. Trotzdem wird das beschreibende Wort, sei es nun gesprochen, gedruckt oder nur gedacht, diese Anschauung erst „anschaulich“ machen, indem es zunächst die Gesammterscheinung in Theile zerlegt, einzeln benennt, diese wieder in Theile und so fort, dann diese Theile wieder zu zweien oder mehreren zusammenordnet und so schließlich ein systematisch aufgebautes, in sich gegliedertes Bild statt des einfachen Spiegelbildes auf der Netzhaut entstehen läßt. Zugleich setzen die dabei nothwendig angewandten Gattungbezeichnungen das Objekt und seine Theile in Zusammenhang mit anderen bereits vorhandenen Vorstellungkomplexen. Wenn also der Wirklichkeit gegenüber aus der Sinneswahrnehmung erst dadurch eine Erkenntniß wird, daß das Sprachdenken sich des Augenbildes bemächtigt: wie viel mehr wird Das der Abbildung gegenüber der Fall sein, die aus dem Gesammtbilde der Wirklichkeit doch nur einen kleinen Theil — und den unvollkommen — darstellt!

Allgemein gesprochen: das vom Auge aufgenommene Bild wird erst durch einen Akt bewußten Denkens zur faßbaren Vorstellung und diese bedarf zu ihrer Entwickelung und Mittheilung einer äußeren Form. Als solche fanden wir eben die Sprache.

Doch giebt es — und Das ist erstaunlich Wenigen bekannt — eine andere Form geordneten Apperzipirens, die ganz und gar im Gebiet der Anschauung bleibt und als solche mittheilbar ist: die bildliche Darstellung. Auch sie beginnt mit der Zerlegung der Erscheinung in ihre wesentlichen

Theile und dieser wieder in kleinere Theile und ordnet dann aus diesen Stücken ein neues, systematisch gegliedertes Ganze zusammen. Anders als auf diesem Wege ist ein Nachbilden der Wirklichkeit undenkbar. Und jeder der Bewußtseinsakte, der nothwendig war, um aus der Perzeption der Wirklichkeit Das zu machen, was der bewußte Wille durch Arbeit der Hand in bildlicher Nachahmung festzuhalten vermag, findet seine Ausprägung in dem so entstehenden Bilde: und zwar so, daß man alle diese Bewußtseinsakte einfach abzulesen vermag und also im Bilde eine schon apperzipirte Wirklichkeit in sich aufnimmt. Daß zum Apperzipiren des Bildes dann freilich noch einmal eine Denkthätigkeit nöthig ist, versteht sich von selbst. Sie entspricht ganz genau der, die nöthig ist, um aus dem Geräusch der gesprochenen Worte oder dem Flimmern gedruckter Buchstaben einen Sinn herauszuverstehen.

Die Erscheinung der Wirklichkeit ist in jedem kleinsten ihrer Theile unendlich. Die Darstellung durch Worte sowohl wie die durch das Bild löst aus dieser nie restlos zu erfassenden Unendlichkeit einen beschränkten Theil und führt diesen um so deutlicher, weil gesondert, dem Bewußtsein zu. Im einen Fall sehen wir darin Vermittelung einer Erkenntniß, im anderen Surrogat der Wirklichkeit, das um so viel weniger werth ist, wie es weniger enthält als diese? Das ist absurd. Wir müssen vielmehr erkennen, daß es nicht eine Unvollkommenheit der bildlichen Darstellung ist, wenn sie mit der Wirklichkeit nicht identisch ist, sondern daß sie, eben so wie eine Mittheilung durch Worte, das Resultat eines abwechselnd analytischen und synthetischen Denkvorganges darstellt. (Von diesem Punkt aus wird man übrigens begreifen, daß eine Kunst sich die genaue Darstellung der Wirklichkeit zum Ziel setzen kann, ohne daß deshalb die Identität mit der Wirklichkeit ihre Vollendung bedeutete.)

Wenn wir zur Zeit gewohnt sind, in dem Minus der Abbildung gegenüber der Wirklichkeit nur den Mangel zu erblicken und die Summe geistiger Thätigkeit zu verkennen, die gerade dieses Minus zu bestimmen hatte, so liegt Das freilich zum großen Theil auch daran, daß unsere Abbildungen schlecht sind, daß sie durch ein zufälliges Herauspflücken von Einzelheiten entstehen und die Möglichkeiten, einen geordneten Denkvorgang durch bildliche Darstellung sichtbar zu machen, nicht annähernd ausgenützt werden. Geschähe Das, so müßten wir neben der redenden Wissenschaft eine anschauliche besitzen, die jene ergänzte. Das Wort, das abstrakte Symbol des Dinges, das letzte, flüchtigste Destillationprodukt des unermüdlich ausscheidenden Denkvorganges, würde immer die ungeheure Beweglichkeit und Leichtigkeit im Heranholen der entferntesten, abgezogensten Vorstellungskomplexe, im Zusammenordnen unzählig vieler, in der Ueberwindung von Zeit und Raum voraus haben. Doch darf man nicht vergessen, daß auch das Bild eine unbekannte Erscheinung zunächst auf bekannte zurückzuführen und allgemeine

Zusammenfassungen aus einer Summe von Einzelfällen zu gestalten und mit diesen neuen Formeln zu arbeiten vermag. Und was ihm an Beweglichkeit abgeht, würde es durch eindeutige Evidenz der ihm zugängigen Schlußformen ersetzen. Die Ausdrucksformen für eine solche Anschauungwissenschaft zu finden, ist Sache der bildenden Kunst. Ich sage ausdrücklich nicht, daß sie selbst Kunst sei, weil wir unter Kunst Gefühlserregungen einer ganz bestimmten Art zu verstehen gewohnt sind, die wir zwar sehr wohl kennen, aber schwer zu umgrenzen vermögen. Wohl aber kann auch eine Anschauung allgemeiner, also nicht spezifisch künstlerischer Art gerade wie die künstlerische nur dann erzeugt werden, wenn ein innerlich geschautes Vorstellungbild mit den Darstellungmitteln, deren sich die bildende Kunst bedient, zur sichtbaren Erscheinung gebracht wird.

Wenn ich es also für den Charakter unserer Kultur bezeichnend nannte, daß das Wort „Bilderbuch“ einen so schlechten Klang bekommen hat, so meinte ich damit, daß in der That heute der größte Theil unseres Denkens im Bereich der Sprache vor sich geht und eben so die Festlegung und Vermittelung des Wissens die Form des Wortes wählt. Ich will nicht untersuchen, ob Das jemals anders war; sicher scheint mir, daß wir nothwendig einer Verschiebung bedürfen, die uns von der Alleinherrschaft des Wortes, des leeren Zeichens ohne sinnfälligen Zusammenhang mit dem Bezeichneten, befreit und unser Urtheilen und Wissen zum Theil in ein Gebiet überführt, wo der Gedanke mit der Sinneswahrnehmung unlöslich verbunden ist.

Als treffendes Beispiel einer solchen Gebietseroberung zu Gunsten des anschaulichen Denkens erscheinen mir die beiden Bücher von Schultze-Naumburg; deshalb nannte ich sie „Bilderbücher“. Ich will dazu bemerken, daß mir der Verfasser und die Ideen jener Bücher persönlich nah stehen. Wer glaubt, daß ich darum Beide in perspektivischer Vergrößerung erblicke, möge das Persönliche aus diesem Urtheil ausschalten und den einzelnen Fall als Exempel einer prinzipiell wichtigen Frage nehmen.

Die „Kulturarbeiten“, von denen der erste Band, „Hausbau“, erschienen ist, handeln von den Veränderungen, die der Mensch mit der Oberfläche der Erde vornimmt, insbesondere der Deutsche mit seiner Heimath, um aus ihr seine Wohnstätte zu schaffen: wie er Wälder schlägt, Berge abträgt, Flüsse lenkt und überbrückt, Felder und Gärten, Häuser, Dörfer, Städte an ihre Stelle setzt, Wege, Straßen, Bahnen und Leitungen aller Art zwischen diesen zieht und die Produkte des Landes zu seinem Nutzen verarbeitet. Wir nennen diese Thätigkeit heute „Verwüstung der Natur durch die Kultur“ und schauen ihrem leider unabwendlichen Fortschreiten mit Grauen zu, als wäre es ein langsamer Selbstmord der Menschheit. Muß es so sein und war es immer so? Ein Blick in die Vergangenheit, nicht weiter

als hundert Jahre zurück, zeigt, daß einst die Schöpfungen des Menschen denen der außermenschlichen Natur als Kinder gleichen Stammes ebenbürtig zur Seite standen. Wenn wir uns heute verzweifelt fragen, ob man auf einer Erde, die ganz und gar von Menschen zugerichtet und ausgebaut wäre, überhaupt noch existiren kann, so ist Das nicht etwa eine Folge der höheren Vollkommenheit, Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit unserer Einrichtungarbeiten im Haus der Natur, wie die meisten Menschen beruhig'en Gemüthes annehmen, sondern umgekehrt ihrer Geringwerthigkeit, der gedankenlosen, niedrig gemeinen Ausnützung des raschen Scheingewinns, des allgemein betriebenen Raubbaus, der Unfähigkeit, mit unseren mühsamen Arbeiten Das zu erreichen, was sie eigentlich bezwecken: unser Wohlbefinden

Das andere Buch, „Die Kultur des weiblichen Körpers", behandelt die Veränderungen, die der Mensch mit seinem Körper vornimmt, insbesondere die Frau, erstens, um ihn vor Kälte zu schützen, dann, um ihn zu schmücken und reizend zu machen; also die Kleidung. Auch hier zeigt sich ein feindlicher Widerstreit zwischen Kultur und Natur. Er scheint unlösbar und die meisten Menschen halten ihn für nothwendig. Ja, in diesem Falle sind sogar beinahe Alle darüber einig, das Zerstörungwerk der sogenannten Kultur für schön und seinen Fortschritt für durchaus erstrebenswerth zu halten. Im Wesentlichen handelt es sich um die Bildung der Taille durch das Korset und die Veränderung des Fußes durch den Stiefel. Dem direkten Schaden für die Gesundheit, der daraus entsteht, und dem indirekten für das Seelenleben des Menschen, der aus dem willenschwächenden Zwiespalt zwischen Zweckmäßigkeitbegriff und Schönheitbegriff wächst, kann nur gesteuert werden, wenn wir unsere Vorstellung von der Schönheit des weiblichen Körpers und von Dem, was zu seiner Veredelung und Pflege geschehen kann und muß, ganz von Neuem auf sicheren Grundlagen aufbauen.

Daß über solche Themata ein Künstler seine Meinung entwickelt und mit bildlicher Darstellung belegt, kann nicht Staunen erregen. Man würde darin ein ästhetisches Urtheil erblicken. Das aber würde für die beiden Bücher nur dann zutreffen, wenn man den Begriff des Wortes „ästhetisch" so sehr verschöbe, daß er mindestens mit dem heutigen Sprachgebrauch nicht mehr übereinstimmte. Nach der Stellung, die dies Wort heute einnimmt, kann man unter einem ästhetischen Urtheil kaum noch etwas Anderes verstehen als die direkte, möglichst unwillkürliche Lust- und Unlustreaktion auf die einfache Sinneswahrnehmung. Als Ansicht des ästhetischen Verhaltens Natur und Kunst gegenüber gilt uns der unmittelbare, in der Sinnesempfindung liegende Genuß: eine angenehme Erregung, über deren Berechtigung oder Werth keinerlei Diskussion möglich ist, da sie Selbstzweck ist. Die Fähigkeit, zwischen angenehmen und unangenehmen Sinneseindrücken zu unterscheiden, nennt

man auf allen Wahrnehmungsgebieten Geschmack. Im engeren Sinn verstehen wir unter Geschmack Sinneswahrnehmungen in der Nähe der Ernährungwerkzeuge, durch die wir nützliche Nahrung von schädlicher unterscheiden. Wir wissen, daß prinzipiell die Lustempfindung das dem Körper Zuträgliche, die Unlustempfindung das ihm Schädliche bezeichnet, daß aber aus dem Mißbrauch der Lustempfindung um ihrer selbst willen eine Umkehrung dieses Zweckmäßigkeitverhältnisses entstehen kann. Wenn wir das Wort Geschmack auf die Thätigkeit anderer Sinneswerkzeuge übertragen, so sollte man damit natürlich deren Fähigkeit bezeichnen, Nützliches vom Schädlichen zur Aufnahme und Verwerthung oder zur Zurückweisung und Abwehr zu unterscheiden. Sie sind ja Waffen des Körpers im Existenzkampf; das Aufsuchen der Nahrung und die Vermeidung der Gefahr sind ihre primitiven Funktionen; die scheinbar interesselose Erforschung der uns umgebenden Welt ergiebt sich aus ihnen als höheres Entwickelungstadium. Aber wie der „Geschmack" der Zunge und des Gaumens, so kann sich auch der „Geschmack" des Auges und des Ohres durch Mißbrauch der ihm eigenthümlichen Lustempfindung ins Gegentheil verkehren oder mindestens vollkommen von seinem Ziel verirren. Und ist es so, dann gelangt man zu dem Urtheil, daß Geschmack, den man zur besonderen Kennzeichnung seiner „Interesselosigkeit" noch ästhetischen Geschmack nennt, die Fähigkeit sei, zwischen angenehmen und unangenehmen Sinneseindrücken zu unterscheiden, den Genuß der angenehmen um ihrer selbst willen zu züchten. Was wir als guten und schlechten Geschmack so gemeinhin zu unterscheiden pflegen, stellt sich dann bei genauerer Betrachtung als eine frühere oder spätere Stufe in der nach dem Gesetz des Abwechselungbedürfnisses auf einander folgenden Reihe immer neuer Reize heraus. Ist Das richtig, dann muß der Kampf um den Geschmack nutzlos und unsinnig scheinen; so nennt ihn das alte Sprichwort.

Wenn wir also das Wort „ästhetisch" in diesem landläufigen Sinn nehmen, so wäre es durchaus unzutreffend, Schultze-Naumburgs Bücher als ästhetische Abhandlungen zu bezeichnen. Doch ergab sich uns vorhin bei der Ableitung des Begriffes „Geschmack", der in seinen verfeinerten Leistungen mit dem „ästhetischen Sinn" identisch ist, daß ihm ein Urtheil innewohnt über die, ganz allgemein gesagt, Zweckmäßigkeitbeziehung des Wahrgenommenen zum wahrnehmenden Subjekt. Wie nun, wenn sich beweisen ließe, daß dieses Geschmacksurtheil sich parallel mit dem Zweckmäßigkeitbegriff entwickeln läßt und ihm auch dort noch zu folgen vermag, wo dieser über den gemeinen Nutzen der einzelnen Person, und sei es ein noch so weitschauender, hinausgewachsen ist und sich als Lebensprinzip ganzer Völker oder einer ganzen Menschheit in ethischen Begriffen verkörpert? Dann wäre ein Streiten um den Geschmack nicht mehr unnütz und unnöthig, sondern vielmehr Kampf um die letzten menschlichen Werthe, die wir überhaupt zu fassen vermögen und um die wir kämpfen müssen, weil von unserm Geschmack unsere Existenz abhängt.

Im Grunde ist es das Postulat jedes unbefangen empfindenden Gemüthes, daß Schönheit und Vollkommenheit im praktischen oder ethischen Sinn nicht zusammenhanglose, oft einander widersprechende Eigenschaften sein sollen. Jeder erinnert sich wohl des Kummers, mit dem er die erste scheinbare Kluft zwischen Beiden wahrnahm. Wir würden es als eine Erlösung empfinden, wenn wir zu einer Einheit zurückkehren könnten.

Der intuitiven Erkenntniß dieser Einheit entspringen die Bücher von Schultze-Naumburg. Es sind Einzeluntersuchungen von Fällen, in denen angeblich die Nothwendigkeiten unseres Lebens, die praktischen oder ethischen Forderungen, in Widerspruch ständen mit Dem, was der „Geschmack“ unserer Augen sagt. Und immer löst sich der Widerspruch so, daß entweder unsere Augen zu verdorben waren, um die Schönheiten zu sehen, die den natürlichsten Nothwendigkeiten entwuchsen, oder daß, was wir für die höchsten und nöthigsten praktischen oder ethischen Forderungen hielten, schlechten und werthlosen Wünschen entsprang. Dieser Gedanke war in der Anschauung erfaßt. Und in der Anschauung ist er auch wiedergegeben. Die Methode, wie es geschieht, zu beobachten, ist doppelt interessant, weil beinahe ausschließlich mit Photographien gearbeitet wird. Diese stehen ja heute als authentische Wiedergaben der Wirklichkeit in einem viel höheren Ansehen als irgend eine durch Menschenhand hervorgebrachte Abbildung, und zwar gerade, weil man nicht nur die Menschenhand, sondern auch den Menschengeist von ihnen fern glaubt. In der That braucht man nur eine unserer zahlreichen mit Photographien illustrirten Zeitschriften aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, daß man vor Photographien stehen kann wie vor der Wirklichkeit: nämlich vor einem großen Kaleidoskop von Formen, aus dem Einzelnes herauszulesen und dem Vorstellungschatz als Bereicherung einzufügen eine sehr bedeutende Anstrengung erfordert, deren Viele offenbar nahezu unfähig sind, nämlich die Arbeit des wirklichen Apperzipirens. Es genügt nicht, Ansichten von unbekannten Ländern, Blitzbilder von welthistorischen Momenten, Portraits berühmter Leute, ja, Aufnahmen aus Regionen des Seins, die dem Auge unter gewöhnlichen Umständen gar nicht zugänglich sind, zusammenzuhäufen und die technische Vollkommenheit der Wiedergabe immer höher zu treiben. Gewiß vermag man auch daraus Bereicherung seines Anschauungdenkens zu gewinnen. Aber in ihnen liegt nicht die Vermittelung einer innerlich erfaßten und festkristallisirten Vorstellung, die als solche dem menschlichen Geiste denkbar ist. Daß die Erscheinung der Wirklichkeit Das einstweilen nicht ist, muß man sich immer wieder von Neuem klar machen, um die Bedeutung der bildlichen Festlegung anschaulicher Vorstellungen zu begreifen. Die Photographie aber ist zunächst nur insoweit faßbarer als die Wirklichkeit, als ihre Erscheinung aus drei Dimensionen zu zweien reduzirt und der Wechsel der Erscheinung nebst allen anderen Sinneswahrnehmungen außer denen des Auges ausgeschaltet ist.

Zu einer wirklichen Mittheilung von Vorstellungen gestaltet sie sich erst, wenn der Vorgang künstlerischer Thätigkeit über diese primitive Funktion hinaus weiterschreitet. Das Nächste ist die bewußte Auswahl eines Objektes aus vielen, in dem die „Idee" der Gattung zu besonders scharfem Ausdruck kommt — einer Ansicht und Beleuchtung, die diesen Ausdruck steigert —, die Ausscheidung aller zufällig (also nur durch ihre räumliche Nähe) mitsprechenden Nebenerscheinungen, die Begrenzung der Bildfläche, die den Blick auf das Wesentliche konzentrirt. So weit kann die Photographie den analytischen Sehvorgang, durch den aus der Erscheinung der Wirklichkeit die Vorstellung herausgelöst wird, mitmachen. Die mit der Hand ausgeführte bildliche Wiedergabe geht hier nun noch weiter mit der Herausschälung des für den besonderen Zweck Wesentlichen, im Extrem bis zu der schematischen Demonstration, die etwa einen menschlichen Körper durch drei Striche ersetzt, um das statische Prinzip der aufrechten Haltung zu zeigen. Dem photographischen Bilde sind weit eher schon Grenzen gesetzt. Wie weit aber auch die ihr gewährten Mittel ausreichen, faßbare Vorstellung zu verkörpern, zeigen Schultze-Naumburgs Bücher.

Die so erhaltenen Bruchtheile ordnen sich dann wieder zusammen, um den Denkvorgang im Gebiet des Sichtbaren synthetisch weiterzuführen: zwei widersprechende stehen einander als Antithese gegenüber; zwei selbstverständliche und bekannte führen zu einer dritten neuen als nothwendiger Schlußfolgerung; viele Einzelbeispiele, den Gattungen entsprechend, deduziren ein allgemeines Gesetz; Ketten zeitlicher Entwickelung erklären das endlich Gewordene. Auch dem synthetischen Denkvorgang sind im Bereich des photographischen Bildes engere Grenzen gezogen, als es bei dem mit der Hand hergestellten Bilde der Fall sein würde. Dafür bleibt es auch stets kontrolirbares, weil mechanisches Spiegelbild einer Jedem zugänglichen Wirklichkeit. Das ist wichtig, wo es sich darum handelt, die Stellung künstlerischer Ideen gerade der Wirklichkeit, der Welt der praktischen und ethischen Forderungen gegenüber festzulegen.

Wir glauben, das Verhältniß von Bild und Wort in „Illustration" und „dekorativem Buchschmuck" zu erschöpfen. In diesen Büchern aber gestalten sich Beide zu einander wie die Zeichnung einer geometrischen Figur zu dem Satz, der deren räumliche Gesetzmäßigkeit in Worte faßt: das Eine ist die Versinnlichung, das Andere die abstrakte Formulirung der selben Vorstellung. Wie wichtig die hier angestrebte sinnfällige Darstellung praktischer und ethischer Forderungen für uns sein wird, können wir noch gar nicht ganz übersehen. Hätten wir mehr „Bilderbücher" statt der vielen, vielen Lesebücher, dann kehrte vielleicht etwas mehr Klarheit in die Verwirrung zurück, in der jetzt all die Begriffe verschwinden, die unser Leben leiten sollten.

Ludwig Bartning.

Selbstanzeigen.

Veröffentlichung der geheimen kriegsgerichtlichen Akten im Fall Luthmer. Univers.-Buchhandlung von Hörning, Heidelberg. **Der Reinertrag ist für die Blinden des Reichslandes bestimmt.**

Bekanntlich haben wir uns schon lange daran gewöhnen müssen, die Ehre der Offiziere für etwas Besonderes zu halten. Der gewöhnliche Bürger hat zum Schutz seiner Ehre nur das Strafgesetzbuch, der Offizier, auch der mit Uniform verabschiedete, noch die Verordnungen über die Ehrengerichte der Offiziere, die nicht nur dazu dienen sollen, die Ehre des Einzelnen zu wahren, sondern auch, den ganzen Stand von räudigen Elementen rein zu halten. Das ist die Theorie; und die Praxis? Auch der Bürger wird manchmal in die Lage kommen, von dem ihm zur Seite stehenden Schutzmittel keinen Gebrauch zu machen, nämlich, wenn die ihm zugefügte Beleidigung auf Wahrheit beruht und eine Klage beim Gericht nur dazu dienen könnte, eine Bestätigung dieser Wahrheit zu erhalten. In solchen Fällen bleibt nichts Anderes übrig, als die vermeintliche Beleidigung einzustecken, und die Erfahrung lehrt, daß von solchen würdigen Personen Exemplare herumlaufen, die selbst die gigantischsten Dickhäuter der Zoologie in den Schatten stellen. Ein solcher Zustand ist beim Militär natürlich unmöglich, weil der ganze Stand über die Ehre des Einzelnen wacht. Da aber Deutschland immer größer wird und der Einzelne unter der Masse verschwindet, so ist es begreiflich, daß auch einmal eine Ausnahme zu verzeichnen ist. Ueber dieses Kapitel der Offiziersehre ist schon recht viel geschrieben worden, leider zumeist von Denen, die Grund hatten, ihre im bunten Rock verlorene Ehre in der Oeffentlichkeit wieder zu suchen. Eine Ausnahme von dieser Literaturspezies macht meine kleine Schrift. Es handelt sich in ihr ganz und gar nicht darum, meine angegriffene Ehre vor der Oeffentlichkeit in ein beschönigendes Licht zu stellen; denn ich bin bis auf den heutigen Tag weder kriegs- noch ehrengerichtlich bestraft noch von einem dieser Gerichte auch nur zur Verantwortung gezogen worden; es handelt sich vielmehr darum, die Ehre Anderer in das rechte Licht zu stellen und dabei zu zeigen, welcher Werth den bestehenden Verordnungen über die Ehrengerichte der Offiziere beizumessen ist.

Ich war im August 1893 Batteriechef im Feldartillerieregiment 31 in Hagenau im Elsaß. Ein zu meiner Batterie eingezogener Reserveoffizier zeigte eine solche Unfähigkeit im Dienst, daß ich meinem Regimentskommandeur, acht Tage vor Beginn des Manövers, eingehende Meldung erstattete und hinzufügte, ich hätte die Ueberzeugung, dieser Reserveoffizier werde im Falle eines Krieges die Kanonen auf die eigenen Truppen richten. Der Regimentskommandeur gab dieser Meldung keine Folge. Drei Wochen später wurde ich durch die grobe Fahrlässigkeit dieses selben Reserveoffiziers im Manöver von einem Kanonenschuß ins Gesicht getroffen; durch diesen Schuß erblindete ich sofort und für immer auf beiden Augen. Dieses Vorkommniß hinderte den Regimentskommandeur nicht, dem Reserveoffizier fünf Tage später ein glänzendes Dienstzeugniß auszustellen, dessen Inhalt mir natürlich verheimlicht wurde. Ein von mir gestellter Strafantrag gegen den Regimentskommandeur wegen wissentlich falscher Berichterstattung wurde, unter Berufung auf die geheimen kriegsgericht-

lichen Akten gegen den Urheber meiner Erblindung, abgelehnt. Gegen den Reserveoffizier war die kriegsgerichtliche Untersuchung eingeleitet worden, aber zunächst wurden nur solche Zeugen vernommen, die von dem Thatbestand gar nichts gesehen hatten. Erst später setzte ich die Vernehmung von Zeugen durch, die den Vorgang meiner Verletzung genau gesehen hatten. Diese Belastungzeugen wurden in ihrer Bedeutung wesentlich beeinträchtigt durch ein von dem Inspekteur der Feldartillerie ausgestelltes artilleristisches Gutachten, so daß der Angeschuldigte mit einer geringen Freiheitstrafe davon kam, die noch durch die Gnade des Kaisers in ihrer Dauer um ein Drittel gekürzt wurde. Während der kriegsgerichtlichen Untersuchung gegen den Angeschuldigten wurde mir von ihm eine schwere Beleidigung zugefügt, die mich trotz meiner völligen Erblindung zwang, der Standesehre zu genügen und meinem Gegner eine Pistolenforderung zuzuschicken, nachdem meine Anfrage über dessen Satisfaktionfähigkeit von allen Instanzen bis zum Kaiser hinauf bejaht worden war. Meine Herausforderung wurde glatt abgelehnt, was für meinen Gegner die bekannten Folgen nach sich zog. Mein Kartellträger, der den schriftlichen Antrag zur Forderung nachweislich durchaus wahrheitgemäß begründet hatte und der in denkbar edelster Weise die Pistolenforderung von seinem erblindeten ehemaligen Vorgesetzten auf sich ziehen wollte, wurde von dem Gerichtsherrn des Reserveoffiziers zur ehrengerichtlichen Verantwortung gezogen und erhielt eine Verwarnung.

Das Alles ist mit Anführung der Namen aller Betheiligten und mit wörtlicher Wiedergabe aller einschlägigen Dokumente vor fünf Jahren von mir veröffentlicht worden in einer Brochure: „Die Geschichte meiner Erblindung.“ Nach ihrem Erscheinen verschwand der erwähnte Gerichtsherr aus der Armee. Die Brochure wurde im Reichstag zweimal besprochen. Die Regirung erwiderte den Interpellanten, in meiner Angelegenheit sei durchaus korrekt verfahren worden, und der noch jetzt amtirende Kriegsminister erklärte, daß ihn nur meine Erblindung von einer Strafverfolgung abgehalten habe. Es war mir nicht gelungen, Kenntniß von den geheimen kriegsgerichtlichen Akten zu erhalten. Doch giebt es noch andere Mittel und von ihnen machte ich nun Gebrauch. Ich zog meine ganze Angelegenheit vor das bürgerliche Gericht; die Akten wurden als Beweismaterial zugezogen und so lernte ich sie kennen. Sie zeigten mir, was unter der Herrschaft der Rechtsprechung hinter verschlossenen Thüren möglich war. Das den Mittelpunkt bildende artilleristische Gutachten erwies sich als falsch, und da das Erkenntniß unmittelbar auf dieses Gutachten gegründet ist, so sind auch Urtheil und Erkenntniß ungesetzlich. Die mir ertheilte Auskunft über Verweigerung einer Strafverfolgung gegen meinen früheren Regimentskommandeur erwies sich als unrichtig. Die mir während der Untersuchung zugefügte Beleidigung rührte nicht von dem Angeschuldigten, sondern von dem Gerichtsherrn her.

Nun ließ ich die hier angezeigte Schrift erscheinen. Die durchaus sachlich geschriebene Brochure bringt in allen Punkten die Beweise für die in der früheren aufgestellten Behauptungen und gestaltet sich so zu einer schweren Anklage gegen das System der geheimen Gerichte und gegen eine Anzahl sehr hochstehender Personen. Unter diesen Umständen war es nicht auffallend, daß der größte Theil unserer Presse die Brochure totschwieg oder aber deren eigentlichen Zweck verschwieg. Im Februar kam die neue Brochure im Reichstag zur Sprache.

Der Kriegsminister sagte, er habe sie gelesen, sie habe für den Reichstag aber kein Interesse. Zum Schutz der schwer beschuldigten Personen sagte er nicht ein einziges Wort. Eben so unterließ er, seine eigenen, von mir früher als falsch bezeichneten Angaben auch nur irgendwie zu vertheidigen. Alle Betheiligten sind von mir persönlich von dem Erscheinen der Schrift in Kenntniß gesetzt worden. Wie zu erwarten war, verklagt mich natürlich kein Mensch; und da auch meine Erblindung nicht mehr als Vorwand dienen kann, so wird die Sache einfach totgeschwiegen. Wo aber bleibt der Ehrenkodex der Offiziere? Jeder, der meine Brochure unparteiisch liest, wird zu der Ueberzeugung kommen, daß von allen erwähnten Offizieren kein einziger so edel gehandelt hat wie mein Kartellträger; aber all meine Versuche, die ehrengerichtliche Verwarnung dieses Kameraden auf Grund der bestehenden Verordnungen aus seinen Personalpapieren streichen zu lassen, sind gescheitert. Darf eine kaiserliche Entscheidung nicht auf ihre Richtigkeit geprüft werden? Unsere Gesetze geben mir leider nicht die Möglichkeit, einzelne der schwer beschuldigten Herren vor das Forum der bürgerlichen Gerichte zu ziehen; ich muß mich also auf die öffentliche Anklage beschränken.

Wie schon oft, so hat auch in diesem Fall der Reichstag in Rechtsfragen vollständig versagt. Inzwischen aber hat sich der Deutsche Rechtsbund meiner Sache angenommen. Der Wortführer dieses Vereins, Professor Lehmann-Hohenberg in Kiel, hat im „Volksanwalt", ein „Offenes Schreiben" an den Reichskanzler gerichtet. Das Thema dieses Artikels, die allgemeine Rechtsnoth und speziell meinen Fall, hat er auch in einer öffentlichen Versammlung (in Hamburg am achtzehnten März) vor zahlreichen Hörern besprochen. Die vom Professor Lehmann geschriebenen und gesprochenen Worte gehen in ihrer rückhaltlosen Kritik des gegen mich begangenen Unrechtes so weit, daß ich, trotz allen bisherigen Erfahrungen, kaum zu glauben vermag, die Angegriffenen, besonders der Kriegsminister von Goßler, könnten diese schweren Vorwürfe schweigend hinnehmen. Schweigen sie wider alles Erwarten dennoch, — dann wird sich kein Deutscher der Beredsamkeit solchen Schweigens verschließen können.

Hagenau in Elsaß. Konrad Luthmer.

❦

Gedanken über Tolstoi. Hermann Seemann Nachfolger. Preis 2 Mark.

Gedanken sind es: Gedanken zwischen Nacht und Tag! Beim frühen Grauen weckte mich Etwas, das sich denken mußte, das mich nicht mehr schlafen ließ. Und abends fand ich keine Ruhe. Auch Spazirgangsgedanken sind darunter, die sich abrollten, — ohne mein Zuthun. Beide stimmen in Einem überein: sie kamen zu mir, nicht ich zu ihnen. Sie nahmen mich als Durchgangspunkt, als Medium, um zur Erscheinung zu gelangen; so erklärt sich das scheinbar Zerfließende, Zusammenhanglose, das „Unterwegs". Was ich will, ist ein Erklären, ein Nahebringen, schließlich, im Grunde, nur ein Nachschaffen und ein Zeugniß, daß auch dieser Mensch — eben so wie ich — Theil eines Ganzen ist, ein Theil von mir, von Dir, wie ich von ihm, von Dir. Das zu erreichen, giebt es tausend Mittel und es sind unter millionen Möglichkeiten vielleicht erst hundert versucht. Hier beginnt die Kunst, die schwere Kunst der Kritik — wenn wir aus Nützlichkeitgründen diese Bezeichnung beibehalten wollen —, die Wenige begriffen haben. Da heißt es nur immer: Bis hierhin hat er recht; hier beginnt

das Unrecht. Mich selbst beherrscht das Gefühl, auf ein weites, mir unbekanntes, bis dahin unvertrautes Meer hinausgesegelt zu sein. Nun treiben mich die Winde; wohin? Die Augen heißt es offen halten und wachen und horchen. Zuweilen ist es, als schimmerte Etwas ganz in der Ferne. Ist es nur der Traum erregter Sinne? Der Seefahrersinne, die so kühn sind, daß sie sich gern eine Zeit lang täuschen lassen? Oder ist es die Küste, die langersehnte? Noch nie bin ich in dieser Richtung gesteuert. Alles erscheint mir neu; es dehnt sich die beengte Brust; ich begrüße Alles mit junger Liebe. Hier wehen andere Winde. Hier scheint eine andere Sonne. Wild und doch besonnen braust das Blut ... Diese Fragmente aus dem Prolog werden von dem Charakter des Buches ungefähr einen Begriff geben.

München. Ernst Schur.

❦

Henrik Ibsen. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig und der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien. 1902.

Im Anhang zu meinem Buch über Ibsen habe ich eine Bibliographie veröffentlicht; da sind 64 Werke aufgezählt, die über Ibsen handeln. Und trotzdem fand ich den Muth, noch ein Buch über ihn zu schreiben. Ich habe versucht, dem Stoff eine neue Seite abzugewinnen und an einem Beispiel zu zeigen, wie ich mir biographische Kunst denke. Ich schrieb eine psychologische Biographie. Zweck und Ziel meiner Aufgabe war, zu zeigen, wie in Ibsen das Bild der Welt sich gestaltete, wie seine Empfindungen den Menschen gegenüber wuchsen und sich bildeten. Ich bemühte mich, die Entwickelung seiner Seele aus den Umständen seines Lebens, aus dem Boden, dem er entsprossen, dem Milieu, in dem er lebte, zu erklären. Er wurde, der er war, weil er so werden mußte. Um einen Satz von ihm auf ihn selbst anzuwenden: all sein dichterisches Wollen war ein Wollenmüssen. Indem ich aber den Werdegang eines so hervorragenden Geistes schilderte, mußte ich auch die Ideen schildern, die um die Jahrhundertwende in Europa um die Herrschaft stritten. Freilich war der mir zugewiesene Raum zu beschränkt, um diesem Thema gerecht zu werden. Auf breiterer Basis möchte ich einmal zeigen, wie die Biographie eines großen Menschen zum Spiegel seiner Zeit werden kann, werden muß. Der Jubiläumsausgabe seiner sämmtlichen Werke setzte Ibsen die Worte voran: „Nur durch die Auffassung und Aneignung meiner sämmtlichen Produktionen als eines zusammenhängenden, ununterbrochenen Ganzen wird man den beabsichtigten, zutreffenden Eindruck empfangen." Ich habe diese Absicht Ibsens erfüllt. Ich habe versucht, sein ganzes Lebenswerk thatsächlich als ein zusammenhängendes Ganze darzustellen und dem Leser verständlich zu machen. Erst bei solcher Arbeit lernt man Ibsen wahrhaft lieben und bewundern. Man staunt über den Kolossalbau, den er aufgeführt, wo Stein sich an Stein fügt und wo das letzte Wort, das er geschrieben, die nothwendige Konsequenz seines ersten ist. Ich wollte keinen Kommentar zu Ibsens Werken liefern, sondern nur Das, was der Dichter sagen wollte, in helles Licht setzen. Das Glück war meiner Arbeit günstig; ich durfte eine Menge bisher unbekannten, unveröffentlichten Materials benutzen, so zahlreiche Briefe Ibsens an seine Freunde. Auch die Illustrationen bieten manches Neue.

Wien. Dr. Rudolf Lothar.

❦

Exportwirthschaft.

Der Ozeantrust, dessen Bedeutung ich im vorigen Heft abzuschätzen versuchte, beschäftigt natürlich noch immer die Gemüther. Wenn man von den Börsenspielern absieht, die jetzt vor allen Dingen erfahren möchten, ob in den Direktorenbureaux der Deutschen Bank die flaue Stimmung schon wieder einer zuversichtlicheren gewichen ist, so sind an der Erörterung dieser Frage recht viele Menschen interessirt, nicht nur Kaufleute und Volkswirthe, sondern auch Politiker. Denn von hier aus können die Grundprobleme der allgemeinen Wirthschaftpolitik betrachtet und erwogen werden. Herr Harden hat in seiner Anmerkung zu meinem letzten Artikel schon aus dem raschen Wachsen der amerikanischen Gefahr, die gerade der Dampfschifftrust wieder in ihrer ganzen Bedrohlichkeit erkennen ließ, den Schluß gezogen, es sei unklug, die Wirthschaft erwachsender Völker mit voller Wucht auf den Waarenexport zu stellen. Ich möchte diese Bemerkung nicht ganz ohne Erwiderung vorübergehen lassen. Nicht etwa, weil ich meine, gegen das Wort eines Einzelnen, der andere Ansichten hat als ich, sofort polemisiren zu müssen. Das ist leider bei uns in Deutschland nicht nöthig; denn das Glaubensbekenntniß einer Persönlichkeit wird zwar gelesen, aber selten beherzigt. Anders ist es jedoch, wenn ein solcher Gedankengang einer ganzen Gruppe von Interessenten so bequem ist, daß er zur Parteimeinung führen kann. Die muß bekämpft werden. Gerade die heutige Wirthschaftlage Deutschlands kann leicht zur Aufnahme des Satzes verführen, daß es nicht klug war, „die Wirthschaft erwachsender Völker mit voller Wucht auf den Waarenexport zu stellen."

Die Fassung dieses Satzes kann in unklaren Köpfen die Vorstellung wecken, die wirthschaftliche Entwickelung Deutschlands sei aus ihren von der Natur gewiesenen Gleisen herausgerissen und auf den ins Verderben führenden Schienenweg des Waarenexportes gestellt worden. So aber darf man die Sache wirklich nicht auffassen. Der Waarenexport ist etwas mit Naturnothwendigkeit Gewordenes. Man muß, um seinen wahren Charakter zu erkennen, sich nur von der beschränkten liberalen Anschauung frei machen, nach der die augenblickliche Art der Waarenproduktion uns aller Weisheit letzten Schluß bietet. Auch die Gegner der sozialistischen Gesellschaftstheorie müssen heute zugeben, daß in der Kritik der kapitalistischen Produktionmethode der Marxismus Unübertroffenes geleistet hat und allein leisten konnte, weil er die Dinge im Fluß sieht, weil er von der alten deskriptiven, von der dogmatischen Volkswirthschaftlehre zur Würdigung wirthschaftgeschichtlicher Werdeprozesse vorgedrungen ist. Das Wesen der kapitalistischen Waarenproduktion ist anarchisch. Während im Urzustand und noch weit darüber hinaus der Konsument der die Produktion bestimmende Faktor war, ist die Waarenproduktion unter der Herrschaft des Kapitalismus zum Selbstzweck geworden. Der Produzent fabrizirt wild drauf los; er fragt nicht nach der Konsumfähigkeit, die er gar nicht zu schätzen vermag, sondern sieht nur in der eigenen Produktivkraft die Grenze. Die Entwickelung vom Handwerker, der auf Bestellung arbeitet, zum Fabrikanten bezeichnet diesen Weg. Im Wesen aller kapitalistischen Gewerbe liegt es, daß die Hilfsgewerbe ihre eigentlichen Zwecke vergessen und aus der dienenden zur herrschenden Stellung empordrängen. So hat der Handel, der einst nur der Fuhrknecht der Güterproduktion war, sich

emanzipirt und geht seine eigenen Wege, die oft der Produktion geradezu schädlich sind. Je mehr nun die Produktivkräfte wachsen, um so nothwendiger wird es natürlich, fremde Absatzmärkte aufzusuchen; und so ist die Exportwirthschaft — damit meine ich nicht den Export von Gütern, die anderswo nicht oder nur viel theurer herzustellen sind — ein echtes Kind der kapitalistischen Produktion.

Diese Exportwirthschaft bringt viele arge Uebelstände mit sich und hat sogar für die Politik wichtige Folgen. Um dem Export den berühmten Platz an der Sonne zu sichern, wurde Kiautschou nebst Umgegend gepachtet, und um den Platz an der Sonne zu schützen, wurden und werden neue Kriegsschiffe gebaut. Ein nicht zu unterschätzendes Moment ist, daß für den Exporteur der Weltmarkt viel größere Bedeutung hat als das Inland, das ihm nicht annähernd solche Waarenmengen abnimmt. Auf dem Weltmarkt muß er billig liefern können, wenn es nicht anders geht, sogar mit Verlust, und dieser Verlust muß ausgeglichen werden. Das ist entweder durch hohe Industriezölle in Verbindung mit Kartellen, die die Preise hoch halten, zu bewirken oder durch Bestellungen aus den Mitteln der Steuerzahler. Nicht die Firmen Krupp und Stumm nur, sondern noch sehr viele andere sind so an der Vermehrung unserer Wehrmacht zu Wasser und zu Lande interessirt. Das sind Folgen der Exportpolitik, die selbst von meinen sozialdemokratischen Freunden noch zu wenig als solche gewürdigt werden. Aber auch sozialpolitische Folgen sind sichtbar. So lange der Fabrikant auf die Konsumkraft des inländischen Marktes angewiesen ist, muß er einsehen, daß die Arbeiterkoalitionen zur Hebung des Lohnniveaus auch ihm Nutzen bringen; denn was er seinen tausend Arbeitern mehr zahlen muß, verdient er doppelt und dreifach an der Masse der Arbeiter, die bei höherem Lohn seine Produkte kaufen können. Wird aber für den Weltmarkt produzirt, so spielt der inländische Arbeiter als Konsument keine Hauptrolle mehr und sein Lohn wird nur noch durch die Rücksicht auf möglichst geringe Produktionkosten bestimmt. Diese Kosten müssen herabgedrückt werden, damit der Fabrikant auf dem Weltmarkt billige Preise fordern kann. Das erklärt auch, weshalb gerade die Exportindustrie und an ihrer Spitze der Centralverband Deutscher Industrieller im Kampf gegen das Recht der Arbeiterkoalition in der vordersten Reihe steht. Der Lohn aber ist um so tiefer herabzudrücken, je billiger die Ernährung der Arbeiter ist. Daher die völlige Verständnißlosigkeit, die der Exporteur den Agrarproblemen entgegenbringt. Dieser Zusammenhang der Dinge wird heutzutage durch die Thatsache verdeckt, daß Industrie- und Agrarschutzzöllner Hand in Hand gehen. Dazu aber treibt sie nicht etwa eine gemeinsame Ueberzeugung, sondern das Gebot der Taktik. Die Industriellen kennen die Stärke der einzelnen Machtfaktoren und wissen, daß sie im preußischen Deutschland nur im Bunde mit den Landjunkern ihre Forderungen im Parlament durchsetzen können. Die konservative Partei fühlt sich in der Rolle einer Schützerin der Exportindustrie freilich nicht sehr behaglich; und in den Kämpfen um den Zolltarif hat man ja die Grenze gesehen, bis zu der die beiden Heerhaufen vereint maschiren können.

Wenn die überwiegende Mehrheit der deutschen Arbeiter sich heute gegen eine künstliche Erhöhung der Getreidepreise erklärt, so sind die Motive, die sie leiten, völlig verschieden von denen der Bourgeoisie, die selbst haben möchte was sie den Junkern verwehrt.

Ich verkenne also die Schäden der Exportindustrie nicht; aber es ist nicht leicht, ihnen abzuhelfen, wenn man nicht das Kind mit dem Bad ausschütten will. Wer, wie die Mittelstandspolitiker, den Kapitalismus rückwärts revidiren möchte und in mittelalterlich gebundenen Wirthschaftformen ein Allheilmittel sieht, Der verkennt die Gesetze der ökonomischen Entwickelung und kümmert sich nicht um die Frage, was beim Sinken unserer Exportziffern aus dem Arbeiterheer werden soll, das heute in der Großindustrie Beschäftigung findet. Wir Sozialisten haben erkannt, daß der Exportindustrialismus nur eine Phase der großkapitalistischen Entwickelung ist und daß der Großkapitalismus nur durch eine modernere Ordnung der Produktion überwunden werden kann. Das Argument der Agrarier, die Konsumkraft des inländischen Marktes müsse gehoben werden, erkennen auch wir an; aber ihre Mittel gefallen uns nicht. Die von ihnen so hoch gepriesenen Getreidezölle sind schon deshalb zu verwerfen, weil sie nur einigen Großen Hilfe bringen. Will man die Konsumkraft der Landwirthschaft stärken, so muß man Bauern züchten, aber nicht Bauern mit individualistischen Querköpfen, sondern moderne Genossenschaftbauern, die in unsere Zeit hineinpassen. Das geht ohne Getreidezölle besser als mit Zöllen, die, statt sie zu fördern, die Entwickelung nur hemmen. Das weitaus Wichtigere aber ist die Stärkung der Konsumkraft der Arbeiterklasse. Starke Gewerkschaften mit hohen Lohnansprüchen, Konsumgenossenschaften: solche Mittel liegen auf dem Weg der Entwickelung und können zu einer vernünftigen Sozialisirung der Gesellschaft führen. Werden sie angewandt, dann hat die Industrie Aussicht, auf dem heimischen Markt Ersatz für den Weltmarkt zu finden. Wenn sie, statt früh sich kommenden Wirthschaftformen anzupassen, im hastigen Wettlauf mit anderen kapitalistischen Völkern einem Phantom nachjagt, dann wird sie sich bald die Schwindsucht holen.

Plutus.

Notizbuch.

Die früheren Unteroffiziere Marten und Hickel, die beschuldigt waren, ihren Vorgesetzten, den Rittmeister von Krosigk, getötet zu haben, sind in Gumbinnen vom Oberkriegsgericht freigesprochen worden. Sie hatten schon einmal vor dem Oberkriegsgericht gestanden, dessen — Marten des Mordes schuldig sprechendes — Urtheil vom Reichsmilitärgericht aufgehoben wurde, weil die Berufunginstanz nicht nach der Vorschrift besetzt gewesen war. Jetzt saßen die selben beiden Juristen, die an dem vorigen Urtheil mitgewirkt hatten, wieder im Gerichtshof, der selbe Oberkriegsgerichtsrath Meyer vertrat die Anklagebehörde, die öffentliche Hauptverhandlung ergab kein den Beschuldigten günstiges neues Moment, — und dennoch ist der vor acht Monaten zum Tode verurtheilte Dragoner nun freigesprochen. Da sieht man doch, las Mancher in seinem Blättchen, wie ungerecht das vorige Urtheil war, das nur durch den namentlich die höheren Kommandostellen beherrschenden Wunsch erklärt werden konnte, im Interesse der Mannszucht den Mord nicht unentdeckt, ungesühnt zu lassen. So aber liegen die Dinge nicht. Auch diesmal hat das Gericht

im Urtheil ausgesprochen, der Angeklagte Marten sei der That „dringend verdächtig“, sei als „fast überführt“ zu betrachten; nur genüge das Beweismaterial nicht zu einer Verurtheilung. Das ist Sache persönlichster Auffassung; die Richter, die nach modernem Recht nicht die Ueberführung durch den Augenschein zu fordern, sondern in freier Beweiswürdigung nach dem Inbegriff der mündlichen Verhandlung zu urtheilen haben, konnten auf genau das selbe Beweismaterial einen Schuldspruch bauen. Marten hatte, als Soldat und als Sohn, Grund, den Rittmeister zu hassen. Er war oft von ihm schlecht behandelt und am Tage des Mordes vor der Schwadron gedemüthigt worden. Der Dragoner Skopeck hatte an der Bandenthür einen Mann mit Unteroffiziersmütze und Mantel gesehen und der Unteroffizier Marten war, nach unerschütterten Zeugnissen, mit Mütze und Mantel kurz vor der That durch den Theil des Korridors gegangen, wo morgens der nachmittags vom Mörder benutzte Karabiner gestanden hatte. Marten hat sich nach dem Mord auffällig benommen, sich, trotzdem der Vorgang ihm schon von zwei Dragonern berichtet worden war, gestellt, als wisse er nichts davon, den Vorgesetzten, der die diensthabenden Unteroffiziere aussonderte, dreimal zu täuschen versucht, sein Alibi für die wichtigsten Minuten auch mit der Hilfe seiner Eltern nicht nachzuweisen vermocht, einander widersprechende und als falsch erwiesene Angaben gemacht und sich dem Strafverfahren durch die Flucht entzogen, die er nur aufgab, weil seine Hoffnung, unterwegs Geld und Civilkleider zu bekommen, sich nicht erfüllte. Auf solchem und auf noch viel dünnerem Indiziengrund werden von bürgerlichen Gerichten beinahe täglich Menschen reif für Beil und Zuchthaus gefunden. Ist Ziethen der Mord, Koschemann das Attentat, Levy der Meineid, Sternberg der beischlafähnliche Verkehr mit der kleinen Woyda nachgewiesen worden? Wahrscheinlich hat den drei Kriminalisten auch diesmal, wie im August schon, der Indizienbeweis zum Schuldspruch genügt, ist die Freisprechung den militärischen Richtern zu danken. Im Leben des Offiziers, der ja nicht das bezahlte Alltagsgeschäft treibt, Menschen zu richten, ist die Stunde, die ihm souveraine Gewalt über Leben, Ehre und Freiheit eines vom Weibe Geborenen giebt, ein Ereigniß; und es ist nur natürlich, daß er die Wucht der auf ihm lastenden Verantwortung tiefer empfindet als ein geplagter Landgerichtsrath, der elf Monate im Jahr judizirt. Der Prozeßstoff ist am einunddreißigsten August hier geprüft worden: und zu dem Ergebniß, das damals von Vielen getadelt wurde, ist nun auch der zweite Gerichtshof der Berufunginstanz gelangt: schwere Belastung des Hauptangeklagten, aber keine zur Verurtheilung ausreichende Gewißheit. Das diesem Gerichtshof und besonders dem Vorsitzenden, dem Oberstlieutenant Herhuth von Rohden, in der Presse reichlich gespendete Lob ist durchaus verdient; die Art, wie in Gumbinnen Angeklagte und Entlastungzeugen behandelt, Beweisanträge aufgenommen wurden, könnte vielen Kriminalpraktikern ein Beispiel sein. Nur wird mit dem Tadel des einen, mit dem Lob des anderen Gerichtshofes noch nichts bewirkt. Jetzt, da in der Sache dreimal verhandelt und die Sensation vorüber ist, sollte man die Voruntersuchung, die Thätigkeit und die Zeugenaussage des Kriminalkommissars von Baeckmann nachprüfen und dafür sorgen, daß in der Strafjustiz, der bürgerlichen wie der militärischen, die Herrschaft rückständiger Routine ein Ende nimmt. Nicht jedem Angeklagten lächelt, wie dem Dragoner Marten, die öffentliche Meinung; und man könnte sich nachgerade um die Armen kümmern, die, ohne daß eine Christenseele ihnen nachfragt, im Dunkel verdächtigt, verhaftet und abgeurtheilt werden.

Freilich: der Großbetrieb unserer prompt liefernden Urtheilfabriken müßte eingestellt werden, wenn man sich überall, wie in Gumbinnen, mit der Hauptverhandlung gegen einen des Totschlages Angeschuldigten dreizehn Tage lang aufhalten wollte.

* * *

Ein anderes Urtheil, das nicht in Nordostelbien und nicht von einem der verhaßten Militärgerichte gefällt worden ist. Am Tag nach der Weihnacht erschien in der Brandenburger Zeitung, einem sozialdemokratischen Blatt, ein Artikel, der die Entwickelung des Christenthums und der Kirche scharf kritisirte. Der verantwortliche Redakteur wurde angeklagt. Gotteslästerung; Beschimpfung einer christlichen Kirche; § 166: Gefängniß bis zu drei Jahren. Die Strafkammer hielt zwei Wochen Gefängniß für eine ausreichende Sühne. Als die Strafe verkündet war, stieg der brandenburgische Pfarrer Grau. auf die Kanzel und sagte vor der Gemeinde: „Der Artikel war, trotz seiner Verständnißlosigkeit für unseren Glauben, ein guter Artikel. Denn er war, bis auf einige Phrasen, die man aber in allen Zeitungen finden kann, warm empfunden und von Begeisterung für wahre, echte Menschlichkeit getragen. So machte er auch in der Kritik Halt vor der Person unseres Heilands, für den er Worte ehrfürchtiger Bewunderung hatte . . . Ich gestehe, daß ich bei solchen Vorgängen immer ein Gefühl tiefer Scham habe. Ist wirklich unsere Kirche so schwach und unsere Ueberzeugung so schlecht begründet und morsch, daß sie richterlichen Schutzes bedarf? Vertragen wir so wenig, daß man uns kritisirt?" An diesem tapferen Pfarrer, der in der Sonntagspredigt für einen verurtheilten Sozialdemokraten eintrat und seine Predigt dann drucken ließ, hätten Jesus von Nazareth und Martin Luther sich gefreut. Wie aber ists mit dem Urtheil der gelehrten Richter? Die haben, wie fast immer in Prozessen, bei denen es sich um die Wahrung geistlicher oder weltlicher Autorität handelt, in freier Beweiswürdigung unter allen möglichen Wortauslegungen die dem Angeklagten ungünstigste gewählt und eine Beschimpfung der christlichen Landeskirche in einem Artikel gefunden, den der evangelische Pfarrer des Thatortes auf der Kanzel rühmt. Das ist keine Sensation. Davon wird nicht gesprochen. Das kommt alle Tage vor. Schön. Warum aber wüthet man dann gegen Kriegsgerichte, die im allerschlimmsten Fall doch auch nur dem lockenden Irrlicht ihrer Standesressentiments folgen?

* * *

Auch Sensationen werden manchmal verschwiegen. Nur in wenigen Zeitungen war zu lesen, daß Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, der Schwager des Kaisers, neulich als Zeuge vernommen und gefragt worden ist, ob ein gegen die frühere Gesellschafterin der Prinzessin Amalie von Schleswig gerichteter Artikel von ihm stamme. Der Herzog hat unter Berufung auf den vierundfünfzigsten Paraprahen der Strafprozeßordnung die Aussage verweigert. Dieser Paragraph lautet: „Jeder Zeuge kann die Auskunft auf solche Fragen verweigern, deren Beantwortung ihm selbst oder einem Angehörigen die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung zuziehen würde." Reuigen Preßsündern mag es ein Trost sein, daß selbst eine Hoheit, der Bruder einer Kaiserin, in der Hitze des Wortgefechtes einen Artikel schreiben kann, der den Verfasser mit der Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung bedräut.

* * *

Herr Hauptmann a. D. Stavenhagen schreibt mir:

„So rege das Gefühl der Kameradschaft in der Armee ist, so erstaunlich

schwach ist die Fürsorge für ihre dem Elend verfallenden inaktiven Offiziere und deren Familien, namentlich im Vergleich zu anderen Ständen und Ländern. Augenblicklich giebt es rund 8500 pensionirte Offiziere, davon 7774 in Preußen allein. Die Pensionirungen nehmen mit jedem Jahr zu. Sehen wir auf andere Stände, so finden wir: die König Wilhelm-Stiftung für erwachsene Beamtentöchter. Sie hat 20000 zahlende Mitglieder und ein Vermögen von 500000 Mark. Sie gewährt jährlich 45000 Mark Unterstützungen. Der Töchterhort für die Reichspost- und Telegraphen-Beamten hat ein Vermögen von 600000 Mark und 57000 zahlende Mitglieder. Er gewährt jährlich 70000 Mark an Beihilfen.

Sehr entwickelt ist bei den niedrigen staatlichen Pensionen die praktische Wohlthätigkeit Oesterreich-Ungarns für seine inaktiven Offiziere. Und zwar haben neben dem obersten Kriegsherrn und den Mitgliedern des Erzhauses alle Klassen der Bevölkerung, denen ein freundliches Geschick es ermöglichte, sich wetteifernd nach dieser Richtung bemüht. So haben die Offiziere des Ruhestandes und ihre Wittwen und Waisen zunächst Theil an der auch für aktive Kameraden bestimmten Erzherzog Albrecht-Custozza-Stiftung und an den Stiftungen der Kaiserin Maria Anna und der Freiin von Stengel. Dann giebt es 54 Staats- und Privatstiftungen, die nur für pensionirte Offiziere und Militärbeamte bestimmt sind, darunter die größte Zahl für lebenslängliche Aufnahme der Bedürftigen. Davon führe ich an die Elisabeth-Theresiastiftung mit 21 Freiplätzen, nur für Generale und Obersten. Ferner den Verein für Unterstützung von Militär-Invaliden (fürstlich schwarzenbergische Stiftung) mit 218 Plätzen. Dann die Nathanael von Rothschild-Stiftung, die in unbestimmter Zahl alte Junggesellen im Subaltern-Offiziers- und Hauptmannsrang aufnimmt; die Stiftung des Feldmarschall Freiherrn von Heß mit 11 Plätzen, den Gablenz-Fonds mit 27 Plätzen und die Fürst Dietrichstein-Stiftung mit 23 Freistellen für adelige Offiziere. Ferner giebt es 60 Stiftungen für Offizier- und Militärbeamten-Wittwen. Ich nenne die des Wiener Männer-Gesangvereins, des Hamburgers E. A. Neumann, des Fürsten Dietrichstein für Hinterbliebene von Rittern des Maria Theresien-Ordens, die allgemeine Jubiläumsstiftung des beliebten Regimentes Hoch- und Deutschmeister No. 4, die Stiftungen des Deutsch-Patriotischen Hilfsvereins, des Feldmarschalls Fürsten Karl von Batthyányi, des Konsuls Freiherrn von Morpurgo u. s. w. Dann finden wir für Offizier- und Militärbeamten-Waisen 69 Stiftungen, darunter die des Kronprinzen Rudolf, der Erzherzoge Karl und Rainer, der Kaiserin Maria Theresia, der Gräfin Isabella Croce, des Grafen Blücher von Wahlstatt, des Abtes Franz Schauer, des Lieutenants Franz Zabory (der eine Heirathkaution für eine Offizierstochter aussetzt), der Offiziercorps verschiedener aufgelösten Regimenter u. s. w. Auch für erkrankte Offiziere ist durch Einrichtungen für Bade- und Kurzwecke gesorgt. Groß ist die Zahl der Freiplätze (Wohnung, Bäder, ärztliche Behandlung) in 11 klimatischen Kurorten und 23 Mineral-, Eisen-, Moor- und Stahlbädern. Dann giebt es eigene Militär-Kuranstalten: 7 Schwefelquellen, 8 indifferente Thermen, 4 Soolbäder, 3 Jodquellen und 13 Kaltwasser-Heilanstalten, die von den inaktiven Offizieren eben so wie von den aktiven benutzt werden können. Was haben wir, die erste Militärmacht der Welt, an die Seite zu stellen? Welches der überfüllten Militär-Lazarethe nimmt einen erkrankten inaktiven Offizier auf?

Er kann unter Arbeitern in der dritten Station eines bürgerlichen Krankenhauses sein Glück versuchen, sofern er es erschwingen kann. In München wurde kürzlich ein Genie-Hauptmann a. D. nur durch freie Mildthätigkeit seiner Wirthsleute vor dem Armengrab bewahrt! In welchem Badeort werden ihm Erleichterungen gewährt? Ganz abgesehen davon, daß die Zahl der für Militärs bestimmten Kurorte auch nicht annähernd die der österreichischen erreicht (Militär-Kuranstalten bestehen nur in Wiesbaden, Landeck, Teplitz und Norderney; dann giebt es noch etwa 18 Bäder mit Kurerleichterungen), kann die Wohlthat einer freien Kur unbemittelten inaktiven Offizieren nur dann gewährt werden, wenn ihr Leiden mit einer Dienstbeschädigung zusammenhängt. Und sind, wie wohl meist, die Stellen an aktive Herren vergeben, dann auch nur gegen Erstattung der Selbstkosten. Und worin besteht bisher die private Selbsthilfe der inaktiven Offiziere? Der ‚Verein' dieser Offiziere dient leider nur rein geselligen Zwecken, denn das Bischen Stellenvermittelung — auch nur subalterner Art — ist kaum erwähnenswerth. Auch der Deutsche Offizier-Verein, das jetzige Waarenhaus für Armee und Marine, leistet trotz gutem Willen nur sehr Unzureichendes auf dem Gebiete der Stellenvermittelung, besonders für Offiziere, die höhere Ansprüche machen können. Es ist beklagenswerth, daß ein Zusammenwirken dieser beiden großen Vereinigungen, trotz allen — auch von mir — wiederholt gegebenen Anregungen, nicht zu erreichen ist. Die selbe Zersplitterung finden wir in der privaten Fürsorge für Wittwen und Waisen der Offiziere; für Mütter und Schwestern, die nicht in diese Kategorie fallen, giebt es überhaupt keine Fürsorge. Wir haben nur: den Militär-Hilfsverein zu Berlin mit 1185 Mitgliedern und 65 000 Mark Vermögen; er hat im vergangenen Jahr 7 500 Mark an Unterstützungen und 62 000 Briketts vertheilt; den Bund Deutscher Frauen mit 440 Mitgliedern und 17 000 Mark Vermögen; er konnte im letzten Jahr 1 600 Mark Beihilfen gewähren; den Verein zur Versorgung deutscher Offiziertöchter mit 925 einzelnen Mitgliedern und 37 Offiziercorps; er hat 12 200 Mark Vermögen. Dann giebt es noch private Militär-Hilfsvereine in Provinzialstädten wie Breslau, Frankfurt a. M., Danzig, Stettin, Magdeburg, Hannover, Karlsruhe und Straßburg mit vorläufig unerheblichen Kräften.

Nicht alle Hilfe kann vom Staat allein kommen, wenn er auch die Hauptursache des großen Elends ist und die wirksamste Hilfe durch Gewährung angemessener, würdiger und pensionfähiger Arbeit in Civilversorgung- und vor Allem Heeresstellen seinen alten Offizieren bringen und durch ein anderes Pensionverfahren die jetzige, auch der Armee höchst schädliche Daseinsunsicherheit des aktiven Offiziers beseitigen muß. Auch die Offiziere müssen sich — schon während der Aktivität — selbst regen und kameradschaftlich einander und besonders den Inaktiven helfen. Namentlich der für die Existenz so gefährliche Uebergangszustand zwischen der Aktivität und der festen Anstellung im neuen Lebensberuf muß möglichst vermieden werden.

Es ist ja erfreulich, zu erfahren, daß sich demnächst ein großer Offizier-Hilfsverein, zunächst in Preußen, bilden will mit einer Centralstelle in Berlin und Hilfsvereinen von hoffentlich großer Selbständigkeit in den einzelnen Corpsbezirken. Möchte das Werk, das freilich nur Offizierswittwen und -Waisen, leider nicht auch Müttern und Schwestern unverheiratheter inaktiver Offiziere

zu Gute kommen soll, sich nur von jedem Bureaukratismus und behördlichem Zwang frei halten! Sonst wäre der Sache mehr geschadet als genützt und höchstens einzelnen Spitzen und ihren Protektionkindern erwüchse ein Vortheil. Die Hauptarbeit aber müssen die inaktiven Offiziere selbst leisten. Arbeit: Das ist die Parole, besonders für die bedürftigsten und leistungfähigsten, die jüngeren Stabsoffiziere und die Hauptleute, von denen es augenblicklich im ‚Ruhestande' (ein famoses Wort!) allein in Preußen 1740 bezw. 2437 giebt. Selbst kleine Aufbesserungen der Pensionen können keine durchgreifende Hilfe bringen. Hier ist eine soziale Reform nöthig, die nur durch die vereinten Kräfte der unter den heutigen Zuständen Leidenden bewirkt werden kann."

* * *

Ueber die — hier schon erwähnte — neuste Encyklika des Papstes schreibt mir Herr Karl Jentsch: „Nachdem Leo XIII. einige akademische Vorträge über die soziale Frage, die christliche Demokratie und ähnliche Gegenstände veröffentlicht und darin einiges Verständniß für moderne Verhältnisse bekundet hat, ist er in seiner jüngsten Encyklika, seinem Testament, auf den streng orthodoxen Standpunkt der Kurie zurückgesunken und stellt wieder einmal dar, wie die Kirche, die ihm natürlich mit der Hierarchie zusammenfällt, gleich ihrem Stifter Jesus stets völlig unschuldig leiden muß und gerade wegen ihrer Heiligkeit von der Welt, die alles Guten Feind ist, verfolgt, wie aber diese Welt für ihre geistigen und körperlichen Angriffe auf die Kirche durch den Umsturz der Moral und der bürgerlichen Ordnung bestraft wird. Nun weiß Jeder, daß es heute, und zwar gerade in den protestantischen Ländern, um die Moral und die bürgerliche Ordnung sehr viel besser steht, als es je in den Zeiten weltlicher Papstherrschaft gestanden hat, woraus freilich der historisch Gebildete so wenig gegen das Papstthum schließt, wie er für dieses schließen würde, wenn die Weltgeschichte so verlaufen wäre, wie sie die Kurialisten schreiben. In Rom sollte man doch Boccaccios Geschichte vom Juden Abraham kennen, der Christ wurde, weil er sich sagte: Eine Religion, die besteht und sich ausbreitet, trotzdem der zu ihrer Erhaltung berufene römische Klerus Alles thut, sie durch seine unerhörten, ohne eine Spur von Scham und Gewissensunruhe gepflegten Laster und verübten Verbrechen zu zerstören, muß sich wirklich eines besonderen göttlichen Schutzes erfreuen. Und Leo sollte wissen, daß sein Vorgänger Hadrian VI. auf dem Reichstag zu Nürnberg 1522 durch seinen Legaten Cheregati erklären ließ, Gott habe die Verfolgung über seine Kirche verhängt wegen ihrer Sünde, vornehmlich der Priester und Prälaten: da sei Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer. Dieser Papst hat also erkannt, daß die Anfeindungen der Kirche nicht nur Auflehnung menschlicher Sündhaftigkeit gegen die sittlichen Forderungen des Christenthumes sind, die freilich auch vorkommt, sondern meist Auflehnung menschlicher Vernunft und Gerechtigkeit gegen die Unvernunft und Ungerechtigkeit der Priesterschaft. Die gebildeten deutschen Katholiken müßten sich solcher Kundgebungen ihres geistlichen Oberhauptes in tiefster Seele schämen, wenn dieses Oberhaupt nicht durch die der seinen ebenbürtige Unwissenschaftlichkeit seiner Todfeinde, eines Grafen Hoensbroech und seiner protestantischen Gönner zum Beispiel, einigermaßen entschuldigt würde."

* * *

In der Vossischen Zeitung ist der Brief eines niederdeutschen Arztes veröffentlicht worden, der seit vierundzwanzig Jahren in den Burenfreistaaten lebt und

vorher den deutschen Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte, also die Kriegssitten civilisirter Völker kennt. Er schreibt: „Ich habe jetzt seit ungefähr zwei Jahren hier (in Bethulje) unter englischer Herrschaft gelebt und während der ganzen Zeit ist weder mir noch einem anderen im Orte lebenden Deutschen irgend Etwas von Uebergriffen oder Gewaltthaten zu Ohren gekommen, obwohl hier häufig ziemlich viele Truppen angehäuft waren oder Durchzüge stattfanden. Die Einwohner werden durchaus nicht belästigt. Einquartirung giebts nicht; nur in leerstehenden Häusern werden allenfalls Truppen untergebracht; die meisten kampiren, selbst bei der hier herrschenden Winterkälte, stets in Zelten. Der englische Soldat ist durchaus ruhig, höflich und, was nach einem fast $2^1/_2$ Jahre dauernden Kriege sehr wundert, ganz besonders gut in der Hand seiner Vorgesetzten, obwohl er mit Drillen sehr wenig geplagt wird. Die Leute sind auffällig still; es wird nicht einmal laut gesungen. Vielleicht hat der gemeine Mann nicht genug Erbitterung gegen seinen Feind, obwohl doch gerade die Kampfesweise der Buren ganz dazu angethan ist, ein solches Gefühl zu wecken. Wir wissen es ja aus eigener Erfahrung, wie erbitternd es auf eine Truppe wirkt, wenn sie aus dem Hinterhalt — oder, wie es in Frankreich so oft der Fall war, aus einer Entfernung, über die unser Zündnadelgewehr nicht reichte — von einem Feinde beschossen wird, der verschwunden ist, ehe sie an ihn heran kann." Er vertheidigt auch die vielgeschmähten Konzentrationlager: „Selbst in Friedenszeiten wird ein großer Theil der nothwendigsten Lebensmittel — Korn, Mehl, Kaffee, Zucker, Kleidungstücke u. s. w. — eingeführt. Diese Sachen sind nur in den Dörfern zu haben, die alle in englischem Besitz waren. Sollten nun die Engländer zulassen, daß die Frauen und Kinder auf den Farmen sich innerhalb der englischen Linien mit Lebensmitteln und sonstigen Bedarfsgegenständen versahen, um sie dann den fechtenden Buren zuzuführen? Das konnte man wirklich nicht von ihnen verlangen. Auf der anderen Seite: schloß man die Frauen und Kinder ganz aus, so entstand die Gefahr, daß sie verhungert oder von den Kaffern belästigt worden wären. Aus diesen Erwägungen heraus hat man sich entschlossen, die ganze Bevölkerung vom flachen Lande zu entfernen und sie in den Zufluchtlagern zu konzentiren. Man gab ihnen dort die selben Rationen, die die englischen Soldaten empfangen, und frische Milch für die Kinder, die allerdings im Winter ein rarer Artikel ist. Sie bekamen Fleisch, Mehl, Kaffee, Zucker, kondensirte Milch und für die Kranken wurde extra gesorgt. Nun ist in Deutschland die öffentliche Meinung anscheinend durch Erzählungen von Gewaltthaten und allerlei Ruchlosigkeiten, die bei der Räumung der Farmen vorgekommen sein sollen, sehr erregt worden. Ich glaube nicht, daß an diesen Erzählungen etwas Wahres ist. Der Charakter der englischen Soldaten, so weit ich ihn kennen gelernt habe, und vor Allem meine persönlichen Erfahrungen sprechen dagegen. Ich habe etwa sechs Monate lang in einem dieser Zufluchtlager als Arzt gearbeitet und habe in dieser Zeit öfters Züge von Wagen mit Burenangehörigen ankommen sehen. Ich habe aber niemals Klagen über rauhe Behandlung oder Dergleichen gehört; im Gegentheil waren alle Weiber des Lobes voll, wie die Soldaten ihnen zur Hand gegangen seien, beim Aufladen der Sachen auf die Wagen geholfen und für die Kinder gesorgt hätten. Bei den großen Entfernungen dauerte es zuweilen Tage lang, ehe die Ochsenwagen in dem Lager ankamen. In dieser Zeit theilten die Soldaten ihre eigenen Rationen mit den Flüchtlingen, machten Feuer, halfen beim Kochen, und wenn die Wagen im Lager ankamen, sah man häufig Soldaten, die Burenkinder auf dem Arm trugen.

Was die Verpflegung in den Lagern anbetrifft, so muß man sich gegenwärtig halten, daß die englischen Soldaten, die Einwohner der Stadt und Dörfer, die man ruhig in ihren Häusern gelassen hatte, und auch die reicheren Buren, die dort auf ihre eigenen Kosten wohnen durften, auch nicht mehr empfingen. Die Eisenbahnen sind alle eingleisig. Truppentransporte waren häufig und außer den Lebensmitteln für die Armee und die ganze Civilbevölkerung mußte auch noch das Futter für die Unmasse Pferde von der Küste herbeigeschafft werden. Da war es natürlich, daß jeder nur seine bestimmte Portion empfing, wie in einer belagerten Stadt. Später brachen in den Lagern Epidemien aus, die aber auch die übrige Bevölkerung nicht verschonten. Das waren ja schlimme Zeiten, aber Alles wurde gethan, um den Leuten zu helfen. Und seit im November das Kolonialamt die Zufluchtlager übernommen hat, ist dort Alles in Ueberfluß vorhanden: Konserven und Milch, alle möglichen Kindermehle, Cognac und Whisky, Champagner und sonstige Weine. Die Aerzte haben vollkommen freie Hand und die Buren haben nie so gut gelebt. Manche Büchse mit Konserven wird uneröffnet fortgeworfen, weil die Leute zu viel davon haben, und es ist Thatsache, daß aus den Lagern Lebensmittel herausgeschmuggelt und den noch im Felde stehenden Buren zugeführt werden." Zu dem selben Thema gehört ein Brief, den ein berliner Jurist mir schrieb und dem ich die folgenden Sätze entnehme: „Sie nennen die Darstellung, die der Lieutenant Gentz im letzten Aprilheft der ‚Zukunft' von den südafrikanischen Kriegszuständen gab, zunächst befremdend. Das ist sie für Den nicht, der schon mehrfach Berichte von Augenzeugen kennen gelernt hat. Als Beweise dafür, daß Herr Gentz mit seinem Urtheil nicht allein steht und nicht etwa aus gekränktem Ehrgeiz zu seiner Darstellung veranlaßt sein kann, gestatte ich mir, Ihnen anbei einige Stellen aus Briefen des Stabsarztes von Hildebrandt an den Geheimrath von Esmarch zu übersenden. Hildebrandt war Führer einer Rothen-Kreuz-Ambulanz und ist daher gewiß unparteiisch. Die Briefe sind in der Münchener Medizinischen Wochenschrift 1901 erschienen, aber, wie alles den Buren Ungünstige, von der Tagespresse totgeschwiegen worden. Vielleicht machen Sie diese Stellen durch Veröffentlichung einem weiteren Leserkreis zugänglich. Es ist sehr erfreulich, daß der dicke Weihrauchnebel, der um die Buren lagert, durch Artikel wie den des Herrn Gentz zerrissen wird und daß der Leiter einer Zeitschrift den Muth hat, dieser Kritik Raum zu gewähren. Hildebrandt spricht von der Art der Schußverletzungen: ‚In Fällen, in denen das Geschoß aus nächster Nähe den Körper getroffen (in Folge von Unvorsichtigkeit beim Putzen, meist jedoch durch Absicht, um sich dem Kriegsdienst zu entziehen), fand sich eine große Ausschußöffnung. Von diesen Zelfschoots (accidents, wie sie ironisch genannt werden) haben wir sieben im Lazareth zu sehen bekommen. Die größte Anzahl davon (fünf) erhielten wir in der zweiten Woche nach dem blutigen Gefecht bei Scholz Neck, als eine Schlacht großes Stiles erwartet wurde. Nun, da sie ausgeblieben, . . . fallen auch diese Unglücksfälle weg.' Sieben Selbstverstümmelungen bei im Ganzen 60 Verwundeten! Hildebrandt erwähnt, daß das moderne Geschoß die Verwundeten nicht kampfunfähig mache: manche kämpften trotz der Verletzung weiter. Er fährt wörtlich fort: ‚Vielleicht wäre die Zahl dieser Personen noch größer gewesen, wenn nicht die meisten der kämpfenden Buren die Verwundung als willkommene Gelegenheit auffaßten, sich möglichst schnell dem Kampfe zu entziehen.' Schließlich ist Hildebrandt froh, daß die Engländer Jakobsdaal besetzten, trotzdem er auf der Seite der Buren stand. Er schreibt: ‚Die Ver-

handlungen mit den Engländern waren angenehmer als mit den Behörden der Buren. Trotzdem wir Alles, Verpflegung u. s. w., der Regirung des Oranje-Freistaates bezahlt hatten (die den Buren freiwillig Hilfe leistende Ambulanz!), stießen wir stets auf Schwierigkeiten, sobald wir Forderungen stellten. Bei den englischen Militärbehörden das größte Entgegenkommen, sofortige Erfüllung aller Wünsche.'" Das Alles wird hier natürlich nicht angeführt, um die Engländer zu entschulden, den Buren, die Bauerntugend und Bauernfehler haben, häßliche Lappen ans Kleid zu flicken. Sicher wird von den lieben Briten in Südafrika viel gesündigt, und wenn sie dafür die Strafe trifft, werden sie vergebens Mitleid erflehen. Nur soll man erwachsene Völker nicht mit Kindermären von Engeln und Teufeln füttern. Das Urtheil in einer ernsten Sache darf sich nicht nur auf die Aussage einer Partei stützen und den Widerspruch der anderen überhören. Deshalb werden hier von Zeit zu Zeit Stimmen vernommen, die Manchem vielleicht zunächst nicht gefallen, nach und nach aber die Möglichkeit schaffen, sich selbst eine Meinung zu bilden.

* * *

Der Direktor einer Mädchenschule schreibt mir:

„Neuer Wein taugt nicht in alte Schläuche. Wir Pädagogen dürfen die moderne Kultur nicht als naseweisen Eindringling in die heiligen Hallen der Schule behandeln, sondern als jugendfrischen Gast, der neues Leben und neue Freude in die ehrwürdig grauen Mauern bringt. Freude! Ja, Hand aufs Herz: wer hat denn an unserer höheren Schule noch so recht seine Herzensfreude? Freies Spiel der geistigen Kräfte, ein edles und doch bescheidenes Selbstvertrauen, jugendfrische Leiber mit gesunden Sinnen: diese Ideale einer vernünftigen Erziehung können doch wahrlich nicht in der Stickluft der ewigen Extemporaliennoth unter dem Damoklesschwert der Versetzungangst gedeihen. Das Bischen formale Bildung durch die klassischen Sprachen und — auch Das muß gesagt sein — das Bischen höhere Mathematik ist nicht jenes Uebermaß von Kummer und Verkümmerung werth, das sie jahraus, jahrein die liebe Jugend kosten. Eine Reform wäre gar nicht so furchtbar schwer, wie sie aussieht. Gerade jetzt ist dazu die Gelegenheit günstig; denn die Ausdehnung der Berechtigung zum Studium auf alle höheren Lehranstalten bedeutet doch wohl zugleich die Anerkennung der Gleichwerthigkeit aller Wege, die zu diesem Ziel führen. Wenn also die Scheidewand zwischen den höheren Lehranstalten gefallen ist, so sind wir damit dem Ideal der Einheitschule, der höheren zunächst, doch um eine hübsche Strecke näher gerückt. Nur darf das Fundament nicht wieder zu massiv, der Oberbau nicht von vorn herein zu sehr überlastet werden. Von Ueberlastung, Ueberbürdung haben wir vorläufig genug. Was soll im Mittelpunkt stehen? Ich denke: für Deutsche das Deutsche, und zwar mit mächtiger Ausladung nach der Kulturgeschichte, so daß es sich auf der humanistischen Grundlage, der wir unsere literarische Entwickelung verdanken und gern verdanken, aufbaut. Mit anderen Worten: der griechische Unterricht muß im deutschen aufgehen. Der, dem dann der Geist des Hellenenthumes in unseren herrlichen Uebersetzungen der Klassiker nicht dämmert, wird ihn auch nicht bei der Thränensaat der Extemporalien über den Optativ aufgehen sehen. Unsere Schule soll mehr sein als eine Fachschule für Altphilologen und Theologen. Nach dem Deutschen die fremden Sprachen. Warum aber gleich zwei? Es ist für Jahre hinaus gerade genug an einer einzigen für solches junge Hirn, das noch nebenher — nur! — ein

halbes Dutzend anderer Fächer durchstudiren soll. Als Abschlagszahlung auf die Forderung einer entsprechenden körperlichen Erziehung genießt allerdings der junge Körper zweimal in der Woche eine Art militärischer Vordressur nach äußerlicher Schablone. Das nennt man Turnen und stopft mit diesem Wort der gequälten Natur den Mund. Auch das Bischen Bewegungspiel als liebenswürdiges Anhängsel der Schule ist doch kein Aequivalent für die Vernachlässigung des jugendlichen Körpers. Also zunächst eine einzige Fremdsprache, und zwar Französisch. Es ist leicht zu lernen, hat formalen Bildungwerth, ist bei unseren geschichtlichen und kommerziellen Beziehungen wichtig und hat eine Literatur, die nur der Unkundige ablehnen kann. Nach einer Weile muß wohl eine zweite Fremdsprache folgen; leider, aber der babylonische Sprachenthurm steht nun einmal. So mögen denn die Einen zum Französischen noch Latein, die Anderen Englisch nehmen. Ob dann einzelne Schüler von der Erlernung der zweiten Fremdsprache unter entsprechender Kürzung ihrer Berechtigung dispensirt werden können, ob ferner in den obersten Kursus der lateinisch-französischen Abtheilung ein fakultativer griechischer Unterricht einzuführen ist: Das sind technische Fragen zweiten Ranges für die spätere Praxis. Jedenfalls hätten wir dann Gymnasium und Realschule — die Zwischengattungen haben keine innere Berechtigung — durch ein gemeinsames Band zusammengehalten. Und ist der Gedanke, daß in unserer Zeit der Zerfahrenheit des öffentlichen Lebens, der centrifugalen Bestrebungen auf der ganzen Linie wenigstens die Jugend noch auf einem gemeinsamen Boden ihrer Weltanschauung stehe, als Bürgschaft eines neuen Zusammenschlusses der Nation nicht allein schon der Erwägung werth und eines vielleicht nur geträumten Opfers liebgewordener scholastischer Ueberlieferungen? Das Opfer ist das Griechische in der Ursprache; und der Gewinn: eine viel eingehendere Beschäftigung mit der Gesammtkultur des Alterthumes, ferner die höhere Einheitschule mit ihrer großen sozialen Bedeutung und vor Allem die Entlastung der Jugend und die Möglichkeit harmonischer Ausbildung nicht nur des Geistes, sondern auch des Leibes. Kommen wird es, weil es kommen muß; aber wann?"

* * *

Heinrich der Zweiundzwanzigste älterer Linie, souverainer Fürst Reuß, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Kranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein, ist gestorben Seine Mutter, die hessische Karoline, unter deren Vormundschaft er anfangs regirte, hatte ihn Preußen hassen gelehrt. Preußen und Bismarck, der aber galant genug war, der würdigen Dame die Erinnerung an kleine Bosheiten nicht nachzutragen. Als Ernst Dohm, der Redakteur des Kladderadatsch, wegen Beleidigung der Fürstin Karoline zu fünf Wochen Gefängniß verurtheilt worden war, erwirkte Bismarck dem geistreichen und muthigen Mann eine Verkürzung der Strafzeit und fügte dem Brief, der dem Gefangenen die Begnadigung in die Stadtvogtei meldete, die „persönliche Bitte" hinzu, „die arme Karoline nun ruhen zu lassen". Ihr Nachfolger wurde, in den Witzblättern wie auf dem Thron, der arme Heinrich. Dem erging es noch schlimmer, obwohl er ein ruhiger, anständiger und bescheidener Herr war, der auf seine Weise redlich für das Behagen der reußischen Bürger sorgte. Daß er Preußen nicht liebte, war am Ende begreiflich; daß er seinen Haß nicht, wie andere Mißvergnügte, die in der Tasche die Faust ballen und mit einem Courlächeln berliner Prunkschauspielen zusehen, in des Busens Tiefe barg, zeigte ihn als einen

Mann, der den Muth seiner Meinung hatte. Und dieser Frondeur war so ungefährlich, daß man ihn nicht zu fürchten, nicht zu schelten brauchte. Er ließ seinen Vertreter im Bundesrath gegen fast alle preußischen Anträge stimmen, feierte die Feste, mit denen das Reich durch berliner Dekret beglückt wurde, nicht mit und sagte der Hofdienerschaft, er werde Keinen bestrafen, der einen Sozialdemokraten in den Reichstag wähle. Das waren so ungefähr seine ärgsten Sünden. Dafür war er ein guter Haushalter und unter Uniformen und Galakleidern eine in ihrer Art ehrenwerthe Persönlichkeit. Keine große; sonst hätte sein Groll sich nicht mit Nadelstichen begnügt, die kein Flöckchen aus der preußischen Wolljacke rißen. Ein Heinrich von höherem Wuchs hätte auf seinen dreihundertundsechzehn Quadratkilometern, auf einem Gebiet also, das selbst heutzutage ein Fürst noch zu übersehen vermag, die verhaßten Preußen die Kunst moderner Staatsverwaltung gelehrt. Der Erbe des Toten ist psychisch belastet und unfähig, die Regierung anzutreten. Die Regentschaft fällt der jüngeren Linie zu. Und von den Bundesfürsten des Deutschen Reiches sind zwei nun offiziell für geisteskrank erklärt.

* *
*

Eine wunderliche Tragikomoedie hat in Berlin begonnen. Im vorigen Sommer hat der König von Preußen dem Stadtrath und Reichstagsabgeordneten Kauffmann, den Magistrat und Stadtverordnete zu Berlins zweitem Bürgermeister machen wollten, die Bestätigung versagt. Die Wahl wurde wiederholt, der Vorschlag aber, nach dem Sinn des Gesetzes mit Recht, dem König nicht noch einmal unterbreitet und Jeder wußte: Herr Kauffmann wird in Berlin niemals Bürgermeister. Das gab keinen Grund zur Aufregung. Die kommunalen Körperschaften haben kein Wahlrecht, sondern nur eine Vorschlagspflicht; sie haben für erledigte Stellen Kandidaten vorzuschlagen, die der König dann nach Belieben ablehnt oder ernennt, ohne seinen Entschluß begründen zu müssen. Die ganze, so laut als liberale Errungenschaft gepriesene Selbstverwaltung ist eben, wie die Unabhängigkeit der Richter und das Preußenrecht, in Wort, Schrift und Bild seine Meinung zu sagen, eine hübsche Coulisse, deren Anblick artige Kinder erfreut. Herr Kauffmann war früher ein Rechtsanwalt ohne große Praxis gewesen, dem ehrenhafte Geschäftssitte nachgesagt und der dann, als gut freisinniger Mann, in die Stadtverwaltung übernommen wurde. Ein Stadtrath wie andere Stadträthe; und ein Reichstagsabgeordneter, der in dem kleinen Häuflein Derer hinter Eugen Richter nie aufgefallen war. Der in der zweiten Lebenshälfte in den Kommunaldienst Beförderte hatte nie einen neuen oder neu klingenden Gedanken ausgesprochen, nie Gelegenheit gehabt, Weltkenntniß oder gar Verwaltungstalent zu zeigen. In der Reichshauptstadt aber, deren Oberbürgermeister der frühere Rechtsanwalt Kirschner ist, ein schmiegsamer Herr ohne jede Initiative, könnte natürlich auch ein anderer müder Robenträger die Amtsgeschäfte des zweiten Bürgermeisters besorgen. Die Hauptsache ist ja, daß die Freisinnige Vereinigung (Kirschner) und die Freisinnige Volkspartei (Kauffmann) die beiden wichtigsten Stellen besetzen. Herr Kauffmann scheint nun die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben, doch eines nicht allzu fernen Tages noch ans Ziel seiner Wünsche zu kommen. Er wollte die Wahl nicht ablehnen, hinderte also seine Parteigenossen, einen neuen Kandidaten vorzuschlagen. Plötzlich, vor ein paar Wochen, hieß es, er sei erkrankt. Psychose. Der Hausarzt sei gezwungen gewesen, ihn in die maison de santé zu bringen. Dort blieb er eine kurze Weile und von dort kam an den Stadtverordneten-

vorsteher ein Brief, in dem der Stadtrath erklärte, er trete von der Bürgermeisterkandidatur zurück. Dann reiste er nach Thüringen und wurde von einem Sendboten des Berliner Lokalanzeigers interviewt. Ich bin ganz gesund, sagte Herr Kauffmann; das Zusammenwirken von Opium und Morphium hatte mich für kurze Zeit „in eine maniakalisches Delirium versetzt"; von einer eigentlichen Geisteskrankheit kann nicht die Rede sein, sonst wäre ich nicht so schnell gesund geworden; mein Hausarzt hat unverantwortlich gehandelt und meiner Rücktrittserklärung ist „ein offizieller Charakter nicht beizumessen". Schon vorher war behauptet worden, die freisinnigen Mannesseelen, die um jeden Preis wieder in die Gnadensonne gelangen möchten, hätten den störrigen Stadtrath gekränkt, mit Arbeit überhäuft, in die Irrenanstalt geschleppt und dem Leidenden den Verzicht auf die Kandidatur aufgedrungen. Die solche Geschichten umhertrugen, merkten wohl nicht, welche seltsame Rolle sie ihren Helden spielen ließen. Jetzt, nach seinen unbestrittenen Erklärungen, ist kaum noch ein Zweifel daran möglich, daß er wirklich krank ist; ungefähr so, wie er sprach, sprechen fast alle unglücklichen Opfer einer Psychose. Da diese Krankheiten aber lange Ruhepausen nicht ausschließen und oft Jahre hindurch dem Laien nicht erkennbar sind, kann die traurige Geschichte sich noch eine Weile hinziehen. Herr Kauffmann will, trotzdem er nach den letzten Vorgängen doch unter keinen Umständen Bürgermeister werden kann, nicht freiwillig verzichten, seine Parteigenossen werden sich hüten, ihm einen Psychiater ins Haus zu schicken, und der Brief eines in einer Irrenanstalt Internirten ist rechtlich werthlos. Immerhin sollten die Freunde des Kranken nicht allzu scharf ins Zeug gehen; sonst wird man sich im Rothen Haus doch entschließen, ein psychiatrisches Gutachten zu fordern und öffentlich festzustellen, daß Herr Kauffmann in dem Synodalstreit, der die Ursache seines Zusammenbruches gewesen sein soll, die Hauptarbeit zwei Assessoren zugewiesen hat. Der Stadtfreisinn sehnt sich gewiß inbrünstig nach der Hofgunst; die Irrengeschichte riecht aber allzu sehr nach der Hintertreppe. Jedenfalls haben die Herren jetzt Zeit, einen neuen Bürgermeisterkandidaten zu küren, und es wird interessant sein, zu sehen, ob sie wirklich den Muth haben werden, wieder eine fraktionelle Mittelmäßigkeit vom Schlage des Herrn Fischbeck zur Ernennung zu empfehlen. Als neulich im Kreis der Zuverlässigen die Frage erörtert wurde, wen man zum zweiten Bürgermeister wählen solle, rief ein witziger Herr: „Kirschner!" Der Mann hatte Recht. Für die Stelle des zweiten Bürgermeisters ist Herr Kirschner sehr geeignet. Wenn zum Oberbürgermeister ein stärkeres Verwaltungtalent erwählt würde, ein Mann von Weltkenntniß und persönlichem Ansehen, der weiß, was in England, Amerika und Frankreich die Gemeinden heutzutage leisten, dann könnte man auch in Berlin endlich an die Lösung neuer Probleme der Kommunalpolitik denken und brauchte sich nicht mit dem dürftigen Ruhm zu begnügen, der zwischen den Pflastersteinen sauberer Straßen emporkeimt. Doch solche Hoffnung wird unerfüllt bleiben, so lange die reichshauptstädtische Gemeindeverwaltung obdachlosen Mitgliedern der beiden freisinnigen Fraktionen als Asyl dienen muß.

* * *

Im Reichstag haben die Freisinnigen sich das Lob unbefangener Zuschauer verdient. Sie haben die der Zolltarifkommission bewilligten Sommerdiäten abgelehnt. Das war klug und wird ihnen nützen. Sie können nun mit dem Finger auf die Konservativen, Nationalliberalen und die Centrumsabgeordneten weisen und sagen: Seht, wir sind bessere Menschen als Diese, die sich für eine nutzlose, zweck-

lose Arbeit zweitausend Mark auf den Kopf bezahlen lassen! Zwecklos ist die Arbeit der Tarifkommission, weil über die wichtigsten Punkte der künftigen Handelsverträge offenbar schon eine internationale Einigung herbeigeführt ist und das ganze Gerede ins Leere verhallen wird. Daß Sozialdemokraten und Freisinnige das für solche Arbeit gebotene Geld nicht annahmen, war ein Beweis taktischer Ueberlegenheit, den sie bei den nächsten Wahlen ins hellste Licht rücken werden. Uebrigens sollte man im Deutschen Reich heute jede Sünde wider Wortlaut und Sinn der Verfassung noch ängstlicher scheuen als in weniger kritischen Zeiten. Artikel 32 der Reichsverfassung schreibt vor: „Die Mitglieder des Reichstages dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen." Es ist betrübend, zu sehen, mit wie leichtem Herzen Bundesrath und Reichstagsmehrheit sich über diese Vorschrift hinweggesetzt haben.

* *
*

Solche Bedenken schrecken den Grafen Bülow nicht. Er ist heiter und freut sich, trotz Regenschauer und Sturm, des erwachenden Lenzes. Neulich hat er in Düsseldorf bei der Eröffnung der Ausstellung wieder einmal geredet. Wundervoll. Auch da regnete es. Doch der vergnügte Kanzler rief tröstend: „Post nubila Phoebus! Sobald der Hohenzollernsproß (der Kronprinz, dem das Protektorat über die Ausstellung anvertraut ist) eintritt, wird die Sonne scheinen." Und sie schien. Dann sprach er von den Zollkämpfen und sagte: „Stets soll uns hier das Vorbild unseres Kaisers voranleuchten, der seinen schönsten Ruhm darin findet, unermüdlich unser Gesammtvorbild zu sein." Das war noch nicht Alles; die stärkste Leistung brachte der Satz: „Unser großer königsberger Weiser Kant hat seiner ersten Schrift den Titel gegeben: ‚Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte'. Ich glaube, daß wir nach unserem heutigen Rundgang in dieser Schätzung reicher geworden sind". Der zweiundzwanzigjährige Wolffschüler Kant hat wirklich „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" veröffentlicht; eine noch unselbständige Arbeit, die sich mit kartesischen und leibnizischen Gedanken auseinanderzusetzen versuchte. Natürlich war da nicht von wirthschaftlichen Kräften die Rede. Graf Bülow hat diese Schrift nicht gelesen. Das ist kein Unglück. Warum aber citirt er sie dann, citirt sie so falsch, daß die gebildeten Leute durch diese Wippchenthat zu lautem Lachen gereizt werden? Es war schon schlimm, daß er dem Alten Fritzen über das Preußenheer ein Wort zuschrieb, das in der gemeinen Wirklichkeit Bonaparte zur Abwehr deutscher Kritiker gesprochen hatte, und Fichte in Sätzen pries, die verriethen, daß er das sozialistische und atheistische Glaubensbekenntniß des Berühmten nicht kannte. Weiß er nicht, daß seine diplomatischen Kollegen ihn längst den Minister des schönen Aeußeren nennen und in der Wilhelmstraße vorgeschlagen ward, einen Citirschutzverein gegen den Kanzler zu gründen? Kultur haben, heißt doch vor allen Dingen: nicht mehr scheinen wollen, als man ist, nicht im Schein einer Bildung glänzen, die man nicht besitzt. Graf Bülow ist ein guter Feuilletonredner. Den größten deutschen Philosophen aber sollte er nicht zum Aufputz von Tafeltoasten mißbrauchen. Seine Reden werden ja gedruckt und nicht nur von ehrfürchtig aufhorchenden Landsleuten gelesen. Im Ausland aber wirkt es nicht günstig, wenn der erste Beamte des Deutschen Reiches immer wieder die großen Geister seines Volkes citirt und ihres Wesens doch nie einen Hauch zu spüren vermag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 17. Mai 1902.

Waldeck-Rousseau.

Paris hat eine gute, an Sensationen reiche Woche gehabt und die putzigen Tageblattbossuets, die vor Jahrzehnten schon Barbey d'Aurevilly das Leben verleideten, brauchen von der Furcht vor pfingstlicher Festruhe sich diesmal nicht schrecken zu lassen; denn der aufgehäufte Stoff reicht für Monate aus. Zuerst rüttelte der Fall Humbert-Crawford die Nerven. Frau Therese Humbert, eine respektirte Dame der besten Gesellschaft, hat sich ungefähr zwanzig Jahre lang für die Erbin eines Vermögens von hundert Millionen Francs ausgegeben, das ein Amerikaner, Herr Crawford, ihr vermacht habe. In einer eisernen Truhe bewahrte sie den Schatz, zeigte Zweiflern manchmal dicke Rentenbriefbündel, durfte das Geld aber noch nicht als ihr Eigenthum betrachten, weil das Testament von zwei Neffen des Erblassers angefochten wurde, deren Besitzrechte der gewissenhaften Dame heilig waren. Mit genialer Verbrechertaktik schleppte sie die Sache seit 1883 immer wieder ins tiefste Dickicht des Civilprozesses; und da die Aermste mit ihrem Mann, dem Sohn eines früheren Justizministers, inzwischen doch standesgemäß leben mußte, pumpte sie, pumpte munter bei Groß und Klein. Vierzig Millionen hat sie auf diesem selbst heute noch ungewöhnlichen Wege zusammengebracht. Nun ist Madame mit Mann und Sippe verschwunden, die eiserne Truhe ist leer und über den Thatbestand kein Zweifel möglich: die drei Crawfords haben nie gelebt, Frau Humbert hat nichts geerbt und, um die Gläubiger hinzuhalten, in allen Instanzen die Komoedie eines Erbschaft

Digitized by Google

streites aufgeführt, dem jeder Gegenstand fehlte. Ein Stoff für Aristophanes, Le Sage oder Offenbach; ob ihn nicht irgend ein flinker Philippi bis zum nächsten Herbst deutschen Kunden zuschneiden wird? Noch lachten die nicht unmittelbar Geschädigten über die ausbündige, alle Schelmenromane übertrumpfende Gaunerphantasie, der solcher Erfolg beschieden war: da kam die Hiobspost, die Krater des Mont Pelée auf Martinique hätten eine Lavafluth ausgespien und Saint-Pierre, die Hauptstadt der alten, oft umstrittenen französischen Kolonie, verschüttet. Vierzigtausend Menschen sollen in dem Kataklysmus umgekommen sein; diese Zahl erreicht nicht „fast", wie der Deutsche Kaiser in einer Depesche an Herrn Loubet irrend sagte, die der in Pompeji von vulkanischem Wüthen Hingerafften, sondern ist zwanzigmal größer. Und kaum war dieses Schreckens jäher Prall verwunden, kaum fingen die von unklarer Grausenskunde Verstörten zu sinnen an, wie den Ueberlebenden Hilfe zu bringen, die von einem durch die Antillenwelt tobenden Elementaraufruhr bedrohte Kolonie zu retten sei, als schon neue, nähere Sensation die ruhelosen Gemüther packte. Die letzte Schlacht im Wahlkampf war geschlagen und jeder Franzose griff nach dem Streckenrapport, um zu erfahren, wem auf der Jagd nach der Volksgunst diesmal Fortuna gelächelt habe. Und mitten in all dem Lärm wurden die Anker des Schiffes gelichtet, das den Präsidenten Loubet nach Rußland trägt, zum Gossudar der nation alliée et amie. Für eine Woche wars genug; und kein Wunder, daß auch unserer Zeitungen größter Theil mit der Schilderung französischer Zustände zu thun hatte.

Frau Humbert, der zwischen Turcaret und Mercadet ein Prangerplatz gebührt, wurde in die Kellerräume gewiesen und, wie des Landes der Brauch ist, von den fürs Feuilleton gemietheten jungen Leuten zur Verherrlichung deutscher Rechtspflege benutzt. Den Krater des Mont Pelée umkreisten allerlei seltsame Eintagsgeologen, die von Bimssteinsand wundervoll zu erzählen, die Lapilli anschaulich zu beschreiben wußten. Ueber die Fahrt ins Heilige Rußland wurden Witze gemacht, als wären bei uns solche Reisen nie zu den wichtigen Staatsaktionen gezählt worden. Die Politiker aber stimmten einen Triumphgesang an: Herr Waldeck-Rousseau hat gesiegt und die Horde der Prätorianer und Jesuitenschützlinge aufs Haupt geschlagen! Die schwarzen Anschläge der Dunkelmänner und Tyrannenknechte sind zu Schanden geworden und das Ministerium der Freiheit, des Lichtes, der Gerechtigkeit bleibt uns erhalten. Uns: ungefähr so wird wirklich geschrieben und gedruckt; als müsse dem guten Deutschen die Fortdauer der Firma Waldeck & Millerand ein Herzensbedürfniß sein. Ob sie dauern oder schon im Juni ge-

löscht werden wird, ist heute noch zweifelhaft. Die Berechnung des in der neuen Kammer zu erwartenden Stimmenverhältnisses ist keinen rothen Heller werth. Fast nach jeder Wahl sieht man in Frankreich das selbe Schauspiel: alle Parteien erklären sich von dem Spruch des souverainen Volkes befriedigt und preisen die Weisheit des Wählers, der sich durch des bösen Feindes Höllenkunst nicht vom rechten Weg locken ließ. Anders klingt das Lied gewöhnlich erst, wenn die neue Saison in den Folies-Bourbon eröffnet ist. Auch jetzt muß man sich gedulden, sollte man, statt dem Freudengekreisch der Jaurès und Rochefort zu lauschen, die Zeit bis zur Entscheidung benutzen, um die Bedeutung des Streites erkennen zu lernen, der nun Jahre lang schon Frankreichs Boden zerwühlt und von dem alten Experimentirlande der Weltgeschichte bald in andere Gegenden fortwuchern wird. Seit der Dreyfuslärm verhallt und die Erregung, die dem Betrachter die wildesten Kampftage der Ligen ins Gedächtniß ruft, dennoch nicht aus den Gemüthern gewichen ist, mußte jeder Wache merken, daß der in beiden Lagern mit allen Mitteln brutaler Gewalt und listiger Tücke geführte Bürgerkrieg einem größeren Gegenstande galt als der Rettung oder Vernichtung eines vom Standesgericht schuldig gesprochenen Menschen. Die Franzosen fühlen sich in ihrem Lebensrecht bedroht; sie möchten sich als ein starkes Herrenvolk in Europa behaupten und kämpfen deshalb gegen die kapitalistische Korruption, gegen die träge Gleichgiltigkeit der déracinés, die für alle sittlichen Fragen nur ein müdes, skeptisches Lächeln hat, gegen den Vaudevillegeist, den selbst der ernsteste, traurigste Vorgang nur zu frechen Witzen stimmt, und gegen die Tyrannis der schnell von jedem pfiffigen Schwindler gefesselten Masse. Das Heil soll, so hoffen die Patrioten, vom Heer kommen, das nicht, wie das regirende Parlament zum großen Theil, aus käuflichen Strebern, sondern aus redlichen, in einen starren Ehrbegriff gewöhnten Männern besteht, dessen leuchtendes Kleid der Panamaschlamm nicht bespritzt hat und dem man ruhigen Muthes die nationale Zukunft anvertrauen darf. Der jede andere Erwägung niederzwingende Wunsch, in dem aller bürgerlichen Autorität beraubten Lande wenigstens das Ansehen der Armee ungetrübt zu wahren, hat in dem von Jules Lemaître geleiteten Bunde La Patrie Française viele der feinsten Vorhutgeister zusammengeführt. Ihnen hat sich in den meisten Provinzen die Fortschrittspartei der Herren Méline und Ribot verbündet. In dieser Koalition sind wenige Pfaffenknechte, noch weniger Monarchisten, aber sehr viele aufgeklärte und liberale Leute zu finden, die offen sagen: Unser katholisches Volk hat gefährlichere Feinde, als der

Klerus einer ist; es braucht ein starkes, in der Disziplin und im Glauben an seine Führer nicht erschüttertes Heer und will lieber von französisch empfindenden Bischöfen und Generalen beherrscht werden als, wie bisher, von den Herz, Arton, Reinach und deren Dienstmannen. Daß die Schaar, die mit diesem Ruf in den Kampf zog und der die Bauern- und Kleinbürgerangst vor dem Erstarken des Sozialismus zu Hilfe kam, nicht beim ersten Ansturm den Sieg erstritt, ist das persönliche Verdienst des Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau. Als Berryer, auch ein politischer Advokat, von seiner Presse zu den Halbgöttern erhöht wurde, schrieb Barbey in heller Wuth: Diese läppische oder heuchlerische Ueberwerthung eines Menschen ist auf die Dauer ekelhaft. Solches Gefühl regt sich in dem Unbefangenen auch beim Lesen der Waldeckhymnen. Doch der Held dieser Sänge ist der Beachtung werth.

In einem Büchlein von Ernest-Charles hat kluge Bosheit neulich sein Charakterbild gezeichnet. Ein Mann, der nie lacht, nie in hitzige Wallung geräth, der unter blicklosen, halb verschleierten Augen von Zeit zu Zeit nur melancholisch, verächtlich lächelt. Er läßt sich nicht hinreißen, nicht von Enthusiasmus noch Zorn weiter führen, als er gehen wollte, und kein Ereigniß scheint ihm das Phlegma vertreiben zu können. Dabei stolz, oft hochfahrend im Ton, mit der steifen Würde des vom Athem des profanum vulgus angewiderten Aristokraten; ein sehr kultivirter Mensch, Sammler seltener objets d'art, Dilettant im französischen Sinn des Wortes. Die Klosterschule hat ihn, wie so viele in mönchischer Zucht Erwachsene, allem Kirchenwesen entfremdet. Als junger Anwalt folgt er der Fahne Gambettas, dessen geflügeltes Wort: Le cléricalisme, voilà l'ennemi ihm aus kühlem Herzen gesprochen ist, wird neben dem stets Trunkenen ein nüchterner Minister, geht, als Gambetta fällt, zu Jules Ferry über, der ihm das wichtige Ministerium des Inneren anvertraut, und zieht sich, da die Bretonen ihn nicht wiederwählen, mit deutlichen Zeichen der Geringschätzung aus der Politik in die Civilrechtspraxis zurück. Er wird in Paris der Anwalt der großen Geschäftsleute und der großen Spitzbuben, häuft ein stattliches Vermögen und scheint, als die Hexe Politik ihn nach Jahren abermals lockt, von dem einen Wunsch nur erfüllt: den Sozialismus mit Stumpf und Stiel auszuroden; und sozialistisch nennt er schon den bürgerlichen Radikalismus des Herrn Bourgeois, dem er vorwirft, den Umsturzparteien die Thür zur Herrschaft geöffnet zu haben. In allen Reden warnt er vor der destruction, empfiehlt er die conservation sociale. Ohne straffe Ordnung sei Freiheit nicht möglich und eine internationale Partei, die das Vaterlandgefühl negirt, ohne Rücksicht und

Schonung zu bekämpfen. Wer dem Arbeiter helfen wolle, dürfe das Kapital nicht beunruhigen, dem Arbeitgeber nicht die Möglichkeit nehmen, im eigenen Hause der Herr zu sein. Das Besitzrecht ist ihm das erste aller Menschenrechte. Im Oktober 1897 ruft er, ganz wie unser Stumm, in Reims, kein Gerede, kein feiges Ausweichen nütze, die Entscheidung müsse klipp und klar für oder wider den Sozialismus fallen. Als er 1898 den Grand Cercle der konservativen Republikaner eröffnet, den er zum Hauptquartier der Sozialistenfeinde machen will, rühmt er Herrn Méline, den éminent homme d'État, den Minister, der das Land vom Unrath gereinigt und dessen Autorität sich von Tag zu Tag verstärkt habe. Drei Monate danach scheidet Méline aus der Macht und Waldeck ruft dem „energischen Republikaner" nach: Nous ne lui disons pas adieu, mais au revoir! Das war im Juni 1898. Ein Jahr später war Waldeck-Rousseau Ministerpräsident. Er wählte zwei Sozialisten, die Genossen Baudin und Millerand, den Führer der sozialdemokratischen Kammerfraktion, zu Kollegen und hat seitdem keinen anderen Politiker mit so zähem Ingrimm verfolgt wie Herrn Méline, dessen politisches Wesen doch in keinem Zuge gewandelt ist. Staunend sahen Waldecks frühere Freunde dem Spektakel zu und fragten, was diesen Mann, der nie nach Volksgunst lüstern schien und der schon oft Gelegenheit hatte, ohne Opfer zur Macht zu gelangen, bestimmt haben könne, seine ganze Vergangenheit als ein Zweiundfünfzigjähriger so zu verleugnen. Ein psychologisches Räthsel. Auch der Herr, der sich Ernest-Charles nennt, hat es nicht gelöst.

Und doch ist am Ende die Lösung selbst dann nicht gar so schwer zu finden, wenn man sich vorher entschlossen hat, Waldeck nicht einfach für einen feilen Wicht und Streber zu halten. Er ist klug, ungewöhnlich geschickt und so weitsichtig, wie mans dem gesuchtesten pariser Civilanwalt zutrauen durfte. Er spricht nicht mehr von destruction und conservation sociale, sondern hat längst ein anderes Schlagwort gewählt und heißt sich selbst den Organisator der défense républicaine. Die Republik, sagt er seit drei Jahren, ist bedroht; vor jedem Thor lauert ein Prätendentenwunsch, eines Diktators Ehrgier, und wenn wir nicht wachsam sind, wird mit der Hilfe der immer den starken Bändigern verbündeten Pfaffenschaft uns morgen irgend ein Gassencaesar knechten. Das glaubt der Schlaue natürlich selbst nicht, der genau weiß, daß von allen Staatsformen des vorigen Jahrhunderts keine in Frankreich so ungefährdet war wie die 1870 geschaffene und daß für absehbare Zeit an die Auferstehung einer Monarchie von Gottes oder von Pöbels Gnaden nicht zu denken ist. Er zweifelt auch nicht an der Zuver-

lässigkeit des Klerus, der, auf Leos und Rampollas Befehl, mit der Republik Frieden geschlossen und nicht den geringsten Grund hat, in nutzlosen Abenteuern kostbare Kraft zu verzetteln. Aber ein Anwalt und ein Politiker hat nicht immer, hat sehr selten sogar die Pflicht, die reine Wahrheit über die Forderung der Augenblickstaktik zu stellen. Wer sich gewöhnt hat, die Menschen nach ihrem Handeln, nicht nach ihrem Reden zu beurtheilen, wird leicht merken, daß Waldeck-Rousseau seinem alten Ziel, die Neigung zum Sozialismus aus den Hirnen zu scheuchen, um eine tüchtige Strecke näher gekommen ist. Der feine Skeptiker, der an der Barre und in Wahlversammlungen die Massenpsyche schätzen gelernt hat, mag geschmunzelt haben, als er auf den großen Boulevards Tausende rufen hörte: Nieder mit Millerand! Conspuez le baron! Kein Zetern, kein Sozialistengesetz, „kein Kampf mit geistigen Waffen" konnte so wirken wie die wehe Enttäuschung, zu der ein sozialdemokratischer Minister seiner Genossenschaft verhalf. Die Millerand, Jaurès, Viviani, die ministrables sein wollten, haben in heißen Schlachten die Guesdisten, Marxens strenggläubige Jünger, geschwächt und zugleich sich selbst um den Nimbus des Volksbeglückers gebracht. Dieser Erfolg war nur durch eine Verbrüderung von Bourgeoisie und Proletariat zu erreichen; und solches Bündniß wurde erst möglich, wenn der Menge die Ueberzeugung eingehämmert war, die Republik sei, die Freiheit, das Menschenrecht in Gefahr. So oft eine Bourgeoisie sich in ihrem Besitzrecht bedroht fühlt, schreit sie, die heiligsten Menschheitgüter seien gefährdet, zeigt sie der gegen die schrankenlose Geldherrschaft erregten Masse den Pfaffen als Erzfeind und sucht sich das Gewimmel zu befreunden, das ihr morgen sonst in die Putzstuben brechen könnte. Und jedesmal — eben sahen wirs wieder in Belgien, wo liberale Fabrikanten die Arbeiter um den Kampfpreis prellten und der Sozialdemokratie eine Wunde schlugen, von der sie sich schwer erholen wird — jedesmal ist das Proletariat dann so arglos, so blind, daß es sich von den ungemein menschenfreundlichen Kapitalisten kirren und als Helotenheer in einen Krieg der Privilegirten treiben läßt, in dem es nichts zu gewinnen hat.

Herr Waldeck-Rousseau hat dieses Nothmittel nicht erfunden, aber so klug angewandt, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte. Frankreich, das eine soziale Revolution fürchten mußte, hat heute nur Salonsozialisten und machtlose Sekten. Waldeck hat gesiegt, nicht über monarchistische oder pfäffische Feinde der Republik, sondern über die Förderer der destruction sociale. Unserer Presse ist er der lichte Held lauterster Redlichkeit. Vielleicht stammt die Dankbarkeit aus dem Instinkt, der in Waldeck den Hort bourgeoisen Besitzfriedens wittert.

❧

Die Welt als Zeit.

Man lernt mehr Weisheit mit dem Hören als mit dem Sehen. Das Hören bringt mehr herein, aber das Sehen weist mehr hinaus. Meister Eckhardt.

Es giebt keinen Unterschied zwischen dem Subjekt, das erkennt, und dem Objekt, das erkannt wird.
Pariser Universität anno 1276.

Vielleicht habe ich in meinen Berichten über Mauthners Sprachkritik*) den Grundgedanken des Werkes verständlich genug wiedergegeben; was mir aber zu fehlen scheint, ist die Aufdeckung des Grundgefühles, aus dem heraus Mauthner ans Werk gegangen ist; und was schließlich das Selbe sagt: es muß noch gezeigt werden, zu welchem Ende uns Mauthner diese Waffe in die Hand gegeben hat. Kurz gesagt: zum Ende Gottes. Ich glaube, nicht falsch zu vermuthen, wenn ich sage: Was Mauthner bei dieser Arbeit langer Jahre gestählt und begleitet hat, war das Gefühl, daß es weder Kant noch einem Anderen bisher gelungen war, mit der falschen Hypothese „Gott“ fertig zu werden. Man mußte die Sprache angreifen, noch mehr, man mußte erkennen, daß all unsere Erkenntniß nur Sprache sei, um diese That zu thun, — es einmal für alle hinzustellen: ob Ihr es Gott nennt oder moralische Weltordnung oder Zweckmäßigkeit der Welt oder tiefere Bedeutung der Welt oder Erforschung der Wahrheit oder Erkennbarkeit der Welt, — es ist immer das Selbe: der Glaube, die Welt aussprechen zu können, ist der Glaube an Gott. Was immer Ihr von der Welt sagt: es sind Worte. Das heißt: es ist nicht wahr. Wahrheit hieß bisher immer: so ist es; wenn das Wort noch fernerhin angewandt werden soll, muß es bedeuten: es ist anders. Das Wort Wirklichkeit mögen wir ruhig behalten für unsere Erscheinungwelt, für Das, was auf uns wirkt und wiederum von uns bewirkt wird; Wahrheit aber ist ein durchaus negatives Wort, die Negation an sich, und darum in der That Thema und Ziel aller Wissenschaft, deren bleibende Ergebnisse immer nur negativer Natur sind. Darum auch ist es kein Widerspruch, daß Mauthners Kampf gegen die Sprache sprachlich geführt wird: denn Das ist eben die Aufgabe der Begriffssprache, sich mit Dem zu beschäftigen, was nicht ist, bisher Geglaubtes zu negiren. Alles ist anders: Das ist die Formel all unserer Wahrheit. Auf diese Ahnung ist es wohl zurückzuführen, daß man hinter dem Tod die Lösung des großen Räthsels gesucht hat; ich möchte sagen, man hat den Trugschluß gemacht, aus der

*) S. „Zukunft“ vom 23. November 1901.

Empfindung, daß Wahrheit = Anderssein ist, zu schließen: es brauche also nur eine gründliche Veränderung mit uns vorzugehen, damit wir Alles erkennen. Aber solche Veränderung ist ja auch wieder nur etwas Positives, nur ein Zustand; jenes Anderssein aber drückt lediglich die Negation aus und könnte durch „niemals“ ersetzt werden. In dieser Auffassung fällt „Wahrheit“ natürlich auch mit dem „Ding an sich“ zusammen. Was steckt hinter unserer Wirklichkeit? Etwas Anderes! Wie ist die Welt an sich? Anders!

Diese Wahrheit, daß man die Welt eben darum nicht erkennen kann, weil man sie erkennen muß, räumlich, zeitlich, dinghaft wahrnehmen und mit Worten belegen, ist schon früh und immer wieder, manchmal mit wunderbarer Schärfe und Deutlichkeit, ausgesprochen worden; und gerade in den Kreisen, wo man mit tiefster Sehnsucht nach der Ruhe des Positiven lechzte und darum unerschrocken und ehrlich war. Denn die Geschichte der Weltanschauungen, der Philosophien wie der Religionen, könnte in zwei Lager getheilt werden: auf der einen Seite Solche, die sich schnell bei etwas Positivem beruhigten: die Priester und die Gründer philosophischer Systeme als Bessere und die Pfaffen und Philosophieprofessoren als weniger Gute; auf der anderen Seite Solche, die leidenschaftlich nach Ruhe begehrten, aber durch nichts beruhigt werden konnten: die Ketzer, Sektirer und Mystiker. Es geht eine Linie, die bei den Neuplatonikern sicher nicht anfängt, aber doch zum ersten Mal mit Sicherheit festzustellen ist, die dann in Dionysius Areopagita wohl im fünften Jahrhundert ihren ersten Höhepunkt findet, in Scotus Erigena im neunten ihren zweiten, die dann nachhaltig die Scholastiker, Realisten und panpsychistischen Sekten des Mittelalters berührt, bis sie in Meister Eckhardt ihren dritten und höchsten Gipfel erreicht. Von da geht die Linie langsam und verborgen, aber unverloren weiter über Picus de Mirandola, Molinos und Jakob Boehme zu Angelus Silesius, der, wie der treffliche Gottfried Arnold so wunderhübsch sagt, „aus denen vornehmsten mystischen Theologis die summam der geheimen Gottesgelahrtheit in nervosen und nachdrücklichen epigrammatibus vorträgt“, der sich aber zu Eckhardt verhält wie der Jesuitenstil zur Gothik; ein deutlich erkennbarer Zweig geht dann nach England hinüber zu dem großen Berkeley, der freilich als echt englischer Kopf genialste Negation mit kraftlosestem Positivismus zu vereinigen wußte; die Linie scheint mir bis in die Gegenwart zu reichen und in Johannes Wedde und vor Allem Alfred Mombert in die Erscheinung getreten zu sein. Sie Alle sind in der Einsicht vereint, daß sie — mit Berkeley zu sprechen — Sinne und Worte als erroneous principles bezeichnen; sie machen demnach, wie Johannes Wedde es ausdrückt, „Front gegen jede bestehende Religiongemeinschaft (und jedes wissenschaftliche System), denn sie Alle fordern die Anerkennung gewisser Begriffe und Begriffsverbindungen als intellektuell richtiger. Es ist

aber unmöglich, daß ein Mensch Etwas richtig begreife." Sie sind ferner auch darin einig, unsere Sinnenwelt als etwas Bildmäßiges zu betrachten, und mühen sich leidenschaftlich, eine Welt „ohne Bilder und Zeichen" — wie Mombert sagt — zu schaffen. Und drittens sind sie darin einig, daß sie — im Gegensatz mehr zu dem landläufigen materialistischen Pantheismus als zu Spinoza — spiritualistische Pantheisten sind; da die Welt (oder Gott) nicht von außen her erkannt werden kann, muß sie von innen her geschaffen werden: durch Abkehr von Raum und Zeit, durch mystische, nicht oder kaum auszusprechende Versenkung sollen außen die Dinge und innen das Ichgefühl aufhören, zu sein, Welt und Ich in Eins zerfließen.

Der Größte unter all diesen ketzerisch mystischen Skeptikern war unser Meister Eckhardt, der mit gewaltigen Mitteln unternahm, wovon bei Spinoza nur Spuren zu finden sind und was fünf Jahrhunderte später dem Kantschüler und Boehmesproß Schelling nicht gelingen wollte: Pantheismus und kritische Erkenntnißtheorie in Harmonie zu bringen. Er wußte und hat es oft ausgesprochen, daß man Gott, den Sinn der Welt, nicht erkennen könne, daß wir aber wissen, was er nicht ist. Auch war es seine tiefe und bleibende Erkenntniß, dieses Nichts, mit dem er eben so wie schon Dionysius und Scotus Gott identifizirte, für ein unbekanntes Positives zu erklären, dessen Attribute nur alle unsere Erscheinungen sammt unserem Ich sind. Dieses Unbekannte glaubt er aus sich heraus schaffen, mystisch darein versinken und dann bildmäßig und in Gleichnissen davon sprechen zu können. Es war ihm sicher, daß, was wir in uns selbst als seelisches Erleben finden, dem wahren Wesen der Welt näher stünde als die außen wahrgenommene Welt. Aber auch dieses innere Erleben, wenn es schon den Raum abgethan hatte, geschah doch noch in der Form der Zeit; und darum betrachtete er die Zeit als den ärgsten Feind Gottes. Zeitlos mußte man werden, damit Außenwelt und Ich zu Einem würden. Die Stellen, wo er von diesen inneren Erlebnissen tiefster Art erzählt, gehören zum Ergreifendsten, was es an Wortkunst überhaupt giebt. Selten hat Einer so schön und wahrhaft um das Unaussprechliche herumgesprochen wie Meister Eckhardt. Aber hier handelt es sich nicht darum, sondern um die Frage: ob es möglich ist, einen solchen übernatürlichen Zustand, wo Welt und Persönlichkeit zugleich aufgehoben und vereinigt sei, in sich zu verspüren. Da wir selbst ganz sicher nicht nur äußere und innere Erscheinung sind, sondern auch zur Welt als Wahrheit, zur Welt, wie sie anders ist, gehören, läßt sich, wie ich zögernd sagen muß, diese Möglichkeit nicht ohne Weiteres abweisen. Daß Das, wovon uns die Mystiker Bericht erstatten, nur Wortbild und Negation falscher Annahmen ist, beweist nichts dagegen, daß sie Etwas erlebt haben, das sich anders nicht sagen läßt. Auch die Erkenntniß, daß zum Beispiel Meister Eckhardts Ent-

zücken über seine tiefen Stunden und Verzückungen dem psychologisch prüfenden Leser sich als sein Staunen über die eigene Genialität herausstellt, der er in nüchternen Stunden selbst nicht gewachsen war, ist noch nicht durchschlagend. Und auch der Einwand, wir könnten nichts fühlen oder im Bewußtsein haben, was nicht Zeit erfordere, beweist nichts, denn es handelt sich eben bei diesen Erlebnissen um Gefühltes und Seelisches so wenig wie um Materielles: auch Erlebniß ist natürlich ein gräßlich falsches Wort für etwas Zeitloses und darum auch Lebloses. Dabei ist niemals ein Erlebniß so stark und wahrhaft als Ungeheuerliches, Blendendes, Fortreißendes und Beseligendes geschildert worden wie von den Mystikern dieser benommene Traumzustand. Ich lasse dies Geheimnißvolle also dahingestellt; nur muß hinzugefügt werden, daß die Erklärung des Zustandes als irrige Deutung genialer Entrücktheit — Andere würden sagen: einer krankhaften Verfassung — eben so wohl möglich ist. Und vor Allem: da dieser Verkehr zwischen Welt und Individuum völlig unmittheilbar sein muß, kann er als solcher weder dem Gedächtniß des Individuums noch irgend einer Erkenntniß angehören. Wäre ich dazu genug Mystiker, so würde ich sagen, er gehöre wohl dem Weltbewußtsein an; aber solche Bilder darf sich ein armer Normaler nicht erlauben. Wenn es also Etwas dieser Art giebt, dann hat es seine eigene Sphäre und geht uns nicht das Geringste an, so lange wir es nicht mitgemacht haben. Es ist dann die selbe Sache wie mit dem Tod, von dem schon Epikur gesagt hat, daß er uns nicht angeht, und unserem Zustand vor der Geburt oder eigentlich der Zeugung. Nur geht es uns freilich mit unserer ersten Kindheit genau so; und doch wird kaum Einer leugnen wollen, daß sie zu seinem Erleben gehört. Wir sind eben doch noch mehr als Gedächtniß und Bewußtsein; oder, das Selbe nicht negativ, sondern metaphorisch ausgedrückt: unsere Bewußtseine hinterlassen nicht alle bleibende Spuren in dem Bewußtseinstheil, den man Gedächtniß nennt. Körperlich freilich ist kaum mehr Etwas von Dem an uns, was wir damals als Kind waren; nicht einmal die Zähne.

Ich habe gesagt, die Wissenschaft sei das Wissen von Dem, was nicht ist. Das ließe sich an Beispielen Mauthners weiter erläutern; ich erinnere an das Gesetz von der Trägheit oder der Erhaltung der Energie, deren Aussagen ja nur landläufige Irrthümer zurückweisen. Ich habe dann zweitens von dem Nichtwissen in dem abgründlich positiven Sinn der Mystik gesprochen; für Den, der daran glaubt, muß Das die einzige Art von Religion sein, die ihm noch möglich ist. Neben diese Wissenschaft und diese Religion tritt ein drittes Element unserer Weltanschauung: die Kunst. Darunter verstehe ich hier die symbolische oder metaphorische Ausdeutung der Metaphern unserer Sinne und der Metaphern unseres inneren Bewußtseins. Sie hat an die Stelle Dessen zu treten, was bisher die Wissenschaft Positives zu leisten

wähnte. Nicht mehr absolute Wahrheit können wir suchen, seit wir erkannt haben, daß sich die Welt mit Worten und Abstraktionen nicht erobern läßt. Wohl aber drängt es uns, so stark, daß kein Verzicht möglich ist, die mannichfachen Bilder, die uns die Sinne zuführen, zu einem einheitlichen Weltbild zu formen, an dessen symbolische Bedeutung wir zu glauben vermögen. Das aber ist Kunst in diesem höchsten Sinn: ein zwingendes Sinnbild der Welt. Wo immer wir in den Thaten der Wissenschaft zwingend Positives antreffen, bei Kopernikus oder Laplace, bei Helmholtz oder bei Hertz: wir dürfen wissen, daß es entweder nur versteckte Verneinungen sind oder zwingende Symbole, die irgendwann einmal von treffenderen Metaphern abgelöst werden. In der Wissenschaft also findet man überall zerstreut die Bruchstücke der Symbolik, die einmal an die Stelle des angeblich positiven Theils unserer abstrakten Erkenntniß treten wird. Bevor es aber dazu kommt, bevor es möglich zu sein scheint, aus den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung eine Weltgestalt zu formen, scheint eine große Umnennung nöthig: der Verzicht auf eine uralte Metapher und ihr Ersatz durch eine andere. Der Raum muß in Zeit verwandelt werden.

Selbst Mauthner spricht an einer Stelle, wo er von dem alten Gegensatz von Leib und Seele redet, davon, er könne die Schwierigkeit nicht einsehen, die in der Vorstellung liegen solle, daß seine Bewegungen der Außenwelt sich zunächst in Nervenbewegungen und dann in Das verwandeln, was wir Empfindung nennen. Diese Stelle ist aber freilich vereinzelt und ihr stehen andere bedeutsam gegenüber, in denen es heißt, wenn die Sprache Das ausdrücken könnte, möchte er sagen, der Glockenton sei für die Glocke selbst keine Bewegung, sondern Etwas wie Empfindung. Ich gestehe: mir giebt einzig und allein diese — keineswegs unaussprechbare — Vorstellung einen Sinn; der Gedanke, da draußen sei etwas Körperliches, das unabhängig von meiner Wahrnehmung so materiell da sei, und dieses Ding oder diese Bewegung von Stofftheilchen „bewirke“ Das, was mir von innen her als Psychisches so wohlbekannt ist: dieser Gedanke ist für mich völlig absurd. Spinoza hat es schon gesagt, wenn es auch durch die stumpf geschliffenen Brillen der Spinozisten meistens nicht durchgegangen ist: die Welt kann physisch vollkommen ausreichend erklärt werden und braucht das Psychische gar nicht erst zu bemühen: von den Wirkungen da draußen geht es ins Sinnesorgan, von da zu den Leitungbahnen der Nerven, von da zum Hirn, vielleicht von einer Partie zur anderen, vielleicht auch chemischen Veränderungen unterzogen oder sonstwie behandelt, auf Arten, die wir nicht kennen, und vom Hirn geht es wieder auf anderen Nervenbahnen hinaus in die Außenwelt als Aktion; Alles rein materiell. So kann die Welt erklärt werden; aber Physisches kann nur durch Physisches erklärt werden: und Das, was innen

in uns, als unser Allerbekanntestes, vorgeht, ist nach dieser Weltmetapher nicht etwa eine Wirkung oder Etwas, das als Begleiterscheinung nebenher geht, sondern es ist ganz und gar nicht vorhanden. Wir mußten, weil wir die Metapher „Ding" oder „Materie" oder „Außenwelt" acceptirt haben, nothwendiger Weise an die Stelle unserer vertrautesten Innenvorgänge die Metapher „Nerven", „Gehirn" u. s. w. setzen. So steht die Sache und man kann, wenns Einem genügt, statt von inneren, psychischen Erlebnissen, von Gehirnvorgängen reden; wenn man aber meint, die Gehirnvorgänge seien die Ursache der Seelenerlebnisse, so scheint mir, da meine man Unsinn. Wie Spinoza erkannt hat: Physisches kann nur durch Physisches, Psychisches nur durch Psychisches erklärt werden; vermengt man die beiden Bereiche, so läßt man sich die schauderhaftesten Metaphervermengungen oder Wippchen zu Schulden kommen.

Ein Weltbild, das zur Voraussetzung die Annahme hat, unsere inneren Erlebnisse seien nicht vorhanden, scheint mir nur eine Unmöglichkeit für uns Menschen. Wohlgemerkt: es ist bei diesem konsequenten Materialismus nicht anzunehmen, es handle sich bei Dem, was wir innen verspüren, um eine Täuschung; keineswegs! Denn auch „Täuschung" ist ja so eine vertrackte psychische Angelegenheit; man muß vielmehr behaupten, diese Erlebnisse seien gar nicht da; wenn Einer zum Beispiel seinen Arm in die Höhe hebt, geschehe nur, was davon zu sehen sei; und noch ein paar körperliche Vorgänge ähnlicher Art im Innern des Leibes; aber daß er selbst von dieser Aktion Etwas spüre: Das gebe es nicht. Mir scheint also ein solches Wegleugnen uns unmöglich. Die Wirklichkeit unseres Innenseins ist uns unentreißbar. Es bleibt uns aber noch der andere Weg: Alles psychisch zu erklären. Und Das scheint mir in der That geboten: was wir als Aeußeres wahrnehmen, muß uns etwas Psychisches bedeuten. Wir müssen die körperliche Welt als eine Metapher unserer Sinne betrachten lernen, die wir erst dann mit der Metapher unseres Ichgefühls zusammenreimen können, wenn wir eine Metapher zweiten Grades vornehmen: diese körperliche Außenwelt ist uns nur noch ein Symbol, ein Zeichen für Etwas, das gleicher Art ist mit unserem Seelenleben. Mauthner liebt es, die Zeit als die vierte Dimension der Wirklichkeit zu bezeichnen. Dahinter steckt schließlich gar nichts Anderes als die Andeutung, die Zeit sei nur Etwas wie eine Eigenschaft des Raumes. Wenn es ihm möglich ist, auch unseren inneren Zeitinhalt, unser Psychisches rein als Raum hinzustellen, dann soll uns dieser konsequente Materialismus sehr willkommen sein; wir können ihn brauchen, wenn auch nur, damit er sich ad absurdum führt. Aber ich glaube nicht, daß Mauthner den Versuch machen will; es scheinen mir nur Reste einer schon fast völlig überwundenen Epoche der materialistischen Metapher zu sein. Der Versuch, den er manch-

mal macht, das Gedächtniß als eine Art objektiven, ohne Bewußtsein funktionirenden mechanischen Apparates zu betrachten, gehört auch zu diesen Anläufen. Dieser Erklärungversuch mit Hilfe des objektiven Gedächtnisses wäre eine uns ganz und gar sinn- und bedeutunglose Wörterzusammenstellung, wenn wir nicht unser subjektives Gedächtniß hätten, das wir so sehr gut kennen, ohne es im Geringsten erklären zu können. Das Psychische läßt sich eben nur dann durch Physisches „erklären", wenn man das Psychische als bekannt, als keiner weiteren Erklärung bedürftig voraussetzt. Dann aber thut die physische Erklärung wundervolle Dienste: als bedeutungvolle Symbole für das Seelische, das objektivirt und veräußert werden muß, um erkennbar zu sein. Mit der Aussage, die Zeit sei die vierte Dimension des Raumes, vermag ich also zur Bezwingung und Gestaltung der Welt nichts anzufangen. Umgekehrt drücke ichs aus: der Raum mit Allem, was darin ist, ist eine Eigenschaft der Zeit. Nicht mit dieser veralteten Metapher — Eigenschaft! — ausgedrückt, sondern vorläufig negativ: es giebt keinen Raum; was uns räumlich beharrend erscheint, ist eine zeitliche Veränderung; was uns im Raum bewegt erscheint, sind die wechselnden Qualitäten zeitlicher Vorgänge.

Der Einwand, unsere Sprache sei aber nun einmal von Haus aus materialistisch, trifft uns auf dieser Stufe durchaus nicht und kann uns nicht abhalten, weiter zu schreiten. Er sagt nichts weiter, als daß die abstrakten Begriffe, mit denen Volksglaube und Wissenschaft arbeiten, den Charakter des Sinnlichen nicht abstreifen können. So daß zum Beispiel Atom, Aether und solche Worte nichts weiter sind als unvorstellbare Produkte räumlicher Vorstellungen, uns aber niemals von den Sinneseindrücken befreien können. So lange man die Worte wörtlich und die Mittheilungen der Sinne sinnisch versteht und so lange man aus dem Sinnischen und seinem Wortschatten positive Wahrheit schöpfen will, ist der Einwand richtig und wichtig, daß die Sprache uns nicht vom Fleck bringen kann. Hier aber, auf dieser Stufe des Kunstwissens und der bewußten Metapher, ist uns alle Sprache nur ein Symbol des nicht weiter Auszusprechenden, des Unmateriellen. Diesen Dienst hat die Sprache als Wortkunst schon immer geleistet. Nehmen wir ein Beispiel aus Goethe, wie es sich mir beim zufälligen Aufschlagen eines Bandes bietet:

Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund lastend ruht,
Wie tausend Bäche strahlend fließen
Zum grausen Sturz des Schaums der Fluth,
Wie strack, mit eignem kräftgem Triebe,
Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
So ist es die allmächtge Liebe,
Die Alles bildet, Alles hegt.

Das, was uns diese Begriffe vermitteln, ist weder eine Abstraktion noch eine äußere Wahrnehmung: die Worte und Sinnenbilder sind nur Metaphern für etwas Innerliches, das Goethe uns mitzutheilen versteht. Ich meine nun: eben so wie wir unser Inneres auszudrücken verstehen mit Hilfe bildlicher Ausdrucksweise, eben so gut können wir auch, um die Einheitwelt zu formen, die wir brauchen, die Welt als etwas Psychisches darstellen, unter Benutzung von Wörtern, die freilich nur Aeußeres bedeuten; aber das sinnisch Ausgedrückte und das sinnisch Wahrgenommene soll uns nur an Psychisches erinnern. Die Aufgabe für Den, der ein einheitliches Weltbild formen will, ist also: das Materielle als etwas Psychisches darzustellen. Das heißt: glaubhaft zu zeigen, daß die Materie, das außen Geschaute, nur eine metaphorische Darstellung, ein Sinnenbild oder Sinnbild seelischen Vorganges ist. Wenn Das möglich sein soll, muß zwischen den Außenbereichen und unseren Ichgefühlen eine Aehnlichkeit, ein Vergleichungpunkt vorhanden sein. Das ist der Fall; und die mechanistische Wissenschaft hat uns dieses tertium comparationis nahe genug gebracht: ich meine die Zahl. Die Zahl ist der Weg vom Raum zur Zeit, von den Dingen zum Seelenfließen, von der Gesichtssprache zur Musik, von der Weltanschauung zur Weltbehorchung, der Weg zu einer neuen Metapher.

Schon Berkeley hat gewußt, daß Alles, was wir sehen, nur die Sprache von etwas Psychischem ist, also nur ein unzutreffendes Bild des Wirklichen in fremdem Material giebt; seine beste Erkenntniß hat ihm seine Christensprache verhunzt, aber deutlich genug hat er trotzdem von dem visual language gesprochen. Und Lazarus Geiger hat wiederum entdeckt, daß alle die Begriffe, die unsere Weltanschauung bilden helfen, auf das Sehen zurückgehen. Also, füge ich hinzu, auf den Raum; denn die Raumhypothese ist, wie ich zeigen will, nur auf das Auge, nicht, wie man meist annimmt, auf eine Kombination von Sehen und Tasten zurückzuführen. Nicht die drei Dimensionen sind das Charakteristische für die Hypothese des Raumes, sondern die Annahme eines Aeußeren, Dinghaften, Bleibenden, das nicht zu uns gehört, das nicht bei uns, nicht unser ist. Ohne Distanz, ohne Entfernung, ohne Trennung durch scheinbar Unausgefülltes wäre man niemals darauf gekommen, Etwas wie Raum oder Ding anzunehmen. Unsere Sprache ist substantivisch und objektivisch, weil schon unser Auge ähnlich angelegt ist; die Distanz zwischen uns und dem Erschauten, das nicht an uns rührt, das nicht unser Leben, sondern unsere Fremde ist, hat die Kluft geschaffen, die zwischen Welt und Ich gähnt. Man stelle sich einmal vor, es habe nie Gesichtsvorstellungen gegeben, niemals Licht oder Farbe oder gesehene Gestaltung, und dann gleite man, während die Augen geschlossen sind, mit den Fingerspitzen dem nächsten Gegenstand entlang, diesem Stuhl oder diesem Tisch; ich behaupte: was ich da fühle, ist nimmer-

mehr ein harter Gegenstand da draußen — ich kenne kein Draußen und habe nicht die geringste Veranlassung, es anzunehmen —, sondern nur eine in der Zeit vorgehende Veränderung meiner selbst. Meine Fingerspitzen werden so merkwürdig verändert; Das fühle ich; da wir diese Tastsprache nicht ausgebildet haben, will ich mich unserer Ausdrücke bedienen und sage: meine Fingerspitzen werden hart; und inzwischen sind sie geschweift und glatt (Form und Oberfläche des Stuhles) und nun ist wieder das Alte (der Stuhl hat aufgehört) und jetzt sind die Finger scharf (die Schreibtischkante) und nun werden sie naß und kalt (ich bin ins Tintenfaß gekommen). Selbstverständlich könnten diese Abstufungen, Grad- und Qualitätunterschiede noch viel feiner und spezifizirter ausgedrückt werden, wenn die Menschen bis heute das Interesse gehabt hätten, darauf zu achten. Aber jedenfalls habe ich nicht die geringste Veranlassung, beim Tasten mir ein Außen zu denken, da ich ja nur Etwas fühle, das bei mir, an mir, zu mir gehörig ist. Ich fühle nur, daß in der Zeit fortwährend Veränderungen mit mir vorgehen. Alles also, was ich taste, sind zeitliche Qualitätunterschiede, aber keine Spur von Raum bietet sich mir dar. Während es mir also unmöglich ist, wie ich zeigte, von der Zeit und meinen Ichgefühlen abzusehen, kann ich vom Tastsinn aus sehr wohl das Urtheil abgeben, das für die Erklärung des Psychischen durch Psychisches nothwendig ist: Es giebt keinen Raum. Und genau so steht es mit dem Temperatursinn, mit dem Schmerzensinn und den übrigen Abarten des Tastsinnes, genau so steht es auch mit dem Gehör, dem Geruch, dem Geschmack und Allem, was wir leiblich verspüren: überall sind es lokale Vorgänge, wenn ich es vom Gesicht aus erkläre, sind es Zeitveränderungen an mir, wenn ich vom Gesicht absehe. Hätten wir keine Augen, so wäre der Unterschied zwischen der Welt und mir niemals entstanden, wäre man niemals auf die verrückte Idee gekommen, zu diesem Leib hier zwar Ich zu sagen, aber ja nicht zu diesem Buch oder diesem Tisch oder dieser Frau. Und wäre, als das Auge entstand, Telegraphie und Telephonie ohne Draht schon eine vertraute Sache gewesen, so hätte man aus der Distanz wohl auch nicht auf eine Andersartigkeit des Geschauten geschlossen, sondern gesagt: Wie bin ich gewachsen! Wie breitet sich auf einmal eine Sprache vor mir aus, für ganz neue, sonderbar klare Gefühle, die ich bisher kaum im Dunkeln geahnt! Nein: man hätte gar nichts gesagt, man hätte geschaut und hätte Das als die neue Sprache empfunden. Denn es wäre nichts Getrenntes, nichts Ichfremdes gewesen: man hätte ja die Elektrizität oder das Licht als sein eigen empfunden. Jetzt aber gähnt eine Leere; und ganz weit hinten, wo ich nicht bin, ist ein Ding. Dieses Nichts ist der Raum.

Die großen Denker haben gesagt, Raum und Zeit seien unsere eigenen Anschauungformen. Und wir haben es dahingestellt sein lassen und haben

nichts damit anfangen können. Anders wird es, wenn man diese Aussage auseinander reißt. Die Zeit ist nicht nur die Form unserer Anschauung, sondern auch die Form unserer Ichgefühle, also ist sie für uns wirklich, für das Weltbild, das wir von uns aus formen müssen. Die Zeit ist wirklich, gerade weil sie subjektiv ist. Der Raum aber ist eine Anschauungform; unsere Subjektivität braucht ihn nicht zur Deutung des Eigenen, sondern nur als Bedeutung für das immer noch fremd Gebliebene. Der Raum ist unwirklich, nicht Das, was er scheint, obwohl er subjektiv ist: er scheint objektiv. Die Entdeckung, daß es nichts Räumliches, nichts Dingliches giebt, ist Etwas, das uns mal in Fleisch und Blut übergehen muß wie die Entdeckungen des Kopernikus. Wir müssen das Fremde zu unserem Eigenen machen, den Raum in Zeit verwandeln, die Extensität der äußeren Dinge muß uns ein Bild sein für die Intensität unserer Ichgefühle. Ich bin nicht nur dieses Hirn, nicht nur dieser Organismus, ich bin auch mein Geschautes. Dies nicht um der Wonneseligkeit oder der Verzückung willen — denn die Welt wird wahrhaftig nicht schöner und nicht edler, wenn ich sie bin (Dies für panpsychistische Pfaffen) —, sondern um des Sinnbildes der Wahrheit willen, das mir einzig noch möglich scheint.

Natürlich handelt es sich mir hier nicht um solche dem Volksglauben angehörende Begriffe wie Seele, Ich und Dergleichen; sie müssen nur mit Vorbehalt angewandt werden, so lange unsere Aufmerksamkeit noch so kläglich wenig auf die unendlich differenzirten Qualitäten und Intensitäten der Zeit gerichtet worden ist, so lange wir die neue Sprache noch nicht haben. Wie wir ein Ding mit Eigenschaften, eine Vielheit um etwas Bleibendes herum, in die Außenwelt versetzt haben, so erscheint uns auch unser Ichleben als eine Vielheit von Individualitäten, die sich um den trotz ewiger Beweglichkeit fest scheinenden Kern der Person und Ueberperson, des Gedächtnisses und Uebergedächtnisses gruppiren. Für diese Vielheit der Personen in Einem hat Kant ein kühnes und mystisches Bild gefunden; er sagt: „Eine elastische Kugel, die auf eine gleiche in grader Richtung stößt, theilt dieser ihre ganze Bewegung, mithin ihren ganzen Zustand (wenn man blos auf die Stellen im Raume sieht) mit. Nehmet nun, nach der Analogie mit dergleichen Körpern, Substanzen an, deren die eine der anderen Vorstellungen, sammt deren Bewußtsein, einflößete, so wird sich eine ganze Reihe derselben denken lassen, deren die erste ihren Zustand sammt dessen Bewußtsein der zweiten, diese ihren eigenen Zustand sammt dem der vorigen Substanz der dritten und diese eben so die Zustände aller vorigen sammt ihrem eigenen und deren Bewußtsein mittheilete. Die letzte Substanz würde also aller Zustände der vor ihr veränderten Substanzen sich als ihrer eigenen bewußt sein, weil jene zusammt dem Bewußtsein in sie übertragen worden, und Dem unerachtet würde sie doch nicht eben die selbe Person in allen diesen Zuständen gewesen sein.“

Diese Stelle ist ein Versuch, das Prinzip der Vererbung auf das Verhältniß der einzelnen differenzirten Individuen innerhalb eines Individuums anzuwenden. Sie ladet aber auch ein, die Einheit Dessen, was Ich zu einem Stück Welt sagt, noch mehr zu erweitern: wenn das Ich eine Unzahl von Individuen (Zellen) in einem Herrschaftsystem vereinigt, dann sehe ich nicht ein, warum nur die Welttheile zu mir gehören sollen, die ich mit Mund und Lunge in mich aufgenommen habe, und nicht eben so gut die anderen, die mich sonst irgendwie berühren. Die Welt wird so aufgefaßt als eine unendlich komplizirte Kreuzung psychischer Herrschaftsysteme. Vor dieser Komplizirtheit sich zu scheuen, liegt gar keine Veranlassung vor; darum erscheinen uns alle Weltanschauungen so kläglich, weil sie mit Hilfe von Abstraktionen, die immer tugendhafter wurden, je verblasener sie waren, versuchten, die Welt auf eine einfache, möglichst moralische Formel zu bringen. Die Welt ist nicht einfach; und wir haben keinen Grund, uns vor mikroskopischem Detail zu fürchten. So sehr die Naturwissenschaft und Mechanik ins Detail gegangen ist, so sehr muß es die symbolische Auslegung dieser materiellen Sinnbilder, die jene Wissenschaften uns verschafft haben, thun. Die Geisteswissenschaften haben lange genug um ein paar armsälige schönrednerische Hohlheiten sich herumgedrückt.

In der Naturwissenschaft hat man sich seit Jahrtausenden bemüht, alle Vorgänge, physiologische und chemische, Licht, Farbe, Wärme, Elektrizität, auf die Mechanik zurückzuführen. Das heißt: auf die Bewegung winziger Stofftheilchen, die eigentlich gar nicht mehr differenzirt waren und gar nichts Stoffliches mehr an sich hatten. Man wollte Alles auf die Bewegung eines Einheitlichen zurückführen, dessen einzige Eigenschaft eigentlich die Bewegung war. Warum man Das wollte, warum man nicht, was man ohne Zweifel eben so gut hätte versuchen können, etwa alle Bewegung durch Wärmegrade ausdrücken wollte oder überhaupt irgend eine andere bestimmte Sinnesenergie als Maß aller Dinge angenommen hat, darüber wollte man sich nie Klarheit verschaffen. Und doch scheint mir der verborgene Grund ganz einleuchtend: man wollte das Qualitative aus der Welt schaffen und es durch Quantitatives ersetzen; die sekundären Eigenschaften sollten durch primäre ersetzt werden. Schon Kant spottet über die Mechaniker, die immer empirisch bleiben wollen und die doch zu Beginn ihrer Forschung die „metaphysische Voraussetzung" machen, daß das Reale im Raum sich nur der extensiven Größe nach unterscheiden könne. Das Bestreben der Mechaniker ist, die Welt seelenlos, farbenlos, duftlos, klanglos zu machen. Es sollten nur reine Raumverhältnisse übrig bleiben, die all das Wirre, Sinnengemäße erklärten. So sind sie dazu gekommen, die Welt in benannten Zahlenverhältnissen auszusprechen, deren Name keine Rolle mehr spielt. Sie haben die Welt auf die Zahl gebracht; und wo sie noch nicht so weit sind, sind sie doch auf bestem Wege.

Die Zahl aber ist nicht nur das Maß des Raumes, sondern auch der Zeit, nicht nur der abstrakt geschauten Bewegungen, sondern auch der Intensität all unserer Sinnesenergien, nicht nur des materiellen Draußen, sondern auch des psychischen Innern. Die Aufgabe Derer, die an dem Weltbild formen wollen, scheint mir zu sein: mit Hilfe der Ergebnisse der mechanistischen Wissenschaft richtige Zahlenverhältnisse für das Intensive und das System des psychischen Fließens zu finden. An die Stelle der Dinglichkeit, der Kausalität, der Materie hat die Intensität, das Fließen, die Psyche zu treten: an die Stelle des Raumes die Zeit. Räumliche Quantitäten sind nur bildliche Verhältnißzahlen für die unendlich differenzirten Qualitäten der Zeit.*) So gewinnt Schopenhauers Einsicht, daß die Musik die Welt noch einmal ist, einen neuen Sinn: sie ist einer der Versuche des Kunstwissens, der Weltverinnerlichung, mit Hilfe qualitativ getönter Zahlenverhältnisse ein Bild der Welt als Psyche zu geben, eine Sprache zu schaffen für das Reich der Intensitäten. Das Auge, der Raumsinn hat uns zu den Abstraktionen des Extensiven gebracht, bis wir merkten, daß wir unser Inneres nicht auf Raumformeln bringen können; vielleicht kann uns das Gehör, der Zeitsinn, die Traum- und Klangbilder geben, deren wir bedürfen, um die Symbole, die wir als Außenwelt schauen, in zeitlichen Verlauf zu verwandeln. Wenn wir so Raum und Materie nur als ein Sinnbild für intensive Vorgänge in der Zeit auffassen, als eine Sinnestäuschung, die wir umdeuten müssen, dann füllen wir etwa den Abgrund aus, der bisher unser inneres Dasein und unsere Außenwelt getrennt hat. Wir hören dann auf, unser Innenleben als Räthsel und die Raumwelt als Gespenst zu betrachten: Beides geht dann auf in einen unendlich mannichfachen seelischen Zeitenstrom, dessen geheimnißvolle krause Verschlingungen wir mit Hilfe der Metaphern unserer Sinne noch zu erforschen haben. Die Wahrheit jenseits unseres Eigenen kümmert uns nicht, weil wir wissen, daß wir nichts davon erkennen; das Fremde aber, das wir bisher als Außenwelt liegen ließen, müssen wir in unser Eigenes verwandeln. Vielleicht kommen wir auf diesem Wege, durch die Schärfung und Verfeinerung all unserer Intensitäten, auch zu neuen Sinnen, zu neuen Bildern, von denen wir heute noch keine Ahnung haben.

Bromley. Gustav Landauer.

---

*) Nachträglich finde ich in dem jüngst aus Nietzsches Nachlaß herausgegebenen „Willen zur Macht" den folgenden bestätigenden Satz: „Der mechanistische Begriff der Bewegung ist bereits eine Uebersetzung des Originalvorgangs in die Zeichensprache von Auge und Getast". Ueberhaupt deckt sich die Verwandlung des Seins in Werden, die Nietzsche in diesem Hauptwerk vorschlägt, so ziemlich mit meiner Meinung von der Verwandlung des Raumes in Zeit.

Blumenträume.

Komm mit mir in die silberne Frühlingsnacht,
Mein Lieb, komm mit mir hinaus;
Aus dem Schlaf sind die Rosen und Lilien erwacht
Und schimmern von Perlen des Thaus;
Wir gaukeln über die Wege sacht,
Auf Flügeln über die flammende Pracht,
Von Blüthen zu Blüthenstrauß.

Komm mit in den webenden Glanz hinein,
Mein Lieb, in den wogenden Duft;
Die weißen Flocken wallen und schnein,
Hörst Du, wies schmeichelnd ruft?
Die Seele voll süßen Träumerein,
Mein Lieb, wir wollen wie Blumen sein,
Zitternd in Frühlingsluft.

Die Rose öffnet die Blüthe weit.
Bist Dus, mein Lieb, die sie rief?
Gieb mir die Hand, daß wir zu Zweit
Sinken hinunter tief.
Die Wände in rosiger Herrlichkeit
Und Kerzenglanz und das Lager bereit,
Darin die Königin schlief.

Auf leisem Fuß Du geglitten bist
An das Bett, wo die Königin träumt;
Du hast ihr Köpfchen in süßer List
Mit weißen Armen umsäumt;
Sie hat Dich im Traum auf die Wangen geküßt
Und Dein Antlitz zur Rose geworden ist,
Von dunkler Gluth überschäumt.

Nun tauch in den Kelch der Lilie hinein,
Mein Lieb, in den weißen Schoß;
Da stehen die Säulen in schimmernden Reihn,
Du reißt den Blick nicht los;

Auf dem Thron von blendendem Marmorstein
Da ruht die Elfe im Mondenschein,
Die Augen still und groß.

Und mit weißer, feierlicher Hand
Hat sie Dich, mein Lieb, berührt;
Du hast Dich schauernd emporgewandt,
Da den Hauch Du vom Licht gespürt;
Auf Deiner Stirn wie ein goldnes Band
Liegt nun der Glanz aus Lilienland
Der nimmer sich verliert.

Mein Lieb, nun komm an den dunklen Teich,
Wo die Wasserrose ruht;
Laß uns wehen auf Lüften, süß und weich,
Ueber die wellende Fluth,
Hinein in der Blume magisches Reich,
Wo in fremden Flammen, irr und bleich,
Flackert die Märchengluth.

Wie auf silbernen Schwingen der Schmetterling,
So wiegst Du Dich über dem Schaum;
Wie der Falter an schimmernden Kelchen hing,
So schwebst Du am Blüthensaum;
Und der Traum, den mein Lieb von der Blume empfing,
Der liegt nun am Grund wie ein funkelnder Ring,
Tief in des Herzens Raum.

Nun komm, mein Lieb, in die Nacht zurück,
Wo die Rosen im Winde wehn,
Den zaubrischen Traum im leuchtenden Blick,
Und das Haupt wie Lilien schön —
In unsern Herzen das Märchenglück,
Mein süßes Lieb, das sonnige Glück,
Das kann nicht untergehn.

Hamburg. Theodor Suse.

Der verehrte Dichter.

Es thut nicht gut, wenn ein Schriftsteller viele Verehrer hat; es thut nicht gut! Nur den Sumpfpflanzen schadet Ueberfluß an Feuchtigkeit nicht; den Eichen ist sie nur mit Maßen zuträglich. Ich erzähle hier von einem Burschen aus dem Schriftstellerstande, der auf dem Wege zu seinem Ziel unerwarteter Weise in den Morast der Popularität gerieth, erzähle davon, wie lächerlich und ungeschickt er sich benahm, als er sich mit dem Schlamm des Lobes vollgesogen hatte, und was mit ihm geschah, als ihm der Kopf durch die nebligen Dunstwolken des Ruhmes verqualmt worden war. Der Bursche war einfältig, aber nicht ganz dumm, und er unterschied sich von seinen Kameraden im Gewerbe dadurch, daß er aufrichtig war und darum sich selbst jeden Tag widersprach. Er lebte in einem Lande, dessen Literatur einen Weltruf genoß; und als er auf die ersten Anzeichen der Popularität zu stoßen begann, nahm er sie mit Unwillen auf und dachte: Sonderbar . . . In die Posaune stößt man, — und sie hören nicht; ein Rohrpfeifchen bläst, — und sie freuen sich . . . Der Bursch war nicht bescheiden, durchaus nicht! Aber er kannte seinen Werth. Das war die Sache . . . Und dann wußte er auch, daß es in seinem Heimathlande kein Volk giebt, sondern nur ein Publikum, und daß es namentlich das Publikum ist, das literarische und andere Berühmtheiten erschafft, während das Volk seinen Trott geht, die Schriftsteller gering schätzt, an Zauberer glaubt, sein Leben lang nur arbeitet, aber trotzdem immer Hunger leidet und jeden beliebigen Augenblick bereit ist, die ganze Literatur mitsammt all den anderen vom Publikum geliebten Künsten für einen Sack Mehl einzutauschen. Aber obgleich mein Bursche dies Alles genau wußte, war er doch nur ein Mensch; und außerdem sind alle Schriftsteller — und sogar die Philosophen — mehr oder weniger beschränkte Leute. Er fing an, zu fühlen, daß die hartnäckige Aufmerksamkeit, die das Publikum seinen Büchern zeigte, ihm angenehm sei. Er bekam von den Lesern schmeichelhafte Briefe. Ein Leser schrieb: „Talentvoller" . . . Der andere setzte schwarz auf Weiß hin: „Hochzuverehrender" . . . Irgend eine Leserin schrieb einfach, aber kräftig: „Danke, mein Seelchen!" Ganz, als habe der Dichter ihr Seide zu einem Jäckchen geschenkt. Und ein Krämer, der mit Büchern handelte, schickte einen Brief folgenden Inhalts: „Geehrter Herr! Herr Schriftsteller! Indem ich anfing, mich zu interessiren, warum, daß das Publikum so kräftig Ihre hochzuverehrenden Bücher kaufe, habe ich dieselben durchgelesen und aus mir ergossen sich die nachfolgenden Verse:

Wie Lilien im Sumpf,
In meiner müden Seele
Blühten Visionen und Träume
Von einem Leben ohne Hinderniß.
Sie blühten, aber schüchtern,
Blühten und verwelkten
Und verfaulten im Schlamm des Herzens
Und es roch sehr häßlich . . .
Aber Du drangst mir ins Herz,

Mit Deinen heißen Worten,
Wie mit Funken überstreutest
Das Dunkel meiner Seele Du
Und ich entflammte in Leidenschaft;
Ich wurde unsinnig kühn
Und jetzt rieche ich stolz
Wie ein angesengtes Schwein . . .

In aufrichtiger Hochachtung
Sila Korschunow."

Und viele andere süße Zeichen der Aufmerksamkeit erhielt mein Schriftsteller vom Publikum. Und der Teufel, der treue Begleiter des Schriftstellers, flüsterte ihm ein: Genir' Dich nicht, Närrchen; Du hast Dirs verdient, also genir' Dich nicht! Du bist jetzt dem Publikum, was eine junge Geliebte einem entkräfteten Greis ist. Und so stelle Dich auch nicht bescheiden, denn „die Karausche liebt es, in Sahne gekocht zu werden", und der Dichter, daß man ihn in Weihrauch räuchere. Ha ha ha! . . .

Und so fing mein Bürschchen langsam an, dem in ihn verliebten Publikum unter die Augen zu treten. Er sieht: sie klatschen in die Hände. Und er begann, sich an dieses Geräusch zu gewöhnen, wie der Trunkenbold an den Schnaps, und es wurde ihm langweilig, ohne dieses Händeklatschen zu leben; aber zugleich fing der Bursche an, sich hinreißen zu lassen.

Also eines Tages umringte ihn an einem belebten Ort ein Haufe Publikum, drückte ihn an die Wand, klatschte in die Hände und schrie: Bra—voo! Bra—voo! . . . Und er stand vor der Menge, gerührt lächelnd, und ihm war so süß zu Muth, als ob man ihn in Sirup gesotten hätte. Zum ersten Mal sah er das Publikum in der Nähe . . . Und plötzlich wurde ihm unbehaglich davor, sogar bang ward ihm; ob man ihn nicht nächstens unter dem Arm kitzeln würde? Durch seinen Kopf schwirrten allerlei unsinnige Gedanken. Es schien ihm, daß Jeder in der Menge, der ihn anschaute, in Gedanken seine Ohren mit den Ohren des Schriftstellers vergleiche, um genau festzustellen, wessen länger seien. Und mein Bürschchen fühlt, daß seine Ohren wuchsen, wuchsen, gigantischen Umfang erreichten. Aber das Publikum steht und schreit: Bra—voo—o!... Da entzündete sich in der Seele meines Helden ein unheilvoller Zweifel an der Freiheit seines Ich und er dachte: „Sie betrachten mich als ihr Eigenthum und werden sogleich anfangen, mit mir zu spielen, wie mit einem Ball." Der Teufel aber stand neben ihm und lachte tückisch: „Haha! Schau nur, schau!" Er schaut hin, mein armer Bursch, und sieht: die Menge ist von Zehn auf Hundert gewachsen und Alle klatschen in die Hände. In ihrer Mitte stehen die wohlerzogenen Nachkommen des Judas Ischariot, des Ignatius Kramol und aller Christusverschacherer; sie stehen fest und klatschen ihm zu. Die Augen des Publikums bohrten sich wie tausend Nadeln in die Brust meines Helden. Er schaute in Verwirrung auf die Menge und sah: alle die Gesichter verschmolzen in ein einziges ungeheures, düsteres, knechtisches Gesicht, das hatte keine Augen, sondern nur zwei trübe Flecke an deren Stelle; und die Nase in diesem Gesicht war lang, wie der Rüssel des Elefanten.

„Schau", sagte der Teufel, boshaft kichernd, „seine Führer haben ihm eine lange Nase gemacht, aber sie haben kein Feuer entzündet in seinem Herzen und so ist es blind! Und sieh hin, was für eine Zunge es hat, sieh nur!"

Vor den Augen meines Helden bewegten sich ungeheuer große sinnliche Lippen über einer tiefen, schwarzen Höhle; in der Tiefe dieser Höhle drehte sich irgend ein glitschiger, kurzer, dicker Balken und mit Gestank brach es hervor: „Bra—vo!" Der Schriftsteller schloß vor Furcht die Augen; er fühlte, daß man ihn irgendwo einsauge. Aber als er sie wieder öffnete, standen vor ihm Menschen; die allergewöhnlichsten Menschen standen vor ihm wie eine dicke Mauer, ihre Gesichter lächelten, die Augen blitzten mit dem Vergnügen von Kindern, die ein neues Spielzeug erblickt haben, und Alles um ihn herum war einfach und gewöhnlich. Vor diesem Lächeln und diesen freundlichen Augen wurde dem Dichter warm zu Muth, die Furcht schmolz in seinem Herzen und er wünschte, dem Publikum Etwas zu sagen, so etwas recht Herzliches. Er athmete, so tief er konnte, und sprach, die Hand auf das erschreckte Herz drückend:

„Meine Herren!"

„Bravo!"

„Tß! Still! Er will sprechen."

„Meine Herren! Ihre Aufmerksamkeit kitzelt angenehm mein Herz. Ich, scheint mir, verstehe Sie. Als ich klein war und Militärmusik hörte, pflegte ich hinter ihr herzulaufen; und mich unterhielt nicht so sehr die Musik selbst wie der Soldat, der die große Trompete blies und dabei die Backen blähte ... Ich danke Ihnen, meine Herren!"

„Bra—voo—oo!" schrie das Publikum.

„Wir lieben Sie!" sagte Jemand laut.

„Danke!" sagte der Dichter gerührt und bewegt.

„Bra—voo!"

„Meine Herren! Laßt uns offen mit einander reden!"

„Bravo!"

Der Teufel, der hinter dem Schriftsteller stand, lächelte... Schlaukopf!

„Ich, meine Herren, glaube an die Aufrichtigkeit Ihres Verhaltens gegen mich. Aber nur schwer verstehe ich, wodurch ich solches warme Gefühl bei Ihnen hervorgerufen habe. Manchmal, wissen Sie, kommt es mir vor, als liebten Sie mich, weil ich keinen Ueberrock trage und in meinen Erzählungen oft unanständige Wörter gebrauche. Und manchmal denke ich, daß, wenn ich mir einübte, lyrische Gedichte mit dem linken Hinterfuß zu schreiben, Sie sich noch wärmer, mit noch größerer Aufmerksamkeit gegen mich benehmen würden ..."

„Bra—voo!" schnatterte das Publikum.

„Und, sehen Sie, mir scheint, als seien Sie nicht wirkliche Leser, sondern einfach Verehrer. Der Leser weiß, daß wichtig nicht der Mensch, sondern der Geist des Menschen ist, und er guckt den Schriftsteller nicht an wie das Kalb mit zwei Köpfen. Er liest ihn, aber er glaubt ihm nicht blind. Er denkt selbst über das Buch nach: ‚Dieses ist so, aber Jenes ist nicht so.' Und wenn er nachgedacht hat, schafft er etwas Gutes und dann wird dieses Gute ‚Geschichte' genannt. Ihr aber, meine Herren, schafft nicht Geschichte, sondern Skandalgeschichten ... Und wirkliche Leser sind gar selten auf der Welt, von Eurer

Sorte aber viele. Auf mein Gewissen: ich muß Euch sagen, daß ich keine Sympathie und noch weniger Achtung für Euch empfinde. Die Kameraden haben mir gesagt, daß man das Publikum achten müsse, aber Niemand konnte erklären, weshalb. Wie denken Sie? Weshalb sollte man Sie achten?"

Der Schriftsteller schwieg und sah fragend auf das Publikum. Das schwieg auch und schien etwas verdüstert. Von irgendwo her wehte ein kalter Wind.

„Seht Ihr wohl", sagte nach langem Schweigen sanft der Dichter, „auch Ihr selbst seid nicht einmal im Stande, herauszufinden, weshalb man Euch wohl achten sollte."

Irgend ein rothhaariger Mensch riß den Mund auf und sagte im Baß: „Wir sind Menschen . . "

„Nun, sind denn Viele unter Euch wirkliche Menschen? Unter Tausend wird man vielleicht Fünf finden, die leidenschaftlich glauben, daß der Mensch der Herrscher und Schöpfer des Lebens sei und daß sein Recht, frei zu denken, zu sprechen, zu gehen, ein heiliges Recht sei; möglich, daß Fünf von Tausend sogar fähig sind, für dieses Recht zu kämpfen und furchtlos im Kampf dafür unterzugehen. Die Meisten von Euch sind Sklaven des Lebens oder dessen freche Herren. Und Ihr Alle seid zahme Bürger, die mitunter die Pflichten wirklicher Menschen erfüllen. Das, was in Euch menschlich ist, gehört in den Bereich der Zoologie; ich schaue hier in Eure trüben und ängstlichen Augen und mit Schrecken sehe ich, wie Wenige unter Euch tapfer, wie Wenige ehrlich sind. Arm ist mein Land an starken Menschen; und doch ist wieder die Zeit gekommen, wo es eines Helden bedarf."

Etwa zwanzig Leute aus dem Publikum drehten dem Redner den Rücken und gingen ab. Er aber fuhr fort: „Ein guter, lebendiger Mensch wird immer nach Etwas streben, Etwas suchen; Ihr aber lebt still, zahm, unbeweglich, wie Euch befohlen wird. Das Leben ist Euch schwer, zum Denken seid Ihr zu faul und habt Angst, Euch zu bewegen. Rings um Euch starren, wie die Nichtigkeiten auf dem Börtchen im Empfangszimmer der Cocotte, die morschen Traditionen und verschiedenen Vorschriften, die verteufelt wenig taugen. Das Alles hindert Euch, frei die Hände zu bewegen; aber all diese Dinge sind für Euch kleine Götzen und Ihr wagt nicht, sie zu vernichten, obgleich sie Euch wie Fesseln drücken. Und wenn der Wind vom Feld her in die muffige Luft Eurer Höhlen frische Düfte hineinweht, so schließt Ihr, einen Herzschlag befürchtend, alle Luftklappen. Unruhe liebt Ihr nicht, Unruhe erschreckt Euch. Aber Ihr müßt irgend Etwas zum Sprechen haben, Ihr braucht was, um Eure Gäste zu unterhalten; wie die Bettler auf der Kirchentreppe, streckt Ihr die Hände nach der Literatur aus, um von ihr Etwas zur Zerstreuung zu erwischen. Die Literatur ist für Euch das scharfe Gewürz in der Fadheit Eures dämmerigen Lebens. Euch gefällt es, wenn man mit Blut und Galle schreibt; aber es gefällt Euch eben nur. Und weder Liebe noch Haß weckt die Literatur in Eurer Brust, — nichts, außer Beifallsgeschrei oder Schmähungen. Ihr seid nicht Menschen, Ihr seid Zuschauer, Publikum. Nicht ein Zittern würde durch das Leben gehen, wenn Ihr Alle auf einmal daraus entschwändet, wenn Ihr auf einmal in die Erde versänket: nichts würde sich auf der Erde ändern. Ihr seid Stoiker, weil Ihr Sklaven seid. Man schlägt Euch: Ihr schweigt; man beleidigt Euch: Ihr lächelt.

Euch können höchstens noch Eure Frauen ärgern, wenn das Mittagessen nicht schmeckt, und Ihr leidet nur aus Gier nach den Gütern des Lebens, aus Neid gegen einander und durch schlechte Verdauung. Wenn der Stiefel Euren Fuß drückt, seufzt Ihr: ‚O, wie Recht hat Schopenhauer!‘ Aber wenn Ihr das Geschrei nach ‚Freiheit‘ hört, denkt Ihr bei Euch: ‚Was ist mir Hekuba?‘ Daß Euch Alle der Teufel holte! Wenn Ihr wüßtet, wie jämmerlich, wie widerwärtig Ihr seid, wie schrecklich schwer es ist, unter Euch zu leben! Man sagt Euch: das Leben ist furchtbar, das Leben ist düster, es ist ganz von Blut durchtränkt. Ihr glaubt es nicht. Euer Leben ist nur gemein und langweilig; und wenn man Euch den Tod zeigt und die Schrecknisse dieser Gemeinheit, so bleibt Ihr ruhig und interessirt Euch nur für das Eine: Ist es schön dargestellt? Aesthetiker, die im Schmutz ertrinken ... Möchtet Ihr wenigstens schneller darin ersaufen!...“

Das Publikum lichtete sich allmählich. Es liebt lange Rede nicht. Aber der Teufel lachte; er kannte ja den wirklichen Werth von Alledem.

Nur der Redner, hingerissen von dem Gefühl zu erfüllender Pflicht, merkte nichts und fuhr fort: „Das Leben ist die heroische Dichtung vom Menschen, der sein Herz sucht und es nicht findet, der Alles wissen will und nichts wissen kann, der strebt, so mächtig zu sein wie sein Vater im Himmel, und nicht die Kraft hat, seine eigenen Schwächen zu besiegen. Habt Ihr von der Wahrheit gehört? Von der Gerechtigkeit? Von dem Wunsch, alle Menschen der Erde stolz, frei und schön zu sehen? ... Ihr trachtet nur danach, satt zu sein, es warm zu haben, den Frauen unter der Vorspiegelung von Liebe Gewalt anzuthun und sie zu verderben. Ihr wollt nur ruhig leben, gemüthlich, sänftiglich. Das ist Euer Glück. Euer höchstes Glück aber ist, für einen Groschen fünf zu kriegen. Das Glück fängt man mit kräftigen, muskulösen Armen. Ihr aber seid Feiglinge, Schwächlinge. Ihr könnt nicht einmal eine Fliege ohne fremde Hilfe fangen. Ihr braucht dazu vergiftetes Papier: ‚Fliegentod‘. Mir thun die Fliegen leid! Sie summen und stören dadurch den Schlaf; aber ich würde mit Freuden für Euch ein Papierchen ‚Fliegentod‘ schreiben, daß Ihr beim Lesen von Unruhe vergiftet würdet ... Ich sehe, hierin habe ich nicht Recht: Ihr beunruhigt Euch wohl. Nämlich, wenns Euch unbequem wird, zu leben, weil das Gehalt nicht zur Ernährung der Familie ausreicht oder weil Eure Frauen vor Langeweile, mit Euch zu leben, Euch betrügen. Dann seufzt Ihr, philosophirt, das Leben erscheint Euch widerlich und schwer ... so lange, bis Euch das Gehalt erhöht wird oder Ihr eine Geliebte gefunden habt. Und indem Ihr das Leben mit den altersschwachen Nörgeleien, dem ekligen Gekeif des Katzenjammers, mit Euren Klagen über das Dasein anfüllt, vergiftet Ihr das Ohr Eurer Kinder. Ihr fesselt ihre Gedanken an die Kleinlichkeiten des Lebens, an dessen Plattheiten und ihre Gedanken werden stumpf wie das Schwert, mit dem man Aeste abhaut, statt der Köpfe.

Dann gehen auch die Kinder, ermüdet von Eurem Geschwätz über das Leben, das Ihr nicht kennt, still die ausgetretenen Wege; sie werden früh kleine kalte, jämmerliche Greise; sie gehen und suchen ein warmes Leben, ein sattes Leben, ein molliges Leben; sie finden es und vegetiren still dahin, nach dem Beispiel der Väter. Sie sind wie eine frische Tünche, mit der man den Spalt im alten Gebäude übermalt hat. Hier ist ein schweres, schmutziges Gebäude, ganz durchtränkt vom Blute der Menschen, die es zerdrückt hat; es erbebt in seiner

Morschheit, wird vom Vorgefühl des nahen Zusammenbruches gepackt und wartet zitternd auf den Augenblick, wo es krachend einstürzen soll. Und schon reifen die Kräfte zum Stoß; sie wachsen an, können sich kaum noch zurückhalten und bald dort, bald hier loht ihre Gluth in einer Flamme der Ungeduld auf. Sie werden kommen; dann wird das alte Gebäude erzittern, wird Euch auf die Köpfe fallen und Euch unbarmherzig zerquetschen, obgleich Ihr nur straffällig seid, weil Ihr nichts gethan habt. Aber es giebt keine Schuld in diesem Leben."

Gar wenig Publikum war übrig geblieben. Ein Theil davon schaute mit Bedauern auf den Dichter; da sie seine Erzählungen gern lasen, hörten sie mit Kummer seine Rede, dieweil in seiner Rede nichts Aesthetisches war. Einige sahen ihn mitleidig an. Alle langweilten sich und Niemand fühlte sich beleidigt. Da schrie ein erboster Jüngling: „Alles Dies sind Worte. Zeigen Sie, daß sie ein Programm haben, ein praktisches Programm!"

Ein würdiger Herr sagte seufzend:

„Ach, auch ich war in meiner Jugend Romantiker!"

Und eine Dame in schwarzem Kleid fragte: „Warum schimpft er denn auf die Frauen?"

Der Teufel lachte.

„Noch Eins muß ich Euch sagen. Sehr liebt Ihr, unglücklich zu sein. Ich denke, Ihr thut es aus Berechnung: Ihr habt nichts, um unter einander Achtung und Liebe zu erwecken, und so werdet Ihr absichtlich unglücklich, um für Euch das Mitleiden, das Mitgefühl, billige Emotiönchen zu erregen, mit denen Ihr einander abspeist und die Ihr in der selben Stärke dem Hündchen gönnt, wenn das Rad eines Wagens ihm das Bein zerquetscht hat. Wenn in Euch nur ein gesundes, ganzes Gefühl der Liebe zum Leben wäre! Ihr liebt ja das Leben nicht, Ihr fürchtet Euch vor ihm, Ihr reißt ihm leise, wie ein Dieb, Stückchen ab ... Zahme Sippschaft! Arme Bettler! Möchte Gott mehr Elend auf Eure Häupter herniederschicken, auf daß Ihr aus träger Ruhe kämet; möge Gott Euch Aufregungen in Fülle senden, damit Ihr auflebet! ..."

In der Gruppe der Leute, die vor dem Redner standen, fühlte sich Einer beleidigt und schrie: „Ja, nicht Alle sind wir so ... Der Teufel hols! Das ist nachgerade ungerecht!"

„Mein Herr, fordern Sie nicht von mir Gerechtigkeit. Die giebt es nicht im Leben; vorläufig wenigstens nicht. Wie kann in Eurer Mitte Gerechtigkeit erstehen? Und Ihr seid Alle gleich schlecht. Ihr, die Gesellschaft: wie soll man Euch in Gute und Schlechte theilen? Ihr Alle habt Euch in der Jugend mit Kenntnissen ausgerüstet, während Ihr in den Schulen saßet, und Euch Alle lehrte man das Selbe. Ich glaube, daß Ihr Gutes gelernt habt, denn ich bin überzeugt, Ihr hättet nicht gelitten, daß Euch Böses gelehrt wird. Ich kann mir schwer eine Universität vorstellen, in der man die Jünglinge ein menschenfeindliches, leidenschaftloses Verhalten dem Leben gegenüber lehren könnte, das Streben nach warmen Plätzchen und andere Superklugheiten. Aber wenn Ihr ins Leben tretet, wird die Summe der vorhandenen Gemeinheiten durch Eure Gegenwart nicht vermindert. Ich weiß nicht, ob Ihr frische kleine Gemeinheiten mitbringt, und werde diese Behauptung auch nicht aufstellen. Ich weiß nur, daß Ihr mit fünfundzwanzig Jahren das Privateigenthum bekämpft und mit fünfunddreißig

Jahren nette Villen besitzt. Ich weiß: Ihr versteht, für Euch zu arbeiten; aber ich frage: Was habt Ihr für das Leben gethan? Ihr Alle fühlt gleich kalt. Die sogar, die warm reden. Wie viel Niedertracht umgiebt Euch! Probirt Ihr, sie zu vernichten? Jagt Ihr sie von Euch? Nein! Aber die Besseren unter Euch — Das sah ich — verstecken sich preziös davor. Das Streben, reinlich zu sein, ist kein schlechtes Streben, aber der ehrliche Mensch fürchtet den Schmutz nicht. Laßt uns offen reden. Daran, daß unser Leben so häßlich ist, sind wir Alle gleich schuldig. Auf der Welt giebt es keinen Gerechten, noch nicht. Aber woher nehmt Ihr den Muth zu solcher Kriecherei vor der Macht und wo habt Ihr so sklavisch für das Heil Eurer Haut fürchten gelernt? Ich behaupte: alles Gemeine und Widerliche, das auf Schritt und Tritt uns begegnet, blüht nur deshalb so lebendig, stark und grell, weil es sich auf eine kräftige Wurzel stützt, auf Eure Angst um die Haut, auf Eure Sklaveninstinkte. Die Schmach des Lebens haben wir Alle zu gleichen Theilen verschuldet. Und wenn ich an die Kraft des Fluches glaubte, würde ich Euch Alle verfluchen. Aber ich glaube an etwas Anderes. Bald werden neue Menschen kommen, muthige Menschen, ehrliche, starke ... bald!" ..

„Nun ists aber genug", sagte der Teufel lächelnd.

Mein Bürschchen sah sich um. Vor ihm und um ihn war keine Seele. „Seltsam! Sind sie schon Alle fortgelaufen? Ich bin ja noch nicht zu Ende."

„Sie sind verbrannt im Feuer Deiner Reden. Siehst Du den Ruß an der Decke? Das ist Alles, was von ihnen geblieben ist. Laß uns gehen."

Ich weiß nicht, was weiter mit meinem Helden geschah, möchte auch das Ende dieser Geschichte nicht ausdenken, denn ich ahne darin nichts Erfreuliches für ihn. Aber ich bin sicher, daß es nicht gut thut, wenn einem Dichter viele Verehrer erstehen. Wer mit dem Publikum zu thun hat, muß von Zeit zu Zeit die Luft um sich her mit der Karbolsäure der Wahrheit desinfiziren.

Das ist Alles ...

Moskau. Maxim Gorkij.

Kaufmännische Schiedsgerichte.

Herr Landrichter a. D. Ernst Mumm holte im letzten Aprilheft der „Zukunft" zu gewaltigem Streich gegen die kaufmännischen Schiedsgerichte aus. Nach der anspruchsvollen Einkleidung seines Artikels hatte ich gehofft, wenigstens einen neuen Gedanken über diese Institution darin zu finden, muß aber gestehen, daß er mich nur auf oft betretene Gemeinplätze geführt hat.

Herr Mumm bedauert, daß durch die Schaffung kaufmännischer Schiedsgerichte „der Grundsatz der ordentlichen Gerichtsbarkeit abermals durchbrochen wird." Dieser Ausdruck scheint mir nicht ganz korrekt. Das Prinzip der ordentlichen Gerichtsbarkeit ist schon seit der Einführung der Gewerbegerichte durchbrochen. Jetzt handelt es sich nur noch darum, für eine Kategorie von Lohnarbeitern — denn auch die Handlungsgehilfen sind nichts Anderes —, die eigentlich schon lange der gewerblichen Sonderrechtsprechung unterstehen müßte, einen für sie ungünstigen Ausnahmezustand zu beseitigen. Ich sehe nur einen Stand-

punkt, von dem aus man vielleicht bedauern könnte, daß die aus dem kaufmännischen Dienstvertrag erwachsenden Rechtsstreitigkeiten der ordentlichen Gerichtsbarkeit entzogen werden, nämlich den Standpunkt der juristischen Wissenschaft, der dadurch ein sehr wichtiges und schwieriges Gebiet genommen wird. Das hat Justizrath Staub in der Deutschen Juristenzeitung mit Recht betont. Staub geht aber zu weit, wenn er aus diesem Grunde die kaufmännischen Schiedsgerichte überhaupt ablehnt. So hoch uns die juristische Wissenschaft stehen mag: höher steht die Praxis, für die ja die Wissenschaft schließlich vorhanden ist. Und die Praxis fordert gebieterisch kaufmännische Schiedsgerichte, aus dem selben Grunde, der schon früher zu der Forderung von Gewerbegerichten trieb. Leider nehmen viele Juristen mit Herrn Landrichter Mumm an, es seien „überall Rechtsfragen, Fragen der Auslegung von Gesetzes- und Vertragsbestimmungen, die der Entscheidung harren, und äußerst selten nur werde der Richter Gelegenheit finden, spezifisch kaufmännische Kenntnisse zu verwerthen." Gewiß: kaufmännische Spezialkenntnisse sind überhaupt nicht nöthig. Aber die zur Auslegung von Dienstverträgen nothwendigste Voraussetzung ist soziales Verständniß. Wo die Auslegung klipp und klar ist, da kann nach den Gesetzesbestimmungen auch der Gewerberichter nur genau so entscheiden, wie es der Berufsrichter thun müßte. Die Schwierigkeit beginnt eben erst bei den vielen Fällen, wo der Buchstabe des Gesetzes zweierlei Urtheile zuläßt. Da muß das soziale Gefühl, muß das Bewußtsein mitsprechen, daß der Handlungsgehilfe gegenüber dem Prinzipal der wirthschaftlich schwächere Theil ist. Dieses soziale Bewußtsein ist aber bei unseren Richtern aus zwei Gründen nicht allzu häufig zu finden. Entweder legen sie in Folge ihrer Vorbildung auch in zweifelhaften Fällen formalistischen Erwägungen ausschlaggebende Bedeutung bei; oder ihre Herkunft, ihre gesellschaftlichen Beziehungen und Lebensgewohnheiten wirken von vorn herein auf ihr soziales Empfinden. Wären lediglich oder auch nur in der Hauptsache kaufmännische Kenntnisse nöthig, dann müßte man in den Handelskammern der Landgerichte die berufensten Richterkollegien sehen. Sie kommen ja heute schon für Klagen von Angestellten als Berufungsgerichte, aber auch, zum Beispiel bei Klagen wegen der Konkurrenzklausel, als Gerichte erster Instanz in Frage. Aber sie sind selbstverständlich noch viel gefährlicher als Berufsrichterkollegien, denn hier sitzen ja die Chefs über die Angestellten zu Gericht.

Ueber die von dem Herrn Landrichter befürchteten sozialen Folgen der kaufmännischen Schiedsgerichte ließe sich diskutiren, wenn nicht die Erfahrungen der Gewerbegerichte laut gegen seine Auffassung sprächen. Ich begreife, offen gestanden, nicht, wie Jemand, der nicht ganz ohne Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse urtheilt, heute noch daran zweifeln kann, daß das Zusammenarbeiten in den Berufsgerichten Arbeiter und Arbeitgeber einander näher bringt. Das Zusammenwirken der Vertreter einzelner Klassen kann natürlich den Klassenkampf nicht aus der Welt schaffen. Dadurch aber, daß die Kontrahenten des Arbeitvertrages in einem gewissermaßen obligatorischen Verkehr stehen, lernen sie einander als Persönlichkeiten achten. Der Arbeiter sieht, daß seine Brotherren persönlich sehr oft frei von jener Härte sind, die ihnen der Zwang wirthschaftlicher Konkurrenz aufnöthigt. Und auch der Arbeitgeber lernt bei so naher Berührung im Arbeiter den Menschen mehr schätzen, als ers früher gewöhnt war. Man frage nur unsere großen Fabrikherren, die in der Landesversiche-

Google

runganstalt, in den Krankenkassen und im Gewerbegericht mit den Vertretern der Arbeiterschaft zusammenwirken, ob sie im Lauf dieser Thätigkeit nicht vielfach einen ganz anderen Begriff von der Intelligenz und vom Wesen der Arbeiter bekommen haben. Die Befürchtung, eine Vermehrung der Zahl der Prozesse könne die wirthschaftlichen Gegensätze verstärken, ist durch alle mit den Gewerbegerichten gemachten Erfahrungen als grundlos erwiesen worden.

Auf einem ganz anderen Blatt steht die von dem Herrn Landrichter berührte Frage, ob Gewerberichter, die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen sind, die nöthige Gewähr für eine unparteiische Rechtsprechung bieten. Der einzelne Richter gewiß nicht. Das soll er auch gar nicht. Der Fortschritt der Berufsgerichte besteht ja gerade darin, daß die falsche Fiktion der Objektivität beseitigt und dem Klassencharakter der Gesellschaft ausdrücklich Rechnung getragen wird. Der Arbeiter-Beisitzer spricht Recht nach dem sozialen Empfinden seiner Klasse. Der Arbeitgeber-Beisitzer wird in vielen Fällen den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen. Und den Ausschlag giebt der präsidirende gelehrte Richter, dem beide Anschauungen in frischer Ursprünglichkeit vor Augen geführt werden.

Herr Mumm nennt den Ruf nach Schiedsgerichten eine Modesache. Soll damit diese bitter ernste Frage ins Lächerliche gezogen werden? Wenn man Alles, was modernen Bedürfnissen entspricht und deshalb gefordert wird, Modesache nennen will, — gut, dann sind auch die kaufmännischen Schiedsgerichte Modesache. Entschieden aber wäre die Unterstellung zurückzuweisen, es handle sich hier etwa um eine Mode, der nicht mehr Werth zuzusprechen ist als dem erfolgreichen Bemühen eines Konfektionärs, der den Frauen aller Länder vorschwatzt, es sei nöthig, am Ende der Kleiderärmel trichterförmige Erweiterungen zu tragen, die wie Regenabflußrohre aussehen. Wenn Herr Landrichter Mumm auf solche Anschauung seine sozialpolitischen Studien baut, dann steht er allerdings dem von ihm verehrten Karl Ferdinand Freiherrn von Stumm recht nah, für den ja auch die Forderung des Rechtes freier Koalition eine Modesache war.

Uebrigens hält diese Mode sich nun schon seit mehr als zwölf Jahren. Wer rückblickend erkennt, welchen Raum in der Handelswelt die Forderung kaufmännischer Schiedsgerichte sich im Lauf der Zeit erobert hat, Der wird zu anderen Ansichten kommen als die Herren Stumm und Mumm. In diesen Tagen ist eine kleine Schrift, „Der Kampf ums Recht" erschienen, die der Centralverband der Handlungsgehilfen und Gehilfinnen Deutschlands herausgegeben hat. Sie bringt im Anschluß an eine Rede, die der Reichstagsabgeordnete Paul Singer in einer öffentlichen Versammlung am zehnten Februar 1902 hielt, in einem Anhang eine kurze Geschichte des Rufes nach kaufmännischen Schiedsgerichten. Daraus kann man ersehen, daß schon 1890, als vom Bundesrath dem Reichstag der Entwurf eines Gewerbegerichtsgesetzes vorgelegt wurde, die sozialdemokratische Partei beantragte, Handlungsgehilfen und Lehrlinge in die Rechtsprechung der Gewerbegerichte einzubeziehen. Der Antrag fiel damals, aber die Frage war damit in Fluß gebracht. Nur ein einziger Verein, der Verband Deutscher Handlungsgehilfen in Leipzig, erklärte noch 1894 kaufmännische Gewerbegerichte für durchaus überflüssig. Schließlich aber mußte auch er sich dem Druck seiner Mitglieder fügen; und seitdem giebt es keine auch noch so schwächliche Handlungsgehilfen-Organisation, die nicht kaufmännische Sondergerichte verlangt.

Die Frage, wie die Gerichte zusammengesetzt werden sollen, wird freilich sehr verschieden beantwortet, braucht uns hier aber nicht weiter zu beschäftigen. Daß die Handelskammern sich zum großen Theil gegen Schiedsgerichte erklären, ist kein Wunder; selbst wenn sie nicht durch das ungeheuerliche Wahlrecht zu Vertretern der Handelsaristokratie gestempelt wären, blieben sie doch im besten Fall immer nur Vertreter der Arbeitgeber. Die aber haben mit den Gewerbegerichten schlechte Erfahrungen gemacht.

Auch über die Gründe, die, abgesehen von den schon angedeuteten sozialen Erwägungen, die Handlungsgehilfenschaft zu ihrer Forderung bestimmten, giebt die Brochure eingehend Auskunft. Statt im Allgemeinen von der sozialen Verständnißlosigkeit zu reden, die in manchen Urtheilen der ordentlichen Gerichte an den Tag tritt, will ich einen einzigen Prozeß herausgreifen, der deutlich zeigt, wie schleppend der Geschäftsgang vor unseren ordentlichen Gerichten ist. Ich citire wörtlich: „Im Kaufhause Germania in Hamburg verunglückte im Juni 1898 ein Angestellter beim Dekoriren und durfte auf Anordnung seines Arztes seine geschäftliche Thätigkeit nicht ausüben. Der Chef entließ ihn ohne Kündigung und gab als Grund an, der Angestellte sei unberechtigter Weise aus dem Geschäft fortgeblieben. Am siebenundzwanzigsten Juli 1898 wird vom Angestellten die Klage eingereicht und der erste Termin ist am siebenundzwanzigsten September, da die Gerichtsferien dazwischen liegen. Vertagung. Zweiter Termin 20. Oktober. Vertagung. Der Arzt soll vernommen werden. Dritter Termin 8. November. Der Hausdiener soll vernommen werden. Vierter Termin 29. November. Der Chef soll die Geschäftsbücher vorlegen. Fünfter Termin 13. Dezember. Es wird Entscheidung angesetzt auf den 28. Dezember, doch am 20. Dezember noch einmal verfügt, Zeugen zu vernehmen. Sechster Termin 12. Januar 1899. Neue Erhebungen beantragt. Siebenter Termin 26. Januar. Neue Erhebungen. Achter Termin 2. Februar. Neue Erhebungen. Neunter Termin 9. Februar. Zeuge nicht erschienen. Zehnter Termin 16. Februar. Erlaß eines Theilurtheiles: dem Beklagten wird ein Eid zugeschoben. Hiergegen legt der Kläger Berufung ein. Elfter Termin 2. Mai. Verhandlung über die Berufung. Vertagung. Zwölfter Termin 9. Mai. Vertagung. Dreizehnter Termin 18 Juni. Vernehmung der Parteien. Vierzehnter Termin 15. Juni. Theilurtheil: die Parteien sollen bestimmte Dinge beschwören. Fünfzehnter Termin 10 Juli. Nur Kläger erschien, der schwört. Sechzehnter Termin 26. September. Vertagung. Siebenzehnter Termin 28. September. Beklagter schwört. Achtzehnter Termin 30. September. Urtheilsfällung und Verurtheilung des Beklagten, nachdem vierzehn Monate seit der Einreichung der Klage vergangen sind." Ein solches Beispiel sollte doch wahrhaftig genügen, um zu zeigen, wie nöthig eine beschleunigte Sonderrechtsprechung ist. Man muß sich vorstellen, was es für einen armen Handlungsgehilfen heißt, vierzehn Monate auf sein Gehalt warten zu müssen. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle hat der Handlungsgehilfe noch nicht einmal so viel Privatvermögen, daß er, ohne Schulden zu machen, auch nur einen Monat der Stellenlosigkeit überdauern könnte.

So erwachsen dem Gehilfen schon Nachtheile, wenn er sich entschließt, den bestehenden traurigen Rechtszustand auszunützen und den Klageweg zu beschreiten. Doch wie Wenige thun Das überhaupt! Da ist der Herr Landrichter flink mit

Ironie bei der Hand: „Das stumme Dulden bildet aber gerade in unserer Zeit ganz sicher nicht die Regel.“ Der duckmäuserische Verzicht auf den Kampf ums Recht allerdings nicht. Aber Noth lehrt auch dulden. Man stelle sich vor, was ein Prozeß, dessen achtzehn Termine sich über vierzehn Monate hinaus erstrecken, kostet. Diese Kosten an Geld und Zeit sind in sehr vielen Fällen eben gar nicht aufzubringen. Und so muß denn der Gehilfe die Sache ins Wasser fallen lassen. Das Recht wird dadurch zur Luxuswaare, die für den armen Handlungsgehilfen — man denke nicht immer nur an Bankbeamte, Konfektionäre und Waarenhausdisponenten — einfach nicht zu erreichen ist. Herr Mumm hofft freilich, eine Beschleunigung und Verbilligung unseres gesammten Prozeßverfahrens werde herbeizuführen sein, die ihm logischer scheint, schon weil sie weiteren Volkskreisen Nutzen brächte. Wer außer ihm giebt sich aber der Hoffnung hin, der Militärstaat Preußen könne Geld genug aufwenden, um nicht nur die Ueberlastung der Amtsgerichte zu beseitigen, sondern auch so viele Richter neu anzustellen, daß in wenigen Tagen Prozesse entschieden sein können? Und selbst wenn Preußen nicht Preußen wäre: ihrer ganzen Struktur nach sind die Amtsgerichte für eine soziale Rechtsprechung nicht brauchbar. Das ist sogar von Richtern anerkannt werden. Ich erinnere nur an die Reden des Amtsrathes Bacher aus Augsburg und des Amtsrichters a. D. Kayser aus Worms auf dem letzten Verbandstage deutscher Gewerbegerichte (in Lübeck am zehnten September 1901).

Nun aber der höchste Trumpf des Herrn Mumm. Bei den bestehenden Schiedsgerichten in Hannover, Braunschweig, Osnabrück und Stolp sind nur sehr wenige oder gar keine Verfahren anhängig gemacht worden, ergo ist das Prozeßbegehren der Handlungsgehilfen gar nicht so groß, ergo sind kaufmännische Schiedsgerichte Modesache. Daß die genannten Schieds- oder Fachgerichte mit den von den Handlungsgehilfen geforderten nichts als den Namen gemein haben, scheint der Herr Landrichter nicht zu wissen. Es sind Schiedsgerichte, die nur in Funktion treten, wenn sie von beiden Parteien freiwillig angerufen werden. Ich habe das Statut des hannoverschen Schiedsgerichtes durchgelesen und wundere mich gar nicht darüber, daß es im Jahr 1900 dort nur achtzehn Prozesse gab. Denn erstens muß, wie gesagt, dieses Gericht von beiden Parteien angerufen werden und zweitens ist es nur für Mitglieder der Handelskammer, also für eingetragene Firmen zuständig. Gerade die Handlungsgehilfen, die in den vielen kleinen Geschäften unter den traurigsten Bedingungen dienen, sind von den Wohlthaten dieses „Rechtsschutzes“ ausgeschlossen. Und wer richtet? Chefs und Gehilfen. Doch die Vollversammlung der Handelskammer wählt auch die Gehilfen-Beisitzer aus der Zahl geeigneter Kandidaten, die sich die Kammer von ihr bekannten kaufmännischen Vereinen vorschlagen läßt. Man sieht also, wie völlig verschieden von diesen Mißgeburten kaufmännische Gewerbegerichte sind, die nach festem Gesetz für alle aus dem kaufmännischen Dienstvertrag stammenden Rechtsstreitigkeiten in Anspruch genommen werden müssen, deren Beisitzer aus allgemeinen Wahlen hervorgehen und die in längstens eben so vielen Wochen den Endspruch fällen, wie das Amtsgericht Monate braucht, um ein Zeugenverhör zu Ende zu führen. Solche Schiedsgerichte sind nicht Modesache, sondern entsprechen einem dringenden wirthschaftlichen und sozialen Bedürfniß. Plutus.

Meisterspiele.

Vor achtundvierzig Jahren wurde der neue Glaspalast der Bayernhauptstadt zu würdiger Aufnahme der Allgemeinen Deutschen Industrieausstellung, der ersten münchener, vorbereitet. Franz Dingelstedt, dem aus Stuttgart verschriebenen Intendanten des Hoftheaters und kosmopolitischen Nachtwächter a. D., dem der münchener Boden damals noch heiß war — und nie kühl werden sollte —, lagen die Freunde in den Ohren, Liebig, Sybel, Dönniges, Geibel und die Anderen: was er den herbeiströmenden Fremden nun im Schauspielhaus bieten wolle. Alltagskost durfte es nicht sein; denn Jedermann erwartet sich ein Fest. Und Geld mußte es einbringen; denn König Max hatte eben erst erklärt, er sei „durch die Verhältnisse außer Stand gesetzt, mehr für das Hoftheater aufzuwenden als bisher." Mit diesem Ukas in der Tasche waren große Sprünge nicht zu machen, namentlich nicht von einem zugereisten Protestanten und Revolutionär, dem, ob er inzwischen auch sacht fein fromm geworden war, noch immer das bajuvarische Mißtrauen auf die Finger sah. Und wenn das Hoftheater während der Ausstellungzeit lässig blieb, konnte der Herr Intendant mit seiner Jenny allein in der Galerie Noble des ersten Ranges sitzen; keine Katze ging ihm aus dem Glaspalast dann ins Schauspielhaus ... In einer kalten Dezembernacht kam dem blinden Hessen die Erleuchtung, als er mit dem berühmten Arzt Karl von Pfeufer auf dem Karolinenplatz vor dem Obelisken stand. „Statt eines Schauspielgastes lasse ich ein Viertelschock kommen und stelle sie insgesammt auf die selbe Linie. Nur Künstler ersten Ranges lade ich ein, aber in einer alle großen Theater umfassenden Auswahl; und nur in klassischen Stücken führe ich sie vor. Die Mitglieder der hiesigen Hofbühne betheiligen sich, je nach Vermögen, an der allgemeinen Aufgabe. Ich schaffe mir ein Personal von lauter ersten Kräften und mache für eine Weile die münchener Bühne zur deutschen Centralbühne. Lauter große Stücke, deutschen Ursprungs, gespielt von lauter großen deutschen Künstlern bis in die kleinste Rolle hinein." Als der Gedanke auftauchte, waren noch sechs Monate bis zur Eröffnung der münchener Messe. Dingelstedt verlor seine Zeit nicht. Dem König gefiel der Plan, im Januar schon wurden die Aufforderungen an dreißig Theatergrößen versandt und in der Karwoche gings auf die Werbereise. Die war nicht bequem; in Wien mußte der Intendant an einem Tage zweiundvierzig Stockwerke erklettern und auf einer Fahrt durch alle deutschen und österreichischen Hauptstädte gabs damals, bei bitterer Kälte, noch manche Strapaze zu dulden. Als nach achtzehn Tagen aber der lange Franz wieder in München saß, war das Programm fertig und die Ausführung gesichert. Jeder Gastspieler bekam für jede Rolle hundert Gulden. Jeder hatte sich verpflichtet, außer zwei ersten auch zwei kleinere Rollen zu übernehmen, drei Tage vor dem Beginn der

Vorstellungen einzutreffen und mindestens zwei Wochen lang zur Verfügung zu bleiben. Das war möglich, weil im Juli die meisten großen Theater geschlossen sind und die Wandervirtuosen rasten. Den Regisseur jeder Vorstellung wählten die Gäste mit Stimmenmehrheit. In Streitfällen blieb die Entscheidung dem „Plenum der Gesellschaft" vorbehalten. Den Text der Stücke redigirte Dingelstedt und nach seinen vorher versandten Soufflirbüchern mußten die Gäste, ehe sie zum Wettkampf aufbrachen, ihre Rollen einrichten. Er, dem das Bild stets wichtiger war als das Wort, sorgte auch für das szenische Kleid. Da war er in seinem Element. Er hat sich selbst einen „angeborenen Hang zu Massenwirkungen und Massenentwickelungen" nachgesagt. Wie so Vieles aus der Geschichte unseres durch Banausenhochmuth von der Tradition gelösten Theaters, ist heute vergessen, daß Dingelstedt das frühe Vorbild der meininger Regiekünste war. Von ihm haben Alle gelernt, die seitdem versuchten, die Nüchternheit norddeutschen Sprechspiels mit dem bunten Reiz seiner Sinnlichkeit zu erwärmen und auf der Bühne ein „Milieu" zu schaffen, eine stimmende, bestimmende Umwelt, die dem Deterministen im Zuschauerraum den Traum und das Wollen der vor seinem Auge handelnden Menschen erklärt. (Kein Zufall ists nämlich, daß erst, als der Glaube an Willensfreiheit und gottähnlich selbstherrisches Heldenthum sich müde hinbettete und der Glanz der Theologie und Teleologie mählich verblich, auch im Theater der Wunsch nach Erkenntniß der Kausalität erwachte, das Bedürfniß sich regte, auf den Brettern, die eine Menschenwelt bedeuten sollen, die Menschenschicksale determinirenden Kräfte verkörpert, die Hintergründe in greifbarer Klarheit zu sehen.) Sogar die „malerischer" Massengruppirung günstigen Treppen, die von den Meiningern in die Mode gebracht wurden und zu der Frage führten, ob denn sämmtliche Fürsten im Keller wohnten, hat Dingelstedt erfunden. Und eine solche Riesentreppe stieg in München am elften Juli 1854 Isabella von Messina in die vom Intendanten „mit selbstvergnügtem Raffinement aufgebaute" Halle des normannischen Palastes hinab. Er hatte manche Absage bekommen und mußte auf Dawison, Dessoir, Ludwig Löwe, auf die Fuhr und die Bayer verzichten. Trotzdem konnte er Aufführungen von nie erschautem Glanz bieten. Isabella war Julie Rettich, Deutschlands damals größte Tragoedin, Cajetan der mächtige Sprecher Anschütz, Manuel und Cesar wurden von Emil Devrient und Hendrichs gespielt, „den berühmtesten Liebhabern und zugleich den in natura feindlichen Brüdern des deutschen Theaters." Auf dieser Höhe hielt sich das „Gesammtgastspiel" bis zum Schluß. Den einfachen Namen hatte Dingelstedt gewählt; die Freunde sprachen von Muster-, die Feinde von Monstre- und Musterreitervorstellungen. Was gegen den aus kommerzieller, nicht aus künstlerischer Sehnsucht geborenen Gedanken zu sagen war, wurde gesagt. Stileinheit ist in so kurzer Frist nicht zu erreichen; und auch bei längerer Vor-

arbeit hätte kaum einer der berühmten Mimen sich herabgelassen, auf persönliche Starwirkung zu verzichten und sich in ein Ensemble zu fügen. Immerhin wars eine sehenswerthe Ausstellung deutscher Schauspielkunst. Ein großartiger Bühnenraum; sorgsame Vorbereitung; fast alle stärksten Talente der deutschen Bühne vereint: Anschütz, Devrient, Döring, Hendrichs, La Roche, Liedtke, Jost, Christen, Haase, die Damen Haizinger, Seebach, Neumann, Marie Dahn; und an der Spitze ein Theaterkünstler von der nachschaffenden Phantasiekraft Dingelstedts: kein Ausländer hatte deutscher Schauspielkunst vorher solche Leistung zugetraut. Der Theaterkasse brachte das Gesammtgastspiel zehntausend Gulden; für zwölf Hochsommerabende im armen Deutschland von anno dazumal eine hübsche Summe. Als beim Abschiedsfest im Theaterfoyer König Maximilian — 1854! — kreuzfidel unter den Komoedianten saß und „auf das Gedeihen der dramatischen Kunst und Poesie in Deutschland" trank, da ging dem langen Franz das Herz auf und er pries sich glücklich, weil ihm gelungen sei, „die berühmtesten Meister unserer Schauspielkunst, ohne Vortheil für ihr eigenes, einzelnes Interesse, durch rein ideale Zwecke in ein Ganzes zu verschmelzen und ein aus sämmtlichen deutschen Stämmen, Staaten und Städten gemischtes Publikum für die Aufführungen klassischer Dichtungen durch klassiche Darsteller zu erwärmen."

Der Versuch wurde erst sechsundzwanzig Jahre später erneut. Wieder in München, wieder während der Sommerferien. Allerlei Surrogate, aber auch wirkliche Musterdarstellungen wurden geboten. Die Wolter als Orsina und Lady Macbeth, die Wessely als goethisches Mädchen, Herr Sonnenthal als Clavigo und Prinz von Guastalla, Herr Kraftel als Tempelherr und Max Piccolomini, Herr Possart als Oktavio und Goethes Carlos, Herr Häusser als Illo, Frau Ellmenreich als Minna: Das lohnte allein schon des Weges Mühe; und die Herren Lewinsky, Berndal, Barnay, Friedmann, Haase wirkten mit. Das Virtuosenthum war, wie Eduard Devrient vorausgesagt hatte, stärker geworden, der auch nur kurze Stunden dauernde Schein einer Stileinheit noch schwerer als 1854 zu erreichen. Sichtbar wurde die Wirkung der Italiener, der Ristori, Rossis und Salvinis, die das deutsche Tragoedienspiel aus der Erstarrung gelöst und die fast vergessene Kunst gelehrt hatten, die Gestalten der klassischen Dichtung naiv anzuschauen, als wären sie gestern von einem unter uns lebenden Poeten geschaffen worden. Das war kein unwichtiges Resultat. Und mochte an Plan und Ausführung Manches zu tadeln sein: auch diesmal — Das konnte selbst der strengste Kritiker Herrn Possart, dem Leiter, nicht bestreiten — war an szenischen Künsten nicht gekargt und beinahe jede Hauptrolle mit dem besten Darsteller besetzt, der im Personalbestand des deutschen Theaters zu finden war.

Jetzt werden in den berliner Hoftheatern „Meisterspiele" veranstaltet.

Man weiß nicht recht, von wem. Der Generalintendant — für ein Weilchen ists noch Graf Hochberg — hat sich, so heißt es, dem prager Direktor Angelo Neumann verbündet; und da dieser in allen Preßwinkeln gewaltige Herr, unter dessen Leitung das prager Schauspiel längst den guten Namen verloren hat, sich hervorrufen und in Tischreden feiern läßt, muß er sich wohl als den Manager dieser Großthat fühlen. Einerlei. Wir brauchen auch nicht zu fragen, warum der Leiter der dem Rang nach ersten deutschen Bühne zu solchem Unternehmen sich einen geschickten Opernspekulanten als Helfer holen muß und ob die Männlein und Fräulein aus dem Bretterreich nicht eben so gern dem Ruf des Grafen Hochberg wie dem des Herrn Neumann gefolgt wären. Verantwortlich bleibt die Generalintendanz. Verantwortlich für den unter ihrer privilegirten Adlerflagge verübten Unfug, den schlimmsten und zugleich lächerlichsten, dessen Spur in der Geschichte des deutschen Theaters zu finden ist.

Meisterspiele ... Franz Dingelstedt, in dem doch ein recht robustes Selbstbewußtsein lebte, hätte sich so anmaßenden Namens geschämt; er wußte, daß es in jeder Kunst und in jedem Kunsthandwerk nur wenige Meister giebt. Und das Wort kann doch keinen anderen Sinn haben als den: zu diesen Spielen hat sich die Schaar der Meister vereint. Wir wollen die Bedenken persönlichen Geschmackes ausscheiden, jede allgemeine anerkannte Theatergröße für einen Meister oder eine Meisterin nehmen und fragen, wer von diesen der Meisterschaft würdig Befundenen nach Berlin geladen ward. Zwei Meister wirken mit: die Herren Baumeister und Sonnenthal, zwei Greise, die seit einem halben Jahrhundert in ersten Stellungen sind. Die Damen Sorma, Niemann, Hohenfels, Dumont, Sandrock, die Herren Kainz, Possart, Barnay, Bassermann (Berlins stärkstes Spieltalent), Engels, Reicher, Thimig, Nissen: sie Alle fehlen und mit ihnen mancher Andere, der hier sicher nicht fehlen durfte. Aus allen Provinzen aber sind die Mittelmäßigkeiten zusammengetrommelt. Eine vom Botschafter Fürsten Eulenburg empfohlene Anfängerin versucht sich — nach Frau Sorma, deren sinnlicher Mädchenreiz hier ein holdes Wunder schuf — an Grillparzers Esther. Eine kleine, säuerlich heftige Frau, der bei aller geschickten Routine, auch innere Größe unerreichbar ist und die, wo sie von Tragoedienfiebern geschüttelt sein sollte, nur böse werden kann, keucht unter der Last, die ihrem spitzen Talentchen die majestätische Zarenwittwe Schillers aufbürdet. Das in unerträgliche Manierirtheit verfallene Fräulein Poppe (ein ursprünglich starkes, in der berlinischen Zuchtlosigkeit vor der Reife zerrüttetes Temperament) spreizt und windet und ziert sich als Maria Stuart. Den Faust spielt ein tüchtiger, auch im Schreiben emsiger Herr, der vor einem Jahr den anständigen Durchschnitt des Schillertheaters nicht überragte. Als Soubretten sind uns die Frauen Schratt (die vor dreißig Jahren vom berliner Hoftheater zu Laube ging) und Conrad-Schlenther (die ich als

Schüler debutiren sah) versprochen und das Fräulein von Barnhelm ist der Frau Buska anvertraut, die eben so alt, doch nicht eben so lustig und kerngesund ist wie Frau Schratt. Ich weiß nicht, welche Erwägung die Auswahl bestimmt hat, und kann nur feststellen, daß Frau Buska die Gattin des Managers Angelo Neumann, Frau Schratt die Freundin des Kaisers von Oesterreich ist (sie war auch die Freundin seiner Frau; ich bitte also, nichts Arges zu denken), daß Fräulein Wachner (Esther) von einem Botschafter, Fräulein Poppe von einem Intendanten protegirt wird, Frau Conrad mit dem Burgtheaterdirektor, Frau Bertens (Marfa) mit einem Theaterkritiker des Berliner Tageblattes verheirathet ist. Außer ihnen sind, offenbar nach willkürlicher Laune, allerlei brave Mimen geworben, die, da jetzt ja nicht Ferienzeit ist, fast immer nur eine Probe mitmachen können, nach der Vorstellung heimwärts fahren und zur nächsten Rolle wieder nach Berlin kommen. Keine Möglichkeit innerer Sammlung also und nicht einmal der Versuch, durch sorgsames Tönen, Fügen, Abstimmen eine Stileinheit herzustellen. Auch nicht das Bemühen, den aufzuführenden Gedichten ein mit besonderer Sorgfalt angepaßtes Feiertagskleid zu schaffen. Bühnenleiter der Spiele ist Herr Grube, ein von meininger Erinnerungen — eigenen und denen seines Inspizienten — zehrender Regisseur ohne Ansehen, ohne Fleiß, Künstlerernst und schöpferische Kraft, ein Theaterputzmacher, der den tiefsten Punkt, den festen Grundstein einer Dichtung nie zu erkennen vermag, dem in seinem Schauspielhaus Niemand gehorcht und der sich durch den Hohn der Berufsgenossen, wie es scheint, nicht abschrecken läßt, selbst in Hauptrollen unter die Meisterspieler zu treten. Die meisten Dramen finden im Neuen Königlichen Opernthеater Unterstand, in einem Bühnenhaus, das zu Reitübungen und Maskenbällen geeignet sein mag, jede intime Wirkung aber versagt und die Spieler im Affekt zu häßlicher Ueberspannung der Lungenkraft zwingt. Warum ward dieses Haus gewählt? Weil es an Wochentagen sonst leer steht und sich — eine Errungenschaft aus der Aera Pierson — schlecht verzinst und weil die verehrliche Generalintendanz Geld verdienen will. Deshalb werden am Schillerplatz die Saisonzugstücke gegeben und die Meisterspiele bei festlich erhöhten Preisen hinter der Siegessäule veranstaltet. Deshalb darf keine Vorstellung ausfallen, muß Goethes wichtigste Dichtung pünktlich aufgeführt werden, trotzdem der herbeigewinkte Faustsprecher erst drei Stunden vor Anfang der Vorstellung aus Wien eintrifft und seinen Mephisto kennen lernt.

Daß die Intendanz Geld verdienen will, ist nach den — trotz allen pomphaften Erklärungen erweislichen — Einbußen der letzten Zeit leicht zu verstehen und wäre unter allen Umständen ihr, wie jedes Gewerbetreibenden, gutes Recht. In der Wahl der Mittel aber, die zu solchem Ziel führen sollen, müßte sie einigermaßen vorsichtig sein. Schon früher ließ sie abgespielte Operetten von einem zusammengewürfelten Personal aufführen, das eben so wenig wie das Orchester je dem Hoftheaterverband angehört hatte, und

ruhigen Muthes auf den Zettel drucken: Neues Königliches Operntheater. Der Fremde, auch der in Berlin dem Theaterwesen fern Lebende wurde durch die stolze Adlerfirma getäuscht: er zahlte das Eintrittsgeld für eine Hoftheatervorstellung und wurde mit einer Aufführung bewirthet, deren stars aus der Himmelsgegend von Lübeck, Posen und Chemnitz stammten. Der selbe Aar breitete seine Schwingen über die Ankündung einer französischen Opernbande, die nach ein paar skandalösen Abenden geräuschlos verduftete. An Sonntagen, wenn in beiden Häusern gespielt wurde, gab es am Königsplatz immer Besetzungen, die selbst der alte Hülsen nicht zugelassen hätte. Jetzt ... Ich schätze die Leistungen des berliner Hofschauspielhauses nicht allzu hoch; aber es hat gute Männerspieler (die Herren Matkowsky, den größten, den einzigen großen Tragoeden Deutschlands, Kraußneck, Keßler, Vollmer, Christians, Ludwig, Pohl, Molenar) und bietet an Alltagen mehr, als die Meisterspiele bis jetzt boten und nach dem Programm bieten können. Wird eine Vorstellung dadurch besser, daß Matkowskys Rollen von schwächlichen Nachahmern gespielt werden und irgend ein Hinz oder Kunz aus Dresden oder Weimar auf unbekannten Brettern die Kräfte übt? Und diese Hinz und Kunz sind nach solchem hastig vorbereiteten Gastspiel auf fremdem Boden nicht einmal zu beurtheilen. Ueberhaupt kann von einem Kunstwerth der Spiele nicht ernsthaft die Rede sein. Sie zeigen nicht den Status der deutschen Bühne, nicht, was den unter einem Kommando vereinten stärksten Talenten gelingen kann, nicht die Reste und Rudimente der einzelnen Schulen, — höchstens die heillose Sprachverrottung und Stilzersplitterung. Die Hoftheater von München, Dresden, Stuttgart geben je eine Vorstellung. Auch daraus ist nichts zu lernen. Daß Herr von Possart, wenn er sich acht Tage lang wieder einmal befleißt, eine anständige Aufführung des — kinderleicht zu spielenden — „Erbförster" fertig bringt, wußte der Sachkundige schon vorher; wer nach dieser einen Probe das münchener Schauspiel schätzte, würde staunen, wenn ers daheim sähe: mit einem Personal, dem der Held und die Heldin, Faust, Franz Moor, Lady Macbeth fehlen und das keiner großen Aufgabe gewachsen ist. Eine gute Aufführung kann schließlich jedes Theater leisten. Woher aber nimmt die Generalintendanz das Recht, für Vorstellungen, die in bestem Fall bis ans Alltagsniveau des Gewöhnten reichen, erhöhte Eintrittspreise zu fordern?

Woher? Aus dem Titel des Unternehmens. Dem Gesammtgastspiel unbekannter Histrionen hätten nicht Viele nachgefragt; Meisterspiele: Das sollte ziehen und hat wirklich gezogen. Sind aber die wackeren Leute, die in Dresden, Hannover, Leipzig, Prag, Stuttgart, Weimar seit Jahr und Tag sich bescheiden und die von Zeit zu Zeit der Glanz eines den Bühnenhimmel abwandelnden berliner Sternes überstrahlt, sind diese redlichen Durchschnittsmimen Meister? Und sind sies nicht, geben sie selbst sich nicht dafür aus: was ist dann über den Titel zu sagen, dessen Posaunenton die arglose

Menge heranlocken soll? Die Intendenz mag getäuscht worden sein; der Manager, der vom Schauspiel nichts versteht, mag seinem Werberbemühen besseren Erfolg erhofft haben. Jetzt wissen Beide, woran sie sind; und jetzt fordern wir, daß der täuschende Titel verschwinde. Das deutsche Gesetz bestraft den Versuch, durch Vorspiegelung falscher Thatsachen auf Kosten Anderer sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu schaffen. Die öffentlich unter dem Adlerwappen behauptete Thatsache, daß in den Hoftheatern Meister spielen, ist erweislich falsch, ist sogar von den zahmsten Rezensenten als falsch erkannt worden; wird die Behauptung aufrecht erhalten, dann wird „das Vermögen" der Schauspielbesucher „beschädigt", „durch Vorspiegelung falscher Thatsachen ein Irrthum unterhalten", — und der Dolus ist nicht mehr zu leugnen. Noch Andere aber könnten sich durch solche concurrence déloyale beschädigt fühlen: alle berliner Schauspieldirektoren, die täglich mindestens eben so gute Vorstellungen bieten wie das Neue Königliche Operntheater und denen nun die spärliche Lenzkundschaft weggeschnappt wird. Als eine Form unlauteren Wettbewerbes, den schon 1881 eine Reichsgerichtsentscheidung „widerrechtlich, sittlich zu mißbilligen und gemeinschädlich" nannte, verpönt das Civilrecht wahrheitwidrige Reklamen und unrichtige Angaben über Werth und Güte von Waaren, wenn diese Reklamen und Angaben öffentlich (in Zeitunginseraten, Plakaten, Cirkularen) gemacht werden, zur Irreführung des Publikums geeignet sind und mit dem falschen Schein eines besonders lockenden Angebotes die Kunden dem Konkurrenten entziehen, der sich solcher Mittel nicht bedienen will. „Strafrechtliche Folgen", sagt Professor Rosenthal im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, „zieht die schwindelhafte Reklame nur dann nach sich, wenn außer den angeführten Thatbestandsmerkmalen noch das Bewußtsein der Unwahrheit der Angabe und die Täuschungabsicht bei deren Urheber vorhanden ist". Ich kann nicht finden, daß ein Kaufmann, der statt der im Schaufenster verheißenen leinenen dem Kunden halbleinene Taschentücher verkauft, schuldiger ist als ein Theatergeschäftsmann, der statt der auf Riesenplakaten versprochenen Meisterspiele rasch zusammengestoppelte Dutzendvorstellungen bietet, und ich bin überzeugt, daß Konkurrenten und Kunden vor Gericht ihr Schadensersatzrecht erstreiten könnten. Hans Heinrich XIV. Bolko Graf von Hochberg, Herr auf Neuschloß und Rohnstock, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, gilt als ein schwacher, doch flecklos ehrlicher Mann. Er hat einen Namen zu verlieren, nicht als Intendant, aber als Edelmann, und wird wissen, was die Anstandspflicht dem Enttäuschten gebietet. Fällt der falsche Titel und wird ein Gesammtgastspiel deutscher Provinzkeans „unter Mitwirkung der Frau Medelsky und der Herren Baumeister und Sonnenthal" angezeigt, dann braucht kein Verständiger sich über die armsälige Karikatur des bürgerstädtischen Unternehmens morgen noch weiter aufzuregen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 24. Mai 1902.

Der König von Spanien.

Acht Apfelschimmel zogen den Prunkwagen. Die Granden des Königreiches, der Hofstaat, Infanten und Infantinnen fuhren in Galakutschen voran. Vom Schloß rechts an der Plaza Mayor vorbei, wo einst die Inquisition und nach der Zeit der Autos de Fe dann die Corrida herrschte, über die großstädtisch banale Puerta del Sol hinweg durch die Calle Jeronimo bis zum Kongreßpalast. Selbst im feierlichen hispanischen Schritt ist vom Renaissancebau Philipps des Fünften, von der Erinnerung an brennende Ketzer, an die von den Hörnern wüthender Stiere zerfetzten Menschenleiber bis in die moderne Gesetzfabrik der Weg nicht sehr weit. Hinter der Guardia Civil und der Gebirgsartillerie, die das Spalier bildeten, schob und drängte sich das Volk von Madrid, harrten in Sonnenhitze die aus allen Theilen Neukastiliens herbeigeeilten Landleute, um ihren König auf dem Wege zur Herrschaft zu schauen. Viel sahen sie nicht. Bunte Teppiche, bunte Blumen, grünes Laubwerk, rothe und gelbe Leinwand, kostbare Gobelins, Goldtressen, Hofgalakleider, Uniformen, die wohlbekannten Gewänder der hohen und niederen Klerisei; und zuletzt, hinter den Spiegelscheiben des prächtigsten Wagens, einen weißen, winkenden Kinderhandschuh. Alfonso der Dreizehnte grüßte sein Volk. Zum ersten Male trug er den von Gold strotzenden Rock eines Generalkapitäns; zum ersten Mal sollte er König sein, sollte der Knabe regiren. Als König war er, sechs Monate nach dem Tod seines Vaters, geboren worden. Doch da das spanische Grundgesetz den Monarchen erst beim

Digitized by Google

Eintritt in das sechzehnte Lebensjahr mündig spricht, hatte Maria Christine bisher für den Sohn die Regentschaft geführt. Heute, am siebenzehnten Maitage, wurde Alfonso großjährig, mußte er vor beiden Kammern der Cortes den Eid auf die Verfassung leisten. Acht Apfelschimmel zogen ihn auf den Schauplatz der ersten Königspflicht. Ueber dem Prunkwagen lag auf einer leuchtenden Weltkugel die spanische Krone. Und auf seidenen Kissen saß das schwächliche Kind des Schwindsüchtigen im Paradekleid eines Kriegers und winkte mit weißem Handschuh einer unbekannten, unerkennbar wimmelnden Menge huldvollen Gruß; denn so, ward ihm gesagt, grüßen nach altem Brauch die Könige ihr treues Volk. Nur den Handschuh sieht man von Zeit zu Zeit zwischen den Pferden der Leibgarde, die den Wagen umringt. Aber vom Schloß her dröhnen die Böller, helle Fanfaren empfangen den Zug; und jubelnd kreischt endlich nun die von solchem Glanz geblendete Menge, die lange stumm gaffte: Es lebe der König!

Sie kennt ihn nicht, hat ihn kaum je gesehen und mit halbem Ohr nur den Gerüchten gelauscht, die aus den Gesindestuben des Palastes in die verfallenden Gäßchen schlichen. Der Bauer, der Kleinbürger wagt nicht mehr, auf bessere Tage zu hoffen. Der Proletarier schwört auf Iglesias und harrt ungeduldig der Stunde, da Bakunins Saat aufgehen und der rothe Schrecken das Land reinigen, neuer Ernte den Boden bereiten wird. Die Frau ist, die darbende besonders, in blind gläubigem Fanatismus dem Priester unterthan; seinem Wort horcht sie und flüchtet aus Angst und Noth in die finster ragenden Klöster, in die vorgeschobenen Forts der geistlichen Weltmacht, die wie ein schwarzer Gürtel die Hauptstädte einschnüren. Wer soll der Frage nachsinnen, ob von dem neuen König Gutes oder Schlimmes zu erwarten ist? Die kleine Schaar der Gebildeten höchstens, die vergleichen kann und die Schmälerung des spanischen Ansehens bitter empfunden hat. Die Zeit der Regentschaft war hart; sie hat dem Reich, in dem einst die Sonne nicht unterging, Alles geraubt, was es noch zu verlieren hatte: Wohlstand, Kolonialbesitz, Prestige, innere Einheit. Die Oesterreicher haben Spanien immer Unglück gebracht und die Oesterreicherin Maria Christine hat das Werk ihrer Ahnen vollendet. Gewiß: sie that, was sie vermochte, war sittsam und fromm, lockte keinen Buhlen auf ihr Wittwenlager, gab sich nicht, wie die Babylonierin Isabella, in brünstiger Laune heute einem Serrano, morgen einem Marfori. Doch die strengste, prüdeste Tugend ersetzt nicht das Herrschertalent. Maria Christine blieb in Spanien stets die Fremde, die Oesterreicherin. Nie schien sie bemüht, Land und Leute kennen zu lernen,

den Charakter und die Bedürfnisse des Volkes zu erforschen. Oft ward ihr vorgeworfen, sie denke nur an die Erhaltung der Dynastie, sorge nur für die Wahrung der steifen Ceremonialformen und sei im tiefsten Grund ihres engen, abergläubigen Herzens froh, wenn kein Strahl den dunklen Sinn der Menge erhelle. Auch Hochmuth, Geiz, unfreundliches, mürrisches Wesen wurde ihr nachgesagt; und ein ganz in grellen Leidenschaften lebendes Volk konnte sich ihrer kühlen, starren Tugend niemals befreunden. Sie blieb unbeliebt und verlor sogar den Nimbus der Keuschheit, als gekränkte Schranzen die Kunde ins Volk trugen, die Königin-Regentin, die jede natürliche Geschlechtsregung verpöne, habe heimlich eine morganatische Ehe geschlossen. Das Geraun log wahrscheinlich, wurde aber, weil es eine wachsende Antipathie nähren konnte, gern aufgenommen und weitergetragen. Und schließlich: was taugt Frauenherrschaft einer Zeit, deren Schäden nur eines ganzen Mannes gesammelte Kraft heilen könnte? So grollte und seufzte die Intelligenz des Landes, die Bourgeoisie, die in übelster Lage immer noch vor dem Umsturz der Staatsordnung zittert und in der Dauer der Monarchie den sichersten Schutz ihrer Geldschränke sieht. Vielleicht reifte im Schloß schon der rettende Mann. Vielleicht ... Hoch hinauf flatterte freilich die Hoffnung nicht. Der Knabe Alfonso wurde von seinem Vater im letzten Stadium der Schwindsucht gezeugt. Solchen Ursprungs Leidensspur ist an ihm sichtbar geblieben; er sieht jünger aus, als er ist, und war seit dem ersten Lebenstag ein blasses, verkümmertes Angstkind. Kein Höfling hat ihm je einen Wesenszug nachgerühmt, der auf besondere Regsamkeit eines früh wachen Geistes schließen ließ; und Königen wird doch schon Genialität angedichtet, wenn sie, ohne allzu laut zu schreien, sich den Kopf waschen, die Saugflasche wegnehmen und die Nägel schneiden lassen. Diesen König hielt die Mutter beinahe ängstlich verborgen. Niemand sah ihn. Der Pater Montaña, eine Stütze der Orthodoxie, leitete seine Erziehung. In die Verwaltungpraxis wurde der Knabe nicht eingeweiht und nie vernahm man, er habe auch nur als Hörer einem Ministerrath beigewohnt. Ein andalusischer Hirtenknabe weiß mehr von Spaniens drängenden Wünschen, von Spaniens Jammer als dieser im goldenen Käfig Erwachsene. Und der arme Postumus soll nun König sein und eine Erbschaft antreten, vor deren Last selbst ein mit allen Waffen moderner Bildung gerüsteter Riese erbeben müßte.

Wohl ihm, wenn er auf seidenen Kissen in kindischem Wahn nicht an die Beschwerden des zur Herrschaft führenden Weges denkt, nicht an das Ziel der mühsäligen Fahrt, die so glanzvoll, mit Böllergedröhn, Fanfaren

und Volksjubel begann. Weh ihm, wenn er auch nur in flüchtigem Traum die furchtbare Wirklichkeit sieht, wenn eines Warners rauhe Hand den Schleier zerreißt, den zärtliche Frauenschwachheit und schlau vorsorgende Priestertaktik um die Schläfe des Knaben wanden. Wird das Auge dieses Königs frei, dann muß er verzweifeln, muß seinem Schicksal fluchen und sich gegen die grause Posse einer Staatsrechtsordnung bäumen, die so ungeheure Bürde auf eines Sechzehnjährigen schwache Schultern lud.

Dennoch hoffen gerade die Besten im Land, der Trugschleier werde reißen, des muthigen Warners Stimme bis ins Ohr des gekrönten Knaben dringen. Leicht, so rechnen sie, läßt Jugend sich zu großen, Ruhm verheißenden Aufgaben locken; und gar verführerisch klänge hier wohl das Wort des Tapferen, der sich entschlösse, ohne Furcht vor ihm selbst gefährlichen Folgen diesem König die Wahrheit zu zeigen. Sieh um Dich, müßte er sprechen, und lerne zuerst: nur glauben, was Du mit eigenem Auge schaust; mit nüchtern prüfendem Auge, das nicht träg an der Oberfläche der Dinge haftet. In Deinem Reich ist Alles unecht, unehrlich, Alles auf Täuschung und Selbsttäuschung gestellt. Ein Coulissenland, das der erste Windstoß über den Haufen weht. Das Volk, das Dir zujubelt, liebt Dich nicht, traut Dir nicht einmal; es heult vor Freude über die bunte Dekoration und huldigt Dir wie in der Arena den behenden Chulos, die im Tanzschritt vorrücken und dem gereizten Stier das rothe Tuch um die Hörner werfen. In der nächsten Viertelstunde kann irgend Einer aus der populären Schaar der Banderilleros oder Picadores Dich aus dem Schein der Volksgunst verdrängen. Wenn Du Deiner Macht feste Grundlagen schaffen willst, darfst Du nicht auf der Straße dem Applaus nachlaufen. Das hieße, die Zeit vertrödeln. Dich bedrohen nicht nur Anarchisten, Karlisten, Separatisten, Republikaner und Landproletarier: Du hast überhaupt keine zuverlässige Stütze. Ein Schuß, eine Dynamitexplosion macht Lärm; die schlimmere Gefahr ist geräuschlos. Die Masse, die noch ganz in den Vorstellungen des Absolutismus von Gottes Gnaden lebt, fragt nicht, ob liberal oder konservativ regirt wird, und langt nicht nach Gedankenfreiheit; was sollte sie mit solcher Errungenschaft anfangen? Sie herrscht ja auch nicht, hat keine Möglichkeit, an der Gestaltung ihres Schicksals mitzuwirken. Unsere Demokratie ist eine Lüge, die Keinen mehr täuscht. Hier haust, über dem Volk, über dem Schattenkönig sogar, eine Oligarchie, deren Gruppen und Cliquen sich um die Beute balgen. Diese Rauferei nennen wir stolz den Prinzipienkampf politischer Parteien. Und eben solche Lügen sind all die Einrichtungen, von denen wie von nationalen

Heiligthümern geredet wird. Ein untüchtiges Heer, dessen Führer immer an den persönlichen Vortheil, nie an die res publica denken. Eine unbrauchbare, von der ganzen Welt verhöhnte Flotte. Wenn morgen der Streit um die Herrschaft über das Mittelländische Meer ausbricht, ist unser Bischen Einfluß auf Marokko verloren. Dabei bringen wir die Kosten eines Staatshaushaltes auf, der jährlich fast eine Milliarde Pesetas verschlingt. Wir haben keine dem hastigen Wettbewerb jüngerer Kulturvölker gewachsene Industrie, keinen modernen Verkehrsmöglichkeiten entsprechenden Handel; und den Ackerbau lähmt die Rückständigkeit des Betriebes. Mit staatlicher Beihilfe werden Monopole erschachert, die den Aermsten Wucherzins abpressen und einen Klüngel bereichern. Günstlingwirthschaft und Korruption aller Art hat überall ihre Minengänge gegraben. Alles ist hohl, haltlos, zum Untergang reif. Nicht Ruinen hast Du zu restauriren, nein: Du mußt die morschen Reste in die Luft sprengen und auf dem gesäuberten Boden ein neues, helles, luftiges Gebäude errichten. Alles ist hier noch zu thun, der Grundstein politischer und wirthschaftlicher Organisation erst zu legen. Und Der nur, dem dieses Werk gelingt, wird wirklich König sein, nicht im Purpur als eine nickende, winkende Gliedergruppe die Rolle des Königs spielen.

Wer so zu Alfonso Postumus spräche, riethe ihm eine Revolution und lockte den Knaben zu einem Versuch, der auch mannbare Könige schrecken könnte. Die Geschichte lehrt, daß Revolutionen fast ausnahmelos nur dann Erfolg hatten, wenn sie von Klassen, Klassenführern oder Deklassirten ausgingen, die nichts verlieren, Alles gewinnen konnten. Ein König von Spanien, der eine gründliche Modernisirung seines Reiches plante, müßte vor allen Dingen die Uebermacht des Klerus brechen. Dieses Unternehmen aber wäre nirgends so gefährlich wie im Vaterlande Loyolas, wo die dünne Oberschicht zwar antiklerikal, doch die Masse des nicht in den Großstädten entchristeten Volkes blind dem Priester ergeben ist. Und wo fände die Dynastie Stützen, wenn sie auch noch die vatikanische Weltmacht wider sich waffnete und den ihr bis heute so gnädigen Papst zwänge, seine Hoffnung auf den Sieg der Karlisten zu setzen? Sagasta wußte sehr gut, warum er, der ausgezogen war, die Pfaffenfestungen zu schleifen, auf halbem Weg umkehrte. Keine der beiden großen — jetzt freilich sacht abbröckelnden — Bourgeoisparteien wird diesen Weg bis ans Ende gehen. Auf die Separatisten und die Sekte Bakunins aber kann sich Alfonso nicht stützen, wenn er nicht nach gewonnener Schlacht beim Siegesmahl der Dreizehnte sein will. Die Situation ist eben nicht so einfach, wie der liberale Besitzer ewiger Wahrheiten wähnt, der dem Sohn der from-

men Erzherzogin einen frischen, fröhlichen Kulturkampf empfiehlt. Die Spanier lächeln verächtlich zu solchem Rath und schneiden jede Erörterung mit dem spitzen Wort ab: Cosas de España! Das heißt: darüber steht nur dem in Spanien Geborenen ein Urtheil zu. Gesprächiger werden sie erst im intimen Verkehr. Dann kann man von ihnen hören, daß sie die spanische Monarchie für unrettbar verloren halten und ihr rathen, auf die am Manzanares sehr mächtige vis inertiae zu bauen und ohne störenden Lärm auf den alten, breitspurigen Wegen noch ein Weilchen das Leben zu fristen.

Die Straße, auf der die acht Apfelschimmel den Prunkwagen zum Kongreßpalast ziehen, ist alt und ward oft befahren. Auf der Weltkugel, die über der Spiegelkutsche im Sonnenlicht blitzt, liegt die spanische Krone, deren Reich seit den Tagen vor Kuba so klein geworden ist. Und Niemand lacht; aus weiter Fremde sind Gäste gekommen, denen man ein Schauspiel schuldet. Cosas de España! Auch der bleiche Knabe, dessen mageren Leib der wattirte Paraderock eines Generalkapitäns kräftiger erscheinen läßt, hat seine Rolle eifrig gelernt und weiß auswendig, wie er sich in jedem Augenblick zu benehmen hat. Er winkt mit dem weißen Handschuh; denn so, hat ihn der Pater Montaña gelehrt, grüßen nach altem Brauch die Könige ihr treues Volk. Jetzt fährt er jäh auf und lehnt sich dann scheu in die Kissen zurück ... An den Wagen hat sich ein Mann gedrängt, dem der Hofmarschall eine Waffe entreißt. Der Zug stockt; und der Zögling des Mönches weiß nicht, welche Haltung in solcher Minute der Brauch den Königen im Angesicht ihres treuen Volkes vorschreibt. Im Kongreßsaal aber warten die Granden, der Hofstaat, Infanten und Infantinnen, fremde Fürsten, Würdenträger und beide Kammern der Cortes. Der Beginn der Ceremonie, sagt endlich der Präsident, verzögert sich, weil ein Mörder Seine Majestät angefallen hat. Doch da ist der König ja schon. Unter dem gelben Baldachin schreitet er über Marmorstufen in den Saal. Er hat sich erholt, reckt, nach der Weisung, die Hand und spricht mit einer Kinderstimme, die in dem Bemühen, männlich und kriegerisch zu klingen, heiser wird: „Bei Gott und den heiligen Evangelien schwöre ich, des Rechtes und der Verfassung Hüter zu sein!" Dann gehts zum Tedeum nach San Franzisko. Und auf dem Rückweg winkt wieder der weiße Handschuh. Als die Reihen der Leibwache sich am Schloß lösen, sieht man den König sogar lächeln. Die Weiber jubeln und Alfonso ist von so rührendem Ausdruck der Unterthanentreue beglückt. Seit er sich in der Kathedrale auf den Thron niederließ und im ganzen Reich die Glocken erklangen, ist der kränkelnde Knabe ein mündiger König geworden.

❦

Mesmer.

In seiner Novelle „Der Magnetiseur“ läßt E. Th. A. Hoffmann den Titelhelden von der durch Mesmer entdeckten Naturkraft sagen: „Ist es denn nicht lächerlich, zu glauben, die Natur habe uns den wunderbaren Talisman, der uns zum König der Geister macht, anvertraut, um Zahnweh oder Kopfschmerz oder was weiß ich sonst zu heilen? Nein, es ist die unbedingte Herrschaft über das geistige Prinzip des Lebens, die wir, immer vertrauter werdend mit der gewaltigen Kraft jenes Talismans, erzwingen.“ Diese Worte spiegeln mehr das große antiphilistrose Grundgefühl Hoffmanns als seine wahre Meinung über den Mesmerismus wieder, wie andere Stellen in seinen Erzählungen zur Genüge beweisen. Jedenfalls aber vermitteln sie eine Auffassung der mesmerischen Lehre, die von ihrer rein medizinischen Bedeutung absieht. Es kommt uns freilich nicht mehr auf das Phantom einer „unbedingten Herrschaft über das geistige Prinzip des Lebens“ an, wohl aber auf das Anschauen dieses geistigen Prinzips in seiner Tiefe. Dazu ist Mesmers Lebenswerk zweifellos ein Beitrag. Nur dieser rein geistige Gehalt seiner Lehre soll uns hier beschäftigen, ohne daß wir darum jeden Seitenblick auf sein exakt-naturwissenschaftliches Erkennen vermeiden wollen.

Mesmer stammt vom Rhein. In Itznang, einem Oertchen in der Nähe von Konstanz, das am Fuß des Schienerberges über einer Bucht des Untersees der alten Stadt Radolfzell gegenüberliegt, wurde er 1734 geboren. Und nachdem sein reiches Leben ihn durch Oesterreich und Frankreich geführt, kehrt er als Greis 1812 nach Konstanz in seine Heimath zurück. In Meersburg, wo er 1815 starb, steht auf dem Friedhof ein dreikantiger, mit symbolischen Zeichen geschmückter Opferaltar: Das ist sein Grabstein. Und bei Stein am Rhein soll nach glaubwürdiger, in einer dort angesessenen Familie erhaltener Tradition eine Begegnung Mesmers mit Goethe stattgefunden haben.

Seine seit frühester Zeit von Vielen eifrig verfochtene, von Anderen bekämpfte, immer umstrittene Lehre von der Wechselwirkung, der man mit Recht vielleicht nur vorwerfen darf, daß sie eine individuelle, ihm und einzelnen Anderen genügend sichtbar verliehene Kraft generalisirte, hat ihn bald zu einer europäischen Persönlichkeit gemacht. Er muß in der That, selbst wenn seine ganze praktische Lehre nur ein großer Irrthum sein sollte, durchaus als ein bedeutender, seine Umgebung und seine Zeit beeinflussender Mann genommen werden. Zeugniß dafür ist sein rascher und großer Erfolg in Frankreich, wohin er 1778 von Wien aus ging und wo er trotz aller Bekämpfung durch die Schulmedizin zwanzig philantrophische Institute mit magnetischer Behandlung einrichten konnte. Den Einfluß, der von ihm ausging, bewahren uns auch Einzelberichte von Zeitgenossen. Ein Augenzeuge,

der den greisen Mesmer in Konstanz aufsuchte und seinen unentgeltlichen magnetischen Kuren zusah, spricht von der „wunderbaren Kraft der Einwirkung auf Kranke bei dem durchdringenden Blick oder der blos still erhobenen Hand“ Mesmers. Diese Wirkung ging vielleicht zunächst rein von der physischen Persönlichkeit des Magnetiseurs aus; sie wurde jedenfalls erhöht durch die Macht der hinter der physischen stehenden geistigen Persönlichkeit, die in ringenden Gedanken wie in inneren Schicksalen gereift und erstarkt war. Dieser klare, kluge Repräsentant der Aufklärungzeit, wie er sich namentlich in dem Entwurf eines idealen Bürgerstaates (im zweiten Theil des „Systems der Wechselwirkungen“) zeigt, war zugleich Mystiker und ein die Tiefe der Natur durchforschender Geist. Diese Zweiheit giebt ihm sein Besonderes. Sein Wesentliches aber ist sein ganz innerliches Anschauen der Natur und ihrer Kräfte. Mesmer gilt in naturwissenschaftlicher Hinsicht gemeinhin als Phantast. Allerdings besaß er die nachschaffende Phantasie, ohne die ein lebendiges Erkennen überhaupt undenkbar ist; sie mag ihn manchmal zu Irrthümern geführt haben; daß sie ihm auch große Wahrheiten vermittelt hat, ist ohne Frage. Es wird seinem Ruf als Naturforscher gewiß nicht schaden, daß er den Zusammenhang aller organischen Entwickelung deutlich sah, daß man ihn fast als unbewußten Darwinisten bezeichnen kann. Er spricht einmal davon, daß das Thier seine Wurzeln aus dem Erdreich genommen und als Magen in seinen Körper versenkt habe. Das ist eine grundlegende Lehre des Darwinismus. An einer anderen Stelle betont er die Möglichkeit, daß der Schlaf — als solchen bezeichnet er ausdrücklich das Leben der Pflanze — der dem Menschen natürliche, ursprüngliche Zustand sei: dem Zweck des Vegetirens am Unmittelbarsten entsprechend. „Könnte man nicht behaupten, daß wir nur wachen, um zu schlafen?“ Man halte daneben die der Entwickelunglehre eigenthümliche Anschauung, daß der menschliche Geist sich nur als Waffe im Daseinskampfe entwickelt habe.

Mesmer gliedert seine selbsterlebten Anschauungen in ein skizzirtes metaphysisches System ein. Das hat den Vortheil, daß er selbst einige der tieferen Konsequenzen seiner Ideen ziehen und uns vorweggeben muß; ungünstig aber bleibt, daß er nun nicht in dem Maße gezwungen ist, die Einzelerscheinung — die er durch Eingliederung in das System genügend motivirt zu haben glaubt — so anschaulich lebhaft zu schildern, daß sie aus sich selbst allein den Leser von ihrer Wahrheit überzeugt. Das System verhüllt uns zunächst auch den Ausgangspunkt, von dem Mesmer in sein Gebiet eindrang. Eine tiefe und besondere Art der Weltanschauung muß in der Persönlichkeit, die zu ihr finden soll, ganz und gar vorbereitet sein. Eine solche Anschauung mag — zumal wenn in ihr so sichtlich praktische Konsequenzen liegen — am Anfang, ehe sie sich runden konnte, nur als der

Spiegel besonderer zufälliger Erfahrungen erscheinen. Am Ende, wenn das ganze Leben eine ursprüngliche Veranlagung umströmt und Zeit gewonnen hat, sich um den — bewußten oder unbewußten — Gedanken zu kristallisiren, wird sich dies Gebilde ganz zum Ausdruck der Persönlichkeit wandeln. Persönlichkeiten aber stellen in sich immer einen Theil der großen Wahrheit dar.

Der ersten äußeren Anregung, die Mesmer zu sich erweckte, kann ich nur einen Zufallswerth beimessen. Es ist ziemlich gewiß, daß er als junger Arzt durch Beobachtungen an Kranken auf den Einfluß achten lernte, den die großen Himmelskörper, insbesondere Sonne und Mond, auf den thierischen Organismus üben. Seine Doktordissertation handelte von dem Einfluß der Himmelskörper auf die Erde. Er forschte vorurtheillos und fand scheinbar fernliegende und doch deutliche Bestätigungen. Mit richtigem Blick sah er in alten Volksmeinungen, Aberglauben und Aehnlichem keinen Unsinn, sondern — wenn auch erstarrte und verderbte, dennoch — schätzbare Ueberreste einer ursprünglichen Erfahrungwahrheit. So ging er forschend bis auf vergessene astrologische Ansichten zurück. Unsere Naturerkenntniß bestätigt diesen astralen Einfluß übrigens; wie man denn jüngst auch zu einer unbestreitbaren Erkenntniß der Einwirkung ganz ferner meteorologischer Erscheinungen auf das Nervensystem gelangt ist. In seiner Praxis empfand der junge Mesmer schmerzlich, daß es kein direktes auf die Nerven wirkendes Heilmittel gab. Er gerieth — nicht unbeeinflußt von seinen astrologischen Studien — auf die Vermuthung, daß Dieses ein Agens nicht wägbarer Materie sein müsse, ein Prinzip der Belebung. In dieser Vermuthung lag gleichzeitig eine Erklärung des von ihm ausdrücklich als wechselseitig angenommenen Einflusses der Himmelskörper, die sich fast ganz mit der bekannten Aether-Theorie deckt; nur nimmt Mesmer einen noch feineren Weltstoff an. Dieser Einfluß „bewirke sich durch einen Mittelstoff oder durch eine Fluth, worin alle Wesen in einer Art von Berührung so unter einander gemengt sind, daß dadurch eine einzige Masse von der ganzen Welt gebildet wird.“ Wir sind „eingetaucht in den Ozean der Allfluth.“ In diesem Ausdruck dokumentirt sich schon eine kosmisch, phantheistisch empfindende Persönlichkeit. Und inniger noch berührt sie uns, wenn er seine wundervoll künstlerische Anschauung vom Entstehen der Körper, Formen und Gestalten darlegt. Sie werden erzeugt von den beiden großen Kräften des Alls: Ruhe und Bewegung. Er giebt für seine Anschauung ein etwas triviales, aber eindeutiges und klares Bild: ein großes Glasgefäß sei mit Butter gefüllt, in dem sich unsichtbar — in Farbe und Aussehen der Butter ganz gleich — eine Wachsfigur befindet. Eine Form ist nicht vorhanden: wir haben den Zustand der absoluten Ruhe. Erhitzen wir das Gefäß so lange, bis die Butter schmilzt, das Wachs dagegen noch nicht aufgelöst wird, so haben wir den Zustand der Welt: Ruhe und Be-

wegung; die Bewegung durch die ihr im Wesen verwandte Wärme hervorgerufen. Wir haben Form und Gestalt. Erhitzen wir das Gefäß weiter, bis auch die Wachsfigur schmilzt, so haben wir den Zustand der absoluten Bewegung und wieder keine Form, keine Gestalt. Wenn wir des Gefühles, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist, ganz theilhaft sind, so muß dies triviale Bild tiefe Bedeutung für uns gewinnen. Als ein Spiel der beiden Kräfte Ruhe und Bewegung stellt Mesmer das körperliche Leben des Menschen dar. Mit der Geburt — richtiger wohl: in der Empfängniß oder in der Entstehung des Spermazoons — tritt Leben aus dem Reich absoluter gestaltloser Bewegung in den Doppelzustand der Bewegung und Ruhe ein. Nun beginnt eine langsame (oder bei tötlichen Krankheiten plötzliche) Verfestung, die zum Zustand der absoluten Ruhe, zum Tode führt. Es leuchtet sofort ein, daß die Widersprüche, die in diesem Schema — wie in allem Schematischen — liegen, daher rühren, daß wir vom Zustand der absoluten Bewegung vielleicht sinnvoll zu sprechen vermögen, jedenfalls aber den Zustand der Ruhe nur in seiner Verbindung mit der Bewegung kennen und ihn absolut auch nicht denken können. Wenn Mesmer dagegen mit seinem Schema nichts Anderes sagen wollte als: daß das Leben einer Einzelform eine langsame Verfestung sei, die im Tode einen Augenblick lang — wenn das der Form eigenthümliche Leben entflohen ist, das neue der Verwesung noch nicht eingekehrt scheint — uns als ein Gleichniß der absoluten Ruhe bedünken mag, so lösen sich die Widersprüche. Allerdings hat dieses Schema mit Mesmers Grundanschauung über die Entstehung der Gestalten dann nicht mehr logischen, sondern nur den tieferen symbolischen Zusammenhang. Unerörtert bleibt — und hier beschattet vielleicht der Rationalismus Mesmers Gesichtsfeld — die Frage nach der psychischen Entwickelung im Leben. Sie geht im Peripherischen der körperlichen Verfestung parallel, im Centralen scheint sie ihr direkt entgegenzugehen, wahrhaft „ein Entwerden“ zu sein. Ich erinnere an Jean Pauls Unterscheidung: „Das Aeußere, das Innere eines Menschen kann sterben, aber nicht das Innerste.“

Aus der Anschauung von der Allfluth leitet Mesmer seine medizinische Lehre her. Er nimmt an, daß die ganze Welt fortwährend durchströmt sei von Fluthreihen dieses feinsten Stoffes, die nach allen Richtungen gehen. Diese Annahme ist hypothetisch auch von einigen Astronomen zur Erklärung der Gravitation herbeigezogen worden. Wo diese Fluthreihen nun gezwungen sind, die Zwischenräume fester Körper zu passiren, beschleunigen sie sich und es entstehen Stromschnellen. Das sind die uns bemerkbaren sogenannten magnetischen Ströme. Diese Ströme sind sein Haupttheilmittel. Aber in der Allfluth sah Mesmer noch Anderes. Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß auf dem selben Boden, auf dem im vierzehnten Jahrhundert einer der Männer, die aus dem tiefsten Quell des Seins geschöpft haben,

lebte: der Mönch Heinrich Suso, — daß hier der aufgeklärte Arzt Mesmer geboren ist, der auf seinem Wege zu ähnlichen Anschauungen gelangt wie der Mystiker. Wie wir die Sterne nicht sehen können, wenn die Sonne scheint, sagt etwa Mesmer einmal, so hindern unsere äußeren Sinne oft das Leben und Wirken unseres inneren Sinnes. Auf diesen wirkt nach seiner Anschauung die Allfluth direkt ein, so daß der Mensch — wie man im somnambulen Schlaf, wo die äußeren Sinneswerkzeuge außer Thätigkeit gesetzt sind, beobachten kann — in einem ununterbrochenen Zusammenhang mit der Natur steht. Er glaubt, diesen inneren Sinn im Nervensystem erkannt zu haben. Mit ihm verbindet er nun eine sehr wichtige, für das Verständniß aller großen menschlichen — kulturellen wie künstlerischen — Entwickelung geradezu unentbehrliche und deshalb durch die Arbeiten der jüngsten Historikergeneration (Lamprecht, Breysig) mittelbar unterstützte Hypothese. Die Ansteckung der Meinungen, der Sitten, die oft plötzliche Umstimmung ganzer Epochen, die Wirkung des Willens starker Charaktere, der Segnungen und Verfluchungen und alles Dessen, was heute unter den Begriff der Suggestion fällt, sind ihm durch die Allfluth vermittelte Wirkungen auf den inneren Sinn. Was die Luft für den Schall, der Aether für das Licht, ist der feine Fluthstoff für den Gedanken. Vielleicht ist unser naturwissenschaftlich eingeengtes Denken durch die selbst für den Pfahlbürger wunderbaren Entdeckungen der drahtlosen Telegraphie und der Röntgenstrahlen wieder einmal für eine Zeit lang von seiner Banalität und Ueberhebung so weit befreit, daß wir auch diese Gedanken, ohne spöttisch zu lächeln, zu erwägen im Stande sind. Mesmer hat hier unzweideutig die völlige Durchdringung des Alls mit Geist ausgesprochen. Das ist eine — in Folge ihres näheren Haftens an dem Gleichniß des Vergänglichen — gröbere Form des Pantheismus, als er sich sonst bei Mesmer ausspricht. Worte wie: „Das Wollen des belebten Körpers ist nichts im Wesen Unterschiedenes von dem Fallen des unbelebten“; oder: „Die Moral ist eine unsichtbare Physik“ drücken seinen tieferen Pantheismus aus. Mit den werthvolleren Anschauungen des Okkultismus deckt sich Mesmers Gedanke, daß alle Wesen Materialisationen nach innerem Bilde seien; auch die von Mesmer angenommene Möglichkeit einer Fernerscheinung, „nachgeformt sogar auch durch die bloße Existenz der ursprünglichen Form“, ist okkultistische Anschauung. Er sieht also auch in der Thatsache der Existenz, des Daseins etwas wesentlich Anderes als die gewöhnliche Auffassung; nicht einen Zustand, sondern eine fortgesetzte und beliebig weit reichende Zeugung. In all diesen mesmerischen Gedanken liegen Werthe für uns, die von der Wahrheit oder Nichtwahrheit seiner magnetisch-medizinischen Lehre unabhängig sind.

Weimar. Wilhelm von Scholz.

Kriegsraison.*)

Die Kriege der ältesten Zeit — so schildert Gustav Freytag die geschichtliche Entwickelung — waren auf Austilgung des Gegners mit Weib und Kind, auf Aneignung seines Bodens und seiner Habe gerichtet. Aus Eigennutz machte man Gefangene; sonst tötete man; die gefangenen Sklavinnen hatten „keine Ehre". Noch in der Kaiserzeit verfuhren die Römer im Wesentlichen so. Die Germanen zeigten sich den Frauen gegenüber milder; am Wenigsten die Franken, die deshalb getadelt wurden. Allmählich kam es dazu, daß von Unbewaffneten nur noch die Männer gefangen, daß die Gefangenen „geschatzt" wurden; die Kreuzzüge, das Lehnswesen, das Ritterthum brachten, trotz vielen Ausnahmen grausamer Wildheit, doch einen Fortschritt gegen früher. Neben der reisigen Schaar hatten stets Reste des alten Volksheeres fortgedauert, und als diese sich in das Landsknechtsheer verwandelten, also etwa zur Zeit Maximilians, kam man wieder eine Stufe höher. Eine aus dem übrigen Volksthum gelöste Berufsorganisation stand der anderen gegenüber. Im eigenen Handwerksinteresse gab man einander „Quartier", versprach den Weibern und Kindern freien Abzug. Wurde auch viel geplündert, so kauften sich doch auch viele Städte los. Insofern die Kriegführung sich noch mehr auf Berufsheer gegen Berufsheer beschränkte, hat selbst der Dreißigjährige Krieg eine gewisse Weiterentwickelung zur modernen Methode gebracht. Im Uebrigen bietet er freilich fast nur entsetzliche Bilder von Grausamkeit, Mordlust, Zerstörunglust, auch gegen Nichtkombattanten, Weiber, Kinder und deren Habe; nur Gustav Adolf selbst — nicht mehr die Schweden nach seinem Tode — hielt bessere Mannszucht. Auch das Landvolk verwilderte; der Landmann hatte in jedem Soldaten, aber auch der Soldat in jedem Bauern den Feind zu fürchten, bereit zu hinterlistigem Ueberfall, zur Marterung, zum Morde. Nach dem Westfälischen Frieden erstarkte das Gefühl für Humanität doch so weit, daß das Hausen der Franzosen in der Pfalz allgemeinen Abscheu erregte. Die Meinung festigte sich, daß den Krieg die stehenden Heere zu führen haben, während der seßhafte Bürger arbeitet und steuert. Schwere Lasten haben auch deutsche Armeen auferlegt, aber meist doch solche, die von der Leitung geordnet wurden; Roheiten kamen vor, aber gegen die gewollte Zucht des Heeres. Friedrich der Große basirte seine Kriegführung zum großen Theil auf Verpflegung und fürsorglich angelegte Magazine. Das wirkte manches Gute, aber auch eine gewisse Gebundenheit, von der Napoleon den Krieg löste. Große Erpressungen kamen unter ihm vor, namentlich in Preußen. Aber er regelte in ganz neuer Weise die Vorbereitung der Kriege, so des Feldzuges von

*) S. „Zukunft" vom 22. März 1902: Deutsche Soldaten in Feindesland.

1805, eben so des russischen Krieges, durch Sammlung von Vorräthen für Bekleidung, Nahrung, Fourage, Wagenpark in nie dagewesenem Umfange. Freilich ist der Untergang der großen Armee unter Mitwirkung von Kälte, Hunger, Unwegsamkeit, Entbehrungen jeder Art dadurch nicht verhindert worden. Für das vorher in der Heimath Erduldete haben die Deutschen 1814/15 in Frankreich wenig Vergeltung geübt; diese Lichtseite des damaligen Krieges darf man wohl hauptsächlich auf die Durchsetzung des Heeres mit einer zahlreichen begeisterten, zum Theil gebildeten Jugend zurückführen.

Im Ganzen brachten die zwei Jahrhunderte nach 1648 einen schnellen Fortschritt zur Humanität. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts steigerten sich die dahin gerichteten internationalen Bestrebungen. So im Sanitätwesen, in der Fürsorge für Verwundete (Genfer Konvention) und in Bezug auf die anzuwendenden Waffen (Verbot der Sprenggeschosse aus Handfeuerwaffen). Die grundsätzliche Schonung des Privateigenthumes im Landkrieg und der Nichtkombattanten wurde zu einem unanfechtbaren Satz; auf Achtung des Privateigenthumes zur See wurde wenigstens hingearbeitet. Die Humanisirung des Kriegsgebrauches erhielt eine Kodifikation in der — freilich nicht ratifizirten — brüsseler Deklaration von 1874 und, auf deren Grundlage, durch die in frischem Andenken stehende Haager Konvention von 1899. Die deutsche Regirung sah sich damals in der erfreulichen Lage, erklären zu können, daß von deutschen Truppen „nach den getroffenen Bestimmungen schon bisher verfahren sei." In der That dürfen wir geschichtlich für unser Vaterland ein Hauptverdienst um den Fortschritt der Schonung im Krieg beanspruchen.

Mit unabwendbarer Nothwendigkeit haben aber dieser Tendenz andere Momente entgegengewirkt. Das übersieht man vielfach. Erstens die ungemein gesteigerte Machtentwickelung der Staaten überhaupt, die Kriege führen, ihrer Volkszahl, ihrer Kultur. Das und namentlich das völlig geänderte Transportwesen, Eisenbahnen und Dampfschiffe, führt zur Aufstellung von unvergleichlich stärkeren Heeren und zu ungeheurem, im Felde häufig doch nicht geordnet zu befriedigendem Bedarf für Menschen und Thiere. Man hat für einen Aufmarsch mit 1 Million Menschen und 300 000 Pferden auf drei Wochen eine Erforderniß von 2 Millionen Centnern (ohne Heu und Stroh) berechnet. Gesteigerter Wohlstand und Kultur, die weit feinere Verästelung aller wirthschaftlichen Verhältnisse sind aber auch viel empfindlicher gegen jede Abweichung vom friedlichen Zustande. Ferner sind die technischen Zerstörungmittel in ungeahnter Weise vervollkommnet und kein Staat kann es unterlassen, von den wirksamsten Gebrauch zu machen. Besonders wichtig ist, daß im Kreislauf der Geschichte die Kriege wieder mehr den Charakter von Volkskriegen angenommen haben.

Das nationale Bewußtsein, die Gebundenheit an Macht, Größe und Ehre des eigenen Staates haben eine Intensität gewonnen, die den vorhergehenden Jahrhunderten unbekannt war. Die Geschichte wird gefälscht, wenn jetzt vielfach dem Dynasten, dem Feldherrn, dem Bürger oder Soldaten des achtzehnten und noch früherer Jahrhunderte preußischer oder gar deutscher Patriotismus, wie wir ihn verstehen, in den Mund gelegt wird; man denke an den Großen Kurfürsten, der sich von Frankreich bezahlen ließ. Heutzutage empfindet der deutsche Fürst, empfindet jeder Deutsche als einen Schimpf die finanzielle Abhängigkeit von einem fremden Staat, die Förderung von dessen Zwecken gegen Entgelt. Jeder Einzelne empfindet den kriegerischen Erfolg gegen den eigenen Staat als eine ihn persönlich mittreffende Beeinträchtigung der nationalen Ehre und Wohlfahrt. Jeder fühlt sich verpflichtet, nach Kräften, wenn irgend möglich mit der Waffe, an der Abwehr theilzunehmen. Daß „jeder Staatsbürger" Widerstand leisten solle, wie Scharnhorst und Gneisenau wollten, daß „hinter dem Ofen" nur „erbärmliche Wichte" bleiben, wie Körner sang, war damals etwas Neues, ist aber seit den Freiheitkriegen immer allgemeiner ins Bewußtsein gedrungen, gilt jetzt nicht nur von Deutschen, sondern mindestens auch von Franzosen, Italienern und würde doch wohl auch von Briten gelten, sobald es sich nicht um einen Kolonialkrieg, sondern etwa um einen zwischen großen europäischen Mächten handelte. Dies Gefühl ist wesentlich mitverbreitet durch die allgemeine Wehrpflicht, aber nicht unbedingt an deren bereits erfolgte Einführung gebunden. Es führt dazu, daß auch außerhalb der organisirten Truppen viel aktive und passive Feindsäligkeit sich zeigt, namentlich im von der Invasion betroffenen Lande, daß neben jenen Truppen oder nach deren Erschöpfung weniger organisirte, von den Nichtkombattanten sich nicht scharf abhebende Gruppen Widerstand leisten. Auch die Frauen markiren den Abscheu gegen den Landesfeind. Es wird vielfach zur Ehrensache für jeden Einwohner, den Anordnungen, Requisitionen, militärischen Maßregeln des Feindes möglichst Abbruch zu thun, und solches Streben muß wieder gesteigerte Strenge und Härte hervorrufen. Neben oder nach dem großen Kriege entbrennt der kleine, die Guerilla, die nicht blos mit den sonstigen Mitteln der Taktik und Strategie arbeitet, sondern die Tendenz hat, mit längerer Dauer auch an Grausamkeit zuzunehmen.

Trotz Alledem würden wir, bei dem im Ganzen doch offenbaren Fortschritt, nicht so viel von Kriegsgräueln hören, wenn sich nicht die Feinfühligkeit gesteigert hätte. Das kann gar nicht oft genug betont werden, hier wie auf anderen Gebieten, zum Beispiel auf dem der Kriminalität. Die Menschen werden nicht schlechter: sie halten sich für schlechter, weil sie weicher empfinden. Des Krieges Wesen aber ist harte Gewaltthat.

„Im Kriege geschehen die schlimmsten Irrthümer aus Gutmüthigkeit.

Wer gewaltthätiger ist, ist stärker." Noch einmal stehe hier das Wort von Clausewitz, dem großen Theoretiker des Krieges; selbst der Laie muß einsehen, daß er Recht hat. Man mag streiten, ob Kriege nothwendig, ob sie nützlich sind; aber wenn Kriege sind, müssen sie so geführt werden, daß möglichst schnell möglichst viel Schade an Leben, Leib, Sachen zugefügt wird. Daß die Seele des Feldherrn weichmüthigen Regungen unzugänglich sein muß, hat Colmar von der Goltz treffend dargestellt. Der Feldherr, der am Nachmittag die entsprechenden Meldungen erhält, muß sich bis zum Abend entschließen können, morgen fünfzigtausend Menschen seines Volkes hinzuopfern, wenn er davon einen entscheidenden Sieg erwarten darf. Welche ungeheure Entschließung: eine halbe Million Frauen, Kinder, Eltern, Geschwister unmittelbar betroffen, ein furchtbarer Aderlaß in die blühendste Volkskraft hinein, Millionen weggeworfen, die für Aufzucht dieser Menschen aufgewendet sind, Millionen verloren, die sie in den produktivsten Jahren einbringen sollten! Der General, der eine befestigte Stadt zu halten oder anzugreifen hat, muß Tod, Wunden, Siechthum sogar über Tausende von Frauen und unschuldigen Kindern bringen, muß ihre Leiden mit ansehen, ohne weich zu werden. In der Nothwendigkeit dieser Härte giebt es keinen Unterschied zwischen Deutschen, Franzosen, Engländern, Russen; die Tausende von Müttern, die in Paris ihre Kinder in Folge der Entbehrungen dahinschwinden sahen, haben den Deutschen eben so geflucht wie die Burenmütter den Briten. Man mag den ersten Napoleon hassen, Moltke lieben: jene Feldherrn-Eigenschaft besaß der Deutsche so gut wie der Korse. Auch der Staatsmann, dessen Politik durch das Schwert ja nur fortgesetzt werden soll, muß solcher Härte fähig sein. Bismarck war es und mußte es sein; er ist in die drei Kriege nicht hineingeglitten; er wußte vorher, daß er Blut und Eisen brauchen würde. Er hat die Verantwortlichkeit auch nicht abgelehnt; noch viel später lastete sie gelegentlich auf seinem starken Herzen, wenn er am varziner Kamin der Hunderttausende gedachte, die seinem Lebenswerk geopfert werden mußten. Doch war selbst Napoleon Regungen nicht unzugänglich, die man sentimental schelten möchte; der General Marbot erzählt, wie der Kaiser einen feindlichen Unteroffizier, der sich zäh und unerschrocken auf einer Eisscholle treibend hält, gerettet sehen will, wie Marbot und ein anderer französischer Offizier sich ausziehen und mit größter eigener Gefahr den Braven aus dem Treibeis schwimmend herausholen. Aber der selbe Kaiser besann sich keinen Augenblick, als Tausende fliehender Feinde auf der festen Eisfläche sich befanden, dieses Eis durch Artilleriefeuer sprengen zu lassen und jene Schaaren vor seinen Augen mit grausigem Tode verzweifelt und hoffnungslos kämpfen zu sehen. Und er handelte recht.

Man streitet nicht darüber, daß gegen kämpfende Soldaten das Streben nur auf möglichst schnelle und umfassende Vernichtung gerichtet sein kann. Die Beschränkungen, die man hierbei aus Humanität für die Kampfmittel

statuirt, sind mehr oder weniger willkürlich und können auf immer gesicherte Geltung schwerlich beanspruchen. Aus Handfeuerwaffen sollen Sprenggeschosse nicht gefeuert werden: Das ist gerechtfertigt, wenn und so lange ein Geschoß in der Regel nur einem Leibe gilt und dafür mehr als ausreichend ist. Sonst wäre nicht abzusehen, weshalb man aus einem großen Lauf mit einem Schuß ein Dutzend Menschen zermalmen darf, aus einem kleinen nicht. Das haager Verbot, aus Luftballons Sprengstoffe zu schleudern, hat schon Schaeffle angefochten; mit ihm darf man vermuthen, daß eine Armee oder Marine, die ganz neue oder überlegene Mittel des Kämpfens aus der Luft besäße — was ja heutzutage leicht eintreten mag —, diesen Vorsprung schwerlich unbenutzt lassen dürfte. Die Haager Konvention verbietet Alles, was „überflüssige Schmerzen" erzeugen kann. Ferner Gift und vergiftete Waffen.

Der feindliche Soldat, der die Waffen gestreckt hat, soll geschont werden. Das preußische Militär-Strafgesetzbuch von 1845 schützte seinen Leib noch ausdrücklich, das deutsche von 1872 hält eine besondere Vorschrift nur noch in Bezug auf die Sachen der Gefangenen für nöthig. Aber die Leute müssen auch mit Erfolg bewacht, sie müssen transportirt, ernährt und unter Umständen bekleidet werden. Da können Konflikte zwischen anerkannten Humanitätpflichten und dem eigenen militärischen Interesse leicht entstehen. Bei zu fürchtenden Schwierigkeiten ist man naturgemäß weniger geneigt, Gefangene zu machen. Ist die Menge der Nahrungmittel sehr beschränkt, so muß die Erhaltung der eigenen Leute voranstehen. Die Franzosen verabfolgten in den Revolutionkriegen einmal mehreren tausend gefangenen Oesterreichern längere Zeit täglich nur je ein Achtelpfund Fleisch und ein Achtelpfund Brot. Das heißt beinahe, langsam verhungern lassen, kann aber durch die Umstände entschuldigt werden. Auch nach Sedan konnten die Lager der Gefangenen nicht sofort genügend versorgt werden. In künftigen Kriegen mag bei den ungeheuren Zahlen Schlimmeres passiren. Die größten Fortschritte gegen früher sind in der Behandlung Verwundeter gemacht. Man freut sich Dessen, ohne zu übersehen, welche merkwürdige Anomalie darin liegt: physische Kraft, technische Hilfsmittel, Intellekt, Geldbeutel aufs Aeußerste anzuspannen, um Tausende zu schädigen, und gleich darauf die gleichen Anstrengungen zu machen, um sie zu pflegen und zu heilen.

Wer aber ist als feindlicher „Soldat" zu behandeln? In Fällen wie dem amerikanischen Sezessionkriege, bei karlistischen Unruhen, Erhebung der früher türkischen Provinzen und Vasallenstaaten und anderen fragt sich, ob die Rechte Kriegführender zuzubilligen sind oder ob gegen Aufrührer, neben der Niederwerfung im Kampf, auch strafrechtliche Mittel zur Anwendung kommen sollen. England hat bei Beginn des jetzigen Krieges gegenüber der Südafrikanischen Republik, trotz der aus früherem Vertrage beanspruchten

Suzerainetät, diese Frage nicht aufgeworfen. Es kann aber weiter zweifelhaft werden, wann der passive Kriegsstand aufhört, namentlich, nachdem der eine Staat zur Annexion geschritten ist. Wenn wir 1870 die Welfenlegion im Felde getroffen hätten, wäre ihr sicher nicht das Recht auf gleiche Behandlung wie französischen Soldaten eingeräumt worden. Wird der ganze feindliche Staat vernichtet, ist gar keine organisirte Gewalt da, mit der Friede geschlossen werden könnte, so ist besonders fraglich, wann der passive Kriegsstand aufhört. Man kann es vom völker- und staatsrechtlichen Standpunkt schwerlich billigen, daß England den weiter kämpfenden Freistaatern und Transvaalern jetzt Verbannung und andere Nachtheile androht, nur weil Bloemfontein und Pretoria seit längerer Zeit erobert sind und die Annexion proklamirt ist. Denn der Krieg hat inzwischen ununterbrochen fortgedauert, weite Landstriche sind noch nie von den Engländern besetzt gewesen, andere wieder aufgegeben. Wenn aber das Kämpfen für Monate oder Jahre ganz aufhörte, die englische Regirungsgewalt sich im ganzen Lande wirksam bethätigte und dann wieder Burentruppen im Felde erschienen, wäre es eher berechtigt, die Analogie einer Rebellion anzuwenden.

Nicht ohne Zusammenhang damit ist die Frage, wie die Kombattanten beschaffen sein müssen, um als Soldaten behandelt zu werden, also mit Anspruch auf Schonung und Straflosigkeit außerhalb des Gefechtes. Da ist es wohl berechtigt, wenn der Feind gewisse Anforderungen stellt: Auftrag berufener Gewalten, Organisation, kenntliche Uniform, die ständig getragen wird. Er kann sich nicht der Gefahr aussetzen, daß Leute, die sich als friedliche Bürger geben und behandeln lassen, jeden günstigen Augenblick benutzen, um ihm feindlich zu wirken, durch Ueberfall, aus dem Hinterhalt, in Quartieren, gegen schwächere Trupps, gegen Transporte und Transportmittel, gegen seine rückwärtigen Verbindungen. Ein Krieg mit wirklich allgemeiner, militärisch nicht organisirter Volkserhebung muß nothwendig grausam werden. Man kann ein Volk, das so aufsteht, bewundern, man kann entschlossen sein, dies unveräußerliche Recht gegebenen Falles selbst auszuüben, — aber man soll sich klar sein, daß eine solche Bevölkerung, wie Felix Dahn richtig sagt, dann auf Schonung verzichtet. Wo sich Ansätze dazu zeigen, werden die Gefangenen hingerichtet oder doch sonst schwer bestraft; ihr wie ihrer Angehörigen und ihrer Gemeinden Eigenthum wird zerstört oder eingezogen, ein Vernichtungskrieg entbrennt, das Feuer muß ausgetilgt werden. In diesem Sinn, wenn auch recht gemäßigt und mild, haben auch die Deutschen in dem Kriegsabschnitt nach Sedan gehandelt. Sie haben, wie Dahn sagt, die Repression kaltblütig reglementirt; und darin lag ein Fortschritt gegen früher.

Merkwürdiger Weise beantragten auf der Konferenz im Haag — ich folge Schaeffles Bericht in seiner Zeitschrift — die Engländer eine dem

„Volkskriege“ günstigere Vorschrift: die Bevölkerung eines nicht besetzten Gebietes, die beim Herannahen des Feindes aus eigenem Antrieb zu den Waffen gegriffen hat, ohne Zeit zur militärischen Organisation zu haben, als „kriegführend“ zu betrachten, sofern sie die Gesetze und Bräuche des Krieges achtet. Nachdem sich der deutsche und der schweizer Vertreter dagegen ausgesprochen, andere beigestimmt hatten, wurde der Antrag zurückgezogen. War er sentimentaler Erinnerung an vermeintliche Grausamkeiten der Deutschen entsprungen oder dem Bewußtsein, wie wichtig für das Inselreich im Fall der Invasion, bei seinem schwachen Heer, eine Volkserhebung werden könnte? Jedenfalls hat es sich gefügt, daß unmittelbar darauf England in Krieg mit zwei Staaten verwickelt wurde, in denen ein eigentliches Heer gar nicht bestand, aber jeder Bürger, vom zarten Knaben bis zum Greis, bereit und fähig ist, zu kämpfen. Ballten zu Anfang die Bürger sich zu organisirten Truppen zusammen, so laufen sie doch jetzt häufig auseinander und vereinigen sich wieder, kämpfen auch in ganz kleinen Gruppen, tragen keine Uniform, sind heute Bauern, morgen wieder Kombattanten. Es ist anzuerkennen, daß dadurch die Kriegführung außerordentlich erschwert wird; es ist zu vermuthen, daß auch andere Staaten aus diesem Grunde zu strengeren Maßregeln außerhalb des Gefechtes schreiten würden. Man stelle sich vor, daß wir künftig einmal in Frankreich, nach Niederwerfung des eigentlichen Heeres, Feindsäligkeiten gegenüberständen, wie sie jetzt die Buren betreiben! Auf der anderen Seite ist nicht zu vergessen, daß die beiden jugendlichen Staaten, Oasen einer werdenden Kultur, mit ihrer ganzen Existenz nur auf jene Art der Landesvertheidigung basirt waren.

Wer von den Einwohnern sich nicht feindlich bezeigt, wird auch nicht als Feind behandelt. Ausgenommen sind aber nicht nur Alle, die von den Waffen Gebrauch machen, sondern auch Alle, die den Feind unterstützen durch Nachrichten, durch Verschaffung oder Verbergen von Kriegsmitteln, Vorräthen, durch Schädigung militärischer Einrichtungen u. s. w. Nach § 91 des Strafgesetzbuches ist gegen Ausländer wegen der Handlungen, die, von Deutschen begangen, Landesverrath sind, „nach dem Kriegsgebrauch“ zu verfahren. Der Landesverrath im Felde ist Kriegsverrath, dessen Begriff aber auf die eben erwähnten feindlichen Handlungen erweitert; wer auf dem Kriegsschauplatz sich solcher Handlungen schuldig macht, wird mit dem Tode oder mit Zuchthaus bestraft (Militärstrafgesetzbuch § 160) und nach § 161 gelten alle deutschen Strafgesetze auch gegen Ausländer in besetztem Gebiet zum Schutz deutscher Truppen und Behörden.

Die Einwohner sind auch vorbeugenden polizeilichen Maßregeln unterworfen. Es ist klar, daß die Ordnung in Kriegszeiten, in besetztem Feindesland mit besonderer Strenge aufrecht erhalten werden muß. Die erforderlichen

Einschränkungen der Bewegungsfreiheit, des Handels und Gewerbes können sehr weitgehend sein, ohne daß der Vorwurf unnöthiger Härte begründet wäre. Sie werden um so strenger sein, je mehr auf der Seite des okkupirten Staates der Krieg sich dem Volkskrieg nähert. Auch Austreibung aus den Wohnstätten und Internirung kann erforderlich werden. Noch heute spricht man hier mit Abscheu davon, wie Ende 1813 Davout mehr als dreißigtausend Menschen aus Hamburg vertrieb, wie ein großer Theil davon schonunglos der Kälte und dem Hunger ausgesetzt wurde. Aber grundsätzlich verzichten auf solche Befugniß kann kein Staat. Zunächst nicht für die Zwecke des Gefechtes. Ferner bei auszuführenden oder auszuhaltenden Belagerungen. Aus Rücksichten der Quartierbeschaffung, der Verpflegung, der Hygiene, die im Kriege schärfere Maßnahmen erfordern kann als im Frieden. Man stelle sich vor, daß 1866 die ausgebrochene Cholera noch mehr sich verbreitet, der Krieg mehrjährige Dauer angenommen und eine Truppenanhäufung in Landstrichen Böhmens nöthig gemacht hätte: gewiß hätte man anstandlos zu den militärisch räthlichen Verschiebungen der Civilbevölkerung gegriffen. Das Selbe gilt, wenn man auf keine andere Weise die Einwohner hindern kann, dem Feinde fortlaufende Nachricht über die eigenen Operationen zu geben oder solche sonst zu stören. Namentlich also, wenn man mit verhältnißmäßig schwachen Truppen ein weites Gebiet in Ordnung halten soll. Rekruten aus dem besetzten Gebiet auszuheben, ist gänzlich abgekommen, während man früher ja häufig genug gefangene Soldaten sogar in das eigene Heer steckte. Wohl aber darf man die Gestellung von Mannschaften aus dem okkupirten Terrain für die feindliche Armee verbieten und Zuwiderhandlungen strafen. Die Engländer in Südafrika haben jetzt die eigenthümliche Modifikation eingeführt, daß sie einen Neutralitäteid schwören lassen und dessen Bruch strafen. Jeder Krieg, sagte Dahn schon 1871 richtig, bildet sein besonderes Strafrecht aus, je nach den Verhältnissen.

Ueberhaupt wird man die Gesetze des besetzten Landes so weit in Kraft, dessen Civilbehörden so weit in Funktion lassen, wie es das eigene militärische Interesse gestattet; sauf empêchement absolu, sagt die haager Konvention. In Frankreich wurden deutsche Präfekten eingesetzt, dagegen die vorhandenen Lokalbehörden, wenn es möglich war, belassen; durch ihre ortskundige Vermittelung suchte man dem militärischen Bedürfniß zu genügen.

An unbeweglichen Gütern des Feindesstaates wird nur die Nutznießung beansprucht. Nach einer haager Bestimmung sollen dem Kultus, Unterricht, der Wohlthätigkeit, der Kunst oder Wissenschaft gewidmete Gebäude wie Privateigenthum behandelt werden. Bewegliches Staatseigenthum kann beschlagnahmt werden. Ob und wie weit Provinzen, Gemeinden und andere öffentliche Verbände in diesen Beziehungen dem Staat oder den Privaten

gleichgestellt werden, scheint nicht recht festzustehen. Man darf wohl zur Analogie mit Privaten neigen. Aber Requisitionen, Beitreibung militärischer Bedürfnisse, auch ohne Bezahlung, richten sich naturgemäß vorzüglich gegen Gemeinden, Kreise und ähnliche Verbände. Die Requisitionen einzuschränken, sind die Staaten heutzutage bemüht. Schon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sollen die Engländer in Amerika, im Krimkriege die Westmächte gar nicht requirirt haben; auch die Maasarmee nicht seit Oktober 1870. Ganz verzichten darauf kann kein Heer. Trotz den besten Vorkehrungen für Nachschub von Bedarf jeder Art, trotz umsichtigem freiwilligen Ankauf kann zwingender Mangel eintreten. Je wohlhabender und leistungfähiger das besetzte Land, desto weniger darf dann die Beitreibung unterbleiben. Im Interesse beider Gegner empfiehlt sich, dabei peinlich auf Ordnung zu halten; also, wenn möglich, Baarzahlung, mindestens Quittung über Empfang der Sachen, strenge Mannszucht bei der Ausführung und Regelung der Kompetenz für die Anordnung. Diese gebührt, so weit Truppen im Verbande liegen, dem Höchstkommandirenden oder bedarf doch seiner Delegation an andere Stellen. 1870 soll bei uns die Vorschrift bestanden haben, daß die Befehlshaber kleinerer detachirter Corps nur Lebensmittel, andere Gegenstände — Bekleidung, Lazarethmaterial, Geräthe, — nur Generäle ausschreiben durften. Es ist klar, daß Ausnahmen zulässig sein müssen. Ist dringender Mangel, Gelegenheit zur Abhilfe, keine Zeit und Gelegenheit zum Instanzenzug oder nach den Umständen die Genehmigung zu erwarten, so darf und muß jeder Regiments-, Bataillon-, Compagnie-Kommandeur auf eigene Verantwortung requiriren. Im Haag ist die Bestimmung durchgesetzt worden, die Requisitionen müßten „in angemessenem Verhältniß zu den Mitteln des Landes" bleiben. Ziemlich nichtssagend. Auch für Kontributionen ist eine Einengung ohne sonderlichen Erfolg versucht worden. Die Zuständigkeit wäre hier freilich möglichst auf die höchsten Stellen zu beschränken.

Das Privateigenthum ist im Prinzip unverletzlich. Das ist für den Landkrieg anerkannt. Eine Ausnahme ergab sich bei den Requisitionen; eine fernere besteht für die militärischen Bedürfnisse des Angriffes und der Vertheidigung. Dann für Privaten gehöriges Kriegsmaterial, Telegraphen, Telephone, Kabel, Eisenbahnen, Schiffe; doch soll Alles nach Schluß des Krieges zurückerstattet werden. Diese Ausnahmen genügen aber noch nicht; man muß formuliren: Auch das Privateigenthum darf angegriffen werden, so weit es für die Zwecke des Krieges erforderlich ist.

Der humane Fortschritt, den man erreicht hat, besteht also darin, daß man die Unverletzbarkeit zur Regel, das Gegentheil zur Ausnahme gemacht hat. Daß man nicht boshaft oder muthwillig schädigen darf; auch nicht zu dem Zweck, durch Schädigung der Einzelnen die Gesammtkraft zu schwächen

Daß weder der besetzende Staat noch sein Heer, im Ganzen oder in Theilen, noch der Einzelne aus dem Privateigenthum Gewinn für die Zukunft, für das spätere Leben suchen darf. Endlich, daß die Schädigung des Landeseinwohners nicht ganz außer Verhältniß zu dem dadurch geschaffenen Nutzen stehen soll. Um unnütze Bedrückung zu vermeiden, wird man, auch im Interesse der eigenen Disziplin, dafür sorgen müssen, daß nicht Jeder fordern und erzwingen darf. Aber die Grenzen sind hier naturgemäß schwankend. Nicht wegen jeder Einzelheit kann im Quartier der höhere Vorgesetzte belästigt werden. Der Soldat ist im Kriegsquartier, namentlich auch auf dem Marsch, berechtigt, sich selbst zu helfen. Und ihm soll möglichst Gutes, nicht nur das Allernothwendigste, gewährt und, so weit es angeht, Abwechselung verschafft werden.

Gustav Freytag giebt einige Beispiele: Es ist tadelnswerth, wenn ein höherer Befehlshaber allen Champagner der Stadt für seinen Stabstisch einfordern läßt. Es ist berechtigt, für eine zu veranstaltende Festlichkeit auch eine besondere Luxuslieferung zu verlangen. Der Hauptmann schickt ein paar Leute ins Nachbardorf, um ein Faß Bier für die Compagnie zu holen: Das ist berechtigt, auch als Zwangskauf. Darf man aber zum Transport des Fasses einem kleinen Bauern Wagen und Pferde nehmen, die er vermuthlich nicht zurückerhält? Die Beispiele lassen sich leicht vermehren. Es wäre frevelhaft, eine Kuh mitzunehmen, um Milch zum Kaffee zu haben; anders, um dringendem Fleischmangel abzuhelfen. In einem herrschaftlichen Haus wird man für die Mannschaften nur die bescheideneren Räume beanspruchen. Wo Frauen und Kinder von Noth bedroht sind, wird man das eigene Bedürfniß leichter hintansetzen. Im wohlhabenden, noch nicht ausgesogenen Bezirk verlangt man mehr als im armsäligen u. s. w. Auch die Industrie des feindlichen Landes kann benutzt werden, wie es in Tours geschah.

Das deutsche Militärstrafgesetzbuch ändert am Thatbestande des Raubes, Diebstahles, der Sachbeschädigung auch bei Begehung in Feindesland nichts. Es definirt den Begriff der „Beute" nicht; daher gilt der Satz des Völkerrechtes, wonach dem Beuterecht nur feindliches Staatsgut, Waffen, Pferde und Ausrüstung der feindlichen Soldaten unterliegen und es Regal ist. Das Strafgesetz bedroht die eigenmächtige Entfernung von der Truppe, um Beute zu machen, das eigenmächtige Aneignen von Sachen, die an sich dem Beuterecht unterworfen sind, die rechtswidrige Zueignung rechtmäßig erbeuteter, aber abzuliefernder Sachen. Es straft wegen Plünderung Jeden, der „im Felde unter Benutzung des Kriegsschreckens oder unter Mißbrauch seiner militärischen Ueberlegenheit, in der Absicht rechtswidriger Zueignung, Sachen der Landeseinwohner offen wegnimmt oder ihnen abnöthigt oder unbefugt Kriegsschatzungen oder Zwangslieferungen erhebt oder das Maß der von ihm vorzunehmenden Requisitionen überschreitet, wenn Das des eignen Vortheiles

wegen geschieht." „Als eine Plünderung ist es nicht anzusehen, wenn die Aneignung nur auf Lebensmittel, Heilmittel, Bekleidungsgegenstände, Feuerungmittel, Fourage oder Transportmittel sich erstreckt und nicht außer Verhältniß zu dem vorhandenen Bedürfniß steht." Es bedroht ferner „boshafte oder muthwillige Verheerung oder Verwüstung fremder Sachen" und das Marodiren, „Bedrückungen" der Landeseinwohner durch Nachzügler. Ganz durchsichtig und vollständig ist der Abschnitt nicht. Auch für das Bürgerliche Gesetzbuch ist die Regelung des Beuterechtes abgelehnt (Motive zu § 903 Entw.).

Besonders zweifelhaft ist, was in verlassenen Ortschaften oder Häusern genommen werden darf. Es ist wohl richtig, daß das Mobiliar der Gebäude um Paris, um Metz nicht als „herrenlos" im juristischen Sinn gelten konnte; die Eigenthümer hatten nicht die „Absicht, auf das Eigenthum zu verzichten" (§ 959 B. G. B.). Sie hatten nur nothgedrungen ihre Sachen den Wechselfällen des Krieges preisgegeben. Bei Dingen, deren Verlust, Zerstörung, Verderb nach menschlichem Ermessen sicher ist, mag man Dereliktion annehmen. Im Allgemeinen ist also theoretisch wenig Unterschied von bewohnten Stätten. Aber praktisch gestaltet sich das Verfahren doch ganz anders. Das immerhin weitgehende Recht der Befriedigung von Bedürfnissen des Krieges und der Truppen wird hier ohne Ortskenntniß, ohne Unterstützung durch mit den Dingen Vertraute, nach eigenem Ermessen ausgeübt. Kauf gegen Bezahlung ist ausgeschlossen, geordnete Requisition eben so. Auswahl und Schonung erscheinen vielfach zwecklos, da das Ganze doch verkommen wird. Der Soldat vor Paris war daher in seinem Recht — ist nicht nur „schonend zu beurtheilen", wie Freytag meint —, wenn er sein Quartier angemessen möblirte, die vorhandenen Brennmaterialien verbrauchte, nach deren Erschöpfung mit Zaunstücken und schließlich mit Möbeln heizte, die Konfiturenbüchsen und die Weinflaschen leerte, Strümpfe und Unterzeug anzog, die Decken mit auf Vorposten nahm. Unehrlich blieb die Wegnahme einer Busennadel, eines Bildes zu eigenem Vortheil. Unehrlich, wenn auch entschuldbarer, selbst dann, wenn das Haus niedergebrannt werden sollte. Bei Sachen, die dem Bedarf des Tages dienen, zieht die Grenzen das Interesse der Disziplin und der etwa am selben Ort nachfolgenden Truppen. Das ist sehr wichtig und wurde 1870/71 nicht immer genügend beachtet; man kam manchmal in Dörfer, die durch Vergeudung, Unordnung, Unsauberkeit früher Einquartirter mehr als nöthig verwahrlost waren. Die größere oder geringere Zahl der Uebergriffe giebt den Maßstab für Bildung und Gesittung des Heeres.

Im Begriff und Wesen des Krieges liegen die Rücksichten der Humanität an sich nicht. Holtzendorf lehrt: „Alle Mittel, die erfahrunggemäß auf die Erreichung der Endzwecke von erheblichem Einfluß sind, erscheinen als gerechte Mittel des Krieges, sogenannte Kriegsraison. Und umgekehrt:

Digitized by Google

verwerflich sind die Akte der Zerstörung, die unwesentlich oder erfahrungsgemäß unwirksam erscheinen für die Beendigung des Krieges oder gegen Personen gerichtet sind, deren Verluste ohne Einfluß sind auf die friedliche Entschließung der Staaten." Das führt nicht viel weiter. Jede Stärkung der eigenen Kraft bei Einzelnen oder dem Ganzen, jede Schwächung der einzelnen Glieder oder größerer Verbände des feindlichen Staates ist erheblich für Erreichung des Kriegszweckes. Ganz unzweifelhaft können Gewaltthaten gegen Einwohner, Zerstörung des Privateigenthumes, Verheerung des Landes sehr großen Einfluß auf dessen Entschluß zum Frieden üben. Man kann mittelbar wie unmittelbar auf den Willen wirken; und ihn zu beugen, ist ja das militärische Ziel. Auch in der Schlacht ist besiegt, wer sich besiegt fühlt. Gesteigertes Elend des Landes kann die Regirung sehr wohl zum Nachgeben bringen. Man stelle sich vor, England habe zu Hause kein brauchbares Heer mehr, also dort keine Schlachten, aber Invasion zu erwarten: wird nicht diese Eventualität weniger auf den Entschluß zum Frieden wirken, wenn feststeht, daß die feindlichen Truppen ideale Mannszucht halten, in die Civilverwaltung kaum eingreifen, das Privateigenthum skrupulös schonen werden?

Bestimmte Ausnahmen von der zerstörenden Tendenz des Krieges haben sich im Laufe der Zeiten herausgebildet. Er bleibt trotzdem „ein roh gewaltsam Handwerk." Bismarck hat mehr als einmal von Fällen gesprochen, wo das saigner à blanc des Erbfeindes nöthig wird; debellare, Vernichten, auch mit Hilfe Jahre langen Druckes, kann durch die höchste Staatspflicht der Selbstbehauptung erfordert werden. Der Feldherr kann sich gezwungen sehen, eine „wüste Zone" zu schaffen, aus einem größeren oder kleineren Bezirk die Menschen wegzuführen, die Häuser dem Erdboden gleich zu machen, Vieh, Vorräthe, Ernte zu zerstören. Das ist verwerflich, wenn es unnöthig, wenn es nicht von erheblichem Nutzen für den Kriegszweck ist; darüber entscheidet das in all diesen Dingen sehr weite Ermessen der Führer. Es ist aber nicht deshalb verwerflich, weil es unsäglich hart ist. Der Krieg soll und muß hart sein. Weichmüthige Führung würde die Kriege vervielfältigen und verlängern. Ist der Krieg gerecht, so ist auch die Härte gerecht.

Und in ihrer Weisheit hat die Vorsehung den Völkern die Gabe verliehen, daß sie stets die eigene Sache für die gerechte halten. Der Russe glaubt an die Weltmission des Slaventhumes, der Engländer an das geschichtliche Recht auf Erhaltung des Empire, bedingt durch Erhaltung der Herrschaft in Südafrika, die von den Burenrepubliken bedroht sei. Der Deutsche gedenkt mit Ehrfurcht des frevelhaft ihm aufgezwungenen Krieges von 70/71, der Franzose beweist urkundlich, daß Bismarck die spanische Kandidatur absichtlich gerade zur Herbeiführung des Krieges angezettelt hat ...

Altona. Dr. Julian Witting.

Die Tadellose.

Schon wenn ich sie ansehe, erstarre ich, wird mir kalt ums Herz; sie braucht es nicht einmal zu sprechen, nicht einen ihrer stets so korrekten Sätze in reinstem, dialektfreiem Deutsch zu sagen. Auch solche Lebensäußerung ist tadellos, wie Alles an ihr. Selbst an ihrer Kleidung kann man nicht den leisesten Fehler entdecken, keine Falte, keinen Fleck und natürlich erst recht keinen Riß. Sie trägt sich nie unmodern; die Kleiderschnitte bleiben bei ihr in der richtigen Mitte. Sie nimmt die Mode erst an, wenn Alle sie anerkennen. Zu den Pionieren gehört die Tadellose nicht, darum ist sie ihr Leben lang korrekt gewesen und geblieben. Sie hatte nicht Phantasie genug, um einen Schritt vom Wege zu machen, auch nicht, um bei Anderen einen solchen Schritt zu verstehen und zu verzeihen. Fräulein Rose Winter hat im Anfang ihrer Laufbahn ein alltägliches Leben geführt; später freilich trat ein Ereigniß ein, das dem fernen Betrachter sogar romantisch erscheinen könnte. Sie besuchte gleich nach der Schule ein Seminar und wurde Lehrerin an einer höheren Töchterschule. Als ihre Eltern starben — ihr Vater war auch Pädagoge gewesen —, erbte sie ein nicht unbedeutendes Vermögen. Jede Andere hätte nun das Leben genossen, wäre auf Reisen gegangen oder hätte Aehnliches gethan. Fräulein Winter aber meinte, der Mensch sei nicht zum Amusiren auf der Welt, der Mensch müsse sich einen Wirkungskreis erwählen. Sie hatte ja in Allem das Recht auf ihrer Seite; aber man begann, das Rechte zu hassen, wenn sie es in ihrer unerträglich pedantischen, lehrhaften Weise aussprach. Es war stets, als habe sie das Rechte erfunden, als sei es eigens für sie da.

Fräulein Winter begründete eine höhere Töchterschule mit Pensionat. Hier hatte sie Gelegenheit, ja, die Pflicht, lehrhaft zu sein. Und sie ließ ihrer Begabung freiesten Lauf. Nun hätte sie eigentlich zufrieden sein und andere harmlose Leute nicht als Belehrung-Objekt benutzen sollen; aber die Katze läßt eben das Mausen nicht.

Rose verlebte die Schulferien bei ihren verheiratheten Nichten, die Reihe herum, und da genossen die jungen Eheleute in erster Linie die Früchte ihres Besserwissens. In zweiter Linie wurden die Bekannten und Freunde der Nichten belehrt, so daß ein solcher Besuch immer tiefe Verstimmungen hinterließ. War die Tante abgereist, dann athmete die Familie auf und begann, die Wunden zu verbinden, die Röschens Dornen geritzt hatten.

Eine von Roses liebsten Behauptungen war: „Ich sage immer die Wahrheit.“ Welche Grobheiten sie unter dieser Firma austheilte, ist nicht zu beschreiben; und sie war obendrein noch sehr stolz darauf.

Warum lud man denn aber Tante Rose ein, wenn sie so gefürchtet war? Sie hatte eine Stellung in der Welt, ihre Vortrefflichkeit war von Allen anerkannt; wer sich mit ihr überwarf, hätte sich in der guten Gesellschaft verdächtig gemacht. Und dann: sie war die Erbtante, das Familienprunkstück; es ging einfach nicht anders. Einmal im Jahre, öfter kam die Reihe nicht herum, mußte es ausgehalten werden, unter die Röntgen-Strahlen von Tante Roses Kritik zu kommen.

Daß Fräulein Winter Rose hieß, war eine der Schelmereien des Schicksals oder, wenn man will, eine der Taktlosigkeiten unvorsichtiger Eltern. Kinder sollten eigentlich erst einen Namen bekommen, wenn man weiß, wie sie sich entwickeln. So lange könnten sie ja Bubi oder Mädi genannt werden, wie es schon vielfach n Familien Sitte ist.

Fräulein Winter verbessert die Taktlosigkeit ihrer unvorsichtigen Eltern und nennt sich Rosalie. Das macht einen vornehmen Eindruck, meint sie. Ihre Zöglinge in der Schule bezeichnen sie aber, ganz respektlos, als Mutter Salli. Da Das jüdisch klingt — Fräulein Winter war neben anderen Anti auch Antisemitin —, wirkte es auf sie wie die Muleta, das rothe Tuch, auf den Stier. Als Mutter Salli zum ersten Mal ihren Spitznamen hörte, überkam sie eine ihrer gänzlich unwürdige Wuth. Sobald die Leidenschaft verraucht war, rieth ihr die Klugheit, die Sache nicht weiter zu beachten. Sie folgte dem guten Rath; zu ihrem Heil: sie hätte sich sonst unfehlbar lächerlich gemacht.

Jüngst fragte mich ein naseweiser berliner Backfisch, für den Verloben und Heirathen das A und O sind: „Hat sich Mutter Salli eigentlich nie verliebt? Sie wäre doch eine gute Partie gewesen! Sie besitzt ja das schöne Haus und hat ihr reichliches Auskommen."

Man sieht, selbst kleine Mädchen sind heutzutage weltklug.

Verliebt! Der Gedanke war mir so komisch, daß ich lächelte; dann sagte ich: „Noch ist wohl nicht der Rechte gekommen. Sie heirathet vielleicht noch."

„Noch! In dem Alter? Unmöglich!"

Fräulein Winter ist vierzig Jahre alt, also für eine Schulvorsteherin in den besten Jahren; aber dem jungen Ding erschien sie mit diesem Lebensalter natürlich wie eine Urgroßmutter.

Dennoch — selbst in Berlin geschehen noch Wunder — verliebte sich Rose Winter. „Nicht ein klein Wenig, fast gar nicht", wies im Leierreim heißt, sondern Hals über Kopf, „konnts gar nicht lassen". Und zwar in ihren jüngsten Lehrer, Anton Matton. Wie viel er jünger ist als sie, wollen wir nicht untersuchen ... Und er?

Herr Matton ist praktisch, wie jetzt alle jungen Leute; außerdem schmeichelt es ihm, daß die Gestrenge sich zu ihm herabläßt. Ungefähr wie zwischen Danae und Zeus, so gestaltete sich das Verhältniß der Beiden; nur ist der Zeus hier ein Fräulein und die Danae trägt einen großen, blonden Bart. Aber die Hingebung stimmt. Anton Matton war nur Seminarist, kein akademisch gebildeter Lehrer. Das erschwerte den Fall und erhöhte die Ehre für den Begnadeten.

So ging es natürlich nicht. Er mußte erst würdig gemacht werden, die Hehre zu umfangen. Herr Matton besuchte die Universität und steht jetzt vor seinem Oberlehrerexamen.

Nur brieflich darf er mit der Tadellosen verkehren. Wenn er das Examen bestanden hat, dann heirathen sie.

Viele Leute in Berlin meinen, es würde noch Etwas dazwischen kommen; dafür und dagegen wird gewettet. Wer gewinnen wird? ... Vielleicht nicht der Bräutigam, der die Tadellose heimführt.

G. von Beaulieu.

Moderner Katholizismus.

Das Buch des wiener Theologen Ehrhard, der jetzt nach dem badischen Freiburg geht, „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwickelung der Neuzeit", hat eine universale Bedeutung und eine besondere für Oesterreich. Als Symptom des in allen katholischen Ländern erwachten — durch heftige Angriffe zum Aufwachen gezwungenen — Reformgeistes ist es hier schon erwähnt worden. Ehrhard zeigt in einer Betrachtung der Kirchengeschichte, daß Alles, was mit Recht an der katholischen Kirche getadelt werden kann und muß, vergängliches Erzeugniß nationaler Unvollkommenheiten, geschichtlicher Prozesse und eigenthümlicher Zeitverhältnisse ist, daß zwischen ihrem Wesen, namentlich zwischen ihren Dogmen und dem modernen Geist, so weit er ein guter Geist ist, kein unversöhnlicher, ja, überhaupt kein Widerspruch obwaltet, und er zeigt den Furchtsamen, den Engherzigen, den Denkfaulen unter seinen Glaubensgenossen, daß der von Fanatikern geschmähte moderne Geist, abgesehen von Verirrungen und Auswüchsen, von denen sich kein großer Kulturfortschritt ganz frei halten kann, ein guter Geist ist und ein solcher schon aus dem Grunde sein muß, weil Gott die Weltregirung niemals an den Teufel abtreten kann und Das sicherlich auch in den letzten vier Jahrhunderten nicht gethan hat. Ehrhard beweist also, was ich in der „Zukunft" behauptet habe, daß man ein gläubiger Katholik und dabei ein moderner Mensch, ein Vertreter der heutigen Wissenschaft, ein vollwerthiger Universitätprofessor sein kann. Und da selbst die feinste Jesuitennase in seinem Buche keine Ketzerei aufspüren kann, so werden die protestantischen Gelehrten wohl ihre Ansicht aufgeben müssen, Katholizismus und Wissenschaft vertrügen sich nicht mit einander. Den Glauben Ehrhards, daß jedes Kirchendogma mit jeder wissenschaftlich erwiesenen Thatsache vereinbar sei, theile ich allerdings nicht, noch weniger seinen Glauben, daß die katholische Kirche geradezu die Bedingungen alles echten geistigen Fortschrittes enthalte, so daß die Menschheit ohne den Protestantismus weiter gekommen sein würde, als sie gekommen ist. Ich rechne die Hierarchie und den stolzen Dom der Dogmatik zum historisch gewordenen, veränderlichen und vergänglichen Leibe des katholischen Geistes, der aufopfernde Liebe zum Nächsten, Freude in Gott und Hoffnung auf den Himmel ist und dessen Offenbarungen der symbolische Kultus, die christliche Kunst und die barmherzige Schwester sind. Einen Leib kann auch der katholische Geist selbstverständlich nicht entbehren, aber er muß sich dem Milieu anpassen und mit ihm umbilden, was er bis jetzt ja auch immer noch vermocht hat; Ehrhard zeigt sehr gut, daß die heutige katholische Kirche der Urkirche viel ähnlicher sieht als die mittelalterliche. Daß auch die Hierarchie und die Dogmatik zu den veränderlichen, ja, an sich entbehrlichen Bestandtheilen des Kirchenleibes gehören, kann und darf Ehrhard freilich nicht zugeben; aber nach meiner Ueberzeugung ist es so. Wenn sich der Papst in den Verlust des Kirchenstaates gefunden haben und ein nicht souverainer Kirchenbeamter sein wird wie seine Brüder, die ehemals souverainen Kirchenfürsten des Deutschen Reiches, so wird er etwas von den Piussen des neunzehnten Jahrhunderts Grundverschiedenes sein. Und wenn er, nach abermals einem Jahrhundert, statt als Chef eines ungeheuren bureaukratischen Apparates Diplomaten in Audienz zu empfangen und

bei Kirchenfesten auf den Schultern von prächtig aufgeputzten Lakaien einherzuschweben, zu Fuß unter den Aermsten seiner armen Landleute umherwandeln, in ihren Hütten Trost spenden, ihre Unterdrücker schelten, eine verständige innere Kolonisation organisiren, die Carusi aus ihrer Hölle erlösen, ihre Wunden küssen und sie in blühende Fruchtgärten führen wird, bei deren Bebauung sie ihres Lebens froh werden, — dann, erst dann werden sich auch die Ungläubigsten zu dem Glauben bekehren, daß der römische Papst das Werk Jesu von Nazareth fortsetzt; oder vielmehr, es wird dabei von Glauben keine Rede mehr sein, weil es ja Niemand bestreiten kann. Auch die Dogmen gehören zum Veränderlichen am Kirchenleibe; sie sind Erzeugnisse des griechischen Denkgeistes, sie sind in der Zeit, wo die römische Kirche im Abendlande ihr großes weltgeschichtliches Kulturwerk vollbrachte, ganz in den Hintergrund getreten und dann dreimal, in der Scholastik, in der Reformation und in der neueren Philosophie, Gegenstand heftigen Streites geworden, ohne auf das Leben der Christen einen bemerkbaren Einfluß zu üben. Sie können und sollen nicht für Irrthümer erklärt werden, aber man wird einmal aufhören müssen, sie mit orthodoxen Augen anzusehen. Das christologische und das Trinitätdogma gehören dem Gebiete der Metaphysik an, in dem es weder zwingende Beweise noch Widerlegungen giebt. Vielleicht verhält sich Alles so, wie die Kirche lehrt; aber diese handelt nicht klug, wenn sie Männer, die ganz katholisch fühlen, von sich ausschließt, weil sie über Dinge, die Niemand wissen kann und Niemand zu wissen braucht, anders spekuliren, als die Theologen der alten Konzilien spekulirt haben. Der Dogmenkomplex, der aus der Geschichte vom Sündenfall und der Spekulation Pauli über den zweiten Adam und seinen Sühnetod herausgesponnen worden ist, verwebt schöne Symbole historischer Thatsachen und unergründlicher Geheimnisse zu einem erhabenen System; wörtlich verstanden, widersprechen ab r seine einzelne Sätze geschichtlichen, psychologischen und physiologischen Thatsachen. Es waltet also ein Widerspruch ob, nicht zwischen dem Katholizismus als Ganzem, aber zwischen dem othodoxen Sinn einiger seiner Dogmen und der modernen Wissenschaft. Das darf heute noch kein katholischer Theologe zugestehen; aber dieses Zugeständniß ist auch zu einem gedeihlichen Zusammenwirken von Gelehrten beider Konfessionen gar nicht nothwendig. Denn nicht ein Zehntel, vielleicht nicht ein Hundertstel unseres gesammten Wissensgebietes wird von diesen Dogmen berührt. Eben so wenig dürfen die Ehrhardе jetzt schon einsehen, daß sie irren, wenn sie glauben, die katholische Kirche sei niemals ein Hinderniß der freien Forschung und der Protestantismus daher nicht nothwendig gewesen. Wenn die katholische Kirche der Vergangenheit ohne ihre Hierarchie gedacht werden könnte, dann dürfte man die Behauptung zugeben. Das ist aber eben nicht möglich. Die Hierarchie war, wie es zu gehen pflegt, aus einem vortrefflichen Mittel Selbstzweck geworden, hatte sich selbst dogmatisirt und suchte nun im eigenen Interesse den Fortschritt des Denkens und der ökonomischen Entwickelung zu hemmen. Die Absprengung ganzer Völker vom alten Kirchenleibe wurde so aus vielen Gründen nothwendig; zum Beispiel darum, weil die Zukunft der Menschheit ein kräftiges, nicht am Gewissenswurm krankendes weltliches Leben, ungetheilte Hingabe an die weltlichen Interessen forderte.

Daß es ohne Luthers Reformation auch zu keiner inneren Reform des

katholisch gebliebenen Theils der Christenheit gekommen wäre, sieht Ehrhard. Und damit stehen wir bei der spezifisch österreichischen Bedeutung seines Buches; denn dieses wäre sicherlich nicht geschrieben worden, wenn nicht die antiklerikale Strömung, von der die Los-von-Rom-Bewegung nur ein Seitenbach ist, wenigstens den moralischen Bestand des österreichischen Katholizismus bedrohte. Die Kirche ist nicht von den Lebensgesetzen der Gesellschaftorganismen ausgeschlossen, auch nicht von dem, daß sie ohne Angriffe von außen und ohne Opposition im Innern verfaulen. Ein erleuchteter österreichischer Katholik kann sich gar nichts Besseres wünschen als eine Abfallbewegung und er wird an der von den Alldeutschen eingeleiteten nichts auszusetzen finden, als daß sie so spät kommt und viel zu schwächlich ist. Eine so verkommene Gesellschaft wie die österreichischen Katholiken muß mit Skorpionen gepeitscht werden, wenn sie sich zur Selbsterneuerung aufraffen soll. In jüngeren Jahren habe ich manche Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen: die jämmerliche Dressur der angehenden Kleriker in den Priesterseminarien, die Roheit und Unbildung der Pfarrgeistlichkeit, die Lüderlichkeit und das raffinirte Genußleben der reich dotirten Stiftsherren, die tiefe Verachtung, mit der alle Gebildeten die Geistlichen und Diese selbst ihre eigene Kirche behandeln (Viele prahlen auf Reisen und in Badeorten mit der Nichtachtung des Abstinenzgebotes und mit ihren galanten Abenteuern), und die Hohlheit jener Gebildeten, deren ganze Bildung und Aufklärung darin besteht, daß sie den sonntäglichen Kirchenbesuch durch den Frühschoppen ersetzt haben, auf die Pfaffen schimpfen und die von witzigen Köpfen ausgeheckten Religionspöttereien nachsprechen, so weit diese nicht über ihren Horizont gehen. In den letzten fünf Jahrzehnten mag ja Manches gebessert worden sein — namentlich der Kardinal Schwarzenberg hat sich viel mit Reformversuchen abgemüht —, aber von einer gründlichen Reform, die eine Wiedergeburt und Umwandlung des ganzen österreichischen Volkes voraussetzen würde, kann wohl nicht die Rede sein. Um die Ursachen dieses Zustandes klar zu machen, müßte man sechs Jahrhunderte österreichischer Geschichte schreiben. Ein Gemisch von Slaven und halbschlächtigen Deutschen, aller Nationalitäten Haupttugend die Gemüthlichkeit, leichtlebige Genußsucht ohne Tiefe, ohne Charakterstärke, ohne Schneidigkeit, der Josephinismus, der den Klerus zur schwarzen Garde des Polizeistaates herabwürdigt, dieser Polizeistaat selbst, der dem Klerus sein Einkommen, seine äußere Autorität und Straflosigkeit bei Vergehungen sichert, unter der Bedingung, daß er sich als politisches Werkzeug mißbrauchen läßt, das System Metternich, das die Lüderlichkeit hätschelt und das Denken verbietet, Schlamperei als allgemeines Lebensgesetz, ein fürstlich dotirter, in die Interessen eines privilegirten hohlköpfigen und frivolen Hochadels verflochtener und von dessen Lebensauffassung angesteckter Episkopat, Frömmigkeit, wo sie vorkommt, nur in der Gestalt, die ihr bigotte, abergläubige und fanatische Mönche zu geben vermögen (man erinnere sich des Pelikan, der Miß Vaughan und des Teufels Bitru): Das sind so ungefähr die Elemente des spezifischen Oesterreicherthumes und des österreichischen Katholizismus. Die erwähnt nun zwar Ehrhard gar nicht, ja, er deutet sie nicht einmal an; er lehnt ausdrücklich ab, auf praktische Uebelstände einzugehen; deren Besprechung gehöre nicht in die Presse, sondern in die kirchlichen Rathstuben. Aber es ist klar, daß, wenn sich die österreichischen Geistlichen, wie es Ehrhard fordert, gegen ihre

Feinde mit geistigen Waffen wehren sollen, sie studiren und zumeist ihre Faulheit ablegen müssen; und darum sind die hochwürdigen Herren wüthend, denn sie wollen a Ruh hobn; die Ketzer soll ihnen die Polizei vom Leibe halten. Sie werden sich auch schwerlich bei der von Ehrhard in einer neuen Schrift abgegebenen Erklärung beruhigen, er wolle nicht zu den „liberalen Katholiken" gezählt werden. Ein ganzes Volk könnten freilich auch zwanzig gescheite und vernünftige Professoren nicht umwandeln; aber solche Männer können wenigstens, von der Noth der Zeit unterstützt, einen Umwandlungprozeß einleiten. Wären die übrigen Kirchenfürsten weniger beschränkt als der Kardinal Gruscha, dann würden sie sich aus dem Deutschen Reich noch einige Ehrharde verschreiben. Sie können solche Männer besonders in Preußen finden, wo der allgemeine Bildungzwang, das freie Studium an der Universität, die Nothwendigkeit, sich in gemischten Gegenden ihrer Haut zu wehren, und zuletzt der Kulturkampf den Katholiken und ihren Geistlichen den Verstand geschärft, den Charakter gestählt und die geistigen Waffen geliefert haben. Siegen dagegen Dummheit und Faulheit, Bigotterie und Fanatismus, so werden zwar die Evangelischen die gehoffte Ernte nicht einheimsen — denn wenn das lautere Evangelium, wie sie es verkündigen, zugkräftig wäre, so müßte man doch zuallererst in Berlin Etwas davon spüren —, aber die Abfallbewegung wird wachsen, weil sich gewisse Forderungen des modernen Lebens, denen der Klerikalismus Widerstand leistet, selbst im gemüthlichen Oesterreich mit unwiderstehlicher Gewalt durchsetzen. Die Gebildeten werden sich dann vom Staate das Recht ertrotzen, als konfessionlos leben zu dürfen, und die Massen werden der Sozialdemokratie zufallen.

Neisse. Karl Jentsch.

Trinkgelder.

Eine gute alte Börsensitte ist in den letzten Wochen zu neuem Leben erwacht. Früher pflegte man nämlich bei größeren Emissionen die Beihilfe der Börse dadurch zu erkaufen, daß die Emissionfirmen den Maklern und Bankiers Betheiligungen gewährten. Jedes Bankhaus, das sich meldete, wurde im Konsortium betheiligt und den Maklern gab man umfangreiche Optionen, die ihnen ermöglichten, oft sehr beträchtliche Summen darauf hin und her zu handeln. Dieser alte Brauch galt schon lange nicht mehr; nicht etwa, weil der Emissionäre Herz schlechter geworden war, sondern, weil sich mit den Verhältnissen auch die Voraussetzungen geändert hatten, auf denen diese Börsenbetheiligungen beruhten. Früher mußten selbst große Banken, die Aktien oder Renten an die Börse bringen wollten, mit den Stimmungen der Börsenleute rechnen. Denn auch hinter dem kleinsten Bankier stand die Macht eines Kundenkreises; und außerdem war die Coulisse stark genug, um nach ihrem Willen auf Wochen hinaus das Börsenwetter zu bestimmen. Jetzt hat das Börsengesetz den kleinen und mittleren Bankier aus seiner einstigen Machtstellung verdrängt. Die Kapitalshäufung wurde im Bankgewerbe über das durch die natürliche Entwickelung gebotene Maß hinaus beschleunigt, wie Magnetberge zogen die Großbanken die

Kundschaft an sich und manches Lebensschiff sank in die Tiefe, nachdem ihm die Nägel, die seine Planken an einander schlossen, entzogen waren. Der Coulisse ging es nicht besser: auch hier wirkte das Börsengesetz; es gab den Großbanken die von Jahr zu Jahr bequemere Möglichkeit, Kauf- und Verkaufgeschäfte in sich selbst auszugleichen, so daß man sie nicht erst im Börsensaal abzuschließen brauchte. Stärker noch als das Börsengesetz wirkte auf die Coulisse der Effektenstempel. Er vertheuerte die Umsätze, trieb einen Theil der Spekulationmakler überhaupt aus Deutschland und machte der wachsenden Schaar der kleinen Makler das Leben schwer. Angesichts solcher Zustände brauchen die großen Emissionfirmen, die den Kursstand fast autokratisch bestimmen und selten einen ebenbürtigen Gegner finden, auf die Gunst oder Ungunst der Börse kein Gewicht mehr zu legen. Trotzdem hätte man aus alter Gewohnheit die Betheiligungen wohl noch weiter gewährt, wenn nicht ohnehin schon die Emissionspesen beträchtlich gestiegen wären. Vom Effektenstempel sehe ich ab. Aber all die vielen Bonifikationen, die sonst noch allen möglichen Leuten zu gewähren sind, von dem entgleisten Juristen, der dem Prospekt die richtige Form geben muß, bis zum Inserat in dem kleinen Börsenblatt, das je nach Bedarf des Herausgebers erscheint, machen schließlich eine Summe aus, mit der man rechnen muß. Die Leiter der großen Banken fanden es deshalb vernünftiger, die Betheiligungen, die früher die Börse wegschnappte, lieber der eigenen Kundschaft zukommen zu lassen, den Provinzbankiers, die selbst heute, bei der starken Konkurrenz der Hochfinanz, noch eine gewisse Macht haben. Nur eine Sitte — oder Unsitte — blieb bestehen: bei jeder neuen Emission wird nach wie vor den beiden Kursmaklern, die das Papier offiziell handeln, ein bestimmter Betrag zugewiesen, angeblich, um ihnen Material zur Regelung der Kurse zu verschaffen.

Bei der Emission der letzten russischen Anleihe hat plötzlich nun die Firma Mendelssohn & Co. den alten Brauch wieder aufgenommen. Sie gewährte zunächst den großen Maklern recht ansehnliche Betheiligungen und zeigte sich auch den Bitten der Kleinen, die betheiligt werden wollten, wohlgeneigt. Der Zweck dieser Taktik war leicht zu erkennen. Die neue Russenanleihe sollte zum Terminhandel zugelassen werden. Wichtiger als bei kleinen Kassa-Emissionen schien es hier, die Börse in guter Stimmung zu erhalten, weil ein Ultimomarkt nie so vom Emissionhause zu kontroliren ist wie das wenig umfangreiche Geschäft in Kassapapieren, bei dem man die Fixer täglich aufschwänzen kann. Das Verfahren der Firma Mendelssohn hatte Erfolg. Ohne auch nur den geringsten Eindruck auf die Kurse zu machen, kamen und gingen die Tage, da auf dem Newskij-Prospekt das rothe Banner der Revolution entrollt wurde und der Schuß des militärisch vermummten Studenten den Minister Ssipjagin ins Reich der Schatten beförderte. An der Börse gilt mehr noch als anderswo das Wort, daß eine Hand die andere wäscht. Die Makler gaben sich redliche Mühe, in den kritischen Tagen sich für die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit dankbar zu zeigen. Und da man die Bonifikationen eben für eine Aufmerksamkeit, für das Zeichen einer bei den Mendelssohns üblichen Vornehmheit in Geldsachen hielt, hatte die Firma obendrein noch einen moralischen Erfolg.

Dieser Lorber ließ die Herren der Deutschen Bank nicht schlafen. So beliebt diese Bank, namentlich wegen ihrer klugen Geschäftsführung, beim Publikum

ist: die Börsenleute sind ihr nicht grün, weil sie in ihr das Ungethüm sehen, das in seiner unersättlichen Habgier das Geschäft unzähliger Bankiers gefressen hat. Die Direktion der Deutschen Bank scheint diese Feindschaft nicht recht verschmerzen zu können; sie sucht unermüdlich nach Gelegenheiten, sich an der Börse populär zu machen, wird dabei aber von Mißgeschick verfolgt. Fast immer wird sie da gerade getadelt, wo sie Lob verdient zu haben hoffte. Die Folge mangelhafter Regiekunst zeigte sich neulich nun wieder bei der Emission der wiener Stadtanleihe, die angeblich einen Riesenerfolg gehabt hat. Der Bürgermeister Dr. Karl Lueger hat im Gemeinderath erklärt, sie sei vierundsiebenzigmal überzeichnet worden. Seine liberalen Gegner antworteten natürlich, diese Ueberzeichnung sei nicht ernst zu nehmen. Ich nehme auch diese Antwort nicht allzu ernst, weil der Parteifanatismus leicht durch gefärbte Gläser sieht, muß aber sagen: Bei uns im Reich hat die Ueberzeichnung wenig zu bedeuten. Wie es jetzt üblich ist, haben viele Zeichner Beträge gefordert, deren zehnten Theil sie kaum bezahlen könnten, selbst wenn der strengste preußische Gerichtsvollzieher ihre Kassen durchsuchte. Mit der Thatsache der Ueberzeichnung aber hatte die Deutsche Bank zu rechnen. Das ist nicht immer leicht; denn bei den nothwendigen Reduktionen darf man nicht nach Schema F verfahren. Bei größeren Emissionen wurde in letzter Zeit für die beträchtlicheren Voranmeldungen meist ein bestimmter Prozentsatz als Zutheilungquote festgesetzt, nachdem den kleinen soliden Zeichnern vorher wenigstens ein bescheidener Mindestbetrag gesichert war. Dieser Vorzug scheint diesmal gar nicht gewährt worden zu sein. Kleine Bankiers, die ihrer Anlagekundschaft gerathen hatten, sich bei der Zeichnung in engen Grenzen zu halten, bekamen nichts und waren den Kunden gegenüber in unangenehmer Lage. Einer hiesigen angesehenen Bankfirma, die 200 000 Kronen gezeichnet hatte, sollen nur 2000 Kronen zugetheilt worden sein. Auch der Darmstädter Bank wurde, trotzdem sie als Zeichenstelle fungirte, nur ein ganz kleiner Betrag zugewiesen; ich nenne die Quote nicht, die an der Börse angegeben wurde, weil ich die Richtigkeit der Behauptung nicht kontroliren kann Man munkelte in der Burgstraße von einem freundschaftlichen Rippenstoß, der damit Herrn Dernburg Apostata versetzt worden sei. Das wäre, wie mir scheint, aber allzu sehr wider die Klugheit und müßte sich bald rächen.

An dem selben Tage, wo die Bankiers an der Börse sich ärgerten, weil sie zum allergrößten Theil völlig leer ausgegangen waren, zogen die meisten Fondsmakler morgens am Kaffeetisch das folgende Schreiben aus einem Couvert, das den Firmenaufdruck der Deutschen Bank trug: „Wir beehren uns, Sie zu benachrichtigen, daß wir Ihnen Kr. . . . . . . vierprozentiger wiener Stadtanleihe zum Subskriptionkurs von $97^3/_4$ abzüglich 0,25 Prozent Bonifikation zugetheilt haben, abzunehmen nach Ihrer Wahl bis Ende Juni dieses Jahres, und bitten um gefl. Bericht, sobald Sie die Stücke zu beziehen wünschen.“ Die in den Briefen genannten Summen schwankten je nach der Bedeutung der Makler. Das Minimum scheint 10 000 Kronen gewesen zu sein. Die Methode, nach der die Makler ausgewählt wurden, war vielleicht nicht ganz einwandfrei. Angeblich war für die Berücksichtigung der großen Spekulationmakler die Aufstellung eines Maklerbankdirektors maßgebend gewesen; aus dem Heer der kleinen wählten die Börsenvertreter der Bank nach Gutdünken die zu begünstigenden.

Die Deutsche Bank hatte keinen sachlichen Grund, die Bonifikation zu gewähren. Einen Ultimohandel in wiener Stadtanleihe giebt es nicht und keinem Menschen ist eingefallen, die Antheile zu fixiren. Die kleine Coulisse konnte der Bank weder nützen noch schaden. Wenn mans bei Licht besieht, wurde also ein Trinkgeld vertheilt. Nicht einmal ein Schweigegeld konnte mans nennen; man braucht ja die Thatsache nicht totzuschweigen, daß durch Siemens' und Gwinners Vermittelung Steinthal und Mankiewitz dazu gebracht wurden, den antisemitischen wiener Stadtbau zu stützen. Darüber spricht ja schon lange Niemand mehr; eben so wenig wie über die andere niedliche Thatsache, daß die Hebräer aus Rußland und Rumänien mit der Knute von Beamten gepeitscht werden, deren Sold aus den Kassen Rothschilds und seiner Gruppe fließt. Die Deutsche Bank hat der Börse also ein Geschenk gemacht. Sie wollte an Popularität nicht hinter den Mendelssohns zurückstehen. Nur ganz wenige Makler haben den Muth gehabt, das Geschenk zurückzuweisen; die meisten fürchteten die Folgen solcher Kränkung. Einige nahmen es auch wohl aus Noth; denn heutzutage giebts wirklich Börsianer, denen zwei blaue Lappen einen Monatsverdienst bedeuten. Wem haben nun die Börsenfeinde mit ihren durch Sachkenntniß nicht getrübten Reformen genützt? Was hat das deutsche Volk davon, daß da, wo früher Hunderte von Familienvätern ihr Brot fanden, jetzt sich ein paar Aufsichträthe und Direktoren anmästen? Die Thatsache, daß an der ersten deutschen Börse Fondsmakler mit Geschenken von 150 bis 200 Mark für eine Weile glücklich gemacht werden konnten, zeugt von einem wirthschaftlichen Elend, das ernste Beachtung verdient.

Der Verein der selbständigen Makler an der berliner Börse scheint die Sache freilich von einer ganz anderen Seite zu sehen. Er legte Werth darauf, im Berliner Tageblatt feierlich festzustellen, bei den Zutheilungen habe sichs nicht um Trinkgelder, sondern um die Erneuung eines alten Brauches gehandelt. Mit Verlaub, meine Herren: der Brauch wird zum Mißbrauch, die Sitte zur Unsitte, wenn sie aus den Verhältnissen ihrer Entstehenszeit gelöst werden. Früher, sagte ich vorhin schon, waren die Spesen eines Compagniegeschäftes mit der ganzen Börse eine nothwendige Ausgabe. Bei der Russenemission hatte die Taktik wenigstens noch einen Sinn; bei der wiener Anleihe war sie überflüssig und die Betheiligung einfach ein Geschenk. Zum Trinkgeld aber wurde das Geschenk dadurch, daß man den kleinen Leuten nicht die durch das Rundschreiben suggerirte Vorstellung ließ, sie seien wirklich Betheiligte, die nach ihrem Ermessen die Stücke beziehen und verkaufen konnten. Als am Tage nach dem Empfang der Zutheilungbriefe der Kurs der Anleihe auf 99 erhöht werden sollte, lief ein von der Deutschen Bank Beauftragter mit der Namensliste durch die Reihen der Coulissiers und nahm ihnen — man kann fast sagen: gewaltsam — ihren Besitz wieder ab. Da erst erkannte mancher Makler zu spät die wahre Natur dieser liebevollen Zuwendung und . . . ballte die Faust in der Tasche. Im Hintergrunde aber standen die kleinen Bankiers, an die man gar nicht gedacht hatte, und sahen grollend dem Kampfspiel zu.

Was mag die stolze Deutsche Bank bewogen haben, sich bei dieser einfachen Emission künstlich schmerzhafte Geburtwehen zu schaffen?

Plutus.

Notizbuch.

Vor zwei Jahren hatten die reichsländischen Abgeordneten unter der Führung des Stadtpfarrers Winterer wieder einmal im Reichstag die Aufhebung des Paragraphen beantragt, der dem Statthalter die diktatorische Gewalt giebt, „bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit ungesäumt alle Maßregeln zu ergreifen, die er zur Abwendung der Gefahr für erforderlich erachtet." Der Antrag wurde von der Reichstagsmehrheit angenommen, von den Verbündeten Regirungen aber abgelehnt. Der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe sagte, der Diktaturparagraph sei nicht zu entbehren, denn er sei „eine Fahne, die wir aufpflanzen gegenüber der französischen Gesinnung, so weit sie noch vorhanden ist. Elsaß-Lothringen ist ein Grenzland. Unsere Nachbarn sind leicht erregbar. Unsere Bevölkerung steht noch an vielen Orten in Beziehungen zu ihren früheren Landsleuten. Es ist immerhin möglich, daß wir von etwa im Nachbarlande auftretenden Erschütterungen nicht unberührt bleiben." Schon damals waren die unbeamteten — und viele beamtete — Kenner von Land und Leuten in der Ueberzeugung einig, daß der Diktaturparagraph fallen könne, fallen müsse, daß er, so selten er auch angewandt werde, durch sein drohendes Dasein die deutsche Sache schädige und dem Reichsland die volle Autonomie nicht länger vorzuenthalten sei. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre schon hatte der Kommandirende General von Blume in Straßburg gesagt: „Das Elsaß ist noch nicht deutsch geworden, aber es hat absolut aufgehört, französisch zu sein. Auf die innere Einigung mit Deutschland werden wir warten müssen, bis die Generation, die zur Zeit des Krieges das Mannesalter erreichte, völlig ausgestorben ist." Der Bundesrath aber blieb bei der Behauptung, das Ausnahmegesetz sei unentbehrlich. Da fing der Kaiser sich für die „Wiederherstellung" der Hohkönigsburg zu interessiren an. Weithin anerkannte Sachverständige sprachen sich für die Erhaltung der ehrwürdigen Burgruine und insbesondere gegen den nach ihrer Ansicht auf brüchiges Material gestützten Wiederherstellungplan des Architekten Bodo Ebhardt aus, dem die kaiserliche Gunst aber bewahrt blieb. Die Baukosten sollten vom Reichstag und vom elsässischen Landesausschuß zu gleichen Theilen aufgebracht werden. Im berliner und im straßburger Parlamentsgebäude wurde dem begnadeten Architekten ein Saal für einen Vortrag und für eine Ausstellung seiner Baupläne eingeräumt und im Reichstag fiel das Wort, „nicht einmal bei den großen Flottenvorlagen seien Reklameausstellungen in solchem Umfang und mit solchem Aufwand beliebt worden". Der Landesausschuß bewilligte schließlich die geforderte Summe — la mort dans l'âme, wie der Abgeordnete Wetterlé sagte —, weil ihm als Entgelt die Aufhebung des Diktaturparagraphen und anderer Reste der Rechtsbeschränkung zugesichert worden war. Ausdrücklich hatte der Staatssekretär von Puttkamer noch am Schluß der Berathung erklärt: „Es ist dankenswerth, daß der Landesausschuß sachliche Bedenken höheren Erwägungen opfert; und das in dieser Angelegenheit bethätigte Entgegenkommen wird hoffentlich gute Früchte tragen." Wir bewilligen das Geld für den Plan, der uns sachlich mißfällt, weil wir bei dieser Gelegenheit endlich vom Diktaturparagraphen befreit werden: so dachten, so sprachen sogar die Männer der „höheren Erwägungen". Dennoch lehnten sieben Abgeordnete die Vorlage ab und die zustimmende Mehrheit stellte die Bedingung, die andere Kostenhälfte müsse vom Reichstag bewilligt werden: der Reichstag, hoffte sie, wird Nein sagen und dann haben wir diligentiam präſtirt

und brauchen das Geld doch nicht zu geben. Aber der Reichstag sagte, trotz den beredten Warnungen des künstlerisch empfindenden Herrn von Vollmar: Ja; und der Landesausschuß blieb an sein Votum gebunden. Doch der Diktaturparagraph wurde nicht beseitigt. Zwar hatte der Kaiser gleich nach der entscheidenden Abstimmung an den Statthalter telegraphirt: „Theile den Herren mit, daß ich ihnen von ganzem Herzen dankbar bin und daß es mir zu hoher Befriedigung gereicht, daß das Reichsland mein Interesse und meine Arbeit für die Wiederherstellung der herrlichen Burg so richtig versteht und so freundlich unterstützt". Der Kaiser war falsch informirt: nicht für den begünstigten Plan des Herrn Ebhardt war das Geld bewilligt worden, sondern als Aequivalent für die verheißene Erfüllung eines autonomistischen Wunsches. In Berlin fand Mancher, der bedrängte Herr von Puttkamer sei in seinen Zusagen zu weit gegangen; und als Graf Posadowsky im Reichstag interpellirt wurde, nannte er die vom straßburger Staatssekretär mit dem Landesausschuß gewechselten Reden „Privatunterhaltungen", die für den Bundesrath belanglos seien. Inzwischen aber muß der Kaiser den wahren Sachverhalt erfahren haben; denn er hat den Erlaß, der die Aufhebung des Diktaturparagraphen ankündet, von dem Bauplatz der Hohkönigsburg datirt und damit deutlich gezeigt, welche Leistung des Reichslandes ihn zum „Beweis seines Wohlwollens" bestimmt habe. Bei seinen Besuchen hat der Kaiser in Elsaß-Lothringen die Bevölkerung so loyal gefunden, daß ihm repressive Maßregeln nicht länger nöthig scheinen. Solchen Wahrnehmungen eines hohen Herrn, der auf seinen Reisen nur die geputzte Minderheit des Volkes sieht — dem alten Wilhelm wurden im Elsaß aus Baden importirte und in die Reichslandstracht gesteckte Bauern und Bäuerinnen vorgeführt —, darf man nicht allzu großes Gewicht beimessen. Auch die Thatsache aber, daß an der französischen Grenze jetzt wieder die Marseillaise gesungen und Vive la France! gerufen wird, spricht nicht laut gegen die Beseitigung des Ausnahmezustandes. Es ist Zeit, den Reichslanden volle Autonomie zu gewähren, ihnen im Bundesrath Sitz und Stimme zu geben und den Landesausschuß in einen Landtag umzuwandeln, der, im selben Umfang wie die Landtage der Bundesstaaten, an der Gesetzgebung mitwirkt. Die in Aussicht gestellte Maßregel ist also verständig; nur muß man fragen, ob es rathsam war, eine politische Aktion von der Erfüllung eines kaiserlichen Privatwunsches abhängig zu machen. War der Diktaturparagraph, von dem viel geredet, der aber fast nie fühlbar wurde, zu entbehren, dann mußte er aufgehoben werden, selbst wenn der elsässische Landesausschuß für die Hohkönigsburg kein Geld geben wollte. Auch die Art der Ankündung mußte verschieden beurtheilt werden und ist besonders im Süden nicht gerade freundlich besprochen worden. Dem an den Statthalter gerichteten Erlaß fehlte die Gegenzeichnung des für die reichsländische Politik verantwortlichen Kanzlers; und die Zeitungschreiber, die ihren Lesern zuriefen: „Der Diktaturparagraph ist aufgehoben!", bewiesen wieder, wie fremd Wortlaut und Sinn der Reichsverfassung ihnen geworden ist. Nicht der Kaiser, der in Elsaß-Lothringen die Staatsgewalt „im Namen des Reiches" ausübt, sondern Bundesrath und Reichstag haben zu entscheiden, ob der Paragraph bleibt oder fällt. Und weil es so ist und man heutzutage alle Ursache hat, die partikularen Empfindlichkeiten der deutschen Dynastien und Regirungen zu schonen, sollte man den Namen des Kaisers nicht für Pläne engagiren, deren Schicksal immerhin noch zweifelhaft ist. Jetzt, nachdem der höchste Repräsentant deutscher Macht sich so bündig für die Aufhebung des Diktaturparagraphen ausgesprochen hat;

könnte ein anderer Bundesfürst seine abweichende Meinung kaum noch zum Ausdruck bringen ... Das Merkwürdigste an der Geschichte ist die Lehre, daß in unserem allerneusten augustischen Alter auf die politische Gestaltung der Reichszustände die bauenden und bildenden Künste doch nicht ganz ohne Einfluß sind.

* * *

Vielleicht wird, wenn die diktatorische Vollmacht des straßburger Statthalters erlischt, als Ersatz ein Ausnahmegesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der modernen Kunst gefordert, die der Kaiser bei einem Besuch der Großen Berliner Kunstausstellung wieder sehr schroff kritisirt haben soll. Noch sind wir nicht so weit; und da einstweilen Der nicht mit Gefängnißstrafe bedroht ist, der dieser Richtung Unterstand gewährt, konnte auf charlottenburger Gebiet die fünfte Ausstellung der Berliner Sezession eröffnet werden. An die den Modernen gemachten Vorwürfe erinnerte in der Eröffnungrede des Professors Liebermann nur der Satz: „Nicht der mächtigste Fürst: der Künstler allein zeichnet der Kunst die Wege vor, die sie zu verfolgen hat". Das ist weder allzu neu noch allzu kühn, für ein Mitglied der berliner Akademie am Ende aber alles Mögliche. Diese Ausstellung selbst muß Jedem, der in ihren Räumen den Ertrag der letzten Kunsternte zu finden hofft, recht arm scheinen. Die berliner Sezessionisten haben nicht besonders Großartiges geleistet. Der interessante Versuch des Herrn Max Liebermann, den Simsonstoff zu modernisiren und eine Delila zu zeigen, deren dürftiger Geschlechtsreiz stark genug ist, um in der Brunst den stärksten Mann zu betäuben — wie manchen Simson sah man auf dem Lager einer unschön alternden Lustspenderin der Kraft beraubt! —, ist Skizze geblieben; freilich die Skizze eines Meisters, dem Keiner in Deutschland heute das kleine Bild „Im Meer" nachmalt. Herr Corinth entwickelt sich von Jahr zu Jahr mehr zum technisch starken, seelisch schwachen Effekt- und Modemaler. Die lüderlichen Pinseleien des Herrn Munch, der noch immer eine unerfüllte Hoffnung ist, sollte man nicht ausstellen; sie scheinen gemalt pour épater le bourgeois und können das Urtheil, das tastende Kunstgefühl unberathener Schauer nur verwirren. Die Herren von Hofmann und Leistikow haben uns diesmal nichts Neues, die Herren von Uhde, Brandenburg, Staffen nichts Gutes zu sagen; und „Vierlanden", das reizvolle und doch nicht süßliche Bild des schlichten Holsten Alberts, war vor fast zwei Jahren schon bei Keller & Reiner ausgestellt. Ueberhaupt muß man fragen, ob der Zweck einer jährlichen Ausstellung sein soll, so viele alte, dem an der Kunstentwickelung Interessirten längst bekannte Bilder vorzuführen. Natürlich ists eine Freude, die Meisterwerke von Monet, Manet, Böcklin, Degas, Leibl, Thoma und Anderen wiederzusehen; dieses Wiedersehens Schauplatz könnte aber auch der Laden eines Kunsthändlers sein, der sich dann wohl scheuen würde, einen so unbedeutenden Whistler auszustellen, wie wir ihn jetzt in Charlottenburg sehen. Und wenn man die alten Bilder wegnähme, bliebe nicht sehr viel Sehenswerthes übrig. Zwei phantastisch-witzige Bilder von Thomas Theodor Heine. Das Chrysander-Portrait vom Grafen Kalckreuth. Landschaftliche Einzelheiten auf Klingers „Homer". Das feine, durch die sanfte Farbensymphonie entzückende Damenportrait von Reinhold Lepsius. „In der Waschküche" von Linde-Walther und das Halligbild von Alberts. Der von Slevogt virtuos gemalte Sänger D'Andrade als Don Juan. Eine „Dame im blauen Kleid" von dem Russen Somoff, dessen Namen man sich merken muß. Ein paar gute, meist aber auch längst bekannte Trübner. Und — diese Laienübersicht macht auf Vollständigkeit natürlich keinen

Anspruch — ein großes „Gesellschaftbild“ von Ignacio Zuloaga. Schon dieses Bildes wegen müßte man die Ausstellung sehen. In dem von den Herren Martersteig und Woldemar von Seidlitz herausgegebenen „Jahrbuch der bildenden Kunst 1902“, das, mit seinem Reichthum an belehrenden und anregenden Aufsätzen, an Kunstbeilagen und Textillustrationen, des Lobes und der Empfehlung würdig ist, hat Herr von Tschudi gesagt, der Spanier habe als Erster die edle Tradition der Velazquez und Goya wiederaufgenommen. Wirklich: seit Velazquez ist so nicht gemalt, aus solcher quellenden Schöpferfülle nicht gestaltet worden. Ein alter Meister scheint erstanden, doch einer, der aus dem Auge eines Modernen auf die Menschenwelt sieht. Zuloagas deutscher Ruhm stammt aus Dresden, wo im vorigen Jahr vier seiner besten Bilder ausgestellt waren. Eins steht jetzt in der Bibliothek der Nationalgalerie, wird aber, da der Hofwind solchen Erwerbungen nicht günstig ist, wohl nicht angekauft werden. Ziemlich schlecht ist in der Sezession die Plastik weggekommen. Klingers bemalte Gipsskizze zum „Beethoven“ giebt von dem fertigen Werk keinen Begriff und wäre von besseren Freunden des Künstlers nicht banausischer Lachlust ausgeliefert worden. Es ist einigermaßen beschämend, daß die Wiener Sezession in einem von ihren stärksten Künstlern in schöner Bescheidenheit geschmückten Raum den echten Beethoven zeigt, während die Berliner sich mit einem kümmerlichen Embryo begnügen müssen. Groß wirkt Klingers berühmter Liszt; und Hildebrands „Bode“ ist als Portraitbüste eine in ihrer kühlen Art vollendete Meisterleistung. Rodin ist schwach vertreten, von dem Belgier Minne mußte man, nachdem seit Jahren so viel über ihn geschrieben ward, stärkere Proben geben und der Berliner Tuaillon hat in dieser Ausstellung das nach seiner herrlichen „Amazone“ von ihm Erwartete dem Blick nicht geboten. Warum, da man doch ältere Werke ausstellte, fehlt Carriès, dessen geniale Plastik in Berlin noch ganz unbekannt ist, warum die Schaar der jüngeren Bildhauer, unter denen manches Talent zu entdecken wäre? Warum hat man Zuloagas Gitana nicht von dem dresdener Besitzer ausgeborgt? Solche Fehler — es wäre leicht, mehr Beispiele anzuführen — sollten vermieden werden, — schon, um das von zischelnder Feindschaft verbreitete Gerücht zu entkräften, die Häupter der Sezession suchten sich vor neuer Konkurrenz schlau zu bewahren. Ihre Ausstellung bietet noch immer viel mehr, als man früher in Moabit zu sehen gewöhnt war. Erstens aber könnten die meisten Bilder eben so gut in einer akademischen Ausstellung untergebracht werden. Und zweitens müßte eine Sezessionistenausstellung ein anderes Ziel haben als das: annähernd zu leisten, was jeder tüchtige Bilderhändler in seinem Salon leistet. Wie würden die Abtrünnigen spotten, wenn die Orthodoxen ihre Säle am Lehrter Bahnhof mit den Meisterbildern der französischen Romantik, mit alten Werken von Böcklin, Lenbach, Menzel, Knaus, Begas, Thoma, Gebhardt füllten! Der große Erfolg, den sie fast mühelos erreicht haben, darf die Sezessionisten auf ihrem Weg eben so wenig hemmen wie die Schimpfreden, die der Leiter der Großen Berliner Kunstausstellung neulich gegen sie ausstieß. Sie haben die Pflicht, ohne Rücksicht auf ihr eigenes Geschäftsinteresse und auf die Launen des Herrn Omnis dem harrenden Blick alles Sehenswerthe und Erreichbare zu zeigen, was während des abgelaufenen Jahres geschaffen ward. Wollen sie retrospektive Ausstellungen veranstalten: vortrefflich; nur sollen sies dann ausdrücklich sagen. Nie aber darf ihre Ausstellung die sorgsame, duldsame Auswahl vermissen lassen, nie, wenn sie ein Kunstereigniß sein will, der Zufallshäufung eines Bilderhändlers gleichen.

* * *

Die Rebarbarisirung Deutschlands schreitet rasch fort und den spärlichen Lenzkeimen künstlerischer Kultur droht ernste Gefahr. Wer hätte vor ein paar Jahren für möglich gehalten, ein ehrfurchtloser Dilettant könne wagen, nach einem allgemein anerkannten Meisterwerk zu greifen, es zu entstellen, mit plumper Faust zu zerfetzen, Wesen und Form zu ändern und dieses Produkt seiner Vandalenwillkür an weithin sichtbarer Stelle den Deutschen zu zeigen? Wer hätte nicht Hundert gegen Eins gewettet, solches frevle Beginnen müsse ein Wuthgeheul wecken? Jetzt erleben wir fast in jedem Jahr dieses widerwärtige Schauspiel; und gewissenlose Reporter rühmen die Barbarei dann noch als eine Heldenthat. Vor zwei Jahren hatte Herr von Hülsen, der Intendant des wiesbadener Hoftheaters, den seinem Wink gehorchenden Handwerkern befohlen, sich über Webers „Oberon" herzumachen; nach dem Plan des Intendanten wurde ein neuer Text gedichtet, die Musik „verbessert", mit melodramatischen Zusätzen verziert und das Ganze als „Festspiel" der staunenden Menge angeboten. Da gegen solche Verunglimpfung eines großen deutschen Künstlers der Widerstand sich nicht laut genug regte und kein Kritiker sagte, Webers unvollkommenes, doch organisch entstandenes Werk sei ihm zehntausendmal lieber als das Ragout aus der wiesbadener Hofkunstküche, ist der Oberkoch am Neroberg jetzt noch kühner geworden. Wieder gab es „Maifestspiele"; und diesmal hat der Herr Intendant selbst des Dichtens Last auf sich genommen. Daß er Shakespeares Judentragikomoedie in ein „Märchenspiel" umwandelte, mit schlechter Musik befrachtete und, ehe noch ein Wort gesprochen ward, einen Straßensänger sich produziren ließ, war schon schlimm genug und als ein crimen laesae majestatis zu strafen. Aber der Mann hat auch Glucks „Armida" eine neue Handlung und neue Musik gemacht. Das ist nicht etwa ein Scherz: Herr von Hülsen, der vor großen Schöpfern nie das Fürchten lernte, hat den Charakter der Heldin völlig verändert, ihr Judithmotive angeflickt, den Text „neu gedichtet" und einem Dutzendkapellmeister befohlen, Glucks Musik zeitgemäß umzuarbeiten. Was dabei herauskommen konnte und mußte, kann Jeder sich vorstellen, der Glucks gewaltige Architektonik je auf sich wirken ließ. Giebt es irgendwo noch ein kultivirtes Land, wo so dreiste Entstellung nationaler Meisterwerke möglich wäre? Bei uns wird der Attentäter in den Zeitungen gelobt, wird er von den Pietschen als ein „genialer Regisseur" gepriesen, weil er „Dekorationen von berauschender Schönheit" herbeischafft und, statt den Geist und die Form der ihm zur Reproduktion anvertrauten Gedichte rein zur Geltung zu bringen, all die kleinen Luxushandwerkerkünste aufbietet, über deren verderbliche Wirkung von Sachverständigen schon das Urtheil gesprochen wurde, als sie, weil der arme Ludwig von Bayern an buntem Bühnenpomp Vergnügen fand, in den berüchtigten Separatvorstellungen zum ersten Mal angewandt worden waren. Gluck, dessen Musik gar nicht orientalisch im Sinn der Modernen ist, kann nur eine streng stilisirte, leise, etwa in der Art Dorés, andeutende Inszenirung brauchen; Herr von Hülsen putzt ihn mit Wundern, die er aus den Winkeln der Orientbazare holt, und stülpt, als wäre es ein Pappbau von Kinderhand, Charaktere und Handlung um. Früher hätte man wenigstens versucht, solche Respektlosigkeit mit den Namen bewährter Künstler zu decken. Jetzt genügt die Verantwortlichkeit eines Herrn, der bisher nur durch seine Leistungen als Kartenkünstler, Coupletsänger und Taschenspieler bekannt war und dem, als Lohn für seine Verdienste um die deutsche Kunst, die ehrenvolle Aufgabe zugewiesen wird, das Johanniterfest, das im Sommer

auf der Marienburg gefeiert werden soll, in Szene zu setzen.... Uebrigens muß in Wiesbaden allerlei Merkwürdiges zu sehen, zu hören und zu riechen gewesen sein. Der Kaiser „fuhr durch ein Spalier von Fackelträgern und wurde im Theater von kostümirten Fanfarenbläsern begrüßt." „Bevor der Kaiser die Hofloge betritt, müssen alle Besucher des Ersten Ranges ihre Plätze eingenommen haben, die sie auch in den Pausen nicht eher verlassen dürfen, als bis der Herrscher den Gang erreicht hat, der Hofloge und Foyer verbindet." Das ganze Theater ist parfumirt. Der unbeschreibliche Holzbock aber meldet: „Unter dem Foyer steht das Publikum, es richtet seine Blicke nach oben und fühlt ein Stückchen Hofluft wehen." Sonderbar, sehr sonderbar. Ein Glück noch, daß die Firma Lohse für Maiglöckchendüfte gesorgt hatte.

* * *

Aus Wiesbaden kam auch, gleich nach der Meldung, die Tochter des früheren Hofbankiers Cohn habe dem Deutschen Kaiser „für Kunstzwecke" eine Million zur Verfügung gestellt, das Telegramm, worin Wilhelm der Zweite dem Präsidenten Roosevelt die Absicht kündete, den Vereinigten Staaten ein Denkmal des Alten Fritzen zu schenken. Rom darf sich an den Konditorkünsten des in Straßburg abgelehnten Herrn Eberlein freuen und Washington bekommt einen echten Uphues; kein Original, wie es heißt, sondern eine dritte Kopie des bramsigen Fritzen aus der Puppenallee. Die Verheißung dieses kleinen Geschenkes ist wohl als eine Privatangelegenheit des Kaisers zu betrachten. Für eine Staatsaktion wäre die Stunde nicht gut gewählt. Auf allen Gebieten suchen die Amerikaner Deutschlands Wirthschaft in ihren Dienst zu pressen; und zugleich zeigen sie durch freiwillig gewährte Liebkosungen, durch nach England und Frankreich verschickte Einladungen, wie viel ihnen an der Entkräftung des Verdachtes liegt, sie seien mit dem Deutschen Reich besonders intim. Die öffentlich Meinenden, selbst die in der bequemen Byzantinerlivree ergrauten, haben denn auch den Einfall des Kaisers nicht mit Jubelhymnen begrüßt. Daß Herr Uphues und nicht, da es doch eine Kopie sein sollte, Rauch gewählt wurde, ist bedauerlich, weil solche Wahl das Ansehen deutscher Kunst schmälern muß. Eine Musterausstellung sollte endlich einmal der Spottsucht zeigen, daß es fern von der höfischen Sphäre eine deutsche Plastik giebt, die sich sehen lassen kann. Unklug aber ist die Behauptung, Friedrich passe, als ein Despot der Feudalzeit, nicht vor das Kapitol einer Republik. Diesen Preußenkönig, der kein Kind hinterließ und dem keiner der späteren Hohenzollern in irgend einem Wesenszug ähnelt, hebt das Genierecht aus der langweiligen Reihe alltäglicher Herrschergestalten. Vieles, was über seine inneren Beziehungen zu dem Freiheitkampf der Nordamerikaner erzählt wird, gehört der Legende an, nicht der Geschichte. Doch er hat gesagt: „Das Ziel, das den Staatengründern vorschwebte, erreichen Republiken schneller als Monarchien und sie erhalten sich auch länger; denn gute Könige sterben, gute Gesetze aber sind unsterblich... Jeder Monarch sollte bedenken, daß Ehrsucht und eitle Ruhmbegierde Laster sind, die man an einem Privatmann streng ahndet und an einem Fürsten immer verabscheut. Die Tyrannen fehlen gewöhnlich dadurch, daß sie die Welt nur in Beziehung auf sich selbst betrachten." Und in seinem Testament: „Das Ungefähr, das bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt; und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth als die Uebrigen." Der Satz wäre als Denkmalsinschrift für Washington sehr zu empfehlen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 31. Mai 1902.

Vereeniging.

Was wir in den Begriff der Sittlichkeit, des ewigen, Theologen und Atheisten bindenden Sittengesetzes zusammenfassen, ist mehr als ein catalogue raisonné der Dinge, die man thun, und der anderen, die man lassen soll. Das habe ich schon vor Jahren gesagt, in den friedlichen Tagen, wo ich noch Zeit hatte, Moralphilosoph — und leider auch Bimetallist — zu sein und nach den Zielen neuer Ethik auszuspähen. Doch schon damals habe ich auch vor einer Ueberschätzung der in unserer Menschenwelt sichtbaren Entwickelungen gewarnt. Was ist diese kleine Welt im Leben des Alls? Sicher nicht sein Ziel. Selbst die Weisesten unter uns sehen nur eine an Ruhm und Bedeutung nicht allzu reiche Episode, die sich auf einem der unbeträchtlicheren Planeten abspielt. Hinter uns erblicken wir Blut und Thränen, Raub und Mord, rathloses Tasten und vergebliches Streben, wilde Empörung und starre Ruhe; und nicht lange mehr — nicht lange wenigstens im Vergleich mit den moderner Forschung bekannten Zeiträumen — wird es dauern, bis die dem Menschenauge jetzt scheinende Sonne erbleicht und der träg und fluthlos gewordene Erdball die Rasse versiechen läßt, die für ein paar kosmische Minuten ihre Einsamkeit gestört hat. Dann stirbt der Mensch und mit ihm steigen all seine großen Gedanken und Errungenschaften, sein Genie, heldisches Mühen und sittliches Wollen ins Grab. Und im Angesicht solcher Zukunft sollen Zufallsoszillationen das ruhige Gleichmaß unserer Seelen erschüttern? Was wir sinnen und trachten, ist ja nicht neu; oft

genug ward uns vorgeworfen, unsere Macht beruhe auf Seeraub, Brigantenthaten, Sklavenhandel; und ob wir Indien oder Egypten, Neuseeland oder Australien mit Britisch-Roth färbten, gegen Somalis, Ashantis, Basutos, Afridis oder Kaffern als Kulturbringer fochten: immer hat der Neid uns Grausamkeit und schnöden Egoismus nachgesagt. Keiner aber hat uns den Weg zu sperren vermocht, Keiner auch zu bestreiten, daß wir gegen Bentham und Gladstone uns auf Moses und Darwin berufen konnten. Und weil wir thun, was die gelben Hottentoten den dunkleren saguanischen Bosjemans, die schwarzen Kaffern den Hottentoten, die halbweißen Buren den Kaffern thaten, weil wir mit dem Recht der höheren Kultur einen unsauberen, schlecht gepflegten Stamm ausroden, der mit dem selben Recht Andersfarbige verdrängt hat und ihnen bis heute sogar den Menschennamen versagt: deshalb sollen wir aus der Gemeinschaft der sittlich Empfindenden scheiden? Das Auge, das durch Aeonen schweift, wird bei solcher Drohung nicht lange weilen. Mich hat die Frage nach dem Ausgang des Krieges nie aufgeregt und ich sehe auch jetzt noch keinen Grund, ihr den Schlaf und die Realtennisfreuden des Wochenendes zu opfern. Alles in unserer Welt nimmt ein Ende, das der Philosoph in Geduld abzuwarten hat. So kann ich im Unterhaus, vor den kurzathmigen Intelligenzen Campbell-Bannermans und seiner Leute, nicht sprechen; da muß ich auf die Gerechtigkeit unserer Sache pochen und die Register der nationalen Ehre ziehen. Hier aber brauchen wir uns nicht zu echauffiren. Auch diese Episode in der Episode des vergänglichen Menschenrassenlebens geht still vorüber und künftigen Geologen und Astronomen wird es gleich gelten, ob wir ein Bischen früher oder später gesiegt und den Besiegten etwas mehr oder weniger Freiheit bewilligt haben." Also sprach Arthur James Balfour, der Erste Lord des Schatzes, in Scotts Palast, den die Downing Street von der Treasury trennt. Sprachs, lehnte das Haupt zurück, streckte die Beine sehr weit von sich und blickte mit einem Ausdruck, an dem Fra Angeliko seine Freude gehabt hätte, gen Himmel.

Robert Cecil, Marquis von Salisbury, war während der langen Rede seines philosophischen Neffen so sanft entschlummert, als säße der Botschafter einer Großmacht vor ihm. Daran war man gewöhnt und kein Kollegenantlitz zeigte die Spur eines Staunens. Sacht und mit der gehörigen Diskretion zupfte Hicks-Beach den greisen Schläfer am Rock. Der Premier erwachte, blinzelte, räusperte sich, um den Schleim aus der Kehle zu schaffen, und sprach dann: „Ja ... Ich bin auch der Meinung, daß es sich nicht empfiehlt, den Abschluß der Sache noch länger hinauszuschieben. Mil-

ner muß doch selbst den Steijn, De La Rey, und wie die widerhaarigen Gentlemen sonst heißen mögen, endlich bewiesen haben, daß sie besiegt sind, daß sie einfach nicht weiter können und blind annehmen müssen, was unser Großmuth ihnen gewährt. Mit der Führung dieses Beweises hatte ich ihn beauftragt und begreife nicht, daß er immer noch von Bedingungen redet, die uns gestellt würden. Ich sehe eigentlich nur noch eine Schwierigkeit. Wir wollen, sagte ich in vielen Peerskammerreden und Trinksprüchen, weder Gold noch Land, sondern kämpfen nur für die Gleichberechtigung des freien Briten. Aber die Annexion ist ja schon ausgesprochen und an die alten Geschichten denkt wohl kein Mensch mehr. Auch die Verheißung, den Buren solle kein Schatten von Selbständigkeit gewahrt bleiben, ist hoffentlich vergessen. A la guerre comme à la guerre. Der Russe, vor dessen langem Löffel unser ungemein geistreicher Kollege aus Birmingham in einer seiner mit Recht berühmten heißen Stunden so wirksam gewarnt hat, könnte eines Tages unruhig werden und sich von inneren Nöthen dadurch zu befreien suchen, daß er das Ventil nach außen öffnet. Das wäre, trotzdem wir des Deutschen Reiches sicher sind, immerhin unangenehm. Und Sie Alle, meine verehrten Herren, wissen, daß der König den dringenden Wunsch hat, das Fest der Krönung in einem Reich friedlicher Ruhe, unter glücklichen Bürgern zu feiern. Schon die Rücksicht auf diesen so humanen wie natürlichen Wunsch muß uns bestimmen, den Rahmen der zu bewilligenden Konzessionen ein Wenig zu erweitern."

„Wirklich?" Herr Joseph Chamberlain hatte schon eine Weile nervös mit dem Monocle gespielt; jetzt klemmte ers ins Auge und sandte dem Premier einen Blick, aus dem Grimm und Verachtung sprachen. „Ich freue mich der Thatsache, daß der ehrenwerthe Marquis den Muth hat, der Katze die Schelle anzuhängen, muß aber gestehen, daß meine Ohren das Geklingel nicht vertragen. Nicht erst seit gestern. Längst ärgert mich die schellenlaute Thorheit, die aus einer Hofceremonie ein politisches Ereigniß macht. Hat denn das Volk der drei Königreiche, das die Stuarts nicht ertrug und sich mit der Schlichtheit seiner demokratischen Einrichtungen brüstet, plötzlich nichts Besseres zu thun, als sich über Kostümfragen den Kopf zu zerbrechen und an Rangordnungen, Putzmacherei und Schneiderkram die Zeit zu verzetteln? Dann darf es auf die Kontinentalsitten nicht mehr ironisch herabschauen und sich nicht wundern, wenn der Monarch über die Rolle hinausstrebt, die ihm die Magna Charta dieses Landes zuweist. Und nun soll die Rücksicht auf ein Hoffest gar die Antwort auf eine Lebensfrage bestimmen? Dann kehren wir hinter die Zeit zurück, wo Lord Coke schreiben

konnte: Praesumitur rex habere omnia jura in scrinio pectoris sui. Wir führen einen Krieg um die Macht, um die Zukunft des Imperiums, einen Krieg, in dem wir siegen müssen, wenn wir nicht Afrika verlieren und dem Feind den Seeweg nach Indien öffnen wollen. In diesem Krieg haben die Kolonien das Mutterreich in einer Weise unterstützt, die alle Erwartung übertraf. Glauben Sie, daß die Kinder Britanias der lauteste Krönungjubel für ihre Opfer entschädigen kann? Ich zweifle; und meine, daß wir uns weder bei Philosophengespinnsten noch bei loyalen Redensarten aufhalten sollten. Der Wunsch des Königs darf, so respektabel und menschlich er sein mag, uns nicht um eines Fußes Breite zurückdrängen. Die Buren sind tapfere Leute und noch nicht am Ende ihrer Kraft angelangt. Lesen Sie den Januarbericht des Generals Smuts an Krüger; erinnern Sie sich, daß Steijn an Kitchener schrieb, Englands Macht reiche in Südafrika nur gerade so weit wie die Flugbahn seiner Geschosse; und bedenken Sie, wie lange auf dem den Angreifern ungünstigsten Terrain der Erde ein Bauernheer Stand halten kann, dessen Mannschaft zufrieden ist, wenn sie in brennendem Kuhmist einen Fleischfetzen gebraten hat. Seit Wochen sitzen die Führer dieses Heeres in Vereeniging und Pretoria. Da soll, nach dem Auftrag des sehr ehrenwerthen Marquis, Lord Milner ihnen beweisen, daß sie besiegt, unrettbar verloren sind. Vielleicht werden sie finden, dieser Beweis sei nur durch die Gewalt der Waffen zu führen. Jedenfalls sind sie nicht von jeder Verbindung mit Europa abgeschnitten; und wahrscheinlich haben sie schon gehört, welcher Werth hier darauf gelegt wird, daß der Friede vor der Krönung geschlossen ist. Der Herr Staatssekretär für das Kriegswesen schüttelt den Kopf? Nun, meine Herren, ich kenne die Küche, in der das Friedensgericht gekocht wird. Ich vermuthe nicht, sondern weiß, daß in Pretoria gesagt worden ist: nur der Tag der Krönung biete die Möglichkeit, die Caprebellen zu begnadigen, und wenn die Buren bis dahin nicht Frieden schlössen, sei diese Bedingung nicht mehr zu erfüllen. Bedingung! Jahre lang haben wir erklärt, wir führten keinen Krieg, sondern würfen den Aufstand eines Vasallenstaates nieder, — und nun verhandeln wir wie mit einem ebenbürtigen Gegner über die Friedensbedingungen und lassen uns von Tag zu Tag zu neuen Konzessionen drängen, statt in einer letzten Anstrengung unsere Uebermacht zu zeigen. Ich gebe gewiß nicht viel auf papierne Versprechungen; wenn die Tinte trocken ist, liest mans anders. Hier aber handelt sichs um unser Ansehen. Keine Unterhandlung, hieß es, kein Schatten von Selbständigkeit. Wenn wir unser Prestige preisgeben wollten, brauchten wir den Krieg nicht erst anzufangen."

„Das wäre, wie sonst ganz verständige Leute finden, am Ende kein Unglück gewesen". Der alte Salisbury war munter geworden und das Schmunzeln der Kollegen trieb ihn, der satirischen Neigung den Zügel zu lockern. „Der ansehnliche Herr Kolonialminister, dessen hohe Genialität uns so oft entzückt hat und dem ich, mit einem Wort Dowdens über Shakespeare, einen wahrhaft majestätischen Menschenverstand nachrühmen möchte, scheint mit dem Mosesstab seines Geistes Quellen zu erschließen, aus denen uns schwächeren Sterblichen kein Tröpfchen rinnt. Wahrscheinlich sind es die selben Quellen, aus denen ihm früher die Gewißheit sprudelte, der Doktor Jameson werde auf seinem Ritt ans Ziel kommen, und später die noch glaubwürdigere Kunde, Paul Krüger werde um keinen Preis der Welt sein Volk zu den Waffen rufen. Vielleicht erinnert der eine oder andere der Anwesenden sich noch der fortreißenden Beredsamkeit, die der verehrte Herr Kollege aufwandte, um uns seine Zuversicht zu suggeriren, — mit so glänzendem Erfolg, daß wir ein Ultimatum wagten, ohne irgendwie zum Kriege gerüstet zu sein. Und seitdem haben wir ja mehr als einmal die Voraussicht seines Diplomatenauges angestaunt. Jetzt aber muß ich in aller Bescheidenheit gestehen, daß ich dem hohen Flug seiner Gedanken nicht zu folgen vermag. Das liegt vielleicht an einer gewissen Senilität, die der ehrenwerthe Herr mit der ihm eigenen Menschenfreundlichkeit schon öfter an mir wahrgenommen haben soll, vielleicht aber auch an der Verschiedenheit unserer Ausgangspunkte. Mir scheinen die Dinge auf gutem Weg. Man hat sich geschlagen, man wird sich vertragen und beide Parteien werden den Pflock um ein paar Löcher zurückstecken. Den Mund haben wir Alle — natürlich mit Ausnahme des Herrn Kolonialministers — manchmal zu voll genommen. Das ist kein so furchtbares Unglück. Für ein solches aber müßte ich es halten, wenn die Minister Seiner Majestät sich dazu hergäben, Wünschen des Monarchen entgegenzuarbeiten. Diesen Theil des Minenkrieges wenigstens muß ich Anderen überlassen, die durch keine Tradition gehemmt sind und ihre Lehrzeit in anderen Lagern durchgemacht haben. Der König kann in diesem Lande nicht Unrecht thun. Der hohe Herr ist sich auch jetzt bewußt, der Verkünder sehnsüchtiger Volkswünsche zu sein. Das Volk von England will Frieden. Es will nicht länger die Last des Schimpfes tragen, den ihm das Ausland täglich zufügt, und das südafrikanische Industriegebiet der ruhigen Arbeit wiedergegeben sehen, die Reichthümer schafft, nicht gehäufte Schätze vernichtet. Eine Regirung, die gegen solche Forderung taub bliebe, würde unpopulär werden; und mindestens die Absicht, die Volksgunst einzubüßen, möchte ich

meinem Herrn Kritiker nicht zutrauen. Uebrigens kann ich für die Richtigkeit unseres Handelns eine Autorität anführen, deren Gewicht er einst nicht verkannt hätte: Lord Rosebery, der ihm näher steht als mir, rieth uns . . ."

„So schnell wie möglich Frieden zu schließen. Natürlich. Der Schwiegersohn Rothschilds, der da unten eine Millionensaat in der Erde hat und ungeduldig auf den Minenboom und den Industrieaufschwung wartet, der dem Friedensschluß folgen muß. Und Rosebery ist wurzellos, seit er gegen Homerule auftrat und Imperialist wurde. Er braucht, um Premierminister werden zu können, einen neuen Trumpf; und ich muß ihm nachsagen: er hat, unter kluger Leitung, die Karten vorsichtig gemischt. Kommt es zu einem dem Volkswunsch entsprechenden Frieden, dann hat er als Erster den Weg gewiesen; in jedem anderen Fall ist er schuldlos und die Wirkung des guten Rathes durch die Thorheit der konservativen Regirung vereitelt worden. Beim König hat er sich, wie immer der Würfel falle, beliebt gemacht. Denn der König langt sehnlich nach einer Aufbesserung seiner Popularität. Den verehrten Marquis, den ich zwar nicht Englands größtem Dichter, aber dem unsterblichen Sänger der Odyssee vergleichen kann — der ja auch manchmal schlief —, drückt die Last ausländischer Schimpfreden und ungestillter Volkssehnsucht zu Boden. Sein erschütternder Seufzer erinnerte mich an das Erlebniß eines nicht minder weisen und sittenstrengen Politikers. Als Herr Brisson in Marseille neulich in einer Wahlrede sagte, er habe unter dem Kittel des Arbeiters so viel muthige, heldenhafte Würde gefunden, daß sein schwarzer Rock ihm schwer werde, rief ein schlagfertiger Proletarier dem gerührten Greis zu: ‚So zieh ihn doch aus!' Nach reiflichem Ueberlegen fände vielleicht auch unser Nestor die Möglichkeit, eine Bürde, die ihm zu schwer wird, abzuschütteln. So lange wir aber das Glück und die Ehre haben, ihn auf dem Platze zu sehen, dem er seinen Ruhm dankt, muß er mir schon gestatten, mit dem selben Freimuth zu reden, den er früher so aufrichtig schätzte. Dem südafrikanischen Industriegebiet soll die Aera ruhiger Arbeit wiederkehren. Das klingt wunderschön; nur . . . Der Krieg, der sich jetzt auf ganz anderen Schauplätzen abspielt, hindert die Minenbesitzer längst nicht mehr, die Arbeit in vollem Umfang aufzunehmen; aber die schwarzen Arbeiter fehlen ihnen, — und diese unersetzlichen Kaffern bringt der Friedensschluß nicht von heute auf morgen an den Rand zurück. Wir wollen die Dinge doch sehen, wie sie sind, nicht hinter Phrasenschleiern. Fortgeschimpft wird unter allen Umständen. Wenn wir nach dem langen, an Opfern aller Art überreichen Kampf nun aber einen Frieden schließen, der

uns beschämende Konzessionen aufzwingt, dann ernten wir zu dem Schimpf auch noch Spott. Die Verantwortlichkeit für solchen Frieden scheue ich, nicht die für den Krieg. Es war nicht meines Amtes, 1899 festzustellen, daß die Hoffnung auf fremde, namentlich deutsche Hilfe in den beiden Freistaaten stärker war als alle Bauernbedenken; und der Leiter der auswärtigen Politik sollte mir nicht Mangel an Voraussicht vorwerfen. Immerhin: ich bin bereit, die Schuld auf mich zu nehmen. Wird der Krieg so zu Ende geführt, daß wir mit erhöhtem, nicht mit gemindertem Ansehen daraus hervorgehen, dann mag man mein Handeln unsittlich und barbarisch nennen. Ohne zerbrochene Eierschalen giebts keinen Eierkuchen, ohne zerstampfte Völkerstämme kein Weltimperium. Ich will zufrieden sein, wenn man sagt: Dieser Kerl hat den Muth gehabt, Etwas zu wagen, und die Ausdauer, sein Ziel zu erreichen. Ob ich dabei für eine Weile aus der Volksgunst verdrängt werde, gilt mir gleich. Vorläufig .. Ich habe, vielleicht, weil ich jünger bin, vielleicht, weil unsere Ausgangspunkte verschieden sind, nur einen Verwandten in eine Staatsstellung gebracht und bin, trotz all meinen Sünden, unschuldig daran, daß dieses löbliche Ministerium als Hotel Cecil Illimited auf der Gasse verhöhnt wird."

Die befürchtete Explosion war da. „Aber meine Herren . . . !"

„Kleine Mißverständnisse! Rein taktische Fragen!"

„Er bleibt der Parvenu aus der Eisenbranche."

Ein Bote trat ein. „Botschaft von Kitchener?" Nein: vom König, der direkte Nachrichten empfangen hat und den Marquis von Salisbury zu sich bitten läßt. Es handelt sich nur noch um Kleinigkeiten. Zu erwägen sei, ob man den Buren den Kabelverkehr mit Krüger freigeben solle. Das werde verlangt, weil beide Theile sich beim Abschied mit Handschlag verpflichtet hatten, weder in Afrika noch in Europa Frieden zu schließen, ohne vorher den Rath des anderen Theiles gehört zu haben. Dem König scheine die Zeit zur Erfüllung dieses nicht unbilligen Wunsches gekommen.

„Wenn Seine Majestät die Entscheidung aus dem Schrein seines Herzens holt, brauchen wir hier nicht müßig herumzusitzen. Mahlzeit!"

Der Erste Lord des Schatzes zog die Beine vom Stuhl. „Schicken Sie den Zeitungen eine Notiz: ‚Die aus Vereeniging und Pretoria eingetroffenen Nachrichten haben den Ministerrath heute nicht lange beschäftigt, da einstimmig an dem Entschluß festgehalten wird, über die in Aussicht gestellten Konzessionen nicht hinauszugehen'. Hm . . . Diese Politiker sind merkwürdige Leute. Wie uninteressant werden den Geologen und Astronomen der Zukunft all die Dinge scheinen, mit denen wir uns das Bischen Leben vergällen . . ."

‡

Die Große Kunstausstellung.

Ueber die Große Berliner Kunstausstellung hört man so viele Klagen, daß man versucht wird, Einiges zu ihrer Entschuldigung zu sagen.

Ihr Niveau ist allerdings schlecht und die Bilder, die in ihr miserabel sind (sie hängen meist im Rundgang und in jenen Räumen, wo über zahlreichen Thüren das hilfreiche Wort „Nothausgang" steht), diese Bilder mögen dem ärgsten Dilettantismus verdankt worden sein. Man fragt sich, ob bei ihrer Annahme den Ausstellungvorstand nicht ein doch zu nichts nützendes Mitleid leitete. Was kann den armen Malern, die diese Bilder eingesandt haben, ihre Ausstellung helfen, da sie so gehängt wurden? Der Ausstellungvorstand war großmüthig: er nahm ein Gemälde an, das in einer violetten Gegend einen blauen Fluß zeigt, während am Horizont in einem rothen Streifen die Sonne untersinkt. Aus dem Roth, Blau, Violett entstand ein trübes Ganze; außerdem scheint der Maler bei der Herstellung seines Bildes sich der Vortheile nicht bewußt geworden zu sein, die die Oelfarbe wegen ihrer Geschmeidigkeit bietet. Oder man sieht ein Herrenportrait, auf dessen weiße Weste und Stirn überflüssiger Weise — überflüssig, weil die Darstellung nicht überzeugend wurde — das Sonnenlicht fällt. Man denkt vor diesem Bilde daran, wie in den guten alten Zeiten die Maler sich einfache Motive wählten und sie in Vollkommenheit wiedergaben, während heutzutage, — und so weiter. Und gerade die Dilettanten wählen die schwersten Motive aus.

Dennoch können diese Bilder für die berliner Ausstellung nicht verhängnißvoll sein. Denn jeder Besucher der pariser Salons erinnert sich, an wie vielen Bildern er dort alljährlich in unsagbarer Langeweile vorübergeschritten ist. Diese Bilder waren ohne Zweifel besser gemalt. Doch dieser Unterschied bedeutet nicht viel. Nicht, weil sie mehr oder weniger schlecht gemalt sind, sondern, weil die Künstler, die sie schufen, matt sind, deshalb wirken in allen Ausstellungen die „vielzuvielen" Bilder lähmend. Und die Sezessionisten, von Paris wie von Berlin, wußten sehr wohl, weshalb sie vor Allem daran gingen, ihre Ausstellungen auf einen kleineren Umfang zurückzuführen; in den beschränkten Räumen, mit deren Arrangement sie sich befaßten, hatten sie es unendlich leichter als ihre Kollegen von den offiziellen Ausstellungen, interessante Ausstellungen zu Stande zu bringen.

Die Große Berliner Kunstausstellung leidet außer an der Ausdehnung ihrer Säle daran, daß ihr Publikum eine Unterhaltung erwartet. Diesen Unterschied zwischen der Großen Berliner Kunstausstellung und der Sezession macht man sich lächelnd klar, wenn man in der Großen Kunstausstellung

vor einem Bilde stehen bleibt, das eine junge Dame in alterthümelnder Tracht an einem Kaffeetisch am offenen Fenster (mit einem Blumenarrangement und im Sonnenschein) zeigt und das den Vermerk „Verkauft“ trägt, — dieweil in der Sezession der Vermerk „Verkauft“ nur an solchen Werken steht, die den Stempel des Unvolksthümlichen gerade in der schärfsten Form offenbaren. Für die Erörterung in diesem Zusammenhange ist es einerlei, ob zum Theil der Terrorismus, den die Zeitungen ausüben, mit solchem verwunderlichen Verkauf unvolksthümlicher Werke im Zusammenhang steht.

Jedenfalls ist sicher, daß, wenn vielleicht das Publikum der Sezession auf die Aeußerungen der Zeitungen achtet, die Kunstfreunde in der Großen Kunstausstellung naiv sind. In ihr treffen Menschen zusammen, die nicht gesonnen sind, sich von Zeitungen und Zeitschriften rathen zu lassen, welche Bilder zu bewundern sind. Man geht seiner Laune nach. Und dann schallen aus dem Hintergrund, leise, aber vernehmlich, die Klänge einer Musikkapelle. Nach der Besichtigung der Bilder wird man in den Park gehen.

Dieser Charakter der Ausstellung, den eine langjährige Ueberlieferung geschaffen hat, giebt ihr Etwas von einem bürgerlichen Vergnügen. Man kann gegen diese Tradition sich nicht auflehnen. Man wird der Ausstellungleitung mildernde Umstände bewilligen müssen, wenn es ihr nicht gelungen sein sollte, die Ausstellung rein künstlerisch zu machen.

Und dann bedenke man auch die Nebenströmungen. Da sind Bildnisse von Otto von Krumhaar. Sie unterscheiden sich von den Bildern der Dilettanten, die in die entlegeneren Räume relegirt worden sind, dadurch, daß ihr Verfertiger allerdings nicht die schwierigen Aufgaben, sondern die leichtesten Motive wählte, um sie unvollkommen auszudrücken. Das gab ihnen aber noch kein Recht auf viel bessere Plätze. Doch hängen sie nicht zur Genugthuung des Ausstellungvorstandes da. Ein Ausstellungvorstand hat um so vielfachere Rücksichten zu üben, je ausgedehnter der Kreis ist, über den die Ausstellung sich verbreitet. Dem diesjährigen Ausstellungleiter ist es nicht in höherem Maße als einem seiner Vorgänger gelungen, der Mißlichkeiten Herr zu werden, die sich einer künstlerischen Gestaltung der Großen Ausstellung entgegensetzten. Doch wenn selbst eine energischere Hand als die des Professors Arthur Kampf die Zügel ergriffen hätte, so würde noch immer in der Weitläufigkeit der zu füllenden Säle und in den Wünschen vieler ihrer Besucher keine Verschiebung herbeigeführt worden sein.

Die Werke, mit denen sich Kampf an der Ausstellung betheiligte, sind schwach. Sie sind von einer betrübenden Gleichförmigkeit; es wird keine Spur von Empfindung in ihnen sichtbar, sie sind akademisch mit einem Zuschuß von Düsseldorferthum. Zur larmoyanten und kalten Spezialität des düsseldorfer Kostümgenres gehört Kampfs Bild, dessen Thema wahrlich eine

kräftigere Ausführung hätte hoffen lassen, von „Friedrich dem Großen nach der Rückkehr aus dem Siebenjährigen Kriege in der charlottenburger Schloßkapelle“; auf die in Düsseldorf von E. F. Lessing bis zum Professor Janssen betriebene Monumentalkunst weisen seine Entwürfe für Wandbilder hin, die für das Kreishaus in Aachen bestimmt sind. Vor diesen Kartons hätte Cornelius sich im Grabe umgedreht, während E. F. Lessing bei ihnen erwogen haben würde, wie schön es sei, daß auch jetzt noch eine Kunst, die manche Selige eine Surrogatkunst nannten, in weiten Kreisen geschätzt werde. Abscheulich berührt an diesen Kartons die Regelmäßigkeit. Man sehe auf dem einen Entwurf die Kinder an und vergegenwärtige sich die Kinder von Knaus auf seinem Bilde in der Nationalgalerie „Wie die Alten sungen“ (nach welchem Gemälde sich Kampf ein Wenig gerichtet hat). Man betrachte nach Kampfs anderem Karton, der Arbeiter bei und nach der Arbeit zeigt, die Arbeiter auf Menzels „Eisenwalzwerk“. Man vergleiche die mathemathisch gemachten Kinder und Arbeiter bei Kampf mit den Kindern bei Knaus, mit den Arbeitern bei Menzel.

Es ist so entsetzlich verkehrt, zu meinen, daß, auch wenn der Athem für Monumentalkunst nicht vorhanden ist, Monumentalkunst damit hervorgebracht werden könne, daß Modellstudien gruppirt und des individuellen Aussehens beraubt werden.

Ein Maler, der Dergleichen thut, setzt sich lediglich zwischen zwei Stühle. Aus seinen Studien nach dem lebenden Modell reißt er das Leben, den Reiz des Lebens, die Intimität, — und Monumentalkunst wird es nicht, weil Etwas nicht dadurch monumental wird, daß an die Stelle der Mannichfaltigkeit und reichen Unregelmäßigkeit des Lebens einige willkürliche Linien treten. Ein Werk ist nicht darum monumental, weil es arm von Leben ist. Ein Werk wie dieses ist vergrößertes und dabei unleidlich vergröbertes Genre. Schade um die Wände dieses Kreishauses.

Ein charakteristisches Werk der Großen Kunstausstellung ist das Portrait der „Gräfin H.“ vom Professor Grafen Harrach. In diesem Bild spricht eine echtere Kunst als in allen Einsendungen von Kampf: hier war Etwas zu sagen. Freilich ist Das mehr eine inhaltlich fesselnde Erzählung als eine gute Malerei. Dies Bild berichtet von Helden und Sieg, von Treue und Vaterland, von vaterländischer Geschichte. Es enthält auch mehr Geschichte als Röchlings beide gemeinen Schlachtengemälde von Kolin und Hohenfriedberg. Es ist nicht gut gemalt, trocken, mehr gezeichnet als gemalt, die Schultern und der Nacken sind geradezu schlecht, aber von feinem Blut durchrieselt ist das zarte Fleisch des beschatteten Gesichtes und anschaulich sind die Haare behandelt. Es ist viel naives Talent in dem Bilde. Man findet ein solches Bild nicht in der Berliner Sezession, man findet, möchte

man sagen, in keiner Sezession-Ausstellung der Welt solches Bild, das überzeugt Thron und Alter vertheidigt. Wir haben in England und Frankreich freilich Maler der großen Welt gesehen; sie konnten jedoch diese Reinheit nicht geben. Schade, daß Harrach nicht Maler ist. Was ihm fehlt? Das entnimmt man vielleicht dem daneben hängenden, übrigens, trotzdem der Maler Talent hat, nicht guten Bilde von Dettmann. Dies ist ein tolles Bild. Ein „friesisches Lied" sollte dargestellt werden. Die Stimmung, die auf der Stirn der kleineren friesischen Dame leuchtet —: wenn die Fähigkeit, irgend einen Hauch, eine Bewegung der Luft, über den Körper fliegen zu lassen, in Harrach läge oder von ihm erworben worden wäre, dann würde er Maler sein.

Gussows stupend gemaltes Bildniß der „Frau Bürck" hinterläßt einen gemischten Eindruck. Die Technik und Frau Bürck klaffen auseinander. Die Technik ist eine den Malern früher Zeiten nachgeahmte, man denkt an Kopisten- und Restauratorenthätigkeit; und Frau Bürck ist keine Erscheinung, die sich für eine Malerei in der Art der Primitiven eignen würde; sie hat ein vollständig modernes Gesicht; so erklärt sich der Widerspruch. Man denkt an Zolas Wort: „Ein Kunstwerk ist ein Winkel der Schöpfung, gesehen durch ein Temperament", um sich daran zu erläutern, daß Gussows Bild kein Kunstwerk ist. Zugleich freut man sich über die Fortschritte der Menschheit, da die Menschen früher Gussow für ein Temperament hielten und sich jetzt darüber einig wurden, daß er nur ein Techniker ist.

Gari Melchers wirkt auch nicht mehr überzeugend; allerdings ist es ein ziemlich schlechtes Bild, das er auf der Ausstellung hat, sein „Rothkäppchen."

Das große Historienbild Benliures verstimmt nicht, beschäftigt aber auch nicht.

Als vor Kurzem Julius Grosse starb, las man, ein Redakteur vom Rheinischen Courier habe ihm eine Warnung ertheilt, nicht nach Weimar zu gehen; in Weimar, sagte er, würde er ein Pflänzchen sein, das zwischen den großen Bäumen im Schatten stehe. Daran darf man denken, wenn man in der Großen Ausstellung in das Kabinet von Louis Kolitz tritt.

Dieser Maler hat in Kassel im Schatten der Galerie gewirkt. Kassel ist ein gefährlicher Ort für Maler: die Galerie ist dort wundervoll; eine malerische Vorstellung in der kalten Beamtenstadt kann nicht aufkommen; nichts hält der Galerie die Wage. Kolitz gerieth in den Bann dieser Sammlung. Was in seiner Spezialausstellung aber auffällt, ist nicht das Kellerartige im Licht seiner Bilder, nicht ihr Schwarz, ihr Tiefsinn, ihre Grabesstimmung, ihr Eklektizismus: das Alles erwartete man. Was auffällt, ist, auf seinem Selbstportrait wahrzunehmen, daß er frische, geröthete Wangen hat; denn Das erwartet man nicht.

Man hatte vermuthet, er müßte vom Geiste der Galerie verzehrt sein, bleich, hohlwangig, alchemistisch aussehen. Nun hat er ein gemüthliches Gesicht und eine goldene Brille; desto besser. Er scheint weniger eine Künstlernatur zu sein, die von den Alten besessen ist, als ein ruhiges Gelehrtennaturell, das ihnen in einer gemächlichen Weise folgt. In seinen Bildern ahmt er den Alten, meist Jedem für sich und manchmal in Kombinationen, nach. Das natürlich sind seine schlechtesten Werke. In einer Kriegsszene von 1870 ist er einheitlich. Er läßt die Helmspitzen von Wilhelm dem Ersten, Bismarck und Moltke leuchten, wie man Metalltheile in den Kriegsbildern aus dem siebenzehnten Jahrhundert leuchten sieht. Verwundert gewahrt man, daß der alte Wilhelm, Bismarck und Moltke doch Uniformen tragen und nicht Bandenführertrachten aus dem Dreißigjährigen Krieg. Allerdings sind ihre Uniformen so dunkel gestimmt, wie es nur irgend möglich war, so dunkel, daß sie aus dem Ton des „historisch" gehaltenen Bildes nicht herausfallen. Wie weit das Alles von uns zurückliegt!

Dann sieht man in seiner Ausstellung manchmal ein unbefangenes Talent: von seinem objektiven Bilde von „Fräulein Rehn, Pianistin", bekommt man den Eindruck der Persönlichkeit. Um wie viel lebhafter bedauert man dann die Verirrung, der der Künstler anheimfiel! Man freut sich, daß die deutsche Malerei den Weg der Lenbach, Canon, Kolitz, den Weg, den einstmals Fabricius ging, energisch und hoffentlich auf immer verlassen hat.

Von Lenbach sieht man ein Bildniß der „Frau F.", nicht einmal ein schöner Rest, — was Lenbach betrifft. Von Erdtelt ist ein für die durch ihn bezeichnete münchener Malerei ganz vorzügliches und doch gleichgiltiges Bild da.

Eher findet man an der kühlen Malerei von Dänemark Gefallen. Etwas von der Realität Ausgehendes und dabei sehr Subtiles ist in dieser Malerei. Ein Auskommen mit Wenigem. Sie beherrschen einen hellen Ton. Einige von ihren Bildern sind sehr gut, zum Beispiel Schlichtkrulls „Sonnenschein in der Bauernstube"; Peter Ilstedt in Kopenhagen giebt ein gutes Interieur. In Verbindung mit den dänischen Künstlern ist Momme Nissen zu nennen, ein Deutscher, der nah der dänischen Grenze, in Niebüll, zu Hause ist. Nissen zeigt einen friesischen Bauern in seinem alten Hausrath. Ausgezeichnet ist das Sonnenlicht wiedergegeben und das Holz des Tisches, die Stühle mit den Kissen; Alles ist wahr, dabei künstlerisch zur Erscheinung gebracht.

Bei den Dänen fühlt man mehr Poesie, Sehnen, man merkt, daß sie das Reale wiedergeben, weil es die Unterlage ihrer Stimmung bildet. Momme Nissen dagegen giebt das Reale wieder, weil es ist: rechnerisch giebt er es wieder, nicht musikalisch.

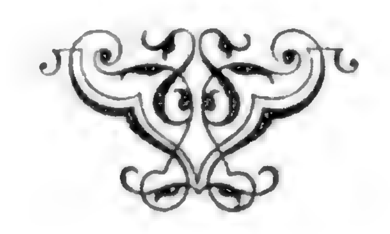
Ein Gegenbild zu Momme Nissen gewährt Kuehl in seinen koketten und malerisch zugestutzten Interieurs. Die Dänen geben die Zimmer, die sie uns um ihrer Poesie willen zeigen. Momme Nissen zeigt Zimmer wegen ihres Gegenstandes. Kuehl malt Interieurs wegen des „Malerischen". Er wirkt aufdringlich, mit überladenem Putz, — in einer gewissen Weise wie einige Witzbolde der italienischen Schule. Auf einem der von ihm gemalten „Interieurs" gleitet ein Sonnenstrahl über einen dunkelgrünen alten Koffer mit eisernen Vorlegeschlössern, vorn steht ein rother Sessel, nach hinten blickt man in einen Raum, in dem die Sonnenstrahlen einen — leider Farbe gebliebenen — Tanz aufführen, wobei Kuehl wohl an ein Wunderwerk der modernen Malerei, an die Gobelinstickerinnen von Velazquez, gedacht hat. Dieser Theil seines Bildes sieht wie eine heftige Parodie aus. In nicht geringerem Grade übertrieben, überladen, unmöglich wirkt ein anderes Bild von ihm, „Das blaue Zimmer".

An einem Bilde eines seiner Schüler findet man mehr Gefallen: der Maler heißt Edmund Körner, das Bild „Im Schatten". Es ist eine Arbeit, die in ihrer Komposition und ihrem Farbengange auf Kuehl, wie er in seinen älteren Bildern war, zurückgeht und, so weit Das bei dieser Art möglich ist, einfach anmuthet.

Der der Architektur gewidmete Raum ist offenbar nicht dafür eingerichtet, daß Besucher kommen. Man will auf dem großen Tisch die dort ausgebreiteten Publikationen sehen: man nimmt keinen Stuhl wahr, um sich an diesen Lesetisch niederlassen zu können, wohl aber nahen aus den Nebenräumen zwei Wächter, die darauf passen, daß sich der ungewohnte Gast nicht der Publikationen bemächtigt. Unbehaglich.

In die Möbelkojen hat man eine Einrichtung in Mahagoni zugelassen, von der man nicht weiß, wie sie in die Kunstausstellung gerathen konnte, statt in die Auslage eines Möbelmagazins. In diesem Theile der Ausstattung sehnt man sich nach Menschen. Man entbehrt hier selbst die Musik; sie dringt nicht bis hierher. Man geht ins Freie; auch im Park ist es unbehaglich; und man kehrt der Ausstellung den Rücken.

Herman Helferich.



Derselbe, Dieselbe, Dasselbe.

Was haben wir auf der Schule über die persönlichen Fürwörter im Deutschen gelernt? Nicht wahr, daß sie heißen: ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie? Das haben wir in den untersten Klassen gelernt; und hätte man uns diese so nützliche Kenntniß mit dem selben Nachdruck auch in den höheren Klassen befestigt, so gäbe es in der deutschen Literatur, in der hohen, der mittleren und der niederen, nicht einen der widerwärtigsten, von ärgster Stumpfheit des Sprachsinnes zeugenden Stilfehler. Fast in jedem Buch und sicher in jeder Zeitung, die uns in die Hände kommen. Ein Sekundaner, der sich unterstehen wollte, in einer lateinischen Arbeit is und idem zu verwechseln, oder der in einer französischen schriebe: Philipp war der König von Makedonien, le fils du même était Alexandre, würde von dem ergrimmten Lehrer nach Verdienst angeschnauzt werden; und wiederholte er diesen sprachlichen Unsinn öfter, so bliebe er sitzen. Im Deutschen aber wird die Lehre von den persönlichen Fürwörtern ich, du, er, sie, es in den oberen Klassen mißachtet und — ich habe mich selbst aus Schülerheften davon überzeugt — das berüchtigte derselbe, dieselbe, dasselbe hält seinen Einzug in den Sprachschatz der armen, übel behüteten Jungen, ohne daß der Lehrer — natürlich mit Ausnahmen — es für nöthig findet, ihnen dafür den dicksten Rothstrich an den Rand zu malen. Von der Schule pflanzt sich der Mißbrauch ins Leben fort; und so findet man in fast allen amtlichen Schriftstücken, in den meisten Büchern und allen Zeitungen dieses jedem feineren Sprachgefühl unerträglich verhaßte schleppende dreisilbige Ungethüm.

Daß der deutsche Sprachunterricht auf unseren Schulen, besonders auf den höheren, nichts taugt, darüber sind alle deutschen Schriftsteller einig. Wie kommt es nun, daß nur die Wenigsten von ihnen die so naheliegende Folgerung für sich selbst daraus ziehen: da ich auf der Schule nicht ordentlich Deutsch gelernt habe, nicht mit solcher grammatischen Strenge wie Lateinisch, Griechisch und Französisch, so muß ich, da das Schreiben der deutschen Sprache mein Beruf ist, im Leben nachholen, was in der Schule an mir versäumt wurde? In den letzten zwanzig Jahren ist eine ganze Reihe vortrefflicher Hilfsmittel, wenn nicht für gutes, so doch für fehlerloses Deutsch erschienen: die Bücher von Andresen, Wustmann, Heintze, Otto Schröder sind nicht unbekannt und auch nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Mir scheint aber, daß gerade die Schreiber von Beruf, also die Männer von der Buchliteratur und von der Zeitung, von diesen Hilfsmitteln den geringsten Gebrauch machen. Sie reden sich wahrscheinlich ein, wie Herr Jourdain bei Molière, daß man eben nur zu sprechen brauche, wie Einem der Schnabel gewachsen, oder die Feder übers Papier laufen zu lassen, um „Prosa" zu erzeugen. In Frankreich ist der Mitarbeiter des kleinsten Provinzblattes unmöglich, wenn er nicht mindestens fehlerloses Französisch schreibt; Deutschland ist das einzige große Literaturland, wo man die ärgsten grammatischen und stilistischen Fehler begehen und noch immer für einen großen Schriftsteller gelten kann.

Für die deutschen Männer von der Feder kann man neben vielen anderen Eintheilungen auch ganz getrost diese vornehmen: in Schriftsteller mit und in Schriftsteller ohne „derselbe, dieselbe, dasselbe". Leider ist die Zahl der letzten oder, wie die Schriftsteller mit derselbe, dieselbe, dasselbe sagen würden: „der

letzteren", die überwiegend größere. Die Stumpfheit gegen den Ungeschmack, der in dem steten Gebrauch des pedantischen dreisilbigen „derselbe" statt des einsilbigen scharfen „er" steckt, wurzelt so tief selbst in manchen nicht üblen Schriftstellern, daß die schärfste Hinweisung auf diesen Unfug sie nicht überzeugte. Otto Schröder hat in seinem prächtigen Büchlein „Vom papiernen Stil" mit allen Waffen des Spottes, des Zornes, des ruhigen Ueberredens gegen diesen ärgsten Fehler deutschen Stils gekämpft, das Büchlein hat auch viele Auflagen erlebt, es hat in allen späteren Sprachbüchern Unterstützung gefunden; doch genützt hat das Alles recht wenig.

Der Ungeschmack und die Sprachwidrigkeit von „derselbe" statt „er" liegt nicht in der schleppenden Dreisilbigkeit, obgleich schon sie jeden Schriftsteller mit sprachlichem Feingefühl zur Wahl des einfachen und kurzen „er" zwingen müßte. Leider konnte nur ein Franzose, Musset, die sprachliche Grundregel für alle Schriftsteller aussprechen:

Non, je ne connais pas de métier plus honteux,
Plus sot, plus dégradant pour la nature humaine,
Que de se mettre ainsi la cervelle à la gêne,
Pour écrire trois mots quand il n'en faut qu'un seul.

Noch schlimmer als die Schwerfälligkeit ist, daß „Derselbe" auf eine Gleichheit mit einem vorangehenden Worte hinzuweisen scheint, die in den meisten Fällen entweder gar nicht vorhanden ist oder die trotz dem scharfen Hinweis unklar bleibt oder auf die eigens hinzuweisen, überflüssig, lächerlich und pedantisch ist. „Der Unterstaatssekretär im Reichspostamt Fritsch, welcher vor längerer Zeit seinen Abschied erbeten, hat jetzt denselben vom Kaiser unter Verleihung des Titels Excellenz bewilligt erhalten." Wer fühlt nicht, wie schleppend und zugleich lächerlich hier „denselben" statt „ihn" klingt? Man wird einwenden: Das ist Geschmackssache. Gut, nach einem schönen altspanischen Sprichwort „sind die Geschmäcker verschieden, aber es giebt solche, die Prügel verdienen"; es giebt auch einen Hörgeschmack, der einen um ein Viertel zu hohen oder zu niedrigen Ton ohne Pein erduldet, während ein musikalisches Ohr dabei leidet, wie wenn ein stumpfer Griffel quietschend über eine Schiefertafel hinfährt. „Auf seinem Rittergut im Kreise Konitz ist Herr Oskar Wehr gestorben. Derselbe vertrat früher den Landtagswahlkreis Konitz-Schlochau." Nur ja: Derselbe! Wie leicht könnte man sonst auf den Gedanken kommen, es handle sich um einen Anderen. In der selben Nummer der selben Zeitung, worin diese Nachricht steht, finde ich die Erklärung eines Landraths: „Dem vorigen Kreisblatt hat eine Abonnementsempfehlung für die ‚Danziger Zeitung' beigelegen. Ich bitte die Leser derselben, nicht zu glauben, daß ich ein Abonnement auf die ‚Danziger Zeitung' empfehle." Mit Recht fügt die Redaktion diesem „derselben" in Klammer hinzu: „Wessen? Der ‚Danziger Zeitung'"? Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Den meisten Schriftstellern und Zeitungschreibern ist ganz aus dem Bewußtsein entschwunden, daß es ein deutsches Wort „dessen" giebt. Man kann dicke Bücher und blätterreiche Zeitungen durchlesen und findet dieses so nützliche Wörtchen nicht ein einziges Mal, dafür aber auf Schritt und Tritt das stelzbeinige „desselben". Woher mag das dreisilbige Ungeheuer stammen? Das älteste Deutsch kennt es überhaupt nicht. Es taucht in der Literatur erst im

siebenzehnten Jahrhundert auf, auch nur ganz vereinzelt und noch nicht mit der völligen Ueberflüssigkeit wie heute. Wahrscheinlich rührt es von der deutschen Kanzleisprache her, die ja selbst ursprünglich nichts Anderes war als Uebersetzungdeutsch. Ich glaube, Otto Schröder, der dem dreisilbigen Scheusal sein halbes Büchlein gewidmet hat, ist doch nicht auf den wahren Ursprung verfallen. Ganz sicher bin auch ich nicht, ihn entdeckt zu haben; meine Vermuthung aber mag hier statt irgend einer anderen stehen: man übersetzte filia ejus: die Tochter desselben! Dem Franzosen bei seinem feinen Sprachsinn wäre es nie eingefallen, sich durch eine fremde Sprache in dem natürlichen Gebrauch der eigenen beirren zu lassen; nie hat ein französischer Kanzleischreiber oder gar Schriftsteller filia ejus anders als durch sa fille, niemals durch la fille du même übersetzt. Im Englischen ist es eben so; hier dient sogar the same statt he oder she zur absichtlichen Kennzeichnung der Sprechweise ganz ungebildeter Menschen. Auf den deutschen Gymnasien wird mit rührender Gedankenlosigkeit filia eius fast nur durch die Tochter desselben, sehr selten durch seine Tochter übersetzt; und: jung gewohnt, alt gethan.

Das Spaßigste dabei ist der von jedem Leser täglich zu machende Versuch, sich derselbe, dieselbe, dasselbe einfach dadurch vom Halse zu schaffen, daß man sie ganz wegläßt; sie sind meist eben so überflüssig wie geschmacklos. Was soll man dazu sagen, wenn man in einer Kinderfibel (von Wichmann und Lampe) für die unterste Stufe der Gemeindeschulen in einem Lesestückchen über „Die Zeit" folgenden herrlichen Satz findet: „Der Anfang des Tages heißt der Morgen, die Mitte desselben (des Morgens?) der Mittag." Ein besonders aufgewecktes Kindchen fragte seine Mutter: „Was ist denn desselben? Das ist ja gar nicht wahr!" Das siebenjährige Mädel hatte einen feineren Sprachsinn als die Verfasser der Fibel; es hatte „desselben" auf den Morgen bezogen; und warum sollte es nicht? Die Mutter wußte dem Kinde nicht zu rathen; ich rieth ihm (demselben!): „Streichs weg!" Mit ausgelassener Freude strich es (dasselbe!) das überflüssige Zeug weg; und, siehe da: der Satz war nicht nur kürzer, sondern auch verständlicher geworden. „Die städtischen Behörden dürfen sich nicht von einem unteren Beamten der Krone abfertigen lassen durch die Weigerung desselben, die Akten höheren Orts zu unterbreiten." Man streiche „desselben", — und die Sache ist in Ordnung. „Wenn das Rohr auch nicht gerade eins der optisch stärksten ist, so erfüllt es doch seinen Zweck, dem Publikum den Anblick der Wunder des gestirnten Himmels zu ermöglichen, vollauf. Wir bringen nebenstehend vortreffliche Abbildungen desselben." Desselben? Welches selben? Des Himmels? Wahrscheinlich nicht, sondern des Rohres. Man streiche „desselben",— und man ist aus aller Verlegenheit.

Das Tollste leistet in diesem Punkt das wichtigste Stück öffentlicher deutscher Literatur: die Reichsverfassung. Nicht ein einziger Artikel (derselben!), in dem auch nur die entfernte Möglichkeit zur Einschmuggelung des verhaßten Dreisilbers bestand, ist von dem Verfasser (derselben!) verschont geblieben. Ich weiß nicht, welcher hohe Staatsbeamte mit der stilistischen Fassung (derselben!) betraut war; wohl aber weiß ich, daß sein Sprachgefühl von äußerster Stumpfheit gewesen sein muß. Man sehe sich die Verfassung einmal an: fast jeder Artikel wimmelt von derselbe, dieselbe, dieselben, desselben u. s. w. Die Folgen

sind nicht ausgeblieben: Mißverständnisse aller Art entstehen gerade durch diesen Mißbrauch. Im Artikel 8 heißt es: „In jedem dieser Ausschüsse werden . . . mindestens vier Bundesstaaten vertreten sein und führt (schönes Deutsch!) innerhalb derselben jeder Staat nur eine Stimme." Welcher derselben? Der vier Bundesstaaten oder der Ausschüsse? Eins der schönsten Beispiele für die Grammatik der Reichsverfassung bietet der erste Absatz des Artikels 53: „Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers. Die Organisation und Zusammensetzung derselben liegt dem Kaiser ob, welcher die Offiziere und Beamten der Marine ernennt und für welchen dieselben nebst den Mannschaften eidlich in Pflicht zu nehmen sind." Um so erstaunter ist man, auch einmal das kleine Wort „dessen" zu finden. Wenn man im Artikel 11 liest: „Zur Erklärung des Krieges ist die Zustimmung des Bundesrathes erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt", so fragt man sich, warum der Verfasser nicht auch hier nach seinem lieblichen Gebrauch geschrieben hat: auf das Bundesgebiet oder die Küsten desselben. Hätte man jenem Staatsmann die Bibel zur kanzleimäßigen Umarbeitung übergeben, wir würden wahrscheinlich als ersten Vers lesen: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; letztere war wüst und leer und war es finster auf derselben"; und manche „gebildete" Leser würden keinen Anstoß daran nehmen.

Treibt man die Feinde des einsilbigen Fürwortes, die „Unentwegten" des Dreisilbers, in die Enge, so kommen sie unfehlbar mit Lessing, Goethe und Schiller angerückt. Jawohl, auch unsere drei Größten bedienen sich zuweilen des Dreisilbers statt des Einsilbers. Warum sollten sie nicht? Hatte man ihnen, die doch aus dem Sprachwust des siebenzehnten Jahrhunderts erst eine gebildete Sprache schaffen mußten, etwa in der Kinderlehre gesagt, wie man die Muttersprache richtig zu schreiben habe? Das hatte man Voltaire, Diderot und Rousseau gelehrt. Aber man komme überhaupt nicht mit solchem Einwand, wenn man nicht auch sonst dem Leser etwas Aehnliches zu sagen weiß wie Lessing, Goethe und Schiller. Auch bei unseren Klassikern findet man Sprachfehler; sobald unsere heutigen Dutzendschriftsteller und Zeitungschreiber im Uebrigen als Klassiker gelten dürfen, sollen ihnen alle Sprachfehler verziehen werden. Man ist als Schriftsteller oder Zeitungschreiber nicht verpflichtet, ein Klassiker zu sein; aber man sollte, denke ich, verpflichtet sein, in der minderwerthigen Literatur, die man im besten Falle erzeugt, wenigstens erträglich richtiges Deutsch zu schreiben. Uebrigens kommt die Pedanterei mit „derselbe" bei unseren Klassikern äußerst selten vor, eigentlich nur als Folge einer gewissen Lässigkeit, als Ausnahme. Otto Schröder hat festgestellt, daß in Goethes sämmtlichen Schriften von 1771 bis 1814, also auch in der Zeit seines schon beginnenden Geheimrathstils, nur an hundertundachtzig Stellen der Dreisilber statt des Einsilbers steht.

Eine durchgreifende Besserung kann nur die Schule und das gute Beispiel des Buch- und Zeitungdruckes schaffen. Heute, wo die alten Sprachen im Unterricht mehr und mehr abbröckeln, sollte unsere oberste Schulverwaltung mit größerer Strenge als bisher die Sprachrichtigkeit im Deutschen einschärfen. Allerdings würde dazu gehören, daß unsere höchsten Schulbehörden selbst über ein mustergiltiges Deutsch verfügten. Ob sie sich Dessen rühmen dürfen, will ich für heute ununtersucht lassen.

Eduard Engel.

In der Arbeiterkolonie.

Einer der witzigsten Kerle schien mir der Lampenputzer zu sein. Er wußte sich allerdings einen Schein von Blödigkeit zu geben. Und mit einem gewissen Stumpfsinn putzte und wischte er an den Lampen herum. Die Unterhaltung der ihn Umstehenden beachtete er fast gar nicht. Mit peinlicher Sorgfalt packte er, wenn er die beiden Hängelampen im Saal und die kleinen Blendlampen der Schlafräume gereinigt und frisch gefüllt hatte, seine Lappen und Bürsten in die kleine Kiste, nahm sie unter den Arm, in die Hand die Petroleumkanne und zog weiter, in den Nebensaal.

Mit seiner blauen Blouse, seiner grünen Schürze und der flachen Mütze, die er stets sehr grade trug, nie auf das eine oder das andere Ohr schob, sah er aus wie ein braver, pflichtbewußter Kleinbürger. Er glich einem jener Menschen, die den ganzen Tag ihre glatte Straße hinablaufen, sich abends in einer bestimmten Kneipe an einem bestimmten Tisch mit bestimmten Kameraden betrinken und immer im selben Bett, neben der einen Frau, ihren Rausch ausschlafen, — um am nächsten Tage wieder glatt ihre Straße hinabzulaufen. Seine grauen Augen waren so verglast und blickten so ruhig gradeaus, als könnten sie nie in Zorn und Haß gefunkelt haben, als leuchte hinter ihnen im Kopf kein Wunsch, kein Verlangen und keine Hoffnung. Aber diese Starrheit schien mir nicht ganz echt zu sein. Und als ich ihn mehrmals gesehen hatte, wie er mit älteren Insassen der Kolonie vergnügt und harmlos scherzen konnte, mit leichtem, verschmitztem und sorglosem Lachen, wußte ich nicht, ob ich einen ganz abgefeimten Burschen oder einen simplen Spießbürger vor mir habe, einen Spießbürger, der entweder Unglück gehabt hatte oder, wie fast Alle seiner Art, unfähig gewesen war, irgend eine schwierige Situation zu überwinden.

Eines Tages hatte ich ein Packet bekommen. Wie es die Anderen machten, mußte ich es wohl auch thun: Allen, mit denen ich in einem näheren Zusammenhang stand, Etwas von dem Inhalt der Sendung abgeben. Da ich nicht selbst Lust hatte, in den unteren Saal zu gehen, schickte ich einen meiner Nebenmänner mit einigen Cigarren, Apfelsinen und Aehnlichem hinunter. Er sollte es einem älteren Manne geben, der einige Jahre Medizin studirt hatte, sein Studium aufgeben mußte, sich durch Unterrichtsstunden ernährte, dann aber Krankenwärter in einer großen Anstalt geworden war. Irgend ein Erlebniß hatte ihn aus dieser sicheren und guten Stellung — er war inzwischen zum Oberwärter aufgerückt — vertrieben. Dieser Mann mußte wohl doppelt, dreifach fühlen, daß er hier nur ein Geduldeter war, daß er durch Barmherzigkeit in diesem Hause ein jämmerliches Leben friste, — er, ein denkender und grübelnder Mensch zwischen solchen Landstreichern, Bauarbeitern, Schmieden, Matrosen und Trinkern. Am Meisten freute mich, daß ich ihm ein paar Bücher leihen konnte, in denen Kulturfragen behandelt wurden. Das interessirte ihn besonders.

Ich wunderte mich, daß er nicht kam, um mit mir darüber zu sprechen. Auf Dank rechnete ich nicht. Die meisten Kolonisten hatten blutende Herzen. Sie waren zerfleischt worden. Man mußte sie mit einem ganz besonderen Feingefühl behandeln, mit ganz weichen Händen anfassen. Einen Dank vermochten sie fast nie auszusprechen. Wenn man ihnen Etwas gab, mußte man

es in besonderer Art thun, damit sie sich nicht für verpflichtet hielten oder sich als weniger beglückt und hochstehend empfinden konnten. So hatte ich denn dem Mediziner sagen lassen, ich käme nicht als Gebender, sondern als Fordernder zu ihm. Er möchte doch so freundlich sein, mir Einiges aus seinem Leben aufzuschreiben. Wie er wisse, interessire mich so was. Und die paar Cigarren und das Andere sollten eine kleine Vorausbezahlung sein ... Er kam nicht.

Am nächsten Tage gehe ich über den Hof nach einem Stallgebäude, um mir dort einen Spaten zu holen. Da sah ich den Lampenputzer, der mit der frisch gefüllten Petroleumkanne über die Schwelle trat.

„Na, wo wollen Sie denn hin?" fragte er.

„Spaten holen."

„Na, ihre Hände sind aber auch nicht solche Arbeit im Sumpf gewöhnt!" Er lachte, wie immer den Kopf, ganz in der Weise der meisten Kolonisten, ein Wenig gebeugt. Aber in seinem lautlosen Lachen lag so viel, daß ich stehen blieb. Er hatte jetzt ein ganz anderes Gesicht. Offenherzigkeit, Zutrauen und etwas Hartes, Selbstbewußtes waren dort gemischt.

Ich sah ihn erstaunt an. Da meinte er:

„Das war nett von Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben. Sie haben die Sachen nicht dem Falschen gegeben. Sie haben sich nicht in mir getäuscht. Aber ich muß Ihnen hier an dieser Stelle frei und offen sagen, daß es mir als Kolonisten nicht gegönnt ist, mich mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen. Doch ich befasse mich gern mit Büchern und schriftlichen Arbeiten. In der Beziehung sollen Sie sich in meiner Person durchaus nicht getäuscht haben. Da sind Sie an die richtige Adresse gekommen. Die Bücher sind fein! Wenn mir ooch der Eene zu viele Worte macht ..."

„Ja, sagen Sie mal, die Bücher haben Sie bekommen?"

„Ja! Sie sollen sich auch nicht in mir getäuscht haben. Denn das Zeug zum Aufschreiben von mein Leben besitze ich wohl. Aber, sehen Sie, da guckt Eener und da. Die janze Bude is voll, der Augen sind mir zu viele, um meine reichhaltigen Sammlungen von reinen, wahren und nackten Thatsachen, die ich in meinen verschiedenen Lebenslagen und auch in meiner jetzigen als Kolonist gesehen habe, vor Aller Augen in solchem Geschiebe und Gedränge im Aufenthaltsraum zu notiren. Da hat man doch keine Ruhe, da hat man doch nicht die Geistessammlung, die man dazu braucht. Und Sie wissen ja auch: der einzigste sichere und zugleich einem Jeden zuerkannte Platz, Das ist blos nachts das Bett. Und sonst ist man den ganzen Tag auf den Beinen. Kommen Sie in den Stall, dann sieht uns Keiner und wir können in Ruhe erzählen", unterbrach er sich, schob mich zur Thür hinein und lehnte sie hinter uns an.

Wir standen einander dicht gegenüber. Der Raum war mit erdigen Harken, Spaten, Karren und allerlei Ackergeräth angefüllt. In dem Dämmerlicht konnte ich nur wenig vom Gesicht des Lampenputzers erkennen. Er streckte mir seine Hand hin: „Wissen Sie, als Der mir die Cigarren und die Bücher brachte, — na, Sie können sich ja denken, wie Einem zu Muth ist, der seit über zehn Jahren kein Geschenk bekommen hat und nun plötzlich ..."

Ich zog mich ein Wenig zurück. Es war mir unangenehm, daß dem alten ehemaligen Mediziner die Sachen entgangen waren, daß sie vielleicht ein

Abenteurer schlimmster Sorte bekommen hatte. Mit einem so aufdringlichen, schwatzhaften Patron wollte ich nicht unnütz Zeit verschwenden und sagte: „Ja, es thut mir leid, aber die Bücher und das Andere waren nicht für Sie bestimmt. Die sollte der alte Mediziner haben."

Da sah ich, wie seine Augen starr wurden, wie sie sich förmlich an mir festklammern wollten. Hastig antwortete er: „Ja, ja, Sie sind nicht an den Falschen gekommen. Ich kann Sie versichern, daß Sie nicht der Einzige sind, der über mein früheres Leben Aufschluß begehrt. Ich habe ein thatenreiches, höchst abenteuerliches Leben hinter mir. Wenn ich auch erst einunddreißig Jahre zähle, so wundere ich mich doch selbst, daß ich noch am Leben bin, denn auf meinen vielbewegten Reisen durch die Südstaaten von Europa ging es haarig her . . Ich bin der Richtige für Sie!"

Jetzt hatte ich mich an das matte Licht gewöhnt und konnte sehen, wie sein Gesicht, das die Blässe der meisten Kolonisten zeigte, noch bleicher geworden war. Und ich machte rasch: „Na, ich glaube es ja; die Sachen sind zwar an den Falschen gekommen, aber Sie sind doch der Richtige."

„Nee, nee, ich bin nicht der Falsche. Und wenn mir auch die Glücksgöttin nicht hold gewesen ist; und wenn Einer ein schweres Leben hinter sich hat, so bin ich es. Und schon mancher sachkundige Mann hat mir für einen Abriß aus meinem Leben Geld und gute Worte geboten. Doch bis jetzt habe ichs stets verweigert und werde es auch weiter thun, wenn mir nicht die strengste Verschwiegenheit zugesichert wird. Mein Name darf auf keinen Fall hineingezogen werden. Auf keinen Fall!"

Aha, dachte ich, also Einer, der nicht gern möchte, daß man daheim erfährt, wie es ihm draußen gegangen ist. Das war mir nichts Neues, — und schließlich war die ganze Sache nichts werth.

„Sehen Sie", fuhr er fort, „ich muß sicher sein. Das ist die Hauptsache. Und von Ihnen glaube ich, daß Sie Keinen verrathen. Wenn Sie Einem, den Sie kaum kennen, Bücher schicken . . . Sie haben mich richtig erkannt. Ich gebe viel auf so was. Schriften und Bücher habe ich gern."

Ich versprach ihm, ihn nicht zu verrathen.

„Was meinen Sie, wie sie hinter mir her sind! Wenn sie mich kriegen könnten . . Na, was ich habe durchmachen müssen! Ein dicker, runder Kerl war ich früher. Und dann ein paar Monate hinter Schloß und Riegel, — und Haut und Knochen blos noch. Und als ich mich rausgearbeitet hatte, da war es mir gleich, was nu wurde: nur nicht wieder hinein. Lieber gleich Alles über den Haufen." Er biß die Lippen zusammen und schnaufte vor Erregung. Zischend sprudelte er hervor: „Wenn sie mich noch mal festnehmen, dann . . ." Er hatte sein Messer, eine dolchartige Klinge, gezogen und führte sie gegen die Brust: „Und wenns durch und durch geht, — ich wäre der Erste nicht, dem ich Eins versetzt habe . . ."

Ruhiger fügte er hinzu: „Ich will nicht wieder hinein. Ich will nicht . . . Und Das ist mir die Hauptsache, daß ich sicher sein kann. Das kann ich bei Ihnen. Das habe ich Ihnen gleich angemerkt. Sie sind der Einzige unter den zweihundert Mann, mit dem man ein Wort reden kann."

Ich lächelte. Er: „Nee, nee, blos endlich sicher werden."

Mit dem Fuß stieß er die Thür auf: „Ist da Jemand?"

Seine Augen waren blutig unterlaufen. Sein dünner blonder Schnurrbart schien mit einem Mal wie gesträubt. Die schmalen Flügel seiner etwas kurzen Nase blähten sich . . . Draußen stand Niemand.

Mit einem verlegenen Lachen schloß er die Thür: „Sie müssen nämlich wissen, daß ich kein Schweizer bin. Ich bin eben so gut ein Deutscher wie Sie. Das darf aber Niemand wissen. Ich gehe schon unter dem dritten falschen Namen. Niemand darfs wissen. Niemand! Ich muß sicher sein . ."

Mit offenem Munde sah er mich an. Ich beruhigte ihn. Da meinte er lächelnd: „Ja, ja, ich glaubs. Aber wissen Sie was? Ich schlage vor, daß ich mit Ihnen am Sonntag auf die Felder gehe. Da kann uns Keiner belauschen. Hier wird man doch behorcht."

Er nahm seine Kanne und ging hinaus: „Am Sonntag, wenn schön' Wetter ist, dann sehen wir uns mal die Felder an."

Es war nicht schön' Wetter. Aber er hatte mich doch abgeholt. In Hagel und Schnee gingen wir über die Sümpfe. Von drei Seiten waren sie mit Kiefern umstanden. Der Wind kam von der einen offenen Seite und bewarf uns und die mattrothen Stämme mit weißlichem Matsch. Wir gingen so rasch wie möglich in den Wald hinein. Da war es so ruhig und trocken wie in einem überwölbten Säulengang. Die buschigen Wipfel der Bäume drängten sich hoch über uns zu einem dichten, dunklen Dach zusammen. Zischend eilte der Wind darüber hin. Grade und trotzig standen die braunen, schlanken Säulen da. Jede hatte ihre eigene Zeichnung. Und eben so aufrecht ging jetzt der Lampenputzer neben mir. Nicht das Geringste von seiner früheren Gebücktheit, von seiner Leisetreterei hatte er an sich. Mit festem Fuß trat er auf den mit Nadeln und dürren Zweigen bestreuten Moosboden. Das Selbstbewußte und Harte, das ich einmal an ihm gesehen hatte, sprach jetzt aus seiner Gestalt.

„Ja," sagte er, „und wenn sie mich hinter Doppelthüren und hinter gepanzerte Wände gebracht hätten: mich konnten sie doch nicht festhalten. Gleich das erste Mal sagte ich zum Justizrath: Schön, gefaßt haben Sie mich. Aber Sie behalten mich nicht! Ih, meinte er, solch Bürschchen werden wir wohl noch bändigen. Sie nicht, antwortete ich, Sie nicht. Da sind Sie viel zu schwach dazu. Da müssen erst Andere kommen, die den Max festhalten wollen." Er lachte, leicht und lustig. „Na, und ehe der Herr Justizrath mit seiner Untersuchung zu Ende war, da hatte ich mir schon meine herrliche, goldene Freiheit, allerdings unter den größten Strapazereien, wieder erobert. Mich hatte er nicht festhalten können."

Zwischen den Stämmen wurde es langsam finsterer. Wir sahen hinaus nach der Lichtung, über der sich die Wolken immer dichter und schwerer zusammenzogen. Max horchte: „Uns kann doch hier Keiner belauschen?" Mit spähenden Blicken durchsuchte er das Zwielicht, das zwischen den Stämmen lag. „Wenn sie mich drin auch nicht festhalten können: hinein kann ich doch nicht mehr. Wenns auch blos ein paar Wochen dauern sollte, bis ich hinauskomme. Ich halts nicht mehr aus hinter den spanischen Gardinen. Ich will jetzt endlich Ruhe haben. Ich will sicher sein."

Ich legte ihm die Hand auf den Arm: „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich Sie nicht verrathe."

Die verzweifelte Entschlossenheit wich aus seinem Gesicht: „Das weiß ich. Sonst würde ich ja nischt sagen. Bisher habe ich auch noch Keinem was berichtet von meinen Erlebnissen. Sie sind der Erste. In der letzten Zeit habe ich schon gar nicht mehr schlafen können. Jede Nacht lag ich wach und sah in die Sternenwelt oder in die dunklen Wolken hinaus. Es wird mir ordentlich leichter, daß ich mal mit einem Menschen, der sich aus Büchern gebildet und das Wissen in sich aufgenommen hat, von Allem sprechen kann ... Als sie mich das erste Mal kriegten, war ich noch jung. Acht Jahre ist es her. Und sie hätten mich nicht gekriegt, wenn der Andere, dieser Kalbskopf, nicht mehr die Waare bei sich gehabt hätte. Es war mir schon so komisch, daß meine Verwandten alle nach einander verschwanden. Erst geht der Onkel weg, dann die kleine Mali. Sonst blieben sie Sonntag mittags zu Haus. Wir machten uns Alle zusammen an den Sonntagsbraten. Und nu? Na, was ist denn da los, denk ich, daß so Einer nach dem Anderen fortging? Und Keiner sprach so recht mit mir. Alle sahen sie mich so von der Seite an. Das war ja aber schon öfter vorgekommen. Und der Onkel konnte mich ja nie so recht ausstehen. Erst war ich ihm ein zu großer Fresser. Er hat für mich sorgen müssen, weil ich ein uneheliches Kind war; mein Vater soll ein Bergkraxler, so ein Tourist gewesen sein und meine Mutter ist früh gestorben vor Kummer und Gram. Und dann, als ich beim Onkel lernte, habe ich ihm nicht genug gearbeitet. Nachher hat er mich auch nicht behandelt, wie man einen Erwachsenen behandeln muß, und da habe ich ihm den Vorschlag gemacht, daß ich mir meine eigene Maschine aufstellen werde, in der Hälfte von dem Hause, die mir zugehören thut. Er hat mich ausgelacht. So ein junger naseweiser Laffe, hat er hochfahrend gemeint. Der käme gerade mit einem Geschäft zurecht! Und nun wollte ich ihm beweisen, daß ich wohl auf eigenen Füßen stehen konnte, daß ich keinen Herrn über mich brauchte. Und ich fing zu arbeiten an. Vom frühsten Morgen an bis in die tiefste Nacht saß ich und schwitzte. Ich wollte meinen eigenen Weg emporklimmen. Aber es wollte nicht zur Höhe gehen. Kein Mensch wollte bei mir kaufen. Das Bischen, was ich losschlug, machte nicht genug aus. Und es war wohl auch nicht möglich, daß in dem kleinen Nest zwei solche Geschäfte gingen. Bis jetzt war mein Onkel gerade so zurechtgekommen. Nun fehlte es auch bei ihm. Ich nahm ihm ja einen Theil, wenn auch nicht viel. Das machte mir nicht wenig Spaß. Ganz zu Grunde wollte ich ihn richten. Hatte er mir vorher den Ruin gewünscht, sollte er jetzt in den Abgrund stürzen.

Damit wollte es aber nicht so leicht gehen. Und da kam ich mit dem Anderen zusammen. Wie es so ist: einem armen Teufel bleibt nichts Anderes übrig, wenn er vorwärts kommen will, als mal dem Nebenmann Eins auszuwischen. Na, was da passirt ist, Das bleibt ja vollkommen gleichgiltig. Meine Sache wollte ich eben nicht im Stich lassen, wie mans sonst feiger Weise thut. Und so schaffte ich mir die Mittel, im Ort sitzen zu bleiben. Wie nun der Onkel und die Mali an dem bewußten Sonntagmorgen weg sind, wache ich auf und merke, wie der Ludwig mir nicht ins Gesicht sehen kann und wie der Tante die blanken Thränen in den Augen stehen. Erst denk' ich: Das hängt mit dem schlechten Geschäft zusammen, das Sie jetzt machen, meinetwegen. Ich freu' mich wie ein beglückter Schatzgräber und gehe in mein Zimmer, um mir mein

Sonntagszeug anzuziehen. Da — ich will gerade in die neuen Hosen fahren —, da läuft der Ludwig auch fort und die Tante läuft hinterdrein.

Sie wolltens recht schlau machen, daß ich nichts merken sollte, und gingen fein Alle einzeln hinaus. Das fiel mir aber in die Augen. Wären sie zusammen spaziren gegangen, dann wäre ich ahnungslos wie ein neugeborenes Kind in die Falle gelaufen. Aber so merkte ich, was los war. Sie wollten eben nicht zu Hause sein, wenn ich abgeführt wurde. Vielleicht auch hatte mich der Alte angegeben. Schön ... Ich riegelte rasch die Thür ab. Da klopfte es. Ich blieb still und schlich an die Thür, um zu horchen. ‚Drin ist er', hörte ich. Sie wollten mich also holen. Zeug über und nachgesehen, ob etwa vor dem Haus Welche stehen. Dann hätts an der Feuerleiter hinabgehen können, die immer da hing. Ja, Die war futsch! Und acht oder neun Meter hinunter, auf die Steine: Das ging nicht. Also frech und fidel die Thür auf und vergnügt pfeifend spring ich die Treppe hinunter, als wenn ich in die Kneipe wollte. Die Amtsdiener standen verblüfft über die Keckheit, mit der ich sie beim Thüraufmachen in die Ecke gedrückt hatte. Wüst tobten sie hinter mir her. Das Hausthor aber war offen. Noch drei Schritt: draußen wär' ich, in der Freiheit. Denn ich hatte wohl gesehen, daß auf der Straße kein Hühnerhund lauerte. Aber unten an der Treppe stand ein Schrank und da trat der Gendarm vor und packte mich an einem Aermel. Er war in Civil und trug einen weichen Hut; deshalb hatte ich ihn vorhin, als er an unserem Haus vorbeistolzirte, nicht erkannt. Ich schlug ihn auf die Hand: ‚Was solls?' Er sagte: ‚Schön ruhig, schön ruhig! Sie sind verhaftet!' Da lachte ich: ‚Sie machen ja nette Witze! Augenblicklich lassen Sie mich frei! Sind Sie Beamter?' Ich riß mir fast den Aermel aus und wir torkelten Beide die ausgetretenen Stufen hinunter. Da hatten mich aber schon die Amtsdiener an den Handgelenken. Und dann legten sie mir eiserne Armbänder an und einen Rosenkranz, daß ich schön beten könnte. Damit gings durch die Straßen nach dem Amtsgericht.

‚Lange haben Sie mich nicht!' sagte ich den Amtsdienern gleich. ‚Lange nicht! Ich bin an Freiheit gewöhnt.' Sie lachten mich aus. Na, dacht' ich in meinem Sinn, Euch werd' ich mal zeigen, was ich kann.

Als wir vor den Justizrath kamen, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen: ‚Junge, was hast Du gemacht?' ‚Hören Sie mal, Herr Justizrath, wir haben noch nicht zusammen den Stall ausgemistet, daß Sie mich duzen! Aber wenns Ihnen recht ist, — schön, duzen wir uns.'

Er wurde blaß wie frischgefallener Schnee. Er hatte mich nämlich erziehen lassen, in die Bürgerschule geschickt. Aber deshalb durfte er mich doch nicht mehr wie einen Schuljungen behandeln, wenn er mir auch eine Wohlthat erwiesen hat. Das ist doch keine Art. Nach einer Weile sagte er leise, ohne mich anzusehen: ‚Wie konnten Sie solche Geschichten anstellen?' Ich lachte und war stolz, ihn so in Schrecken zu bringen. Ueberhaupt: als sie mich durch die Straßen führten, habe ich mich gar nicht geschämt. Als mich Alle so ängstlich und verwundert anstarrten, dachte ich: Aha, jetzt fürchtet Ihr Euch vor mir, dem bösen Verbrecher? Als ich ihm so ins Gesicht lachte, wurde der gestrenge Justizrath doch wüthend: ‚Dich werden wir schon kirr kriegen!' meinte er. ‚Mich nicht, Herr Justizrath!' ‚Na wir haben Dich ja und festgehalten wirst Du.' ‚Mich können Sie nicht festhalten!' lachte ich.

Na, sie brachten mich in ein ziemlich finsteres Verließ. Es ging nach dem Hof raus. Da war nichts weiter als glatte hohe Wände; keine Thür, kein Anbau, nichts, was Einem zur Flucht hätte dienen können. So saß ich schon meine drei Monate. Und weil ich als geschickt galt, hatten sie mir Allerlei zu thun gegeben. Erst brachten sie mir Stroh, damit ich daraus Decken flechten solle. Und als ich für den Oberwärter so einen Teppich gemacht hatte, kam der Justizrath selbst und sah sich das Ding an. Und ob ich ihm auch solche Dinger machen wollte? Aber sechs Stück, er wolle sie verschenken. Das seien ja Kunstwerke. ‚Nicht wahr?‘ sagte ich. ‚Aber dann müssen Sie mir auch Werkzeug geben. Das macht man nur einmal blos mit dem Messer.‘ ‚Na?‘ sagte er drohend. ‚Ja, dann kann ichs eben nicht mehr. Hier, sehen Sie mal meine Hände. Ganz zerrissen und zerschunden. Nur dem Herrn Oberwärter zum Gefallen.‘

Also ich bekam Hammer und Zange und noch mehr. Und nun gings an die Arbeit. So nach und nach schnitt ich die Riegel an der Thür durch. Und die Decken wurden noch einmal so herrlich als die erste. Aus lauter Freude, daß ich hinauskam, wenn Alles glückte. Der Justizrath, der öfter nachsehen kam, war ganz entzückt.

Eines Morgens sagte ich so leichthin zum Oberwärter, ob er mir nicht den Lohn für die Decke geben wolle. Von dem Material, das mir der Justizrath gegeben habe, falle noch so viel für ihn ab, daß er auch eine Decke bekomme. Er hatte Bedenken. Aber so heimlich schmunzelte er doch, daß er noch eine Decke bekommen solle. Und dann sträubte er sich. Nein. Das gehe nicht. Der Herr Justizrath habe gesagt, er dürfe Keinem den Lohn früher geben, als bis er hinauskomme. Ich wolle wohl Jemand bestechen?

‚Mit den drei Mark? Wen denn?‘

‚Ja, der Justizrath hats aber verboten.‘

Das sagte er schon, wie wenn er sich entschuldigen müsse, weil er mir die drei Mark nicht geben könne. Am nächsten Morgen brachte er denn auch das Geld. So, nu konnte es losgehen. Da ich zum Hof nicht hinauskonnte, wollte ich mittags, wenn die Tochter des Wärters mit dem Essen kam, die Thür aufstoßen — das Stückchen, an dem der Riegel hing, mußte ja bei einem herzhaften Fußtritt zerbrechen wie ein Streichholz —, dann dem Mädel eine ordentliche Ohrfeige geben, daß sie in meine Zelle flog und ich sie dort einsperren konnte, — und heidi hinaus. Mittags war ja kein männliches Wesen im Hause, wie es in einer Kleinstadt so ist.

Das war aber nicht mal nöthig. Denn als ich mir einen Mittag festgesetzt hatte, brachten ein paar Maurer eine lange Leiter auf den Hof. Sie hatten was am Gefängniß auszubessern. Das war für mich wie gefunden. Ich blieb einfach einen Tag länger und lief morgens, wenn wir unsere Zellen reinigten und die Thüren offen standen, hinaus auf den Hof und kletterte auf der Leiter über die Mauer. Ich kann Ihnen sagen: es war keine Kleinigkeit. Die Wärter dicht hinter mir. Die Leiter vom Hause weggerissen — die Maurer frühstückten gerade — und das lange Ding, an dem Zwei zu schleppen hatten, quer über den Hof. Das Blut spritzte mir aus den Fingern ... Rangestellt, raufgestolpert, — da standen die Wärter schon unten. Ich schmiß die Leiter um und nun fünf Meter hinunter. Ich fiel nicht schlecht auf das Ende vom Rücken.

Und dann mit den schmerzenden Knochen durch den meterhohen Schnee, wies im Gebirge nicht anders ist. Zum Mittag wolle ich ins nächste Dorf, um mich im Gasthaus aufzuthauen. Gerade bin ich über die blanken Felder am ersten Haus hin, da sehe ich schon den Gendarm, der seine Tour hatte. Nu also zurück über die Felder, wie der Wind. Ich kam in den Wald, ehe der Greifer heran war. Aber den Tag ging ich in kein Dorf. Ich hatte ja zwei Anzüge an — den Sonntagsanzug unter dem Arbeitrock —, aber bei zehn Grad Kälte und nichts im Magen ... brr! Da merkt man, was der Winter ist. Ich hätte mich auch nirgends sehen lassen können, von wegen meiner Mütze. Das war eine, wie sie die Eisenbahner tragen. Daran hätten mich Alle erkannt. Jedem, dem ich auf der Landstraße begegnete, wich ich aus; ging einfach hinter die Büsche. Und nu mußt' ich auch die Nacht draußen bleiben. Ich war schon im dritten Dorf und sah, wie Alles zu Bett ging, wie alle Häuser finster wurden. Der Mond stand hell und blank wie polirtes Eisen über den Bergen. Der Schnee war hart und fest und knirschte. Eiszapfen fielen von den Dächern. Sie brachen vor Kälte ab und barsten klirrend. Aber ich wagte mich nirgends hinein. Meine goldene Freiheit wollte ich nicht verlieren. Lieber sterben!"

Er schüttelte sich, als erlebe er diese Nacht noch einmal. Dabei hatte er rothe Flecke auf den Backen und fieberte.

„Na, ich stellte mich in eine Ecke und wartete den Morgen ab.

Ganz früh kam ein Bauer, der in seinen Kuhstall ging. Ich folgte ihm. Gehen konnte ich nicht mehr. Meine Beine waren steif. Ich schob mich hin, immer ein Bein ein Stück, dann das andere. Als mich der Bauer sah, kriegte er'n Schreck. Ich dachte gar nicht, daß er mich angeben könnte. Mich zog nur die Wärme an. Ich fragte, ob ich im Stall bleiben dürfe. ‚Ja, aber wo kommen Sie denn her? Sie waren doch nicht die ganze Nacht draußen?' Ja. ‚Und da leben sie noch?' Ich hörte ihn nicht, warf mich einfach in das warme Stroh. Er brachte mir dann eine heiße Suppe; und als er mal hinausging, vertauschte ich meine Mütze mit einem alten Hut, der oben am Balken hing. Dann konnte ich ungehindert weiter. Und sie kriegten mich auch nicht.

Sie hätten mich nicht festhalten können. Mich nicht! Dazu hätten sie stärker sein müssen. Und so oft sie mich irgendwo einsteckten — immer unter anderem Namen —: ich wußte immer meine Fesseln zu sprengen und meine Freiheit wieder zu gewinnen."

Er war ganz heiser geworden. Seine Backen glühten. Mit seiner heißen Hand faßte er mein Handgelenk und sagte: „Aber nicht wahr, bei Ihnen habe ich meine Sicherheit? Sie geben mich nicht an? Noch einmal hielte ichs nicht aus hinter den finsteren Mauern!"

Seine sonderbare, mit romantischen Worten und Wendungen durchsetzte Sprache wurde mir bald klar. Er hatte eine besondere Freude an Büchern, die von heroischen, unerschrockenen Menschen berichteten und die auch in solchem wunderlichen Stil geschrieben waren.

Er hielt es übrigens nicht allzu lange in der Anstalt, in dieser freiwilligen Gefangenschaft aus. Als er so lange drin war, daß die dort erhaltenen Zeugnisse einen gewissen Werth hatten, verlangte er seine Entlassung.

Wenn er inzwischen nicht irgend einen — vielleicht gefahrvollen — Beruf

gefunden hat, der seinem Thatendrang, seiner Phantasie zu thun giebt, hat er sicher schon wieder eingebrochen oder wird es nächstens thun . . .

Von ganz anderem Schlag war einer der Küchenkalefaktoren. Der lief immer mit irrenden Augen herum, blieb stehen, als ob er sich auf Etwas besinnen müsse, das er vergessen habe, und kaute stets. Er hatte immer einen vollen Mund. Eifrig war er bedacht, sich die Gunst der Frau Inspektorin zu erhalten, um nicht aus der Küche verjagt zu werden. Mit seinem wackeligen Gang, dem kleinen, glatten Schädel, dem grauen, von dünnen, weichen Bartstoppeln bestandenen Gesicht sah er aus wie ein immer gefräßiges Huhn.

Einmal erwischte ich ihn, wie er aus der Tonne, in die alle Reste der Mahlzeiten aus den Blechschüsseln der Kolonisten geschüttet wurden, sich die Fleischstückchen heraussuchte.

„Na, schmeckts?" fragte ich.

„Und wie!" schmatzte er . . . „Was ist denn dabei, wenn ich Das esse? Ist doch noch nichts Verdorbenes. Ja, wenns von einem kranken Vieh stammte! Aber so . . . Da hat mal ein Knecht auf einem Gut, wo ich als Stellmacher war, sich eine Hälfte von einer verreckten Kuh in der Nacht ausgegraben. Das war eklig. Denn das Vieh war doch krank gewesen. Aber dies Fleisch hier ist von gesunden Thieren. Wenn man erst mal vier Wochen lang gehungert hat . . . Und Das hab' ich. Als ich keine Arbeit mehr hatte, mußte ich tippeln. Und da ich nicht ansprechen konnte, mußte ich eben fasten. Na, Das hab' ich ja hier nicht nöthig!" Er schmatzte munter und laut drauflos.

Bei der Feldbahn, die den Sand von den Hügeln nach dem Sumpf schaffte, stand ich neben einem alten zitterigen Graukopf. Sein rothes, verdunsenes Gesicht und der struppige, schwarzgraue Bart versteckten nicht ganz einzelne feinere Züge. Und die schmalen, weißen Handgelenke, die unter seinem zerfransten Aermel zum Vorschein kamen, sagten deutlich, daß er kein grober Handarbeiter gewesen war. Auf meine Frage meinte er, er sei Musiker: er habe es nicht nöthig, im Sommer hier zu bleiben, er verdiene dann schönes Geld. Er brauche auch nicht, wie die Anderen, fechten zu gehen.

Nach einer Weile stützte er sich auf seinen Spaten und sagte: „Eigentlich bin ich ja Beamter; höherer Steuerbeamter war ich. Aber da machte ich Schulden. Und so was sieht ja die sparsame Behörde nicht gern. Na, da mußte ich gehen . . . Ich bin auch so dumm gewesen und habe nicht geheirathet. Habe immer nicht lange Freude an einem Mädel gehabt. Mußte immer bald eine Andere sein. Und da dachte ich: was sollst Du so'n Mädel unglücklich machen? Und nu? Sitz' ich selber drin . . . Hätte lieber heirathen sollen . . . Das erzähle ich Ihnen mal später . . . Hier ist nur jetzt Niemand, mit dem man mal vernünftig reden kann. Ja, früher! Da waren noch anständige Leute unter den Kolonisten! Da war ein Professor, ein ehemaliger Rechtsanwalt, ein Offizier: Alles Kolonisten, Alle arbeiteten im Sumpf, Alles verständige Leute. Aber heute kommen ja nur noch gewöhnliche Tagelöhner und Handarbeiter hierher."

Er schüttelte den Kopf, griff mit seinen zitterigen Händen nach dem Spaten und schien tief betrübt, weil er in der Arbeiterkolonie nicht die vornehme Gesellschaft von früher wiedergefunden hatte.

Groß-Lichterfelde. Hans Ostwald.

❦

Selbstanzeigen.

Die Grenzwissenschaften der Psychologie. (Anatomie des Nervensystems. Animale Physiologie. Neuropathologie. Psychopathologie. Entwickelungspsychologie). Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung 1902. 7,60 Mark.

Die moderne Psychologie nimmt unter allen Wissenschaften vielleicht die eigenthümlichste Stellung ein. Ihr Gegenstand, die Gesammtheit der psychischen Erlebnisse, bestimmt sie zur Grundlage alles geisteswissenschaftlichen Forschens, setzt sie mit den Geisteswissenschaften in enge Berührung. Ihre Methodik, wie sie seit Weber und Fechner sich entwickelt hat, knüpft sie wiederum fast in jedem ihrer Fortschritte an die Physiologie. Ihre philosophischen Grundfragen schließlich weisen unvermeidlich auf das allem Psychischen zugeordnete physische Substrat, das Nervensystem, zurück und damit auf dessen Anatomie und Pathologie hin. So aber komplizirt sich die Möglichkeit eines eindringlichen Studiums der Psychologie auf eine scheinbar hoffnunglose Art, für den medizinisch wie für den geisteswissenschaftlich Vorgebildeten. Mit seinen naturwissenschaftlichen Vorkenntnissen, um die ihn der Geisteswissenschafter beneidet, bringt der Mediziner eine meist nicht geringe Zahl von entsprechenden Vorurtheilen mit, die ihm den Weg zum fruchtbaren psychologischen Arbeiten versperren und die dadurch nicht unschädlicher werden, daß er sie selbst für Anzeichen einer besonders freien Denkweise hält. Immerhin vermag er die unentbehrliche Anknüpfung an die Geisteswissenschaften bei gutem Willen stets noch leichter zu finden, als umgekehrt der Geisteswissenschafter über die naturwissenschaftlichen Fragen, denen er auf Schritt und Tritt begegnet, Aufklärung erlangen kann. Denn ihre ausgiebige Beantwortung ist theils an den anschaulichen akademischen Unterricht gebunden, der vornehmlich in der medizinischen Fakultät die praktischen Bedürfnisse des Arztes in den Vordergrund zu stellen hat, theils in Büchern niedergelegt, die entweder jenen Unterricht voraussetzen oder aber so umfangreich, so spezialistisch gehalten und theuer sind, daß ihr sorgfältiges Studium für den Nichtfachmann eine Unmöglichkeit wird. Auf diese Weise bleibt die psychologische Debatte eine höchst oberflächliche, mit unverdauten Schlagworten durchsetzte; es fehlt, mag man die Hirnanatomen, die Physiologen, die Nervenärzte hier, die Geisteswissenschafter, besonders die Pädagogen, dort ansehen, überall an der Kenntniß von Thatsachen und an kritischer Ueberlegung, — von den zahlreichen psychologisch interessirten Laien ganz zu schweigen, die in der Befriedigung ihres Wissensdurstes oft auf die bedenklichsten Quellen, Familienblattaufsätze und Aehnliches, angewiesen sind. Die Betrachtung dieser Sachlage, über die mir Mediziner wie Pädagogen oft genug ihr Bedauern geäußert haben, ließ in mir den Gedanken reifen, einen Leitfaden zu schaffen, der dem Mediziner die Psychologie und ihre Anwendung auf die Sprache und das Völkerleben in kurzer Darstellung vermittelte, dann aber und hauptsächlich dem Geisteswissenschafter einen hinreichenden Fonds medizinischer Kenntnisse in die Hände gäbe. Das Ganze faßte ich als die „Grenzwissenschaften“ der Psychologie zusammen. Einleitend habe ich zunächst die Ergebnisse der modernen psychologischen Forschung resumirt. Dann leite ich den Leser zum Nervensystem hinüber, indem ich dessen groben und feinen Bau, die Architektur und die Struktur, schildere; hieran schließt sich die Kritik der

Lokalisationlehre, die Diskussion also der großen Frage nach dem Zusammenhang zwischen Nervencentren und psychischen Vorgängen; mit einem Rückblick auf die Vergangenheit des Nervensystems im Thierreich scheide ich endlich von der Anatomie. Der folgende Abschnitt erörtert die Probleme der Bewegung, der Sinnesfunktion, vornehmlich deren theoretische Seite — Raum- und Zeitanschauung, Farbenlehren — und besonders eingehend die Nerventhätigkeit. Hierauf folgt der Schritt ins Pathologische. Gegen die beiden Abschnitte „Neuropathologie“ und „Psychopathologie“ werden vielleicht die meisten Einwände erhoben werden, weil ich nicht nur die einzelnen Funktionstörungen, sondern auch die ganzen Krankheitbilder schildere. Doch verweise ich darüber auf die Apologie, die ich dem klinischen Forschungprinzip als dem A und O aller Pathologie im sechsunddreißigsten Kapitel geschrieben habe. Die Therapie fand natürlich nur Erwähnung, so weit sie pathologisch ist, aus dem Wesen der Erkrankung folgt; alle empirische Behandlung blieb außer Betracht. Die Diskussion der klinischen Prinzipien wird, denke ich, meinen Glauben an eine reiche Zukunft der Psychiatrie eben so darthun wie die Darlegung des Problems der neuropathischen Belastung meine Skepsis gegenüber der viel zu gern theoretisirenden Gegenwart. Im letzten Abschnitt des Buches werden dann die Psychologie der Thiere, des Kindes, der Sprache, der Gemeinschaften behandelt. Vor der ungeheuren Fülle des sozialpsychologischen Stoffes konnte ich das Wagniß der Einseitigkeit nicht überall scheuen; damit man hieraus aber nicht eine mangelhafte Information ableite, glaubte ich, auf eine Darlegung meiner sozialpsychologischen Grundansichten gegenüber den historischen und soziologischen Fragen nicht verzichten zu dürfen. Ich bitte, es also damit zu entschuldigen, wenn ich diesen Ansichten, die ich mir in der Betheiligung an den geschichttheoretischen Kämpfen unserer Tage gebildet habe, ein eigenes Kapitel widmete. Die Diskussion der beiden höchsten sozialpsychologischen Probleme, des Genies und der Entartung, bei der auch die psychische Eigenart des Weibes berücksichtigt wird, bildet den Abschluß des Ganzen. Pro domo zu sagen habe ich danach nichts mehr, nur im Stillen recht Vieles zu wünschen. Vor allen Dingen: daß mein Buch nach Inhalt und Form der Stellung sich würdig erweisen möge, die ihm durch die Widmung an den Altmeister der Psychologie zugewiesen erscheint. Alle aber, die außerhalb der Schule Wundts stehen, bitte ich, in dieser Widmung keinen Schwur in verba magistri zu erblicken: festhaltend an den in Leipzig vertretenen Grundansichten, habe ich doch alle gegnerischen Meinungen eingehend gewürdigt, wo ihre Bedeutung es zuließ. Mehr Objektivität, denke ich, sollte man von Keinem erwarten, dem man die Eigenschaft der Ehrlichkeit nachrühmen will; und Das zu wollen, bleibt nach meiner Meinung die vornehmste Pflicht, die wir Alle beim Eintritt in die wissenschaftliche Debatte, so weit Persönliches in Frage kommt, zu erfüllen haben.

Heidelberg. Dr. Willy Hellpach.

*

Was ist national? Vortrag des Professors Dr. Alfred Kirchhoff. Zum Druck gebracht von Alfred Funke. Gebauer-Schwetschkes Druckerei und Verlag m. b. H. Halle a. S. Preis 80 Pfg.

Selten hat ein Vortrag, der einer rein wissenschaftlichen Frage gewidmet

war, so weite Kreise im politischen Leben gezogen wie der vom Professor Dr. Kirchhoff im hallischen Verein für Erdkunde gehaltene, in dem er die Frage „Was ist national?“ beantwortet. Ich habe ihn zum Druck gebracht, weil mir von vorn herein klar war, daß diese eigenartige Weiterspinnung des bekannten Vortrages von Renan: Qu'est-ce qu'une nation? Erstaunen und Widerspruch wecken würde. Wer Kirchhoff kennt, weiß, daß er vor keiner wissenschaftlichen Konsequenz zurückschreckt, selbst wenn sie die Achillesferse einer Partei empfindlich streift. Schon in der hallischen Versammlung regte sich gegen den Vortragenden ein sanftes Säuseln, das aber, durch die Redaktion der Alldeutschen Blätter angefacht, bald zu einem gewaltigen Sturm wuchs. Kirchhoffs Darstellung vom Wesen einer Nation, die ich mit reichem historischen Material belegen konnte, steht allerdings in schroffem Gegensatz zu den Bestrebungen der Kreise, die einem größeren Deutschland noch ein größeres Haus in Europa wünschen, decken sich aber völlig mit der von Bismarck stets vertretenen Ansicht, daß der geeinten deutschen Nation die Grenzen gebühren, die im Frankfurter Frieden geschaffen sind. Aus Bismarcks Aeußerungen konnte ich Kirchhoffs Theorie belegen.

Halle a. S. Alfred Funke.

Der Mensch als Thierrasse und seine Triebe. Beiträge zu Darwin und Nietzsche. **Leipzig, Th. Thomas.** 3 **Mark.**

Wenn es keinen persönlichen Gott giebt und wenn der Mensch sich aus dem Thier entwickelt hat, dann ist er selbst eben auch eine Thierrasse, weiter nichts. Dann stehen wir aber vor der Aufgabe, zu erklären, was denn seine sogenannte Vernunft, seine Genialität, sein ästhetisches Empfinden, besonders Kunstwerken gegenüber, was sein Gefühl für Recht und Sittlichkeit und was die ganze menschliche Kultur überhaupt ist. Und ganz natürlich müssen wirs erklären, rein aus der gewöhnlichen Thierseele, in der es nichts giebt als einige Triebe und die Fähigkeit, zu denken, die ja wohl jetzt den Thieren überwiegend zugebilligt wird. Das ist der Zweck meines Buches. Aus vier ganz einfachen Trieben leitet es sämmtliche Gefühle und das gesammte ästhetische und Sittlichkeitempfinden her und giebt so auf rein darwinistischen Voraussetzungen eine Grundlage der Aesthetik, der Moral, des Straf- und Civilrechtes. Ich bemühte mich, ganz klar und einfach zu schreiben, und setze beim Leser nichts voraus als die nothwendigsten naturwissenschaftlichen Kenntnisse und gesunden Menschenverstand.

Dr. W. Rheinhard.

Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1902.

Heutzutage ist ein Jean Paul-Buch ein geringeres Wagniß als meine vor einem Vierteljahrhundert erschienene Schrift „Jean Paul und seine Zeitgenossen“. Damals konnte ich mich zwar auf Friedrich Vischer und Gottfried Keller berufen, doch damit war noch nicht zu erwarten, daß nun auch weitere Kreise sich dem ehemals zum Himmel Erhobenen und dann wieder Vergessenen und Verkannten zuwenden würden. Daß jetzt die Situation eine veränderte ist, davon legen all die Schriften und Aufsätze, die inzwischen dem Dichter des

Siebenkäs und der Flegeljahre gewidmet sind, Zeugniß ab; und so wird denn wohl auch meine Briefausgabe nicht unwillkommen sein. Sie bietet zwar keineswegs nur Ungedrucktes; erstens aber ist schon dieses neue Material wichtig genug, denn es eröffnet uns überraschende Einblicke in Jean Pauls Verhältniß zu seiner Gattin; und zweitens zeigt eine Vergleichung des von mir Mitgetheilten mit dem bereits Gedruckten, daß ich schwerlich zu viel behauptet habe, wenn ich das früher Veröffentlichte geradezu als Unikum bezeichnete. Man weiß wirklich nicht recht, ob man die unfreiwilligen Irrungen oder die absichtlichen Aenderungen für ungeheuerlicher erklären soll. Alle, die Jean Paul nur als Thränenseligen und Sentimentalen kennen, als den Mann, der im Unterschiede von Goethe und Schiller immer wieder auf Gott und Unsterblichkeit hinweist, werden überrascht sein, in keiner einzigen Zeile der Briefe diesen Jean Paul wiederzufinden, dafür aber einen Realismus und eine Diesseitigkeit, eine scharfe Beobachtungsgabe und eine Kunst der Charakteristik, die gerade heutzutage auf fruchtbaren Boden fallen dürften. Auf die Bedeutsamkeit der Briefe aus Weimar für die Goethe- und Schillerliteratur hat früher bereits, in einer Anzeige meiner Jean Paul-Biographie, Max Koch hingewiesen; aus der späteren Zeit bieten zunächst die Briefe aus Berlin, dann die aus der Reiseperiode, also aus Regensburg, Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart, Löbichau, Dresden, wichtige Beiträge zur Charakteristik Jean Pauls selbst und der hervorragendsten Zeitgenossen.

Professor Dr. Paul Nerrlich.

♦

Ehefrühling. Drittes und viertes Tausend. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig. Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede.

Prolog.

In dieser ernsten Stadt, darin wir leben,
Steht licht im Garten unser kleines Haus,
Aus seinen Fenstern träumt das Glück heraus,
Und „Qui si sana“ grüßt es aus den Reben.

Dort leben wir, bewußtem Glück ergeben,
Und donnert draußen wild des Lebens Braus,
Drin binden wir der Liebe Rosenstrauß,
Der Düfte froh, die kosend uns umschweben.

Sie waltet drin; kein tragisch Frauenbild,
Nicht Klärchen, Gretchen nicht noch Kriemhild:
Ein Enkelkind von Windsors lustigen Frauen.
Sie tollt durchs Haus. Wer hinterdrein? Nun, ich!
„So fang' mich doch!“
— In Versen fang' ich Dich!“ —
— — — — — — — — — — — — — —
Wenn mirs gelang, so sollt Ihr Wunder schauen!

Prag. Hugo Salus.

Rumänische Finanzen.

Als der Herbst das Laub gelb färbte, trug sich die Diskontogesellschaft bereits mit dem Plan, eine neue Operation an ihrem Schmerzenskinde, der Dortmunder Union, vorzunehmen; erst jetzt aber, da, allzu zögernd, die Frühlingslüfte der Bäume frisches Grün zu umfächeln beginnen, kommt der Plan zur Ausführung. Es ist nicht mehr der selbe Plan wie einst vor dem Mai. Die Zeche Adolf von Hansemann, die außer einem dem Aufsichtrath nahestehenden Konsortium wohl keinen passenden Abnehmer finden konnte, bleibt bei der Dortmunder Union. Man hat plötzlich wieder einmal entdeckt, wie werthvoll dieser Besitz ist. Dafür wird nun aber die Henrichshütte aus diesem Konglomerat von Fabriken und Werken herausgenommen; sie soll, weil die Diskontogesellschaft neue Mittel braucht, abgestoßen werden. In einem Punkt ähnelt allerdings der alte dem neuen Plan. Geld bekommt durch ihn nur die Diskontogesellschaft, während die Dortmunder Union nach wie vor auf die hohen Zinsen des Bankierkontos angewiesen bleibt. Die Einzelheiten der Sanirung sind in der Tagespresse besprochen worden; die Kritik war, wenn man von den offiziellen Börsenblättern absieht, für die Diskontogesellschaft geradezu vernichtend: fast einstimmig wurden die Finanzpläne abgelehnt. Trotzdem wird natürlich am neunten Juni in der Generalversammlung die Diskontogesellschaft mit eigenen und geborgten Aktien über die schreiende Minorität siegen. Die für unsere Verhältnisse schon recht energische Tonart der Presse ist aber nur ein schwacher Widerhall der Wuth, die sich in Börsensälen und Bankierbureaux gegen die Diskontogesellschaft regt. Börsenleute sind meist gern bereit, Finanzsünden zu vergessen. Der Diskontogesellschaft wird auch nicht etwa die Ursünde, die Gründung der Dortmunder Union, nachgetragen, sondern man wirft ihr vor, daß sie immer wieder neue Experimente gemacht hat, um sich aus der Patsche zu retten, in die sie gerathen war, weil sie der Union Riesenkredite bewilligt hatte. Anfangs hatte man ihr, an deren bona fides man glaubte, mehr als einmal mildernde Umstände zugebilligt. Nachgerade aber mußte sie gelernt haben, daß auf dem bisher beschrittenen Wege eine dauernde Gesundung nicht zu erreichen war. Bei den letzten Sanirungversuchen konnte von gutem Glauben nicht mehr die Rede sein; und ganz undenkbar ist besonders, daß Herr von Hansemann mit dem neusten Vorschlag der Dortmunder Union helfen zu können hofft. Darüber ist die Börse wüthend. Man rechnet der Diskontogesellschaft nach, ein wie großer Theil ihrer bisherigen Dividende durch alle möglichen Gewinne an der Dortmunder Union verdient worden ist und wie während der selben Zeit die Aktionäre der Union ihren Besitz entwerthet sahen. Die Börsianer zweiten und dritten Ranges behaupten nicht ohne Grund, ein armer Teufel von kleinem Bankier, der auch nur annähernd ähnlich gehandelt hätte wie die stolze Großbank, dürfte schon längst nicht mehr den Börsensaal betreten. Auch hier trifft eben das Wort zu, das der englische Arbeiterführer Keir Hardie jüngst im Unterhaus sprach: „Gewiß giebt es für Arme und Reiche nur ein Gesetz, — aber zwei Auslegungen."

Gerade jetzt ist es interessant, sich mit dem Schicksal der Dortmunder Union zu beschäftigen, weil Herr von Hansemann in nicht allzu ferner Zeit mit einer anderen Angelegenheit an das deutsche Publikum herantreten wird. Es

handelt sich da um die zweite Unheilssaat, die die Diskontogesellschaft, unser immer noch erstes Bankhaus, in die Erde gesenkt hat: um die rumänische Anleihe. Von allen fremden Renten sind die rumänischen unter den deutschen Kapitalisten am Meisten verbreitet, merkwürdiger Weise auch am Höchsten geachtet. Die Frage, welcher Betrag von den jeweiligen Emissionen auch wirklich in die rumänische Staatskasse geflossen ist, kann öffentlich nur gestellt, nicht beantwortet werden. Sicher ist aber, daß die deutschen Abnehmer dieser Anleihen Kurse bezahlt haben, wie nur eine fest fundirte Großmacht ersten Ranges sie fordern durfte. Das war dem Patronat der Rothschildgruppe zu danken, die seit dem Bau der mit dem Namen Strousberg eng verknüpften rumänischen Eisenbahnen in intimer Geschäftsfreundschaft mit dem Lande lebt, dessen Volk und Regirung den Juden nur als Geldgebern die Gleichberechtigung zuerkennt. Schon mit den rumänischen Eisenbahnen hatte die Diskontogesellschaft recht schlechte Erfahrungen gemacht. In ihrem Geschäftsbericht über das Jahr 1872 las man: „Im Interesse des den ursprünglichen Konzessionären der rumänischen Bahn anvertrauten deutschen Kapitals unterzogen wir uns zusammen mit dem Hause Bleichröder der schwierigen Aufgabe, dieses gefährdete Unternehmen zu reorganisiren. Das gelang insbesondere durch Unterstützung der Oesterreichisch-Französischen Staatseisenbahngesellschaft, die die weitere Bauausführung, die Verwaltung und den Betrieb der Bahnen übernahm, so daß wir auf Grund geordneter Verhältnisse und eines gesicherten Bestandes des Unternehmens der Emission der Stammprioritätaktien der Rumänischen Eisenbahngesellschaft unsere Mitwirkung leihen konnten." Damals hatte Herr Strousberg, wie später erst bekannt wurde, einen Vorschuß von 6 Millionen erhalten, zu dessen Sicherstellung er seine sämmtlichen Güter in Preußen, städtische Grundstücke in Berlin und Wien und eine Standesherrschaft in Polen verpfändet hatte. Als er in Konkurs gerathen war, ruhte ein Verlust von über 600000 Mark auf dieser Transaktion. Diese anfangs höchst zweifelhafte Situation Rumäniens, das in dem Eisenbahntaumel der siebenziger Jahre größenwahnsinnig, wie damals alle halb kultivirten Staaten, den Bau der Bahnen um jeden Preis förderte, obwohl kein auch nur annähernd ausreichender Verdienst zu erzielen war, wurde nur allzu bald vergessen. Beim Beginn der achtziger Jahre trat die Diskontogesellschaft mit dem rumänischen Staat, der die Eisenbahn übernommen hatte, direkt in Verbindung; und in den ersten acht Jahren dieses jungen Verkehres wurden 436 Millionen Francs fünfprozentiger Anleihen in die Welt gesetzt. 1889 folgte eine Emission von 82 Millionen Francs vierprozentiger Rente. 1890 wurden die sechsprozentigen Eisenbahnobligationen konvertirt: abermals mußten 274 Millionen Francs vierprozentiger Rente geschaffen werden. Bis zum Jahr 1898 folgten verschiedene Emissionen im Gesammtbetrage von 566 Millionen Francs. Und endlich wurde das Gebäude gekrönt durch 175 Millionen fünfprozentiger, 1904 rückzahlbarer Schatzanweisungen, die 1899 das Licht der Welt erblickten. So hat Rumänien eine Schuldenlast gehäuft, mit der sich jede Großmacht der Erde sehen lassen könnte.

Aber das rumänische Pumpbedürfniß ist noch nicht gestillt; im Gegentheil: schon die nächste Zeit wird wieder beträchtliche Forderungen bringen. Zunächst wird es nöthig sein, die eben erwähnten 175 Millionen Schatzanweisungen zurückzuzahlen: außerdem rechnen Sachkundige, daß rund 25 Millionen für Vor-

schüsse in Anspruch genommen worden sind. Denn Rumänien mußte sich bei der Aufnahme der letzten Schatzanweisungen verpflichten, vor Rückzahlung dieser schwebenden Schuld keine weiteren Anleihen aufzunehmen. Nun ist aber eine Rückzahlung der Schatzscheine und der Vorschüsse aus eigenen Mitteln völlig ausgeschlossen und man nimmt deshalb an, daß Rumänien genöthigt sein wird, mindestens 200 Millionen Francs durch Ausgabe neuer Anleihen flüssig zu machen. Da ist es denn doppelt wichtig, einmal die Grundlagen der Legende zu prüfen, die unserer Kapitalistenwelt Rumänien als ein Land schildert, dem man seelenruhig große Summen anvertrauen könne. Die Behauptung interessirter Finanzfirmen, vorläufig sei an neue Emissionen nicht zu denken, darf uns von solcher Prüfung nicht zurückhalten.

Eine unparteiische Darstellung der rumänischen Finanzverhältnisse ist freilich nicht leicht zu geben. Wer nur die Berichte der Agence Roumaine oder die von der Diskontogesellschaft inspirirten Artikel in den Börsenzeitungen liest, Der muß wirklich glauben, um Rumänien sei es mindestens viel besser als um alle übrigen Balkanstaaten bestellt. Dieser Eindruck ist namentlich in Deutschland leicht zu schaffen, wo man gewöhnlich nur daran denkt, daß auf dem rumänischen Thron ein Hohenzollern sitzt und daß König Karols Gemahlin nette Gedichte macht. Diese unklaren Gefühlswägungen sind aber nutzlos; und deshalb müssen wir uns freuen, wenn ein auf dem Boden der Thatsachen Stehender mit fester Hand den Rumäniens wahre Lage verhüllenden Lügenschleier zerreißt. Das geschieht in der soeben erschienenen Brochure „Die rumänischen Finanzen: Zahlen und Thatsachen für die Besitzer rumänischer Papiere.“ Trotz der Anonymität scheint die Schrift des Vertrauens würdig; und aus dem ehrenwerthen Namen des Mannes, der sie mir schickte, darf ich wohl den Schluß ziehen, daß keiner Finanzclique mächtiges Wort bei der Abfassung mitgesprochen hat.

1869, drei Jahre nachdem unter Karols Szepter die Fürstenthümer Moldau und Walachei geeint worden waren, umfaßte das Budget, ohne Defizit, den geringen Betrag von $35^1/_2$ Millionen Francs. Die Ausgaben des Budgets für 1900/1901 belaufen sich auf rund 238 Millionen Francs. Aber weder der Umfang des Etats noch die Höhe der Staatsschulden, die im Ganzen jetzt rund $1^3/_4$ Milliarden Francs oder auf den Kopf der Bevölkerung 239 Francs betragen, giebt uns den richtigen Maßstab für die Beurtheilung der Finanzkraft des Landes. Entscheidend ist die Antwort auf die Frage, zu welchen wirthschaftlichen Zwecken die Schulden gemacht worden sind. Da lehrt die Durchforschung des Budgets nun zunächst die traurige Thatsache, daß 39 Prozent der gesammten Einnahmen nur zur Verzinsung der Schulden aufgebracht werden müssen. Von dem Erlös der Anleihen sind allein etwa 937 Millionen Francs für öffentliche Arbeiten, Eisenbahnen, Bauten u. s. w., 266 Millionen für militärische und 94 Millionen für diverse, nicht sicher bezeichnete Zwecke verwandt worden. Auf den dunkelsten Punkt stoßen wir, wenn wir lesen, daß 159 Millionen zur Deckung der Fehlbeträge verbraucht werden mußten. Die Defizitwirthschaft ist in Rumänien chronisch geworden. In den dreizehn Jahren von 1888 bis 1901 war ein Fehlbetrag von insgesammt 35,8 Millionen Francs zu verzeichnen.

Die rumänischen Eisenbahnen bringen nicht etwa die Zinsen für die zu ihrem Bau aufgenommenen Anleihen ein: einstweilen ist ein jährlicher Zuschuß

von $8^3/_4$ Millionen nöthig. Dabei ist noch zu bedenken, daß die rumänische Finanzverwaltung durchaus nicht so geordnet ist, wie man sie in offiziösen Berichten zu schildern pflegt. Die Voranschläge sind von so kühnem Optimismus diktirt, daß die Ergebnisse recht erhebliche Fehlbeträge zeigen. Fast muß man an absichtliche Täuschung glauben, wenn man liest, was der frühere Finanzminister Take Jonesco in einer Rechtfertigungschrift Sturdza und dessen Finanzminister Carp nachsagt. Neben anderen Verfehlungen wirft er ihnen vor, sie hätten für zwei Eisenbahnlinien Millionen ausgegeben, die von den Kammern gar nicht bewilligt waren. Take Jonesco behauptet, in allen rumänischen Budgets — natürlich nimmt er das von ihm selbst aufgestellte aus — seien Verschleierungen so häufig, daß der Ausländer kaum jemals im Stande ist, die Lage zu überblicken. Die Brochure stellt, im Anschluß an den offiziellen Bericht des Finanzministers Filipescu, fest: ein günstiges Einnahmeresultat sei in einem der früheren Etatsjahre nur dadurch möglich geworden, daß die Reservefonds der Eisenbahnen aufgelöst und die Militärtransporte einfach nicht bezahlt wurden. Das sagt der Finanzminister selbst. Solche Manipulationen scheint man in Rumänien also nicht für betrügerisch zu halten.

Ferner ist zu bedenken, daß Rumänien ein in erster Linie auf den Getreideexport angewiesener Agrarstaat ist. Die Brochure lehrt uns die schlimme Wirkung schlechter Ernten erkennen. Die österreichischen Konsuln in Jassy und Bukarest berichten einstimmig, daß mehrere gute Ernten nöthig sind, um den Ausfall einer einzigen schlechten Ernte zu decken. Dabei ist es um die landwirthschaftlichen Verhältnisse Rumäniens sehr übel bestellt. In den deutschen Konsulatsberichten vom Jahr 1901 wird mitgetheilt, daß in Rumänien der Zinsfuß für private Hypotheken zwischen 8 und 18 Prozent schwanke, manchmal aber bis auf 36 Prozent steige. Die Großgrundbesitzer müssen bei den Bankiers gewöhnlich 24 Prozent zahlen. Die rumänischen Regirungen — oder, besser gesagt, die rumänischen Parteien — suchen die Bevölkerung über die wahre Lage zu täuschen. Die zum Theil sehr hohen Aufwendungen für öffentliche Bauten schaffen für kurze Zeit immer wieder künstlich unter den Handwerkern des Landes einen Wohlstand, der falsche Schlüsse auf die wirthschaftliche Situation der Gesammtheit begünstigt.

Die finanzielle und wirthschaftliche Lage Rumäniens ist also, wenn man sie nicht in verklärendem Märchenlicht sieht, sehr ernst und rechtfertigt durchaus nicht den hohen Kursstand der Anleihen. Die Hoffnung der privaten Staatsgläubiger klammert sich hauptsächlich an die Erwägung, daß die Banken, um nicht starke Verluste zu erleiden, neues Geld hineinstecken müssen. Die Banken aber sollten, wenn sie den deutschen Kapitalsmarkt abermals in Anspruch nehmen wollen, wenigstens dafür sorgen, daß Rumänien nicht durch die Verjagung jüdischer Handwerker, Landwirthe, Kaufleute, die das thätigste Element des Landes bilden, den Rest seiner wirthschaftlichen Kraft zerstört. Eine so unsinnige Fremdenpolitik, die übrigens auch den internationalen Verträgen nicht minder als dem Gebot der Humanität widerspricht, muß auf die Dauer das Land ruiniren und sollte deshalb auch für die pumpenden Banken keine quantité négligeable sein. Die Diskontogesellschaft wird vor der nächsten Emission unzweideutig zu erklären haben, was sie nach dieser Richtung versucht und erreicht hat. Plutus.

Notizbuch.

Herr Professor Dr. Gustav Schmoller lehrt an der berliner Universität Nationalökonomie. Er findet, mit Recht, es sei unklug, gerade über die Vorgänge zu schweigen, die für die Erhaltung, Stärkung oder Schwächung der lebendigen Kräfte deutscher Volkswirthschaft besonders wichtig und mehr als Abstraktionen und Rückblicke auf Gewordenes geeignet sind, den Sinn junger Hörer zu fesseln. So spricht er eines Tages auch über den von den Verbündeten Regirungen dem Reichstag vorgelegten Entwurf eines neuen Zolltarifes. Die Studenten, neben denen wohl mancher nicht der akademischen Bürgerschaft Angehörige sitzt, spitzen das Ohr; was mag über den Gegenstand, der seit Monaten täglich in den Zeitungen behandelt wird, der berühmte Redner zu sagen haben? Der Kampf, so ungefähr spricht der Professor, sei einstweilen noch nicht allzu ernst zu nehmen; die einzelnen Zollsätze des Tarifes seien ziemlich gleichgiltig, da sie in den internationalen Verhandlungen zum großen Theil doch geändert werden würden, und deshalb solle man das Urtheil vertagen, bis die in neuen Handelsverträgen erreichten Zollsätze bekannt seien. Das hatten vernünftige Leute längst gedacht oder ausgesprochen, ehe Herr Professor Schmoller das Wort nahm. Im vorigen Jahr schon und seitdem recht oft wurde hier gesagt, die Parteien sollten, statt ziellos die Kraft zu verzetteln, den Regirenden ruhig die Möglichkeit lassen, mit ihrem Zolltarif in die Fremde zu ziehen, und die Kritik bis zur Vorlegung der Handelsverträge sparen, deren Annahme ja vom Votum des Reichstages abhänge. Ein Student behauptet nun, der Professor habe sich im Kolleg auf die Worte preußischer Minister berufen, die ihm gesagt hätten, auch sie dächten nicht daran, den Entwurf so, wie er dem Reichstag vorliege, zum Gesetz zu machen. Das haben Minister und Staatssekretäre, so weit ihre Auffassung von Handelsdiplomatenpflichten es gestattete, mehr als einmal angedeutet und selbst erwachsende Schulknaben wissen nachgerade schon, daß der Entwurf einen Handelskampftarif liefern, Konzessionen und Kompensationen ermöglichen, unter keinen Umständen aber unverändert Gesetz werden soll. Dem Studenten schien die Mittheilung dennoch wichtig; er machte eine Notiz daraus, die er an berliner Zeitungen schickte. Auf den Antrag des Professors schritt die Staatsanwaltschaft ein, die Anklage wurde erhoben und der ertappte Student vom berliner Landgericht zu zweihundert Mark Geldstrafe oder vierzig Tagen Gefängniß verurtheilt, weil er sich gegen den Paragraphen 38 des Urheberrechtsgesetzes vom neunzehnten Juni 1901 vergangen habe. Von diesem Paragraphen wird bedroht: „wer in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen vorsätzlich ohne Einwilligung des Berechtigten ein Werk vervielfältigt oder gewerbmäßig verbreitet." In der Begründung des Gesetzes ist ausdrücklich gesagt, nur „der öffentliche Vortrag als solcher" solle geschützt sein; „Mittheilungen, die lediglich den Inhalt der Rede berichten" — auch einer vom Urheberrechtsgesetz der freien Wiedergabe entzogenen Rede — sollen, „wie bisher, zulässig bleiben". Die von dem Studenten verbreitete Notiz war kurz und Herr Professor Schmoller nannte sie als Zeuge „eine ganz unzureichende und vielfach mißverständliche Wiedergabe eines etwa einstündigen Vortrages." Der Missethäter soll also erstens Unwahres veröffentlicht und zweitens durch diese Veröffentlichung das Urheberrecht des Professors verletzt haben. Der Bericht über den Vortrag war falsch; er giebt nicht wieder, was der Professor gesagt hat, ist aber strafbar, weil er ohne Einwilligung des Berechtigten das „Werk" des

Professors „gewerbmäßig verbreitet“. Wenn dieses Urtheil, eins der merkwürdigsten aus der an seltsamen Sentenzen reichen Spruchpraxis des berliner Landgerichtes, in Leipzig bestätigt wird, werden die Folgen solches Präjudikates nicht ausbleiben. Auch auf dem Gebiete der Politik können sie sichtbar werden, wo heute die Rednerei ja einen breiten Raum einnimmt; Beispiele kann Jeder selbst leicht erfinden. Mehr aber als die kriminalistische ist die menschliche Seite der Sache beachtet und fast einstimmig ist das Vorgehen des Professors hart getadelt worden. Der Student hat taktlos gehandelt. Vielleicht wollte er sich wichtig machen, vielleicht versprach er sich von seiner Notiz politische Wirkung, vielleicht trieb ihn nur der Wunsch, durch Reportage ein paar Mark zu verdienen und früh Fäden anzuknüpfen, die ihn später in den Preßbetrieb führen könnten. Einerlei. Der Professor konnte ihn kommen lassen, die Verfehlung streng rügen, ihn, wenn ers für nöthig hielt, der Disziplinarbehörde anzeigen. Das war Herrn Professor Schmoller noch nicht genug. Er rief die akademische Gerichtsbarkeit und die Staatsanwaltschaft an und hat nun durchgesetzt, daß ein junger Mensch „vorbestraft“, vor dem Auge der Korrekten bemakelt, wahrscheinlich in seiner Laufbahn gehemmt ist. Ein junger Mensch, der schließlich nichts Böses gethan, der nur, aus Leichtsinn oder aus Noth, die Anstandspflicht verletzt und den Lehrer vor der Hauptverhandlung und noch einmal in öffentlicher Gerichtssitzung um Verzeihung gebeten hat. Daß die Indiskretion den Professor ärgern, ihn vor den befreundeten Ministern „kompromittiren“ konnte, ist klar; ernstlich geschädigt aber war er nicht. Die Zeitungen mußten seine Berichtigung aufnehmen und den Excellenzen mußte das Wort des vierundsechzigjährigen berühmten Gelehrten mehr gelten als die Aussage eines reportirenden Schülers. Sind die wirthschaftlichen Zusammenhänge, die einen darbenden Studenten nach mühelosem Nebenverdienst auslugen lassen, von einem Lehrer der Nationalökonomie so schwer zu durchschauen? Und kann ein Mann, der zu den evangelisch-sozial Empfindenden gehören will, sich nicht der herrschenden Mitleidlosigkeit entziehen, deren Sehnsucht nach Talion unersättlich, durch die härteste Strafe kaum zu stillen ist? Herr Schmoller soll sich bereit erklärt haben, die Geldstrafe für den Verurtheilten zu zahlen. Sehr schön; doch damit sind nicht alle Folgen seines Strafantrages aus der Welt geschafft. Die Studenten sind in Preußen zu gut diszipliniert, zu fest in stramme Militärsitte gewöhnt, als daß sie an einen Boykott dächten; in einer Fabrik, wo einem Genossen so mitgespielt worden wäre, würde die Arbeit wahrscheinlich niedergelegt. Den Professoren, von denen mancher Schmollers Schritt mißbilligt, räth wohl kollegiale Rücksicht, über den Vorgang zu schweigen. Für Schmoller ist bisher nur Herr Professor Simmel eingetreten, der in einem an die Vossische Zeitung gerichteten Brief mit beinahe leidenschaftlichem Eifer die Nothwendigkeit betont, die „akademische Vertraulichkeit“ zu wahren. Die Gründe, die er anführt, sind nicht sehr gewichtig und könnten von jedem anderen Redner, der in nicht öffentlicher Versammlung spricht, mit dem selben Recht geltend gemacht werden. Wer sich je zu solcher Leistung hergab, liest in den Zeitungberichten nachher fast immer Sätze, die er entweder gar nicht gesprochen hat oder deren Sinn durch die Lösung aus dem Zusammenhang entstellt ist. Professoren sind nicht Profeßen, sondern, so hofft man noch heute, muthige Bekenner, die sich nicht scheuen, auch mit einem gewagten, auf Hypothesen, nicht auf Resultate gestützten Satz in die Oeffentlichkeit zu treten. Sie können nicht so naiv sein, zu glauben, was sie vor zwanzig oder vor hundert jugendlich hitzigen Hörern sagen, bliebe verborgen; und eine geflüsterte

Fälschung ist gefährlicher als eine gedruckte, gegen die man sich wehren kann. Herr Professor Schmoller ist ein Meister der deskriptiven Volkswirthschaftlehre und ein mächtiger Hochschuldiplomat, der für seine zuverlässigen, in verba magistri schwörenden Schüler so zärtlich sorgt wie seit Scherers, des ihm im Wesen verwandten Taktikers, Tode kein anderer Professor; er sollte zeigen, daß er auch der humanen Pflicht eingedenk ist, die der Lehrer im Verkehr mit jungen Schülern nie vergessen darf.

* *
*

Herr Landrichter a. D. Ernst Mumm, Assistent an der chemnitzer Handelskammer, erbittet die Aufnahme der folgenden Erwiderung:

„Im ‚Archiv für bürgerliches Recht' und in der ‚Zukunft' versuchte ich neulich nachzuweisen, daß die seit einigen Jahren laut geforderte, im Reichstag einstimmig befürwortete Einführung kaufmännischer Schiedsgerichte weder nothwendig noch auch nur wünschenswerth sei. Während meine Darstellungen von vielen einsichtigen Männern gebilligt wurden, hat Plutus sie hier heftig bekämpft. Die Entscheidung darüber, ob es ihm geglückt ist, mich zu widerlegen, überlasse ich getrost den Lesern. Mich haben seine Einwendungen nicht eines Anderen belehrt und ich würde auch nicht für erforderlich halten, auf sie zurückzukommen, wenn mir hierzu nicht einige Bemerkungen den Anlaß gäben, die meine Darlegungen als oberflächlich und thöricht hinzustellen bemüht sind. Ueber die — im Grunde nebensächliche — Bemängelung meines Ausdruckes, es sei bedauerlich, daß das Prinzip der ordentlichen Gerichtsbarkeit abermals durchbrochen werden solle, brauche ich kein Wort zu verlieren. Zur Sache kann ich nur nachdrücklich betonen, daß ich in der Schaffung kaufmännischer Ausnahmegerichte eine — um ihrer Konsequenzen willen — höchst beklagenswerthe Abweichung von dem gerechten Grundsatz erblicke, nach dem Jeder vor dem ordentlichen Richter sein Recht zu suchen hat. So ist gar nicht einzusehen, warum die Anhänger kaufmännischer Schiedsgerichte bei dem Verlangen nach diesen Sondergerichten Halt machen und nicht, wie es Agster und Genossen konsequenter Weise thun, auch Ausnahmegerichte für die Streitigkeiten zwischen Gesinde und Herrschaft, überhaupt für alle Streitigkeiten fordern, die aus irgend einem Lohn-, Arbeit- oder Dienstverhältniß entstehen. Die Gründe, die Plutus und die anderen Freunde kaufmännischer Schiedsgerichte ins Feld führen, lassen sich genau so gut zur Rechtfertigung aller nur möglichen Sonderschiedsgerichte anführen. Gerade dieser Umstand aber weist mit Sicherheit darauf hin, daß jenen Gründen in Wahrheit die Beweiskraft für die Einführung kaufmännischer Schiedsgerichte fehlt, daß sie nur insofern Beachtung verdienen, als darin die Mängel des heutigen Prozeßverfahrens überhaupt gerügt werden. Dann hält mir Plutus vor, ich suche die bitter ernste Frage dadurch ins Lächerliche zu ziehen, daß ich den Ruf nach kaufmännischen Schiedsgerichten als eine Modesache bezeichne. Ich erwidere, daß ich auf Grund recht genauer Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse und auf Grund eingehenden Studiums der ganzen Bewegung das Geschrei nach kaufmännischen Schiedsgerichten in der That für blinden Lärm halte. Ich habe die feste Ueberzeugung erlangt, daß in den Kreisen der kaufmännischen Angestellten ein ernstliches Bedürfniß nach Sondergerichten nicht besteht, daß vielmehr einige Dutzende oder Hunderte von Agitatoren für eine Einrichtung Propaganda machen, die Hunderttausenden ihrer Standesgenossen herzlich gleichgiltig ist. Schließlich meint Plutus, mein Haupttrumpf sei, daß bei den bestehenden Schiedsgerichten in Hannover u. s. w. nur wenige oder gar keine Verfahren anhängig gemacht worden seien. Zugleich er-

hebt er den Vorwurf, ich scheine von der Einrichtung dieser Schiedsgerichte nichts zu wissen. Dieser Vorwurf hätte mir füglich erspart bleiben können. Läßt doch schon der Name der an verschiedenen Orten eingeführten fakultativen Schiedsgerichte über ihren Charakter keinen Zweifel zu. Die Beschäftigunglosigkeit dieser fakultativen Gerichte ist im Uebrigen ganz und gar nicht mein höchster Trumpf. Nur beiläufig wird sie erwähnt neben der viel wichtigeren, den Anhängern der Schiedsgerichte etwas unbequemen Thatsache, daß die zur Austragung gelangenden Rechtsstreitigkeiten aus dem kaufmännischen Dienstvertrag — von den ganz großen Städten abgesehen — seltene Ausnahmefälle bilden."

* * *

Der Maler Leo Freiherr von König schreibt mir:

„‚Führer durch die berliner Kunstausstellungen': so heißt ein kleines Heftchen, das mir aus meiner Zeitung, dem Berliner Tageblatt, entgegenfiel. Aha! dachte ich: eine kleine Ersparniß für die Abonnenten, gleich dem Kalender oder den kleinen Eisenbahnfahrplänen, die das Blatt seinen Lesern in freundlicher Absicht zu schenken pflegt. Eine Mark fünfzig ist für einen Katalog viel Geld; dafür kann man schon bei Kempinski frühstücken, meinte neulich ein Verwandter vom Lande. Hier, vermuthete ich, würde er das billige Exemplar, ein Surrogat, die markantesten Bilder, wie im Bädeker, mit Sternchen versehen, finden. Ich hatte falsch vermuthet. Das Heftchen bringt eine gebundene Kritik der beiden Ausstellungen. Nun weiß ich wohl, daß wir Künstler, wie Jeder, der mit Werken oder Schaustellungen an die Oeffentlichkeit tritt, der Kritik Berufener und Unberufener ausgesetzt sind. Es liegt mir daher auch gänzlich fern, Etwas über den Inhalt der Brochure zu sagen; nur über den Weg, den diese Kritik einschlägt, möchte ich sprechen. Das Wort ‚Führer' und die beigefügten Pläne der Ausstellungen zeigen den Wunsch des Autors, der jeweilige Besitzer des Heftes möge, mit ihm bewaffnet, seinen Rundgang durch die Säle antreten. Dieser Besucher also wird an jedes Bild mit einer vorgefaßten Meinung, mit der des ‚Führers', herangehen; denn unendlich groß ist ja die Zahl Derer, für die jedes gedruckte Wort ein Evangelium ist. Durch diese Art der Führung wird dem Publikum jegliches Nachdenken erspart und so dem Kunstwerk ein großer Theil seines erzieherischen Werthes genommen. Der Mensch wird niemals aus Büchern Kunst begreifen lernen. Kunst ist keine Wissenschaft, Kunst will empfunden sein; und Der nur, der sich selbst zu den Anschauungen und Absichten eines Künstlers durchgerungen hat, wird dessen Werk wirklich genossen haben. Der neuste ‚Führer' nimmt dem Künstler jede Aussicht, auf einen unbefangenen, naiven Beschauer wirken zu können. Man stelle sich vor, daß die Bücher unserer Schriftsteller mit Randbemerkungen eines Kritikers erschienen oder daß uns vor jedem Akt eines neuen Theaterstückes ein Vortrag über dessen Vorzüge und Mängel gehalten würde. Nein: vor dem Kunstwerk hat die Kritik zu schweigen und erst zu Dem zu sprechen, der das Werk schon in sich aufgenommen hat. Ich habe nichts dagegen, daß Herr X. am nächsten Morgen in seiner Zeitung liest, meine Bilder seien gut oder schlecht; aber vor den Bildern wünsche ich ihn unbeeinflußt; und ich glaube, daß sich diesem Wunsch meine Kollegen aus beiden Häusern anschließen werden."

* * *

„In den preußischen Ostmarken sollen nicht mehr die Polen chikanirt, sondern die Deutschen wirthschaftlich gestärkt werden. Dieser Weg ist hier seit Jahren oft empfohlen worden betreten aber sollte ihn nur ein Geduldiger, der entschlossen ist,

nicht an der nächsten Ecke schon in einen breiteren Seitenpfad abzubiegen. Mit dem alten Apparat einer Verwaltung, die auch den stärksten Willen lähmt, ist nichts zu erreichen; eine halbe Milliarde und die ganze Lebensarbeit eines schöpferischen Staatsmannes wird nöthig sein, um auch nur den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Graf Bülow, der mit rühmenswerthem Eifer sich den zähen Stoff angeeignet und eingesehen hat, daß es sich dabei um die wichtigste Frage der deutschen Zukunft handelt, kann nicht glauben, solches Riesenwerk sei im Nebenamt zu vollbringen. Der Entschluß zu innerer Kolonialpolitik größten Stils — und jede andere wäre nutzlose Spielerei — muß organisch mit der Summe des Wollens zusammenhängen, das in der Gestaltung neuer Möglichkeiten und Nothwendigkeiten fühlbar werden soll. Dieser Zusammenhang aber ist noch nicht zu erkennen." Auch heute noch nicht, obwohl vier Monate vergangen sind, seit die angeführten Sätze in der „Zukunft" zu lesen waren. Eine Viertelmilliarde aber hat die preußische Regirung vom Landtag verlangt; 150 Millionen, um die Ansiedlung deutscher Bauern in den Ostmarken schneller und wirksamer als bisher durchführen, und 100 Millionen, um Güter und Grundstücke für den Domänenfiskus ankaufen zu können. Der erste Schritt ist also gethan; ob er ans Ziel führen kann, wird später zu prüfen sein. Einstweilen wollen wir uns der allzu seltenen Gelegenheit freuen, die preußische Regirung loben zu dürfen, und wünschen, sie möge, so lange es Zeit ist, einsehen lernen, daß auch im deutschen Osten der Kolonialpolitik Erfolg nur beschieden sein wird, wenn ihr, statt der Bureaukraten, Kaufleute die Wege weisen. Daß die Provinzen Westpreußen und Posen mit einer Viertelmillion gedüngt werden, ist sicher gut; nun soll man sie verwalten, als gehörten sie einer großen, soliden Bank, der nur eine praktische und kraftvolle Kulturpolitik das hereingesteckte Geld hoch verzinsen kann.

* * *

Rochambeau, dem Grafen und Marschall von Frankreich, der von Ludwig dem Sechzehnten 1780 als Führer des französischen Kontingentes übers Meer geschickt wurde und bei Yorktown, im Bunde mit Washington, das englische Heer zur Kapitulation zwang, ist von der Regirung der Vereinigten Staaten auf dem Lafayette-Square der Hauptstadt ein Denkmal gesetzt worden. Der kluge Stratege, der vorher im Siebenjährigen Krieg gefochten und den nachher der neunte Thermidor vor dem Haß der Schreckensmänner gerettet hatte, war lange vergessen; der Ruhm des Sprudelkopfes Lafayette hatte die Erinnerung an den kühlen Schweiger überstrahlt, der für Nordamerika doch viel mehr that als der hitzige Schwärmer. Jetzt ist diese Erinnerung wieder aufgefrischt und das Denkmal mit allem in einer Republik möglichen Glanz enthüllt worden. Herr Roosevelt hat sich bemüht, den Franzosen, deren höchste Repräsentanten zum Fest geladen waren, zu zeigen, daß man dankbar der von ihnen im Kampf gegen England geleisteten Hilfe gedenkt. Auch der Magdeburger Steuben, der 1777, auf das Drängen von Beaumarchais und Saint Germain, den badischen Kriegsdienst verließ, nach Amerika ging, Generalinspekteur der Armee und Generalstabschef Washingtons wurde, soll ein Denkmal bekommen; nicht als Deutscher, aber als tüchtiger, bald völlig amerikanisirter Helfer im Kampf um die Freiheit. Dieses Denkmal, sagen die Yankees, soll daran erinnern, daß zwar einzelne Deutsche damals übers Wasser kamen, Preußen aber, der Staat Friedrichs, den kämpfenden Amerikanern keinerlei Hilfe brachte. Deshalb paßt ihnen das vom Deutschen Kaiser angebotene Geschenk auch nicht; sie möchten den Alten Fritzen nicht in Stein oder Bronze vor dem Kapitol sehen. Schon ist im Repräsentantenhaus

beantragt worden, die Regirung solle das Geschenk ablehnen und erklären, für Fürstendenkmale sei in dem Gebiet der Vereinigten Staaten kein Platz; und selbst in deutsch amerikanischen Blättern wird das Geschenk eine unbequeme Gabe genannt, die besser gespart worden wäre. Die Großkapitalisten, die den Kaiser nicht kränken möchten, haben vorgeschlagen, der Stadt Berlin einen bronzenen Washington zu schenken, der in der Monarchenresidenz für den republikanischen Gedanken zeugen solle; auch die Römer wollen sich für den Goethe von Eberleins Gnaden ja mit einem Dante bedanken. Der Alte Fritz wird in Amerika schließlich eine Stätte finden. War die ganze peinliche Erörterung aber nöthig? Dem Botschafter des Kaisers, Herrn von Holleben, wird vorgeworfen, er habe nicht rechtzeitig zu erkennen versucht, wie das Geschenk in den Vereinigten Staaten aufgenommen werden würde. Herr von Holleben hat drüben sehr viele Fehler gemacht, deren einer in dem Prozeß zweier Sektfirmen vielleicht aufgeklärt werden wird. Der neue Vorwurf aber ist sicher unberechtigt. Die Absicht des Kaisers, Amerika den Alten Fritzen zu schenken, ist, wie man sicher annehmen darf, dem Botschafter nicht früher bekannt geworden als anderen Sterblichen.

* * *

Nur die Herren, die den Kaiser täglich sehen und in Wiesbaden um ihn waren, konnten von dem Geschenk abrathen. Diese Herren scheinen von ihrer Dienerpflicht aber eine sonderbare Auffassung zu haben. Sie lassen ihren Herrn, der nicht allwissend sein kann und nicht Zeit hat, Lexika aufzublättern, in einer an den Präsidenten Loubet gerichteten offiziellen Depesche die Zahl der in Pompeji Verschütteten so unrichtig angeben, daß in Frankreich Glossen darüber gemacht werden. Und sie informiren ihn über die Art der Persönlichkeiten, die er begnaden will, so ungenau, daß noch schlimmeres Unheil entsteht. Jetzt hat Wilhelm der Zweite dem Fäulein Durand eine Audienz gewährt, von dem vor ein paar Wochen hier gesagt wurde: „Fräulein Durand ist eine alternde Dame, die im Hause Molières nie einen Rang hatte und seit Jahren mit der Hilfe eines ihr befreundeten Millionärs die Frauenzeitung La Fronde herausgiebt: sie ist weder als Spielerin noch als Journalistin der Rede werth." Diese vielseitige Dame, die in Paris nicht ernst genommen wird, konnte in ihrem darbenden Blättchen nun ein Interview mit dem Deutschen Kaiser veröffentlichen. Vor ihren mit redlich erworbenen Juwelen geschmückten Ohren hat er die modernen deutschen Dichter getadelt, hat er sagt, Wagner sei ihm „zu geräuschvoll", darüber geklagt, daß die deutschen Frauen sich fürs Theater nicht eleganter kleiden, und Herrn Georg von Hülsen einen „großen, sehr großen Künstler" genannt. In Paris wurden Köpfe geschüttelt. Weiß Ihr Kaiser denn nicht, schrieb mir ein Franzose, wer Fräulein Durand ist? Die Zumuthung, er solle es wissen, ist lustig. Der Vertrauensmann der Deutschen hat am Ende Anderes zu thun, als sich um den Lebenslauf, das Glück und den Niedergang kleiner pariser Theatermädchen zu kümmern. Seine Diener aber sollten wissen, wen sie ihm vorführen. Wie würde man bei uns spotten, wenn die Nachricht käme, der Zar habe das — nicht einmal Spielens halber in Petersburg weilende — Fräulein Jenny Groß empfangen! Die Hofdiener des Kaisers haben die betrübenden Irrungen und Wirrungen der letzten Wochen verschuldet und sie soll man dafür zur Verantwortung ziehen, daß dem Fräulein Durand eine Ehre gewährt wurde, um die recht oft schon deutsche Industriekapitäne, Gelehrte, Kaufleute in ernster Absicht Jahre lang vergebens warben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 7. Juni 1902.

Industriestaat oder Agrarstaat?

Durch den Zolltarifentwurf ist die brennendste der deutschen Fragen seit einem Jahre das tägliche Diskussionthema der Zeitungen geworden. Da ich nicht in der Lage bin, gleich Schaeffle und den anderen Autoritäten meine Gedanken über das augenblickliche Stadium der Erörterung ausführlich und im Zusammenhang aussprechen zu können, sei es in einer Brochure oder in einer Reihe von Zeitungaufsätzen, so nehme ich meine Zuflucht wieder zu der Form, die im knappsten Raum viel zu sagen ermöglicht: ich reihe Thesen an einander und überlasse den Lesern die Ausführung und Begründung. Um ihnen diese zu erleichtern, verweise ich hier und da auf die entsprechende Seite eines Fundortes von Beweismaterial und benutze dazu zwei Werke von Vertretern der beiden feindlichen Parteien: „Agrar- und Industriestaat", zweite Auflage, vom Professor Adolf Wagner (W), „Deutschland als Industriestaat" vom Dr. F. C. Huber (H) und einige meiner Opuskula: „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" (K), „Neue Ziele, neue Wege" (N), „Die Agrarkrisis" (A) und ein paar in der Zukunft veröffentlichte Aufsätze (Z).

1. Landwirthschaft und Bauernstand — die beiden Kategorien decken einander nicht — bleiben die Grundlage des Staates, die Pflanzstätte der Volkskraft, die Bedingung gesunder sozialer Zustände; Alles, was über ihre Unentbehrlichkeit in materieller, hygienischer, militärischer und politischer Hinsicht gesagt wird (z. B. K 357 und W von Anfang bis zu Ende), ist wahr. Die Schilderungen des Elends der Kleinbauern und der ländlichen Gesindesklaverei in der antiagrarischen Presse sind theils Karikaturen, theils ungerechtfertigte Verallgemeinerungen. Zuzugeben ist, daß sich die Lage der ärmeren Dörfler

in dem Maße verschlechtert hat, wie die Landwirthschaft seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts industriell, kapitalistisch und rentabel geworden ist, und daß das Verhalten vieler Rittergutsbesitzer die heutige Landflucht verschuldet hat. Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt: mit den Schuldigen werden die Unschuldigen, namentlich die Bauern, getroffen; die Aufbesserung der Löhne und der Kost, zu denen sich jetzt die Gutsbesitzer gezwungen sehen, kommt zu spät. (K 338; A 93). Die Hauptschuld an der Entvölkerung des Dorfes trägt übrigens der Militärdienst. Der Dörfler wird immer der beste Soldat bleiben, nur muß man ihn nicht drei, auch nicht zwei Jahre bei der Fahne behalten; damit verstädtert man ihn.

2. Von dieser Seite her, nicht durch die ausländische Konkurrenz und den niedrigen Getreidepreis, sind die Bauern bedroht. Vom Industrialismus nur insofern, als ihr Gewicht im Staate schwindet, da sie einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen und durch das Uebergewicht des industriellen Reichthums an Ansehen verlieren. Von dem Vergleich mit den Nabobs und deren hoch besoldeten Direktoren abgesehen, leben sie nicht schlecht. Nicht sie sind zu bedauern, sondern der immer größer werdende Theil des Nachwuchses, dem der Boden gesperrt, die Möglichkeit, ländlichen Grundbesitz zu erwerben, genommen ist. Wie immer man sich nun die Noth der Landwirthschaft denken mag: mit Schutzzöllen kann ihr so wenig abgeholfen werden wie mit der Doppelwährung, dem Getreidemonopol, der Börsenreform und den übrigen längst begrabenen Mitteln der Agrargelehrten. Jede Erhöhung des Getreidepreises steigert die Grundrente und damit den Preis der Landgüter; die künstliche Steigerung durch Schutzzoll hat diese Wirkung um so sicherer, weil sie für dauernd gehalten wird, was bei der Steigerung durch eine knappe Ernte, die außerdem den Vortheil aufheben kann, nicht der Fall ist. Gerade die Preissteigerungen sind es daher, die Krisen erzeugen; und den Preis der ländlichen Grundstücke niedrig halten, ist das einzige Mittel, Agrarkrisen vorzubeugen. Nicht der Kulturfortschritt, sondern die zunehmende Volksdichtigkeit und Bodenknappheit, die freilich im heutigen Europa mit dem technischen Fortschritt in Wechselwirkung steht, erhöht nothwendiger Weise den Getreidepreis. Wagner geht über diese Schwierigkeit viel zu leicht hinweg. Auch wenn es wahr wäre, daß heute viele Landgüter keine Rente mehr abwerfen, würde dadurch der angegebene Grund gegen Agrarzölle nicht entkräftet. Die Erhöhung der Getreidepreise würde bewirken, daß wieder Grundrente entstünde, die steigende Konjunktur würde, wie es immer geschehen ist, beim Verkauf, bei der Erbtheilung und bei der Aufnahme von Meliorationhypotheken eskomptirt werden und den nächsten Besitzer würde der niemals ausbleibende Preisrückgang stürzen. Daß die Hebung des Getreidepreises die Produktion vermehren und Deutsch-

land vom Auslande unabhängig machen würde, ist sehr unwahrscheinlich. Gerade die Nothwendigkeit, den Preisfall durch die Vermehrung des Ertrages auszugleichen, hat die deutschen Landwirthe zu Verbesserungen gedrängt, deren glänzender Erfolg ihnen zur höchsten Ehre gereicht. Hinter der Schutzmauer eines hohen Zolles, die den Import unmöglich machte, würden sie es, wie vor 1846 die englischen Landlords und Pächter, bequemer finden, die Volksvermehrung bei gleichbleibender Produktion den Preis noch weiter steigern zu lassen. (W 97. 119; A 9. 23. 116—121. 156).

3. Doch hat auch Huber Recht mit Allem, was er zum Lobe der industriellen Entwickelung anführt. Sie ist nothwendig, weil im geschlossenen Staate nach vollständiger Auftheilung des Bodens der Bevölkerungzuwachs nur in der Industrie und im Handel untergebracht und weil das in immer stärkerem Maße nothwendig werdende Importbrot nur mit exportirten Industrieerzeugnissen bezahlt werden kann. Der Weltverkehr und die Produktionsteigerung, die er erzwingt und ermöglicht, bereichern die darein verflochtenen Völker nicht allein durch die steigende Menge der Güter, sondern auch durch die wachsende Zahl und Mannichfaltigkeit der Güterarten und durch eine Fülle technischer, geschäftlicher und geistiger Anregungen. Die Verflechtung selbst erschwert den Krieg und verstärkt die Friedensliebe immer weiterer Kreise, was die Humanisirung der Völker zur Folge — haben könnte. Und wenn der industrielle Fortschritt durch steigende Noth bei Bodenknappheit erzwungen wird, gereicht auch dieser Zwang der Volksgesundheit zum Heil. Die Völker des klassischen Alterthumes sind zu Grunde gegangen, weil die Zunahme stockte, ihre Produktivkraft den damaligen Bedürfnissen reichlich genügte, keine Noth zu Erfindungen trieb, Herren und Sklaven faullenzten und verlotterten. Auch dem geistig Gesunden, daher Arbeitwilligen, ist Zwang zu etwas mehr Arbeit, als er freiwillig leisten würde, sehr gesund; da nun bei der Mehrzahl die Arbeitwilligkeit zu wünschen übrig läßt, so ist der Zwang, den die Noth übt, für die Erhaltung der Volksgesundheit nicht zu entbehren.

4. Freilich hat dieser Nutzen der Noth, die zum technischen Fortschritt treibt und den Industrialismus fördert, wie Alles in der Welt seine Grenze. Diese Grenze ist auf dem Punkt überschritten, von wo ab die Noth nicht mehr das ganze Volk kräftigt, sondern einen immer stärker anschwellenden Theil zur Entartung verurtheilt. Daß trotz der Verkümmerung von millionen Menschen die Gütermasse, der Nationalreichthum steigt, bedeutet keine Entschädigung und keinen Trost. „Die Menschenkultur ist auf jeden Fall wichtiger und nothwendiger als die Erhöhung der Industrie und des äußeren Wohlstandes", hat die potsdamer Regirung in einem Erlaß vom Januar 1828 gesagt. Wagner hat vollkommen Recht, wenn er (W 32) auf die Bereicherung durch die Industrie das Wort Jesu anwendet: Was nützte es dem

Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden an seiner Seele, also an seinem Menschenthum litte? Das sicherste Merkmal der eingetretenen Entartung sind die Kindergräuel. In England sind diese Gräuel aus den Fabriken und Gruben verscheucht worden, aber in der Hausindustrie, in der sogenannten Familie und auf der Straße wuchern sie fort. Was Deutschland betrifft, so hat die amtliche Statistik über 550 000 im Gewerbe thätige Schulkinder, die Lehrerenquete, deren Ergebnisse Agahd veröffentlicht, schauderhafte Einzelheiten ergeben und der Staatssekretär Graf Posadowsky hat bei Berathung des neuen Kinderschutzgesetzes gesagt: „Unter Umständen kann der erzieherische Werth der Arbeit darin bestehen, daß ein solches Kind zum Krüppel oder Idioten erzogen wird.“ Ein Staatssekretär muß solche Früchte des sogenannten Kulturfortschritts auch dann noch verschleiern, wenn er dagegen ankämpft, sonst würde Posadowsky statt „unter Umständen kann sein“ „in viel hunderttausend Fällen ist“ gesagt und vor „erzogen“ „zum Verbrecher“ eingeschaltet haben. Die in der Landwirthschaft beschäftigten Kinder fehlen in der Statistik und die Zahl der im Gewerbe verwendeten ist wahrscheinlich noch viel zu niedrig angegeben. Kinder zum Brotverdienst zwingen, ist eine in alten Zeiten und bei barbarischen Völkern unbekannte Barbarei und in dem Maß und in der Weise, wie es heute geschieht, doppelt Barbarei. Es hieße, die in Betracht kommenden Millionen deutscher Väter und Mütter für Kanibalen erklären, wenn man annehmen wollte, daß etwas Anderes als die bitterste Noth sie bestimme, ihre Kinder dem Moloch zu opfern. Den Ausschluß der landwirthschaftlich beschäftigten Kinder aus dem neuen Gesetz würde ich für gerechtfertigt halten, wenn die Verhältnisse noch so wären wie zu der Zeit, wo ich das Land kennen gelernt habe. Die landwirthschaftlichen Beschäftigungen sind an sich gesund und den Kindern lieber als das Sitzen in der Schule. Ob Das in den letzten Jahren wesentlich anders geworden ist, ob die Industrialisirung der Landwirthschaft ungebührliche Ausnützung der Kinder, besonders beim Rübenbau, in den nördlichen Provinzen Preußens zur Folge gehabt hat, vermag ich nicht zu beurtheilen. Es ist auch viel von der sittlichen Verderbniß der Hütekinder und anderer Kategorien die Rede gewesen. Daß die Landwirthschaft keine Schule mönchischer oder muckerischer Keuschheit, sondern eine beständige Einladung zu derbem Geschlechtsgenuß ist und daß die mit der Begattung des Viehs vertrauten Dorfkinder die städtische sogenannte Unschuld gar nicht kennen, versteht sich für jeden nicht dämlichen Menschen von selbst. Das mögen die Freisinnigen und die Sozialdemokraten den Konservativen vorhalten, so oft sich diese Herren in der Rolle von Schutzengeln der Unschuld lächerlich machen; aber wenn sie sich über die Thatsache, statt über die konservative Heuchelei, entrüstet stellen, so machen sie sich selbst lächerlich. Sollte es freilich wahr sein, daß durch die Einrichtungen vieler

Gutshöfe die Schulkinder in den Geschlechtsverkehr der Knechte und Mägde hineingezogen werden, so müßte Dem, nicht um der sogenannten Sittlichkeit willen, sondern im Interesse der Volksgesundheit und der öffentlichen Sicherheit ernstlich gewehrt werden.

5. Daß ein Theil der industriellen Bevölkerung verkümmert, erklären gewisse Entwickelungtheoretiker für die zur Rassenverbesserung nothwendige Ausscheidung und Vernichtung der Minderwerthigen. Aber die Minderwerthigen werden, wenn man von den in Zuchthäusern lebenslänglich Eingesperrten absieht, nicht an der Fortpflanzung gehindert; skrophulöses und sonst verkümmertes Bettelgesindel ist vielfach fruchtbarer als die kräftigen und gesunden Besitzenden. Und dann: man mag die Buren für so schlecht halten, wie man will, — daß es Verkrüppelte und Verkümmerte unter ihnen gebe, hat ihnen noch Niemand nachgesagt. Bei ihrer Lebensweise entsteht gar keine Menschheithefe, deren Ausscheidung und Vernichtung wünschenswerth erschiene; solche entsteht eben nur auf dem Gegentheil der burischen Lebensweise, unter den Besitzlosen, in dicht bevölkerten Ländern, besonders in Großstädten und bei vielen gewerblichen Beschäftigungen. Daß ein gewisser Grad von Zusammendrängung und Noth erforderlich ist, um die Gewerbe und den technischen Fortschritt zu erzeugen, habe ich vorhin selbst gesagt. Aber der technische Fortschritt, so unentbehrlich er für das Dasein einer stetig wachsenden Menschenmenge sein mag, bedeutet keine Veredlung der physischen und der geistigen Natur des Menschen und keine Steigerung seiner Naturanlagen, keine Züchtung einer höheren Rasse, wie ich in der Schrift „Sozialauslese" nachgewiesen habe. Was stetig fortschreitet, ist die Vollkommenheit der Maschine und die Produktenmenge, nur zum Theil auch die Güte der Produkte, gar nicht die der Menschen. Gewisse einseitige Fertigkeiten des Menschen werden gesteigert; aber daß der englische Maschinenspinner beinahe doppelt so viel Spindeln beaufsichtigen kann wie der deutsche: Das macht ihn nicht zu einem höheren Typus der Gattung Mensch. Im Gegentheil wird durch die immer weiter gehende Spezialisirung der gewerblichen Arbeit und durch die vollständige Trennung der schöpferischen, künstlerischen und Leitungarbeit von der ausführenden Handarbeit ein immer größerer Prozentsatz von Menschen degradirt. Und um den evolutionistischen Optimismus Eduards von Hartmann ist es so übel bestellt wie um die Selektion nach Darwin. Das Ringen mit der Natur und der Kampf gegen feindliche Naturgewalten stärkt Körper und Geist und veredelt. In der Noth einer Springfluth und beim Deichen fühlen sich Arm und Reich als Brüder. Und eine durch die Kargheit der Natur erzeugte Hungersnoth verbittert die Menschen nicht gegen einander, sondern verbindet sie als Leidensgefährten. Aber die Noth der Armen im modernen Industriestaat, dessen Speicher ein unabsetzbarer Ueberfluß füllt und dessen Millionäre

nicht wissen, wie sie sich der erdrückenden Zinsenansammlung erwehren sollen, verbittert und vergiftet; und der Konkurrenzkampf, der Kampf um die Vertheilung des Futters und um den Platz am Futtertrog, der im Geheimen geführte Kampf gegen den Mitbewerber um ein Amt, der mit Schwindel, Reklame und Verleumdung geführte Kampf um die Kunden: der züchtet alle gemeinen und häßlichen Triebe und macht den modernen Menschen mit seiner Tugend- und Humanitätmaske zu einem unangenehmeren Geschöpf, als der Straßenräuber eins ist. Zu der Scheinarbeit, die über den Mangel an Gelegenheit zu produktiver Arbeit hinweghelfen muß, gehört auch die Arbeit der Polizisten, Richter und Aufpasser, die den giftigen Konkurrenzkampf in den Schranken äußerlicher Wohlanständigkeit halten müssen, und die Arbeit der Gesetzgeber, Agitatoren und Zollbeamten, die die Vermehrung der Gütermasse zu hindern, also die produktive Arbeit einzuschränken haben. Nur gewisse Tugenden zweiter Ordnung, bürgerliche Tugenden, erzwingt und fördert der Industrialismus; so kann der Großhandel ohne absolute Zuverlässigkeit und moralische Kreditwürdigkeit nicht bestehen.

6. Daß der Industrialismus und der technische Fortschritt die Gütermenge vermehrt haben, ist nun freilich mit Dank anzuerkennen, aber nicht als ein großes Verdienst zu preisen. Es wäre doch gar zu absurd, wenn die 255 Millionen eisernen Männer, die im deutschen Reich arbeiten, die täglich vierundzwanzig Stunden arbeiten können, ohne zu ermüden, und von denen jeder nur auf ein Achtel Dessen zu stehen kommt, was der Lebensunterhalt eines lebendigen Mannes kostet (H 28 bis 29), wenn die nur immer wieder andere Maschinen und nicht auch Gebrauchs- und Genußgüter schafften. Aber was nützt uns, daß die Nähnadeln vierzigmal zahlreicher und daher vierzigmal wohlfeiler geworden sind als zu der Zeit, wo man sie mit der Hand anfertigte, und daß man mit dem in Speichern und Läden lagernden Kattun alle Planeten umhüllen könnte? Allerdings sind im vorigen Jahrhundert die deutschen Arbeitlöhne, in Geld ausgedrückt, auf das Doppelte und Dreifache gestiegen, was bei der gleichzeitigen Verbilligung der Kunsterzeugnisse den vierfachen Naturallohn bedeuten könnte. Allein das Brotkorn ist heute noch nicht so wohlfeil, wie es 1820 bis 1840 war, Fleisch und Butter sind drei- bis viermal so theuer, eben so die Wohnung. Dabei besteht ein stärkerer Zwang zu Anstandsausgaben, und was die in Großstädten und in verräucherten, mit Schutt und Asche bedeckten Industriebezirken zusammengepferchte Bevölkerung an Naturgenuß, gesunder Luft, Licht und was ihre Jugend an Bewegungfreiheit verloren hat, kann gar nicht in Geld abgeschätzt werden. Huber ist auch so ehrlich, einzugestehen, daß sich nicht ermitteln läßt, in welchem Maße die vermehrte Gütermenge den unteren Klassen zu Gute kommt (H 53, 58, 62 bis 63). Aus den Statistiken von Victor

Böhmert und Huckert, die eine bedeutende Steigerung des Brot-, Fleisch-, Butter- und Eierkonsums nachweisen, wird voreilig zu viel geschlossen. Wenn man die letzten vierziger Jahre zum Ausgangspunkte nimmt, dann ist die starke Steigerung selbstverständlich. Denn damals hat eine Hungersnoth Deutschland heimgesucht, deren Wiederkehr für eine absehbare Zukunft unmöglich gemacht zu haben, das unbestreitbare Verdienst des technischen Fortschrittes und des Welthandels ist. Aber wenn man auch für die Zeit zwischen den napoleonischen Kriegen und 1845 behauptet, das Volk habe damals weniger Brotkorn, Fleisch, Milch und Butter gegessen als heute, so glaube ich Das einfach nicht. Die Statistik kann für jene Zeit nichts Sicheres nachweisen, weil es damals noch wenig amtliche Statistik gab und weil sich bei vorherrschender Naturalwirthschaft, wo Jeder seine eigenen Produkte konsumirt — die Bevölkerung bestand fast zu vier Fünfteln aus Bauern und Ackerbürgern —, der Konsum schlecht kontroliren läßt. Da dieser Zustand auch nach 1845 erst allmählich der reinen Geldwirthschaft gewichen ist, so sind höchstens die Zahlen der letzten drei Jahrzehnte zuverlässig. Aus dem zuletzt angeführten Grunde hat auch die Lohnsteigerung weniger zu bedeuten, als auf den ersten Blick scheint, denn zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts machten die ausschließlich von Arbeitlohn lebenden Personen nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung aus, heute sind sie die reichliche Hälfte. Außerdem ist die Vertheilung ungesund. Die Beamten, denen es ja zu gönnen ist, leben heute viel besser, die unterste Arbeiterschicht schlechter als vor sechzig bis siebenzig Jahren. Dann: der jugendliche Arbeiter in einer gut zahlenden Industrie verdient seine 600 bis 700 Mark und verfrißt, vertrinkt und verraucht fast sein ganzes Geld. Der verheirathete Mann bekommt im selben Industriezweig 1000 bis 1200 Mark und soll damit sich, eine Frau und vier bis sechs Kinder nähren, kleiden und beherbergen; er kann nicht, wie der jugendliche, zum zweiten Frühstück und zum Abendbrot dick belegte Stullen verzehren; noch weniger kann es seine Frau, die oft mit dreißig Jahren ein abgemagertes Jammerbild ist. Später helfen die Kinder vielleicht ein paar Jahre lang verdienen. Aber mit fünfzig Jahren ist der Mann wieder auf seine eigenen zwei Hände angewiesen und verdient weniger als in den Jahren seiner besten Kraft. Das mehr verbrauchte Fleisch kommt also vielfach in den unrechten Magen.

7. Malthus hat demnach zwar nicht, wie Adolf Wagner glaubt (W 53 bis 58), in allem Wesentlichen Recht, aber er hat wenigstens eine wirklich vorhandene Tendenz erkannt, sie allerdings so falsch wie möglich formulirt. Nicht Lebensmittelmangel entsteht nothwendiger Weise durch die Volksvermehrung, denn mit jedem Maul kommen auch zwei Hände und ein Kopf auf die Welt; und die Agrarier aller Länder möchten heute am Liebsten

die Hälfte alles Brotkorns, Zuckers, Kaffees, sammt Rosinen, Kakao und Gewürz ins Wasser werfen. Sondern nur der Zugang zu den reichlich vorhandenen Nahrungmitteln wird immer schwieriger, weil bei der heutigen Gesellschaftordnung Jeder nur durch Verkauf seiner eigenen Waare, die bei Vielen blos aus der Arbeitkraft besteht, das zum Kauf der Lebensmittel erforderliche Geld erwerben kann, der Absatz aller Waaren aber durch die unserer Produktionordnung immanenten Widersprüche immer schwieriger wird. (Könnten diese Widersprüche aufgehoben werden, so würde der technische Fortschritt die Gütermasse in dem Grade vermehren, daß alle Güter beinahe umsonst zu haben, alle Menschen reich, die Träume der Sozialisten, das Paradies, das Schlaraffenland verwirklicht wären.) Malthus hat ferner das von List ausgesprochene Gesetz der Bevölkerungskapazität nicht gekannt, wonach zunehmende Volksdichtigkeit und entsprechende Steigerung der Gewerbethätigkeit auch den Ertrag der Landwirthschaft steigern, — bis zu einer gewissen Grenze. Wird diese Grenze, die nach Klima, Bodenbeschaffenheit und Volkstüchtigkeit verschieden liegt, überschritten, so tritt allerdings Nahrungmittelmangel ein, wenn zugleich die Nahrungmitteleinfuhr gehindert oder erschwert wird; außerdem zieht die übermäßige Menschenanhäufung auf kleinem Raum die bekannten Uebelstände nach sich. Es giebt also eine relative Uebervölkerung unteren Grades, die durch technischen Fortschritt überwunden werden kann, und eine relative Uebervölkerung höheren Grades, die durch keinen technischen Fortschritt mehr zu überwinden ist. Diese kündet sich schon durch die Unmöglichkeit an, alle Volksgenossen produktiv zu beschäftigen. Daß es bei uns so weit ist, glaube ich, bewiesen zu haben. (U. A. Z 8. Juli 1899, S. 67 bis 71; 15. Dezember 1900, S. 446, K 315 bis 340.) Der letzte Aufschwung war dem Bau elektrischer Anlagen und den Flottengesetzen zu verdanken. Jener kann nicht im selben Tempo weiter gehen wie bei der ersten Einführung der neuen Triebkraft und viele Flottengesetze können wir nicht mehr erleben, weil die Weltwirthschaft, wie Huber beweist (H 153, 172, 184, 192 bis 194), zum Frieden zwingt und, wie die Haltung der Großmächte England gegenüber in den letzten beiden Jahren offenkundig gemacht hat, das Großkapital, dessen Commis die Regirungen sind, keinen Krieg will. Polizei und Strafjustiz zwingen das Elend, sich zu verstecken, und verhindern das Bekanntwerden der Arbeitlosigkeit, erweisen aber dadurch der Nation einen schlechten Dienst, indem sie deren Leitern den wirklichen Zustand verbergen und dadurch die rechtzeitige Beschreitung des Ausweges unmöglich machen. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung sind zwar nothwendig, aber der Ausweg sind sie nicht. Nachdem die internationale Arbeiterbewegung den Gesetzgebern die Augen und Ohren geöffnet hatte, haben sich die Regirungen aus Furcht vor der Abnahme der Militärtüchtigkeit, die

Unternehmer aus Furcht vor dem Rückgang des Konsums, die Geistlichen aus Furcht vor dem Abfall der Gläubigen zum Atheismus, die Parteihäuptlinge aus Furcht vor dem Verlust ihrer Wähler, alle Besitzenden aus Furcht vor der Verbreitung des Verbrecherthumes und der ansteckenden Krankheiten zu einer Sozialgesetzgebung aufgerafft. Aber alle hygienischen und Arbeitergesetze zusammen vermögen höchstens einem Theil der Arbeiterschaft die gesunden Lebensbedingungen wieder zu verschaffen, die ihre Vorfahren vor hundert Jahren und noch mehr die vor sechshundert Jahren ohne Fürsorge des Staates kostenlos genossen haben. Die Leistung der Sozialdemokratie beschränkt sich auf den Aufklärungdienst und die Organisation eines Widerstandes gegen Lohndrückerei, der die Unternehmer wenigstens so weit zur Vernunft zwingt, daß sie sich nicht durch Konsumverminderung selbst erwürgen. Daß die Sozialdemokratie mehr nicht vermag, hat jeder Einsichtige auch vor dem belgischen Mißerfolg schon gewußt. Es giebt nur einen Weg zur Aufhebung der Lohnsklaverei: freies Land! Wo jeder Mensch Grundbesitzer werden kann, hat keiner nöthig, seine Arbeitkraft einem anderen zu verkaufen. Ein solcher Zustand würde nun freilich das Ende der Kultur sein, die ohne Sklaverei in irgend einer Form nicht bestehen kann, aber um diese zu mildern und erträglich zu machen, giebt es kein anderes Mittel als die Verminderung des Angebotes von Arbeitkraft entweder durch die neumalthusische Praxis oder durch die Auswanderung in Ackerbaukolonien mit wohlfeilem Boden.

8. Auch die Steigerung des Exportes ist nicht der Ausweg, wie England beweist. England ist weder durch „Fleiß und Sparsamkeit“ noch durch Freihandel reich geworden, sondern auf folgendem Wege. Es hat durch Seeraub, Sklavenhandel und die Ausplünderung Indiens ungeheure Kapitalien aufgehäuft. Ferner hat es den Iren unter dem Vorwande der Religion ihr Eigenthum geraubt und sie zu seinen Arbeitsklaven gemacht, indem es ihnen jede Industrie und den Heringfang an ihrer eigenen Küste verbot. Auch die amerikanischen Neuenglandstaaten suchte es in solche Abhängigkeit von sich zu zwingen, daß ihre Bewohner nicht einmal einen Hufnagel selbst anfertigen durften. Wer mit England Handel treiben wollte, mußte sich englischer Schiffe bedienen. Nachdem die Bauern der Wollindustrie wegen ihres Landes beraubt worden und ihre Nachkommen Proletarier geworden waren, konnte sich King Cotton durch den weltgeschichtlichen Kindermord Arbeitkräfte verschaffen, die beinahe kostenlos waren. Mit dem auf diesem Wege produzirten wohlfeilen Kattun wurde die Textilindustrie aller Länder vernichtet, namentlich die schlesische Leinen- und die indische Musselinweberei. Damals bleichten unter dem schönen Himmel Indiens die Gebeine verhungerter Weber. Der englische Weber, schrieb der London Spectator, works so cheap, that he starves the poor Hindoo, and then starves himself. Hochschutzzoll

und Exportprämien förderten die heimische Industrie mit Treibhaushitze und halfen zusammen mit allerlei Handelspraktiken und den vorhin angegebenen Mitteln die des Auslandes schwächen oder vernichten. Erst nachdem sich England das Handels- und Industriemonopol gesichert zu haben glaubte, ging es, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zum Freihandel über. Nach noch nicht fünfzig Jahren sah es sein Monopol gebrochen und sein Export steigt jetzt so wenig, daß er, die Volkszunahme in Ansatz gebracht, seit 1872 als stationär bezeichnet werden kann. (W 164 bis 172). Daß die passive Handelsbilanz an sich kein Unglück ist und unter Umständen das Steigen des Nationalreichthumes anzeigen kann, ist richtig. Aber bei einer gewissen Größe der Differenz tritt die Nothwendigkeit ein, zur Deckung des Defizits das Nationalkapital anzugreifen, und auf diesem Punkte dürften die Engländer angelangt sein. Der Ruf nach Zollschutz ertönt immer stärker, und wenn der eben eingeführte Kornzoll eine kleine Rekognitiongebühr genannt wird, — nun, mit einer solchen hat man auch 1879 in Deutschland angefangen. Zugleich wird die Arbeitergesetzgebung rückwärts revidirt und die Arbeiter ducken sich furchtsam. Da ruht denn doch der Reichthum der Vereinigten Staaten auf sichererer Grundlage, deren Bewohner ohne Export behaglich gelebt haben, dann reich geworden sind und die jetzt, ohne es nöthig zu haben, in so gewaltig steigendem Maße exportiren, daß der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr schon drei Milliarden Mark beträgt.

9. Huber klagt die Agrarier an, daß sie List mißbrauchten. Das ist richtig; aber er selbst mißbraucht den großen deutschen Nationalökonomen nicht minder, wenn er ihn als einseitigen Befürworter des Industrialismus darstellt, und er wird dem freilich in mancher Beziehung phantastischen Carey nicht gerecht, der in der Hauptsache, die Huber verschweigt, nur Schüler Lists war. Beide haben nämlich, wie eigentlich schon Adam Smith, das Hauptgewicht auf den Nahverkehr, auf das örtliche Zusammenwirken und die innige örtliche Verflechtung von Gewerbe und Landwirthschaft und ihre gegenseitige Befruchtung gelegt: darauf, daß der Schmied, der den Pflug macht, Wand an Wand mit dem Bauern wohnt, der ihn gebraucht, was natürlich zu verallgemeinern ist. Bei einer solchen Organisation der Volkswirthschaft schwindet auch der Nimbus, den die Industrie durch die Berechnung der ungeheuren in ihr angelegten Kapitalien und von ihr erzielten Gewinne erwirbt. Wenn die Gewerbetreibenden und die Landwirthe unmittelbar auf dem nächsten Wochenmarkt mit einander verkehren, dann brauchen die Nahrungmittel, die Gewebe, die Kleider, die Arbeitmaschinen und Werkzeuge nicht tausend Meilen weit spaziren gefahren zu werden und ein großer Theil der Transportmittel und der für sie arbeitenden Maschinenbauanstalten wird entwerthet. Die Gebrauchsgüter haben ihren Werth an sich; den Verkehrsanstalten und Maschinen

verleiht, ähnlich wie gewissen Industriepapieren, oft nur unzweckmäßige Wirthschaftorganisation einen Werth, den eine Aenderung der Organisation oder eine Wendung der Konjunktur vernichtet. Ganz irreführend ist der Ausdruck (H 236) „unabhängiger Agrarstaat, der sich selbst genügt". Ein solcher ist gar nicht möglich, wenn unter Staat ein Kulturstaat verstanden werden soll, und die Antwort auf die Frage: Industriestaat oder Agrarstaat? lautet: Weder der eine noch der andere ist das Ideal, sondern der „Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat", den List gefordert hat. Selbstverständlich soll sich ein solcher auch nicht mit einer chinesischen Mauer umgeben, sondern auf den Zollschutz schon darum verzichten, weil er ihn beim Nahverkehr gar nicht braucht. Drei Lebensbedingungen eines solchen Staates werden aus bekannten Gründen von Schutzzöllnern und Freihändlern, auch von Huber, entweder übersehen oder verschwiegen. Soll der internationale Güteraustausch wirklich alle Theilnehmer bereichern, dann muß er sich auf die Spezialitäten jedes Landes beschränken. Daß beide Theile gewinnen, wenn die Nordländer Tropenerzeugnisse mit Fabrikaten bezahlen, liegt auf der Hand; dagegen verlieren beide Theile, wenn sie einander ihre Gewebe zuschieben, die jedes von ihnen daheim wohlfeiler, mit minderer Aufopferung von Menschenglück, herstellen kann. Auch gräbt sich der Export von Waaren, die überall oder wenigstens in vielen anderen Ländern produzirt werden können, vielfach selbst sein Grab. Die schlesischen Schafzüchter haben durch den für den Augenblick vortheilhaften Export von Zuchtwiddern nach Australien sich selbst der im Ganzen doch noch vortheilhafteren Wollproduktion beraubt und die Engländer ziehen sich durch Maschinenausfuhr überall in der Welt Konkurrenten groß. Die zweite Lebensbedingung des sich selbst genügenden Staates ist eigentlich die erste: ein mit Mineralschätzen ausgestattetes Land von hinreichender Größe und das wenigstens die Zonen des Getreides, des Weines und der Südfrüchte umfaßt. Zum Genügen gehört, daß der Boden die hauptsächlichsten Nahrungmittel und alle der höheren Kultur nöthigen Rohstoffe enthält und erzeugt und daß das Land groß genug ist, um den Bodenpreis niedrig zu halten. Denn sobald dieser Preis hoch steigt, fängt die ungesunde Vertheilung der Bevölkerung an. Die dritte Bedingung ist Volkstüchtigkeit. Rußland hat Raum und ein bis in die Zone der Südfrüchte reichendes, auch an Mineralschätzen nicht armes Land, aber ein untüchtiges Volk. England hat ein tüchtiges Volk und Mineralschätze, aber ein zu kleines Land. Nordamerika erfreut sich aller drei Bedingungen, und weil es hinlänglich Boden hat, ganz allein aus diesem Grunde, kann trotz Anhäufung fabelhafter Reichthümer in den oberen Schichten auch der Arbeiter noch doppelt so hoch gelohnt werden wie in Deutschland. Keine Kunst und kein technischer Fortschritt vermag das Uebergewicht auszugleichen, das den Nordamerikanern die Größe

ihres Landes und die Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse verleiht; der Stahlkönig Schwab hat deutlich darauf hingewiesen. Leider hat eine von unersättlicher Habgier eingegebene falsche Wirthschaftpolitik schon angefangen, künstlich Bodenknappheit zu erzeugen. Das deutsche Volk hat Tüchtigkeit und Geist im Ueberfluß, auch Mineralschätze, aber ein zu kleines Land. Sein Zustand nähert sich dem des englischen; nur besitzt es keine überseeischen Ausbeutung- und Auswanderungsgebiete und geringeren Kapitalreichthum, erfreut sich dafür aber noch einer gesünderen sozialen Struktur, namentlich eines kräftigen Stammes von Bauern und selbstwirthschaftenden mittleren Gutsbesitzern.

10. Bei der Veränderung der sozialen Struktur und der Wirthschaftverfassung der Völker greifen zwei Prozesse in einander ein. Der eine ist der Wechsel von Differenzirung und Integrirung. In der unorganischen Natur — die organische bietet für unseren Fall keine Analogie — kommt die Bewegung durch Ausgleich zum Stillstand, sei es in einer chemischen Verbindung oder durch Aufhebung einer elektrischen Spannung. Im Wirtschaftleben der menschlichen Gesellschaft kommt es nach eingetretener Differenzirung nur selten zu einer Redintegrirung und diese pflegt sich auf lokale Vorgänge, zum Beispiel Verbindung einiger Industrien mit einer Gutswirthschaft, Vereinigung mehrerer Gewerbe in einer Wagenbauanstalt, zu beschränken. Eine durchgreifende Integrirung, wie sie vor zwanzig Jahren Werner Siemens als möglich in Aussicht gestellt hat, durch Decentralisirung der Industrie mit Hilfe der Elektrizität, würde das Ideal von List-Carey verwirklichen, die innere Kolonisation vollenden, die geographische Abhängigkeit der Industrie von den Kohlen- und Erzlagern aufheben und den in vielen Beziehungen unerfreulichen Kohlenverbrauch vermindern. Belgien ist ein einigermaßen integrirter Staat. Völlige Integrirung, die weitere Veränderungen unnöthig machte und alles Wünschen stillte, würde den geistigen Tod eines Volkes bedeuten. Dieser könnte jedoch auch auf dem entgegengesetzten, in der physikalischen Welt nicht denkbaren Wege der Vernichtung des einen der beiden Glieder eines polaren Gegensatzpaares eintreten: gänzliche Vernichtung der Landwirthschaft ist eben so möglich wie der reine Agrarstaat. Im reinen Industriestaat würden die Menschen leiblich verkümmern und zuletzt verhungern, im reinen Agrarstaat würde das geistige Leben absterben. Doch schwankt das Wirthschaftleben immer und überall zwischen den beiden Polen und die Staatskunst hat der Bewegung entgegenzuwirken, die verhängnißvoll zu werden droht; Das ist bisher immer nur die Bewegung in der Richtung zu starker Differenzirung gewesen. So lange aber die Differenzirung besteht und fortschreitet, darf sich das eine Glied über das Anschwellen seines Gegenparts nicht beschweren, denn sie sind siamesische Zwillinge, die ohne einander nicht leben können und von denen keiner wachsen kann, wenn nicht der andere in

gleichem Maße mitwächst. Die Großstadt muß ohne das Großgut, das Industrievolk ohne das Agrarvolk verhungern, der Großgrundbesitzer müßte ohne eine dicht gedrängte Industriebevölkerung, die keinen Ackerbau treibt, seine Aecker brach liegen lassen. Der ostelbische Großgrundbesitz hat bis 1870 von England gelebt und lebt seitdem von Berlin. Berlin und der industrielle Westen Deutschlands leben von Ostelbien, Nordamerika und Rußland. Es ist also thöricht, wenn die Agrarier und die Industriebevölkerung einander hassen. Ursache, mit Beiden unzufrieden zu sein, haben die Bauernknechte, die bei dem heutigen Zustande nicht Besitzer, und die Handwerksgesellen, die nicht Meister werden können. (H 270, K 455). Den anderen Prozeß bringt der stete Volkszuwachs in Fluß, da er die Spannung zwischen Volkszahl und Boden erzeugt. Diese Spannung treibt Kolonisten über die Grenze. Wird die Grenze gesperrt, so sucht die eingeengte Bevölkerung durch technischen Fortschritt entweder den Ertrag des Ackerbaues zu erhöhen oder mit Exportwaaren importirte Lebensmittel zu bezahlen oder Beides zugleich zu thun, wie es die letzten Jahrzehnte lang im Deutschen Reich geschah. Der vorhin als denkbar erwähnte geistige Tod durch vollkommene Integrirung würde das Stagniren der Bevölkerungbewegung voraussetzen.

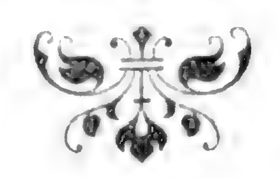
11. Es wäre überflüssig, zu untersuchen, ob Deutschland auf diesem Wege, durch Verzicht aufs Kinderzeugen, zur Ruhe kommen könnte; das deutsche Volk will diesen Weg nicht beschreiten. Wenn nun weiterer technischer Fortschritt, weitere Intensifikation der Landwirthschaft und der Industrie, weitere Anstrengungen zur Ausdehnung des Exportes uns nicht hinlänglich Luft machen — und ich bin mit Wagner der Ansicht, daß diese Mittel bald versagen werden —, so bleibt nichts übrig, als wieder zum anderen Mittel zu greifen, zur Gebietserweiterung, die allein auch, durch Beschaffung wohlfeilen Kolonialbodens, die innere Kolonisation, durch Sturz des Bodenpreises, in großen Fluß bringen könnte; denn was heute mit Ansiedlungfonds von einigen hundert Millionen geleistet werden kann, ist ein Tropfen auf einen heißen Stein. Wie ich mir die Sache denke, habe ich oft gesagt.

12. Auf den Einwurf, daß mein Vorschlag utopisch sei, habe ich (N 127) und sonst geantwortet: Der sozialistische Zukunftstaat ist eine Utopie; die Mittel, die der Bund der Landwirthe zur Hebung der Nöthe seiner Mitglieder vorschlägt, sind utopisch; der thatsächlich unternommene Versuch, die Besitzlosen politisch frei zu machen und sie zugleich wirthschaftlich und sozial in gehorsamer Abhängigkeit zu erhalten, war eine liberale Utopie; aber Lösung einer unerträglichen Bevölkerungspannung durch Eroberungskriege zum Zwecke der Kolonisation ist so wenig utopisch, daß sie vielmehr seit viertausend Jahren den Hauptinhalt der Weltgeschichte bildet und daß die wichtigsten Staaten auf diesem Wege entstanden sind; für Preußen ist nicht einmal die Be-

völkerungspannung die Triebfeder zu seinen Eroberungskriegen gewesen. Die Jahre 1866 und 1870 haben die Lebensbedingungen der Völker nicht geändert und bedeuten nicht den Schluß der Weltgeschichte. Sollte sich der angedeutete Weg, obwohl er für richtig im Prinzip anerkannt wird — Wagner (W 82 und 83) und Huber (H 160. 167) deuten ihn schüchtern an — als ungangbar erweisen, so würden sehr bald die Pessimisten wie Wagner und Oldenberg gegen Optimisten wie Huber und Brentano Recht bekommen.

13. Ueber die Einzelheiten des Zolltarifes ist kein Wort zu verlieren. Ob fünf oder acht Mark Kornzoll erforderlich sind und im Stande sein werden, das Gut des Herrn von X. vor der Subhastation zu bewahren; um wie viel ein Zoll von fünf oder sechs Mark den Getreidepreis steigern, um wie viel diese Steigerung den Brotpreis erhöhen, ob dem Arbeiter dieses und jenes Industriezweiges die Lebensmittelvertheuerung durch Lohnerhöhung ausgeglichen werden wird; welche Lohnerhöhung diese und jene Industrie zu tragen vermag; ob es dem Deutschen Reich zum Segen gereichen wird, wenn es die Esel zollfrei einläßt und die Ochsen aussperrt, und ob nicht die Ochsen trotz ihrem bedeutenden Volumen unter dem Namen von Brautgeschenken, die ja frei gelassen werden sollen, durch die Zollschranke schlüpfen werden: das Alles kann kein Mensch im Voraus wissen. Die Herren von der Kommission mögen sich ihrer zweitausend Mark drei Sommer lang erfreuen: die Welt wird auch dann so klug wie zuvor und kein Abgeordneter durch die Gründe der Gegenpartei bekehrt sein. Die Entscheidung hängt eben nicht von nationalökonomischen oder finanztechnischen Gründen und Beweisführungen ab, sondern von dem Stimmenverhältniß der Interessenten. Fest steht: die Zollgegner sind in der Minderheit, der Tarif wird also angenommen. Es fragt sich blos, ob innerhalb der Mehrheit die Extremen oder die von der Regirung unterstützten Gemäßigten siegen. Darüber werden Gründe entscheiden, die mit der Nationalökonomie nicht das Mindeste zu schaffen haben. Das Debattiren und Berathen hat also höchstens den Zweck, den Mehrheitparteien zu Unterhandlungen hinter den Coulissen Zeit zu verschaffen. Das Vernünftigste wäre, gleich im Plenum über die 946 Tarifpositionen und die dazu gestellten Anträge ohne Debatte abstimmen zu lassen, womit man in einer Woche bequem fertig werden könnte.

Neisse. Karl Jentsch.



Klingers Beethoven.

Sie wünschen, lieber Harden, daß ich Ihnen über den Beethoven Klingers schreiben soll. Sehr gern, weil er ja zum Schönsten gehört, was ich noch erlebt habe. Aber Sie dürfen nur nicht eine kritische Aeußerung von mir erwarten. Kritik, wie man sie jetzt in Deutschland versteht und übt, ist gegen meine ganze Natur, die für Operationen des Verstandes nicht viel hat, sondern genießen will. Wenn ich über Künstler und ihre Werke rede oder schreibe, so ist mir Das nur ein Mittel, sie noch inniger zu empfinden, wie man oft auf hohen Bergen, um sich blickend, unwillkürlich in einen Monolog über den schönen Ausblick geräth, weil nun einmal der Mensch, was er denkt oder fühlt, selbst erst recht erfährt, wenn er es mit Worten oder doch Geberden dankbar ausgesprochen hat. Wirkt aber ein Werk eines Künstlers auf mich nicht oder wenn es schlecht auf mich wirkt, so wende ich mich ab, ohne erst zu fragen, ob es meine oder seine Schuld ist. Selbst bei Werken für die Menge, die den Geschmack beleidigen, versöhnt es mich fast, daß sich doch viele Menschen, lachend oder weinend, über sie freuen, die Das sonst, als Barbaren in der Kunst, ganz entbehren müßten. Früher habe ich mir wohl auch durch Kritisiren Manches verdorben. Jetzt meine ich, daß es nur ein einziges Verhältniß zum Künstler giebt, das fruchtbar und rein ist: die Bewunderung. Wen ich nicht bewundern und lieben kann, Der gehört offenbar nicht in meine Welt und so habe ich über ihn nichts zu sagen, weil mir das Organ für ihn fehlt. Das mag recht unberlinisch gedacht sein, aber Sie verzeihen mir schon, mich lieber an Goethe zu halten, der einmal geschrieben hat: „Es kann auch an meiner augenblicklichen Stimmung liegen, mir kommt aber immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur." Und ähnlich in Dichtung und Wahrheit: „Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glückes fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken läßt."

Es wird Einem nun freilich manchmal recht schwer gemacht, das „zersplitternde Urtheil" abzuwehren. Sie können sich gar nicht denken, wie es um den Beethoven zuging. Jeder wollte da zeigen, daß er es besser versteht. Der Ungebildete meint ja, es sei Etwas, Fehler zu finden. Bildung ist es jedoch vielmehr, Fehler zu begreifen, die ja doch, in der Kunst wie in

der Natur, immer nur die andere Seite von Vorzügen sind. Es gehört zum Wesen der Form, weil sie ja Begrenzung ist, daß sie, an bloßen Vorstellungen gemessen, immer unwahr sein muß. Keine Eiche ist „die Eiche“. Sage ich: Beethoven, so schlägt dieses Wort tausend Vorstellungen an und der Künstler, der eine erscheinen läßt, bringt alle anderen gegen sich auf. Das geht ja auch jedem Maler so, der einen Baum malt. Es ist niemals „der Baum“ und so muß immer wieder ein anderer Maler auf ihn folgen, der endlich einmal zeigen will, wie der Baum „eigentlich“ aussieht. Dadurch ist die Kunst unsterblich.

Ich kann mir auch einen anderen Beethoven denken. Ich kann mir hundert andere denken. Und ich kann mir jeden Beethoven in hundert Momenten denken. Der junge, der alte, der Mensch, der Künstler. In allen Phasen des Schaffens: in der Erwartung der Ekstase, in ihrer Verzückung, in der Ermattung. Wie hat Klinger ihn gesehen? Oder, vorsichtiger gefragt: Wie wirkt die Erscheinung, die ihm Klinger gegeben hat? Und auch Das kann ich eigentlich nicht sagen, weil ich nicht weiß, was von dieser Wirkung seiner Statue gehört und was die Werke unserer Künstler, die sie umgeben, an Wirkung etwa hinzugefügt haben*). Ich bin unfähig, sie im Geiste auszulösen und abzutrennen. Ich kann sie mir ohne die Bilder Klimts gar nicht denken. Da wäre sie mir wie ein aus einem Liede gerissener Akkord, der doch, was er für mich ist, ganz erst durch die anderen wird, die ihn vorbereiten, die ihn begleiten, die ihn vollenden, ohne die ich ihn vielleicht gar nicht oder doch ganz anders verstehen würde, auf die ich ihn, nehme ich ihn selbst heraus, unwillkürlich immer wieder beziehen muß, weil ja, was wir einmal erlebt haben, in der Erinnerung nicht mehr abgetheilt, isolirt und umgerechnet werden kann. Diese Werke unserer Künstler sind ungleich. Für sich würde manches gar nichts bedeuten, wie manche Stimme in einem Chor wirken kann, die allein ohnmächtig wäre. Aber jedes bringt seine Note hinein, die darin nothwendig ist. Und der Ton, den Klimt ins Ganze giebt, wirkt auf mich so stark, daß ich eigentlich nicht sagen kann: Beethoven Klingers, von den Wienern aufgestellt; sondern so sagen muß: Das Thema vom Genius, auf seine Art von Klinger und von Klimt auf seine ausgedrückt, zusammen so groß, daß sie die Anderen gewaltsam mit zu sich hinaufgerissen haben.

Das Thema vom Genius. Ueber der Thür könnte stehen: Gradus ad Parnassum; oder: Weg zur Ekstase. Ich weiß nicht, ob Sie die Christliche Mystik von Görres kennen oder vielleicht einmal die Bekenntnisse der Heiligen Theresa, die der Heiligen Angela von Foligno gelesen haben. Was in diesen wunderbaren Büchern geschildert wird: wie der Mensch, geheimniß-

*) In der Wiener Sezession ist Klingers Beethoven in einem Raum ausgestellt, den Klimt und andere Maler mit ihrer Kunst geschmückt haben.

voll gelockt, durch die Welt abgeschreckt, dahin gelangen kann, in seligen Stunden das Thierische zu vergessen und in eine reinere Region zu schauen: Das hat Klimt hier gemalt. Erst sind es die leise und zart über uns hinausschwebenden Wünsche, es ist unsere Sehnsucht, die es fortzieht. Sie entsetzt sich, wenn sie die wirkliche Welt erblickt, die wirkliche Welt in uns selbst, unsere Begierden und Laster und dumpfen Gewalten, das riesige Thier, an das wir gekettet sind. Hier spielt es sich ab, ob ein Mensch im Gemeinen erstickt oder aber, durch Grauen und Abscheu emporgereizt, über das Thier hinausgeschwungen wird. Die Tücke des Thierischen ist da mit einer furchtbaren Macht dargestellt, daß ich es nur etwa mit dem Thor der Hölle des Rodin vergleichen kann; man hat fast das Gefühl, es sei hier ein unabänderlicher Ausdruck des Lasters gefunden, der nicht mehr überboten werden könne; und was man daran die geflissentlich primitive Technik genannt hat, begreift sogleich, wer sich besinnt, daß es ja eben der primitive Mensch ist, der Urmensch in jedem Menschen, vor dem die Sehnsucht erschrickt. Nun aber zeigt die dritte Wand die Erlösung durch die Ekstase, das Schweben in der Lust des reinen Anschauens, den Genuß der Gnade. Der Parnaß ist erreicht, der Himmel offen, die Sonne tönt.

Wie aber, wenn ein Mensch, der einmal in einer erhabenen Stunde sich vom Körper entrückt und des Geistes gewiß gefühlt hat, nun in das verworrene Element unseres Lebens zurückgeworfen wird? Er hat die Himmlischen gehört und jetzt ist es der Lärm der Leute, er hat angeschaut und jetzt erlischt es. Muß davon nicht eine grauenvolle Spur in sein Gesicht gebrannt sein? Er hat die Verachtung des Lebens auf den Lippen: denn er weiß jetzt, daß es nur Schein ist, und er ballt zornig die Faust, daß er den Schein doch erleiden muß. Für ihn ist, was wir den Ernst des Lebens nennen, nur noch ein die Pause ausfüllendes Spiel, die Pause bis zur neuen Ekstase, bis er wieder die Kraft gesammelt hat und sich wieder erheben wird. Er sitzt am Rande des Lebens da, erschöpft, um Athem zu holen, ungeduldig die Fernen suchend, in die er gleich wieder entfliegen wird, und wartet auf sein Zeichen. Aber das hinter ihm brandende Leben ängstigt ihn, daß es ihn verschlingen könnte, und in einer ungeheuren Erektion lauscht er, um nicht überfallen zu werden. Er heißt hier Beethoven. Es könnte auch der wilde Archilochos sein; oder Shakespeare mag so, als er nach Stratford heimritt, am Wege ausgeruht haben. Es ist der Genius, der schon einmal drüben war, aber zu uns zurückgestoßen worden ist.

Ich weiß natürlich gar nicht, ob sich Das Klimt und Klinger so gedacht haben. Es ist auch ganz gleich. Ich habe nur andeuten wollen, welche Gedanken, welche Empfindungen mir ihr Werk gegeben hat.

Wien. Hermann Bahr.

Moderne Wohlthätigkeit.

Ich höre oft das Wort décadence; man operirt mit diesem Begriff, um sich ein air von verfeinerter Kultur zu geben, der — ach! — noch so fernen.

Ein Königreich für einen Dekadenten! Nichts als Barbarei ist zu finden. Von künstlerisch-ästhetischen Dingen ganz zu schweigen; aber auch die Lebensführung des Durchschnittsdeutschen ... Wie harmlos verfressen die Wintergeselligkeit! Wie rührend unraffinirt überhaupt alle geselligen Veranstaltungen!

Frauenfrage: ebenfalls rührend naiv. Nämlich alle glücklichen Besitzer unentwickelter oder gar unbegabter Frauen sind „dagegen". Es giebt also offenbar viele unbegabte und noch sehr viele unentwickelte Frauen. Zeichen junger Kultur. Seien wir stolz darauf.

Einen einzigen Decadencepunkt sah ich: die moderne Wohlthätigkeit.

Die großen Diners zu wohlthätigen Zwecken versöhnen durch ihren Humor; und da sie viel einbringen: à la bonne heure! Man muß es nicht allzu pathetisch nehmen. Der Effekt ist ja nützlich.

Aber die negative Seite der Wohlthätigkeit! Das himmelschreiende Verbot der Straßen- und Hausbettelei!

Mit welchem Recht, frage ich, hält man dem Menschen, der gern geben und helfen würde, den Anblick leidender, verzweifelnder, verhungernder Menschen fern? Die offizielle Antwort hierauf würde etwa lauten: Diese mildthätigen Herrschaften mögen doch ihre Mittel und Kräfte einem der vielen Vereine zur Verfügung stellen. Darauf erlaube ich mir, zu erwidern, daß es eben so viele Arme giebt, denen der „Verein", das „Komitee", der „Vorstand", denen überhaupt alle „Behörden" ein unübersteigbares Hinderniß sind, wie Wohlhabende, die dadurch an der Ausübung der Wohlthätigkeit verhindert werden. Man hat aber, ich wiederhole es, nicht das Recht, das Helferbedürfniß dieser unzähligen Menschen unbefriedigt zu lassen. Um so weniger, als das durch den sinnlichen Eindruck des Elends erregte Mitleid seine einzig natürliche, ja, seine moralischere Form ist.

Wer Armenpflege und Armenhilfe in großem Stil treibt, wer für Hunderte von Kindern Waisenhäuser errichtet, Der freilich kann sich durch den Anblick der Einzelheit nicht rühren lassen. Das wäre eine überflüssige Sentimentalität, die ihn seinem großen Ziel entziehen, seine Kraft vergeuden würde. Ich spreche von der privaten Wohlthätigkeit.

Die meisten Menschen, besonders Frauen empfinden noch so instinktmäßig, daß der Anblick eines Verzweifelnden sie mehr zur That, zur Hilfe reizt als sämmtliche statistischen Tabellen und Listen der Welt. Wenn man mir eine Liste vorlegte und ich müßte mir Familie F in Berlin C zum Bewohlthätern auf dem Papier aussuchen, so wäre mir ungefähr zu Muth, als hätte man mich hier in Europa einem unbekannten Missionar in Afrika vermählt. Ich würde mir auf der langen Reise zu dem Ehemann ausmalen, daß er mindestens feucht-

kalte Hände und eine krähende Stimme hat, ein unerträglicher Philister und magenkrank ist; kurz: eine in der Hölle geschlossene Ehe. So giebt es eben auch Menschen, denen die Armen nicht Nummern sind, sondern Persönlichkeiten, die sie sich je nach Sympathie auswählen.

Es kommen aber noch andere, äußerliche und innerliche Gründe hinzu. Es ist, zum Beispiel, für eine arme Wittwe mit vier Kindern ein zweifelhaftes Glück, von irgend einer Behörde achtzehn Mark monatlich zu empfangen; denn in den meisten Fällen ist dieses Almosen der Grund für sämmtliche übrigen Behörden und Vereine, ihr keinen Pfennig zu geben.

Schwerer wiegen andere Gründe. Reiche und Arme entarten, weil der Nothleidende sich nicht mehr spontan an den Satten mit der Bitte wenden darf, ihm zu helfen. Heutzutage finden nur die Bettler mit gutem warmen Paletot oder mit Federboa und Persianermuff Eingang in die Häuser. Die lassen sich „bei den Herrschaften" melden. Oft sind es Betrüger; und Den, der so wenig physiognomischen Scharfsinn hat, auf sie hereinzufallen, bedaure ich nicht allzu sehr wegen der paar Groschen, die seine Thorheit ihn kostet. Vielleicht lehrt diese Erfahrung ihn besser in Gesichtszügen lesen; dann war die Unterrichtsstunde billig.

Die wirklich Bedürftigen sind ja viel zu „anstößig", als daß ein so taktvolles Wesen wie eine berliner Portierfrau sie ins Haus hineinließe. Doch wenn man den Satten den Anblick des Hungernden entzieht, so nimmt man ihnen das stärkste Erziehungmittel, den mächtigsten Anschauungunterricht, den das Leben bietet. Das einzige Mittel, das den sich sonst zum monströsen Egoisten Auswachsenden zur Einkehr zwingt. Ein Mensch, dem von Kindheit an nur gut gekleidete und gut genährte Menschen zu Gesicht kommen, Aermere jedoch nur, sofern sie ihm dienen und für sein Wohl sorgen, erhält ein falsches, läppisches, albernes Weltbild. Bei den Armen aber entsteht eine eben so verderbliche Vorstellung von dem Kulturmenschen oder — was für ihn das Selbe ist — Reichen. Er denkt sich einen Genießenden hinter einer undurchdringlichen Mauer von Goldrollen. Vielleicht hat er noch die Ahnung, daß auch hinter diesen Mauern einzelne warme Herzen schlagen; aber der Weg ist ja versperrt durch Portier, Schutzmann, Diener und Doppelthüren.

Also die beiden Typen, der Schwelgende und der Verhungernde, die einander so nothwendig brauchen, sind durch die Sitte, die Ordnung von einander unerreichbar getrennt.

Man hat Unannehmlichkeiten durch Straßen- und Hausbettelei; sicher; nicht zu leugnen. Ist Das etwa ein Grund dagegen? Wir sollen auch Unannehmlichkeiten haben, wir brauchen sie wie die Pausen in der Musik als Unterbrechungen unseres Wohlergehens. Und gerade diese groben Unannehmlichkeiten brauchen wir, diesen Anblick häßlicher, undifferenzirter Leiden. Sie am Allermeisten helfen den Menschen entwickeln und stärken. Ohne diesen Eindruck verlieren wir den großen Maßstab und Alles in uns wird zwergenhaft. Ein in höchster materieller Noth befindlicher Mensch, der seinen Nächsten um eine Gabe bittet, ist noch kein Bettler. Er kann, wenn seine Lage sich bessert, völlig vergessen, daß er gelegentlich gebettelt hat, behält dadurch ein kräftigeres Selbst-

bewußtsein und ist weder vor sich noch vor seiner Umgebung degradirt. Ein eingetragener, registrirter Almosenempfänger dagegen arbeitet sich annähernd so schwer in die Höhe wie ein „Vorbestrafter“.

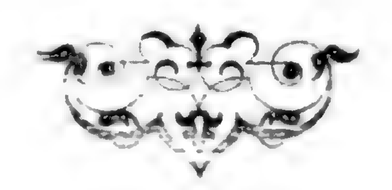
Die Arbeitscheu wird durch die Bettelei bestärkt, sagt man. Bestärkt nicht; wohl aber wird den Arbeitscheuen geholfen. Ist Das nicht Menschenpflicht?

Wer von uns wäre noch nicht unter den Gebildeten (namentlich Frauen) charakteristischen Typen Arbeitscheuer begegnet? Die mageren unter ihnen beginnen ihren Tag mit dem Frühstück im Bett; sie lesen die Morgenbriefe; eine Stunde Gesichtsmassage; Morgentoilette; zweites Frühstück; kurzer, langsamer Spazirgang; Vortrag im Viktorialyceum über Etwas, das man zu verstehen bestrebt ist; Lunch. Und so weiter. Die korpulenteren beginnen den Tag mit einem zwei bis drei Stunden langen Entfettungmarsch durch den Thiergarten; dabei stören sie nicht selten eine Freundin, die vormittags sehr viel zu thun hat. Folgt eine Stunde Hüftenmassage; Vortrag im Viktorialyceum; Lunch. Und so weiter. Diese und ähnliche Typen wären rettunglos verloren, wenn sie nicht betteln gehen dürften. Sie nähren sich ihr Leben lang von der Mildthätigkeit ihrer Freunde. Die legen für sie zusammen. Jeder giebt ihnen ein Stückchen seiner Persönlichkeit, so daß die Aermsten eben existiren können; denn sie sind pathologisch zwar in ihrer Zerfahrenheit und inneren Haltlosigkeit, aber oft reizvoll und nicht unsympathisch, — man kann sie unmöglich umkommen lassen. Hätten sie nicht produktive oder amusante Freunde, sie würden, ob ledig, ob Familienmütter, in irgend einer Form zu Grunde gehen.

Warum sollen wir nun so hart sein und die Arbeitscheuen der untersten Schicht verdammen, da doch auch sie pathologisch oder vielleicht nur atavistisch sind? Denn vor dem Sündenfall gab es noch nicht den Begriff des Fleißes. Die Welt ist aber heute dem Paradiese so fern, daß der Faule, also der ursprünglich paradiesische Mensch, der sich nur sonnt und wartet, bis die Früchte reifen, eben so als pathologisch betrachtet werden muß wie Einer, der nackt gehen will. Man bringt ihn in eine Maison de santé — das verlorene Paradies — oder, wenn der Anblick minder verletzend ist, sorgt die Menge für ihn; er wird eben Almosenempfänger.

Unser Leben ist im Ganzen so hoffnunglos ungefährlich geworden. Der einst so köstlich kühne Begriff des Abenteuers ist verloren gegangen oder in Verruf gekommen. Man versichert sein Leben, seine Brandschäden, seine Einbrüche (in England sogar Zwillingsgeburten); man ist vorsichtig bis zur Widerlichkeit. Erhalten wir uns doch diese eine kleine, bescheidene Gefahr: daß dann und wann ein „Unwürdiger“ uns anbettelt. Es ist sicher weniger bedauerlich, daß ein Schwindler ein Almosen empfängt, als daß ein Würdiger vor lauter Würde in seiner Kammer allmählich und einsam verhungert.

Sabine Lepsius.



Anzeigen.

Die Kunst unserer Zeit. Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, München.

Unzählige Blätter und Zeitschriften popularisiren in Deutschland die Kunst. Ihr Charakter ist vorwiegend illustrativ und ihr gemeinsamer Stammbaum „Die Gartenlaube". Die neuere Reproduktiontechnik hat zur leichteren Verbreitung der künstlerischen Werke viel beigetragen. Unter den Blättern, die als wirkliche Annalen des modernen Kunstlebens gelten können, sind erstens solche, die mit dem wandelnden Geschmacke gehen und alle Erscheinungen aufgreifen, einerlei, welcher Richtung sie angehören. Die Absicht dabei ist, das Publikum von Allem zu unterrichten, was in den Werkstätten, in den Ausstellungen und im Kunsthandel vorgeht. Ihre Berichterstattung hat einen vorwiegend feuilletonistischen Charakter, und etwas in mancher Beziehung mit den Börsenberichten und Modejournalen Gemeinsames. Ihre besondere Bedeutung liegt im raschen Umsetzen künstlerischer Werthe und in der Aufspeicherung statistischen Materials für den Kunsthistoriker. „Die Kunst unserer Zeit", die seit dreizehn Jahren in unserem Verlage erscheint, repräsentirt die andere Gattung, die in vornehmer Ausstattung Erzeugnisse des künstlerischen Schaffens wiedergiebt. An die Stelle der Illustration tritt eine mit größter Sorgfalt ausgeführte Reproduktion, worin die Eigenart und der technische Charakter des Bildes voll zur Geltung kommt. Das auf photographischer Grundlage beruhende Verfahren läßt die malerischen Qualitäten deutlich erkennen und kann als ausreichendes Hilfsmittel für das Studium der Originale gelten. In literarischer Hinsicht folgt die Zeitschrift dem modernen internationalen Kunstleben und registrirt getreulich alle wichtigeren Ereignisse und Veranstaltungen. Dennoch bemüht sich die Leitung, inmitten der Hochfluth und Ueberproduktion auf künstlerischem Gebiete einen bestimmten Kurs einzuhalten. Ihre Tendenz ist einem Magneten vergleichbar, der immer auf einen Ausgangspunkt, in unserem Falle auf die Tradition, hinweist. In der Form von Essays oder Monographien werden die Leser mit den typischen Erscheinungen auf dem Kunstgebiet, jedoch fast ausschließlich auf dem der Malerei, bekannt gemacht. Der Textlaut soll dabei, wie eine ruhige Musik, möglichst wenig störend hervortreten, während der Beschauer von Bild zu Bild weitergeht.

München. Franz Hanfstaengl.

*

Amiens-St. Quentin. — Le Mans. Beide illustrirt von Speyer. Karl Krabbes Verlag, Stuttgart. Preis jedes Bandes 1 Mark.

Auf vielfaches Begehren habe ich meinen früheren Schlachtdichtungen aus dem deutsch-französischen Krieg als Schluß noch die Kämpfe der Nordarmee und die „Sieben Tage" von Le Mans angegliedert. Unparteilich wäge ich die Leistungen beider Heere ab. Die unglückliche zweite Loirearmee zeigt sich in günstigerem Licht als bisher, während ich in das unbedingte Loblied auf die französische Nordarmee nicht einzustimmen vermag. Besonders Faidherbes hebt sich ziemlich unvortheilhaft, handelnd und redend, von seinem Gegner Goeben ab, dessen eigenartige germanische Heldengestalt mit liebevoller Sorgfalt, wenn auch nicht ohne kritische Einwände gegen Ueberschätzung, gemalt ist. Chanzys Energie und die

seines wackeren Unterführers, des Seemannes Jauréguiberry, wird gebührend beleuchtend. Aber die deutsche Kraft tritt überwältigend hervor. Sowohl die Brandenburger bei Le Mans als Rheinländer und Ostpreußen im Norden Frankreichs können mit dem Ruhmeskranz zufrieden sein, den ich ihnen flechte. Auch die Tüchtigkeit anderer Stämme, die an diesen Kriegsthaten theilnahmen, wird nach Verdienst anerkannt. Stärkeverhältnisse und Verluste sind genau geprüft.

Aspern. Illustrirt von Thöny. Preis 5 Mark. — **Waterloo.** Illustrirt von Thöny (454 Seiten). Preis 8 Mark.

Die beiden schwersten Schlachtkatastrophen der napoleonischen Zeit habe ich in den Kreis dichterisch wissenschaftlicher Betrachtung gezogen. Realistik der Detailmalerei und Charakteristik paart sich mit dem Pathos weltgeschichtlicher Tragik. Ich biete hier das Ergebniß ernster kritischer Forschung. Jeder Historiker, jeder Kriegsforscher, jeder Soldat, der kritische Wahrheit sucht, dürfte hier deshalb seine Rechnung finden, eben so aber auch der Leser, der dichterische Anregung wünscht. Alle Hauptpersonen dieser Schlachtendramen sind genau individualisirt. Ich suche Napoleon so zu sagen bei der Arbeit auf. Von wahrhaft weltgeschichtlichem Odem umweht, ragt diese Gestalt aus den Gewittern von Aspern, Ligny und Waterloo in magischer Beleuchtung empor.

Wilmersdorf. Karl Bleibtreu.

❦

Peter Michel. Roman von Friedrich Huch. Alfred Janssen, Hamburg.

Wenn man die Romane, die in den letzten drei oder vier Jahren erschienen sind, heute vorurtheillos betrachtet, so erscheinen die besten unter ihnen als Vorläufer und Verkünder irgend eines kommenden Werkes. Sie sind alle einseitig, sowohl die realistischen wie die romantischen und diejenigen, welche man die psychologischen genannt hat, und gerade diese Einseitigkeit macht sie interessant und lesenswerth, diese bewußte, mehr oder minder geistvolle Uebertreibung nach einer Seite hin, nach einer bestimmten neuen Seite hin, von der man jetzt mehr zu wissen glaubte oder mehr wußte als früher, in der Zeit größerer Dichter. Zu einem einheitlichen, zusammenfassenden Kunstwerk schien Alles zu fehlen: die Kraft, die Zeit und die Unbefangenheit. Und nun ist dieses Kunstwerk, dessen Erscheinen auch die Optimisten unter den ernsteren Kritikern in unbestimmte Zukunft verlegten, da, ist unter uns, und Jeder kann es befühlen und sehen, daß es wirklich und am nächsten Morgen nicht verschwunden ist, sondern an dem Platze liegt, wo er es verließ, als er sich in tiefster Nacht schwer und in seltsamer Erregung davon trennte. Ich glaube nicht, daß dieses Buch an Einem von Denen, die es in die Hand nehmen, spurlos vorübergeht. Es redet Jeden an, obwohl es sich an Keinen wendet, und läßt Keinen mehr los, obwohl es ihn gleichsam nur mit dem kleinen Finger hält, mit irgend einem einfachen Satz, mit irgend einer Unaussprechlichkeit, die ausgesprochen ist, mit irgend einer Ueberraschung, die so selbstverständlich vor sich geht wie Alles in diesem Buche, in dem nur Selbstverständliches geschieht. Wie Zufälle stehen die Ereignisse neben einander und die Menschen gehen durch sie durch, selbst wie Zufälle, von einander getrennt, wie eben ein Zufall vom anderen getrennt ist, allein, wie Kinder allein sind unter Erwachsenen, traurig

wie Träumer und empfindlich wie Schlaflose, — und das Leben, das Leben rinnt ihnen durch die Finger wie Sand und wächst wie ein Sandberg vor ihnen auf, immer höher und höher, bis sie schließlich dahinter verloren gehen. Von solcher Art ist die Tragik dieses Buches, die mir mehr zu sein scheint als die Tragik einer bestimmten Zeit, während das viele Komische, von dem das Buch erfüllt ist, an der Zeit zu hängen und aus ihren Kleinheiten aufzuwachsen scheint. Denn es ist viel Anlaß zum Lachen und viel Grund zum Weinen und zum Nachdenken in diesem Buch, wie im Leben zu Alledem täglich Anlässe sind; nur werden sie uns durch diesen Roman so gebieterisch auferlegt, daß wir sie ausnützen müssen, während sie im Leben an unserer Trägheit oder Zerstreutheit so oft vorübergehen. Das Buch heißt Peter Michel. In seinen ersten elf Kapiteln erfahren wir die Geschichte Peters von seiner Kindheit bis zu seiner Verheirathung. Das zwölfte und letzte Kapitel zeigt uns Peter zu einer Zeit, wo er von sich selbst, von dem Peter der elf Kapitel, nur sehr wenig mehr weiß: er hat zwei Kinder und Ernestine Treuthaler ist eine brave Hausfrau. Der Sandberg vor ihm ist ganz groß geworden, so groß, daß er nicht mehr darüber weg sehen kann; aber vorher, in dem größeren Theil des Buches, sehen wir diesen Zufall Peter als die Ursache von glücklichen und unglücklichen Stunden, als einen Anlaß zu manchen Veränderungen sich auf dem kleinen Stück Welt bewegen, das er in Aufregung bringt und beschwichtigt und das auf ihn zurückwirkt, wie Masse auf Masse wirkt, mit seinen tausend Gesetzen und Zufälligkeiten und mit seinen Menschen, die alt werden und eingehen und sich bescheiden. Und obwohl allen Gestalten dieses Buches gemeinsam ist, daß sie alt werden und eingehen und sich bescheiden, ist doch gar nichts Einseitiges in diesem Buch; im Gegentheil: wollte man das Bezeichnende seiner Art in Kürze feststellen, so müßte man sich entschließen, zu sagen, daß Alles in diesem Buch ist, von der Katastrophe bis zum Aperçu und von der breiten Komik, die absichtlich banal und derb wirkt, bis zu jenen feinsten und leisesten Ereignissen, Freuden und Enttäuschungen, Entfremdungen und Harmonien, bei deren Eintreten die Sprache machtlos bleibt und der Zeiger der Worte keinen Ausschlagswinkel mehr aufweist. Ich habe nie für möglich gehalten, daß Dinge, Stimmungen, Uebergänge, wie dieses Buch sie in reicher Menge enthält, ausdrückbar sind, es sei denn, daß man das schwer ausdrückbare Motiv zur Hauptsache macht, eine Skizze, eine Novelle, ein Gedicht dafür schreibt, also einen ganzen Apparat von Hilfsmitteln in Bewegung setzt, um ihm beizukommen. Davon ist aber hier gar nicht die Rede. Als ob es das Allereinfachste wäre, spricht dieses Buch von ganz leisen Vorgängen, Zusammenhängen und Anklängen in seinen kurzen Sätzen, die lauter Thatsachen zu enthalten scheinen. Auf Allem ruht die gleiche Betonung; mit Recht: denn Alles ist wichtig in diesem Buch und, trotzdem Alles zufällig scheint, voll Gesetzmäßigkeit. Eins hält das Andere im Gleichgewicht und die Erregung seiner bewegten Momente scheint über dem Ganzen wirksam zu sein, eben so wie die Wehmuth seiner traurigen Stellen über alle dreihundertfünfzig Seiten sich wie Mondlicht auszugießen scheint. Und da drängt sich denn ungestüm die Frage nach dem Künstler auf, nach dem Zusammenfasser und Ordner und Gesetzgeber. Ich weiß nichts von ihm. Er heißt: Friedrich Huch.

Westerwede. Rainer Maria Rilke.

Meine Ausweisung.

Für meine persönlichen Angelegenheiten die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, würde ich gern vermeiden; nicht, weil ich eine Kontroverse darüber scheue, sondern, weil Personalien von der Art der meinen immer Etwas von Dem haben, was Goethe im Auge hatte, als er sagte: Die Geheimnisse der Lebensführung kann man nicht offenbaren. Ich weiß nicht, aber ich vermuthe, daß dies Urtheil Goethes nicht ohne Beziehung ist zu dem Versuch Rousseaus, dessen „Bekenntnisse" von einer Nachahmung auch einen Mann abschrecken müßten, der über Rousseaus Stil, über seine leidenschaftliche Wärme verfügte. Aber es ist nicht meine Schuld, daß ich mit meinen Personalien wieder auf dem Markt stehe. Die königlich preußische Polizei, nicht zufrieden mit dem harten Urtheil der Gerichte über mich, hat mich — $3^1/_2$ Jahre nach meiner Entlassung aus der Strafanstalt, 7 Jahre nach meiner Verurtheilung — aus Berlin und dessen Vororten ausgewiesen. Dadurch glaube ich, verpflichtet zu sein, den Rücksichten auf meine eigene Person gänzlich zu entsagen, mich meiner eigenen Geschichte und meiner schmerzhaften Erinnerung an sie gewissermaßen zu entäußern und diese Geschichte Jenen zu vermachen, die im Gewirr urtheilloser Gegenwarten die Erbfolge der Befreiung vertreten, jener unsichtbaren Kirche, die mehr als alle pragmatische Historie das Bindeglied zwischen der Vergangenheit unseres Geschlechtes und seiner Zukunft ist. Ich glaube, dazu verpflichtet zu sein, nicht nur im Interesse von Menschen, die elender sind als ich, sondern vor Allem der einzigen Instanz zu Liebe, deren Stuhl und Würde das Leben lohnend und die Geschichte der Menschheit erträglich machen. Nur die Thorheit könnte mir vorwerfen, Das sei unbescheiden von mir gedacht. Der Bund der menschlichen Evolution umfaßt neben den Heroen der That und des Geistes auch Träger des Leides. Als ein Opfer herrschenden Widersinns fühle ich mich berechtigt, an den Stuhl der Vernunft und den Richterspruch Derer zu appelliren, die nicht stumpf und stumm bleiben können, wenn sie ihr Geschlecht und ihr Zeitalter im Dunkeln irren sehen.

Dennoch will ich nicht das Mitleid wachrufen, sondern die kräftigen, die rüstigen Regungen jenes Vertrauens, das, nie befriedigt von der Gegenwart, von der Zukunft Alles erwartet und selbst in den ärgsten Fesseln und mächtigsten Vorurtheilen unseres Geschlechtes nur verurtheilte Rudimente erkennt, das Erbe einer Vergangenheit, die sich nicht behaupten kann gegen das „einzige" Geschichtgesetz, gegen die Entwickelung.

Bei meiner Ausweisung kommen zwei Dinge in Betracht: meine „öffentliche", politische Thätigkeit und meine Kriminalität, meine beiden „Vergangenheiten." Wie in mir, so wird auch in Anderen wahrscheinlich

sowohl jene als diese gemischte Gefühle und Urtheile hervorrufen. Auf der einen Seite erkenne ich in beiden Seiten meiner Vergangenheit Irrthümer, Fehler, auf der anderen sehe ich nicht ein, wie ich, unter den Umständen, die mich bestimmten, solche Fehler vermeiden konnte, ja: vermeiden durfte.

Meine politische Thätigkeit hat in jedem Jahr auf anderen Grundlagen geruht, aber sie ist in ihrer Richtung nie durch etwas Anderes bestimmt worden als durch meine Einsicht, meine Ueberzeugung. Ich war siebenzehn Jahre alt, als ich Schriftsteller wurde. Meine erste Arbeit erschien in der „Sozialkorrespondenz“ des Geheimraths Böhmert in Dresden und behandelte die Frage, was für die norddeutsche Hochseefischerei geschehen solle und warum durchaus Etwas geschehen müsse. Damals — es ist bald ein Vierteljahrhundert her — fehlte es im Uebrigen an jeder öffentlichen Aufmerksamkeit für diese Frage; bald nachher wuchs diese Aufmerksamkeit und ich darf feststellen, daß meine Vorschläge fast ohne Ausnahme durchgeführt worden sind. Ohne eine starke Fischereiflotte hat bisher kein zur See mächtiges Volk existirt. Aber es war nicht dieser nationale Gesichtspunkt, der mein Interesse fesselte, sondern der ökonomische. Meine Umgebung, meine Familie, meine friesischen Stammesgenossen wurden eben in meinen Knabenjahren aus ihrem Besitz, aus einer zwar mühsamen und einfachen, aber doch werthvollen Selbständigkeit und Unabhängigkeit verdrängt. Jeder Schlot, der auf der See auftauchte, löschte das Herdfeuer unabhängiger Kapitäne aus, die auf eigenen Seglern an der europäischen Küste Seefahrt trieben.

Um die selbe Zeit wirkte die wirthschaftliche Krise der siebenziger Jahre. Ich sah eben jene Flotte von Dampfern, die so unheilvoll in das Leben der friesischen Kapitäne eingegriffen hatte, selbst zur Unthätigkeit verdammt, im Hafen liegen. Diese beiden Erfahrungen machten mich zum „Reaktionär“. Ich entschied mich gegen die industrielle Revolution und für die dem friesischen Stammescharakter besonders zusagende wirthschaftliche Unabhängigkeit des Einzelnen auf kleinerer Grundlage des Betriebes. Ein Onkel predigte mir einen friesischen Spruch: Lieber ein kleiner Herr als ein großer Knecht. Er hatte dabei die Offiziere und Kapitäne des Norddeutschen Lloyd im Auge, zu denen später mein Vater und meine Brüder übergegangen sind. Diese und andere Motive führten mich Ende der siebenziger Jahren — vor meinem zwanzigsten Lebensjahr — in die reaktionäre Welle, die damals sich zu erheben anfing. Aber ich hatte früh Lassalles Reden kennen gelernt und hatte einen Tropfen demokratischen Oels in mir. Diese Mischung führte mich unter jene Konservativen, die aufs Aeußerste sich empören, wenn man ihr politisches Programm mit Regirungfrömmigkeit verwechselt, also zur „äußersten“ Rechten, wo die Leute saßen, die sich auch vor Bismarck nicht beugten. Ich war in der Agitation erfolgreich. 1887 rief mich Stoecker nach Berlin, um

die Zeitung „Das Volk" zu gründen, die ich ein Jahr lang redigirte. Mitarbeiter war damals (wie später Redakteur) Herr von Gerlach. Als die deutsch-soziale antisemitische Partei begründet wurde, betheiligte ich mich zunächst als Gast. Später trat ich der Partei bei und eroberte mir 1893 den hessisch-thüringischen Wahlkreis Eschwege-Witzenhausen-Schmalkalden. In diesen Jahren entwickelte ich mich immer mehr nach links. Ich habe bei der Begründung der deutsch-sozialen antisemitischen Partei mitveranlaßt, daß die Aufhebung des Sozialistengesetzes im Programm gefordert wurde, und auf meine durch Gerlach vermittelte Bitte redete Stoecker auf dem ersten Tivolitage der Konservativen in Berlin gegen eine Stelle im neuen Parteiprogramm, die für die Wiederherstellung des Sozialistengesetzes eintrat. Der Satz wurde aus dem Entwurf gestrichen.

Es ist im Grunde albern, daß man sich gegen den „Vorwurf" der Entwickelung in politischen Dingen vertheidigen muß. Starrheit seiner politischen Ansichten ist in der Regel weit eher ein Vorwurf für einen Mann. L'homme brut ne change pas; der Idiot allein bleibt, was er ist. Die Verschiedenheit des Wissens, der Erfahrung, des Temperamentes, der Zeitumstände und ihrer Forderungen erklärt, daß der Mann von vierzig Jahren anders urtheilen muß als der zwanzigjährige Jüngling. Die Frage kann nur sein, ob solche Entwickelung der fortschreitenden Einsicht eines ehrlichen Mannes oder der elenden Absicht des Strebers entspringt.

Ende 1894 wurde ich zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil ich in einem Ehescheidungprozeß wissentlich falsch geschworen hatte. Die näheren Umstände mag ich nicht erörtern; man wird vielleicht später erfahren, wie wunderlich und unglaublich diese Umstände waren, daß meine Aussage zwar falsch, aber an ihr gerade ein Theil richtig war, von dem Alle das Gegentheil vorausgesetzt hatten und heute noch glauben. Dies nebenbei. Die Aussage war falsch und wissentlich falsch.

Man hat mir — ohne jeden Beweis — in den Strafmaßgründen vorgeworfen, ich hätte aus Rücksicht auf mich selbst gehandelt. Das ist an sich ohne Sinn; ich kannte das Leben genau genug, um zu wissen, daß mich auch eine schlimmere Wahrheit als die zu bekennende nicht unmöglich gemacht hätte. Außerdem lag, als ich meinen Eid leistete, die Sache so, daß mir die Wahrheit ganz und gar keine Schande machen konnte. Dies ist inzwischen gerichtsnotorisch und aktenkundig geworden durch den zweiten Prozeß gegen mich, in dem ich wegen Verleitung zum Meineid verurtheilt wurde. In diesem Prozeß bin ich unschuldig verurtheilt worden. Meine Mitangeklagte erklärte, den Thatsachen gemäß, daß ich sie gewarnt habe, meinem Beispiel zu folgen. Meine Verurtheilung ist erfolgt auf Grund der Rechtsansicht vom „Versuch am untauglichen" — also in diesem Falle

am ohnehin entschlossenen — „Objekt." Aber selbst dieser Rechtsgrundsatz wurde in meinem Fall falsch angewandt, wie leicht nachzuweisen wäre, wenn es hier nicht zu weit in juristische Deduktionen führte. Ich lege darauf weniger Gewicht als auf den Umstand, daß ich nicht den Halunkenstreich begangen habe, auf eine Frau einzureden, daß sie zu meinen Gunsten sich eines Meineides schuldig machen solle.

Zu dem falschen Eid, den ich geleistet habe, war ich ohne Bedenken und ohne Erwägung entschlossen; er war unmittelbar vom Gefühl und von dem im Gefühl wurzelnden Gewissen diktirt; geschwankt habe ich nicht einen Augenblick. Aber auch die vernünftige Ueberlegung würde mich nicht anders gestimmt haben, denn ich habe seitdem und auch während der Gefangenschaft keine Sekunde bereut, was ich gethan habe, sondern ich bin heute, wie damals, klar darüber, daß ich nur als vollkommener Schurke anders handeln konnte. Ich müßte den Mann beklagen, der anders denkt. Es ist fast ein Gemeinplatz, daß Legalität und Moralität sehr verschiedene Dinge und oft im Streit mit einander sind. Rudolf von Ihering hat den geistreichen Versuch gemacht, die zerspaltenen Gebiete der Moral auf ihre gemeinsame Wurzel, den Zweck, zurückzuführen und das erstarrte „Recht" damit in Fluß zu bringen. Aber was im Schriftthum schon trivial klingt, ist praktisch, im Leben des Volkes, des Staates, der Menschheit, noch fast gänzlich ohne Existenz. Nur in religiösen und politischen Bewegungen wird jene Lehre That und Leben. Man gesteht politischen und religiösen Opfern des Konfliktes zwischen Legalität und Moralität die Ehre des Martyriums zu. Wegen des falschen Eides, den ich geleistet habe, nehme ich diese Ehre in Anspruch, und wenn man sie mir verweigert, so genügt es mir, sie mir selbst zuzuerkennen.

Einsehen gelernt aber habe ich, daß es etwas Furchtbares ist, wenn auch wider Wollen und Wissen, mitschuldig zu sein an der Trennung einer Mutter von ihren Kindern, daß diese Mitschuld ans Leben geht.

Während der $3^1/_3$ Jahre meiner Gefangenschaft bin ich sehr demokratisch geworden. Für Neigungen, die ohnehin in mir lagen, war der furchtbare Zwang, in dem sich mein Leben bewegte, Treibhausluft. Ich habe mich, wie bezeugt und aktenkundig ist, mit der äußersten Entschlossenheit dem Zwange unterworfen — durchaus nicht mit Schlaffheit —, aber das Nachdenken und das Gefühl flossen in einander, um mein Wesen zur Empörung gegen Zwang und Schablone aufzureizen. Die Wirkungen der Einsamkeit sind Unerfahrenen nicht zu schildern. In mir haben sie zwei Weltansichten zur Reife gebracht: die demokratische und die künstlerische. Die Wirkung dieser Wirkung war, daß ich an sozialdemokratischen Blättern als Mitarbeiter thätig wurde und daß ich einen Band Gedichte herausgab. Menschen der verschiedensten Klassen sind mir mit der äußersten Artigkeit begegnet; eine capitis diminutio

abzulehnen, habe ich nur selten nöthig gehabt, obwohl ich mit offener Karte spielte. Aber auch in allen Parteien, vor Allem in einem Theil der sozialdemokratischen, ist mir die offene Ablehnung begegnet, die mir lieber ist als die Forderung einer Degradation.

Eines Tages veröffentlichte ich in der „Welt am Montag“ einen Aufsatz über „Kriegervereine“. Weil ich nicht läppisch genug war, den Vorbehalt zu machen, daß es in den Kriegervereinen sehr viele respektable Leute giebt, klagten einige Generale, Beamte und Private gegen mich wegen Beleidigung. Die Strafkammer sprach mich frei, das Reichsgericht hob das Urtheil auf und ich werde mich noch einmal vor der Strafkammer zu verantworten haben. Der Prozeß hatte die Folge, daß meine Strafakten an den Amtsvorsteher von Wilmersdorf geschickt und ich — nachdem ich in berliner Vororten mehr als zwei Jahre gewohnt hatte — auf Grund eines Gesetzes vom Jahr 1842 aus Berlin und Vororten ausgewiesen wurde. Nach diesem Gesetz sind mit Zuchthaus bestrafte Leute ganz dem Ermessen der Polizei preisgegeben, während Personen, die mit Gefängniß bestraft sind, der Ausweisung verfallen können, wenn sie „der Sicherheit und der Moralität“ gefährlich scheinen. Die berliner Polizei hat denn auch wegen politischer Vorstrafen Menschen ausgewiesen. Als mir der Ausweisungbefehl vorgelegt wurde, las ich in der Akte: „Schreibt für sozialdemokratische und andere Blätter.“ Das Oberverwaltungsgericht hat die Verfügung bestätigt. Das alte Gesetz besteht ja zu Recht, wie so viele vormärzliche Gesetze, wie nach der Meinung eines Juristen in Südhannover das zweihundertjährige „Gesetz“, das dem Bauern verbietet, ohne Erlaubniß der Regirung auf seinem Hof einen Baum zu fällen.

Aus zwei Gründen bin ich der Meinung, daß die hier geschilderten Vorgänge jeden Mann von Kopf und Herz angehen. Zunächst wegen des Konfliktes zwischen gesetzlicher und sittlicher Forderung. Frankreich und andere Kulturstaaten kennen Eide solcher Art nicht; und kein Staat sollte sie kennen. Für die sittliche Qualität eines Menschen ist sein Verhalten zum Strafgesetz manchmal bedeutunglos, manchmal aber sogar in ganz anderer Richtung bedeutsam, als das Vorurtheil annimmt. Schiller hat, als er der Schaubühne moralische Aufgaben zuschrieb, Eins vor Allem von ihr erwartet: daß sie eine menschlichere Ansicht vom Verbrechen verbreiten werde. Ihn trieb zu dieser jugendlich enthusiastischen Regung die von Rousseau entlehnte Einsicht, daß der von großen Motiven zum Verbrechen Gedrängte der geborene tragische Held sei. Das Publikum, das Karl Moor beklatscht, spürt nicht die Ohrfeigen, die es selbst in dem Stück empfängt.

Daß man aber der Polizei eines Kulturstaates im zwanzigsten Jahrhundert, hundertundfünfzig Jahre nach Beccaria und den kriminalpolitischen Literatoren des achtzehnten Säkulums, erst noch sagen muß, ihre Aufsicht

und ihre Ausweisungen seien nur geeignet, Verbrecher zu züchten: Das ist beschämend. Ich ertrage mein Geschick ja am Ende. Aber ich erinnere mich eines armen Menschen, der nach seiner Entlassung aus der Strafanstalt voll Angst an den Pastor schrieb: „Helfen Sie! Die Polizei zwingt mich, zu stehlen." Er war aus vielen Städten verjagt worden. Der Minister hatte ein Einsehen, als die Strafanstaltbehörde den Brief einschickte. Dieses Beispiel ist nicht vereinzelt. Und wenn die Unbill, die ich leide, solchen Verfolgungen der Elendesten ein Ende macht, dann will ich ein Fest feiern.

Sollte es nicht Menschen in Preußen geben, denen die gegen mich veranstaltete Jagd so unsanft die Ruhe stört, daß sie dafür sorgen, die Polizeigesetze der absolutistischen Zeit aus dem „Recht" eines Staates zu tilgen, der human und civilisirt genannt werden will? Hans Leuß.

Onze dappern burgers.

Eins mans red ist eine halb red;
man sol die teyl verhören bed.

In der „Zukunft" hat der Lieutenant a. D. Gentz, der jetzt in Deutsch-Südwestafrika weilt, das Verhalten der dappern burgers einer Kritik unterworfen, die sich vernichtender anhört als alle englischen Lydditbomben, Shrapnels und Lee-Medford-Geschosse zusammen. Ich würde dem Herrn brieflich meine abweichende Meinung auseinandersetzen, wenn ich die Gewißheit hätte, daß der Brief überhaupt in seine Hände käme. Aber der englische Censor in Port-Nolloth und die Buren um Port-Nolloth herum haben auch noch ein Wörtchen mitzureden. Ich wähle unter diesen Umständen den kürzesten Weg, um an die Oeffentlichkeit zu treten, indem ich mir das Wort von dem Herausgeber der „Zukunft" erbitte. Auch meine Rede ist nur eine halbe, macht keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit, aber sie kann doch vielleicht ergänzen.

Zunächst einige Einzelheiten. Bei Elandslaagte haben nicht 85 Deutsche mitgekämpft, sondern 50, vielleicht 52. Auch haben niemals 6000 Deutsche, von denen 1500 erst herbeigeeilt kamen, um mitzustreiten, in der Burenarmee gefochten, wie Gentz nach „offiziellen Listen" angiebt. Die Zahl ist viel zu hoch. Reitz, den ich, wie Jeder, der diesen Mann auch nur flüchtig gesehen hat, hoch schätze, ist nicht „der ärmste Beamte Transvaals", sondern er ist der bestbezahlte nach Leyds. Das vereinigte Ausländercorps unter Villebois-Mareuil, von dem Gentz spricht, ist nur ein frommer Wunsch gewesen und geblieben. Andere Kleinigkeiten übergehe ich, um nicht Raum zu verschwenden.

Meine äußeren Schicksale sind ähnlich wie die von Gentz. Ich habe nach Ausbruch des Krieges eine wohlbezahlte Oberlehrerstelle hier in Deutschland aufgegeben, bin auf eigene Kosten nach Südafrika hinübergegangen, habe auf eigene Kosten mitgefochten und bin nach zweimaliger Typhuserkrankung hierher zurückgekehrt, ohne je einen Pfennig baaren Geldes erhalten zu haben. Irgend

einen äußeren Grund, Gutes über die Buren zu reden und nach der heutzutage beliebten Melodie Alles zum Besten zu kehren, habe ich also nicht. Enttäuschungen habe ich auch erlebt, wie Gentz. Dennoch kann ich im Großen und Ganzen nicht die selben Schlüsse daraus ziehen wie er.

Er setzt den Ausdruck „stammverwandte Brüder" in Anführungstriche und setzt in eine Anmerkung darunter mehrere unter den Buren vorkommende französische Familiennamen, um seine gelinden Zweifel an der Stammesverwandtschaft auszudrücken. Nun: man nehme nur die Rang- und Quartierliste unserer Armee zur Hand und man wird auch eine Menge französischer Familiennamen finden. Kein Wunder. Adelige Hugenotten, wahrhaftig nicht die schlechtesten Glieder des französischen Volkes, sind hüben in Deutschland, drüben in Afrika zu gleicher Zeit Bringer und Träger einer höheren Kultur geworden, weil der bigotte Ludwig XIV. sie aus ihrem Vaterlande trieb. Durch die Beimischung dieses edelsten französischen Blutes sind wir so wenig wie die Buren schlechtere Deutsche geworden. Und seit ich die Buren von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, bin ich, mehr als durch gelehrte Beweise, überzeugt, daß es wirklich stammverwandte Bauern sind, die mit dem internationalen Kapitalismus und dem britischen Imperialismus um die Herrschaft in Südafrika ringen. Als ich vor zwei Jahren in Komatipoort die ersten Buren kennen lernte, breitschulterig, mit gleichgiltigen Mienen, langsam in ihren Bewegungen, ungelenk in ihrer Sprache, kannte ich nur erst Lagarde und noch nicht Gobineau. Aber auch so wurde ich der Gewißheit froh, daß in Südafrika Verwandte wohnen. Welchem Sohn niederdeutscher Erde könnten Worte fremd vorkommen wie: Daar is lecker waater! Ons zal vecht tot die laatste man! Ons moet tegen die engelsche treck! Ons kan wacht! Wenn wir bis dahin um der Abenteuer und Gefahren willen kämpfen wollten: von diesem Augenblick an lebte in unseren Herzen ein anderes Gefühl. Wir wußten, daß wir für die deutsche Sprache, für deutsche Frauen und für deutsche Kinder das Gewehr in die Hand nahmen. Ueber diese „alldeutsche" Schwärmerei kann Jeder lächeln oder lachen, so viel er lustig ist. Mir schmeckt sie recht bitter, seit „stammverwandte" Frauen und Kinder ungerächt in den Konzentrationlagern verschmachten. Ich fühle mich dem südafrikanischen Bauersmann eher im Wesen gleich, trotz all seinen Unvollkommenheiten, als dem englischen Gentleman im Sportanzug oder den jüdisch-deutsch-englischen Aristokraten wie Beit, Wernher, Philipps und Konsorten.

Recht unbrüderlich haben nach Gentzs Meinung die Buren gehandelt, da sie zunächst Freiwilligen, insbesondere Offizieren, „entsprechende Stellungen" versprachen und sie nachher „unwürdig" und „nur mit Spott und Verachtung" behandelten. Welche Beweise hat er für den ersten Theil seiner Behauptungen, nämlich dafür, daß die Buren Freiwillige angelockt haben? Mich hat Niemand angelockt, eher abgeschreckt. Mir hat Leyds auf meine Anfrage im Oktober 1899 sofort zurückgeschrieben, daß die Südafrikanische Republik (Transvaal) Freiwillige nur einstelle, wenn sie auf eigene Kosten hinüberführen. Irgend eine Bezahlung, irgend eine entsprechende Stellung oder Dergleichen hat er mir nicht in Aussicht gestellt. Leyds hat ganz ehrlich und unumwunden geantwortet, nicht mir allein, sondern auch anderen meiner Feldzugsbekannten. Nicht einen einzigen Transvaalfahrer kenne ich, dem ein berufener Burenvertreter in Europa Goldene

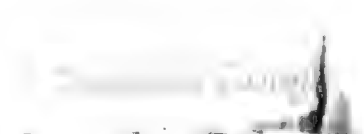
Berge oder Ehrenstellen versprochen hätte. Erst möchte ich daher genügende Beweise sehen. Um Ausländer anzulocken, haben nach Gentzs Ansicht die Buren das Bürgerrecht freigebig verliehen. Das ist gar nichts Besonderes. Auch bei anderen Gelegenheiten haben die Buren Allen, die mit ihnen zu Felde lagen, das Bürgerrecht gegeben, so im Malobochkriege. Als Leimruthe für Gimpel haben die Buren das vielumstrittene Bürgerrecht nie angesehen. Obgleich sie also Keinen angelockt und Keinem Etwas versprochen haben, sind doch Hunderte von deutschen Männern und Jünglingen hinübergegangen, um für Freiheit und Recht mitzufechten und nebenbei etwas Neues zu sehen und zu hören. Kein Mensch wird es deutschen und anderen Offizieren verdenken, wenn sie in der Front der Burenarmee ihren Fähigkeiten entsprechende Verwendung und Gelegenheit, ihre Kriegswissenschaft zu bethätigen, suchten. In dieser Hoffnung hat sich Mancher recht bitter getäuscht. Ich selbst konnte solche Hoffnung nicht hegen; denn ich habe von meinem militärischen Können, das über das eines sogenannten Sommerlieutenants nicht hinausgeht, keine übertriebene Vorstellung. Trotzdem — oder gerade deshalb — kann ich Gentz und anderen früheren aktiven Offizieren, die mehr militärische Fähigkeiten und Kenntnisse haben als ich, ihre bittere Stimmung nachfühlen. Sie hatten ein gutes Recht, ärgerlich zu sein.

Aber ein unbefangener Leser wird, glaube ich, aus den Ausführungen Gentzs kaum herauslesen, weshalb man die europäischen Offiziere nicht auch bei den Buren als Offiziere anstellte. Die Hauptsache erwähnt er nicht. Weder Leyds noch Ohm Paul oder Steijn, weder Joubert noch Dewet konnten einen Burenkommandanten ernennen; denn gesetzlich stand ja den Bürgern eines Kommandos die Wahl ihrer Vorgesetzten frei. Einem ihnen vorgesetzten, nicht gewählten Führer hätten die Bürger überhaupt nicht gehorcht. Zur Artillerie, die bezahlt und nach europäischem Vorbilde organisirt war, konnte Steijn wohl diesen oder jenen europäischen Offizier schicken. Weiter aber reichte auch seine Amtsgewalt nicht.

Im Verlauf des Krieges wußten übrigens doch manche Deutsche ihre Person zur Geltung zu bringen. Eben der von Gentz erwähnte Oberst von Braun, der zunächst als gewöhnlicher Freiwilliger Kriegsdienste that, hat an den vertrautesten Verhandlungen des Kriegsrathes vor Ladysmith theilgenommen. Andere Deutsche haben als Kommandanten von Ausländercorps und als Artillerieoffiziere von sich reden gemacht oder sind sonst mehrfach hervorgetreten. Kommandant Bankes, der außer Deutschen Buren unter sich hatte, hatte sicher mehr Einfluß als ein Durchschnittskommandant bei den Buren. Andere, zumal jüngere Offiziere, die in bestem Ansehen bei ihren Kameraden standen, haben leider weniger Gelegenheit gehabt, sich als Führer zu zeigen. Bauernstolz, berechtigter und unberechtigter, den der Bauer Südafrikas mit den Bauern der ganzen Welt gemein hat, war zum guten Theile mit Schuld. Aber andere Umstände, die Gentz nicht genügend hervorhebt, möchte ich für eben so wichtig oder noch wichtiger halten. Erstens mußte sich doch jeder Europäer erst auf den Ebenen und zwischen den Kopjes zurechtfinden, sich in die Anschauungen der Afrikaner hineindenken, ihre Sprache und ihren Umgangston beherrschen lernen, ehe er als Führer hervortreten konnte. Alles Lernen aber kostet Zeit. Ungünstiger noch wirkte ein zweiter Umstand. Es muß gerade den besten Offizieren übel zu Muth geworden

sein, wenn sie sich die Leute ansahen, die sich wie künftige Beherrscher des Vereinigten Südafrikas vorkamen und Dem gemäß gebahrten. Wie unsagbar lächerlich machte sich da eine Gestalt, die in der buntesten Uniform einherstolzirte, so daß gutgläubige Menschen auf den Gedanken kommen konnten, das Deutsche Reich habe diesen Pfau als Militär-Attaché hinübergeschickt! Natürlich hatte dieser Held, der wohl kaum mal eine Kugel pfeifen hörte, in Deutschland niemals die Epauletten getragen. Solche Leute machten sich nicht nur lächerlich, sondern erregten Argwohn. Manche Transvaalfahrer traten so merkwürdig auf, daß sie schon ihren Mitreisenden wie „Spione" vorkamen. Jeder von uns hat wohl mindestens ein paar solche merkwürdige Menschen kennen gelernt. Kann man den Buren verdenken, wenn sie solche Leute beobachteten? Und ist es verwunderlich, wenn sie gegen diesen oder jenen Fremdling mißtrauisch waren? Gewiß konnte Gentz wüthend werden, als er erfuhr, daß ihn ein Detektiv eine Zeit lang beobachtet hatte. Aber er wird selbst zugestehen, daß es unter den Ausländern allerlei recht verdächtige Menschen gab. Wer lehrte die Buren aber das Echte vom Falschen scheiden? Äußerlich konnte man Geschäftsmenschen und Maulhelden und Kampfmenschen und Betrüger nicht von einander unterscheiden. Nach dem Gefecht wußten aber die Männer, die die Pferde in der Deckung gehalten hatten, oft die besten Generalideen und Spezialideen anzugeben. Und diese guten Rathschläge waren manchmal gar nicht billig. Das Rechnungbuch des Transvaal-Hotels in Pretoria weiß zu erzählen, wie einige Leute auch im unbekannte Lande zu leben wußten, — auf Kosten Anderer. Wer einmal bei Schiel nachgelesen hat, wie er die Ausländer mit wenigen Ausnahmen schildert, Der wird ganz verständlich finden, daß die Buren zu Anfang wenigstens dem Fremden mißtrauisch gegenüberstanden.

Leider fehlte es ja auch nicht an harmlosen und ernsthaften Zwischenfällen, die immer wieder zu allerlei Streit und Zank zwischen Ausländern und Buren Anlaß gaben. Da schießt ein Deutscher einen Springbock, der von einem Farmer unter Zeter und Mordio als Eigenthum zurückgefordert wird, alldieweil besagter Springbock ein ganz gewöhnlicher Haus- und Stallziegenbock war. Oder ein Deutscher tränkt sein Roß an einer Wasserstelle, die für die Trinkbedürfnisse der Menschen bestimmt ist; oder ein anderer wäscht seine Kleider da, wo die Pferde getränkt werden sollen. Und nicht nur über die Lagerordnung war man verschiedener Ansicht. Niemals bin ich klar darüber geworden, warum die Buren gern „Heil Dir im Siegerkranz!" hörten, höchst ungern aber „Deutschland, Deutschland über Alles." Man sollte doch meinen, daß sie als echte Republikaner nicht unserer Kaiserhymne den Vorrang geben müßten. Und doch war es so. Und welch ein Unterschied der Lebensauffassung klaffte auf, wenn hier die Bußpsalmen zum Himmel um Gnade flehten, während fünfzig Schritte davon stürmisch herausfordernd und wild die Marseillaise erklang! Daß Buren gern die „Wacht am Rhein" hörten oder mitsangen, habe ich oft erlebt; daß wir ihren Psalmen gleiche Aufmerksamkeit erwiesen hätten, wird Keiner von uns Deutschen behaupten. Wie vorsichtig muß man anderen Menschen gegenüber sein, wenn man die Anschauungen, die ihnen heilig sind, nicht verletzen will! Ich sehe noch heute das Gesicht des ehrlichen Staatssekretärs Reitz vor mir, wie es zornig erröthete, als ein früherer deutscher Offizier entrüstet die Zu-



muthung von sich wies, ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Ich wollte meinen Landsmann daran erinnern, daß ja auch Scharnhorst bei Auerstädt zum Gewehr gegriffen hat, behielt aber wohlweislich diese Bemerkung für mich. Heute weiß Jener eine Schußwaffe sicher besser zu werthen als früher. Vielleicht denkt er auch daran, daß Dewet und Steijn sich nicht für zu hoch hielten, selbst das Gewehr in die Hand zu nehmen. Verschiedene Kulturstufen bedingen eben verschiedene Lebensauffassungen. Doch Das nebenbei. Der nächste Krieg wird auch unsere Kavallerie, die ihre blanke Waffe für ritterlicher hält als die Schußwaffe der Infanterie, sicher recht häufig als berittene Infanterie erscheinen lassen.

Nicht glücklich verfährt Gentz, wenn er Bur und Holländer in eine Gleichung setzt. Der Bur selbst konnte recht aufgebracht werden, wenn man ihn für einen Holländer hielt. Er fühlte sich als ganz anderen Menschen. Gentz kann daher das von ihm angezogene thörichte Urtheil eines holländischen Arztes nicht als für die Buren kennzeichnend anführen. Auch die Zeitungschreiber der Volksstem waren keine Buren, sondern Holländer. Es ist ja einfach wahr, daß der Bericht des genannten Blattes über die Niederlage bei Elandslaagte die frivole Sage aufkommen ließ, die Deutschen hätten diese Schlappe verschuldet. Eine später vom Dr. Vallentin eingesandte Berichtigung ist kaum beachtet worden. Aber eben so frivol ist die Sage, die Buren hätten die Deutschen „schmählich im Stich gelassen". Gentz hat diese Sage nicht erfunden, aber er mußte sie untersuchen, ehe er sie weitergab. Der Gedanke, noch einmal eine Darstellung der Schlacht zu geben, widert mich an. Ich weise nur darauf hin, daß die Buren in jener Schlacht recht harte Verluste gehabt haben, eben so wie die Deutschen. Beide haben tapfer und unglücklich gekämpft, aber nicht wie Verräther.

Irrig ist auch, was Gentz über die Ausplünderung der Leiche des Herrn von Brüsewitz, der uns besonders heilig ist, berichtet. Thatsächlich hat ein Bur die Leiche geplündert, ist aber nachher gezwungen worden, die Werthsachen wieder herauszugeben. Solche vereinzelte Fälle von Diebstahl und Leichenraub werden von der Mehrheit der Buren genau so be- und verurtheilt wie in jeder anständigen Gesellschaft. Aus Gentzens Sätzen könnten unkritische oder überkritische Leser herauslesen, die Buren hätten im Allgemeinen deutsche und englische Gefallene ausgeplündert, und nur ihre eigenen Toten nicht. Dem gegenüber bemerke ich, daß ich auf den Photographien des Leichenfeldes auf dem Spionskop nicht die Zeichen an den Toten entdecken kann, die nach der Ansicht meines Vorredners Zeugniß von allgemeiner Leichenräuberei ablegen sollen. Dergleichen ist mir auch undenkbar, wenn ich aus den Berichten von Waffenbrüdern, die am Spionskop mitgefochten haben, und aus meinen eigenen Erfahrungen einen Schluß ziehen darf. Ich habe auf den Gefechtsfeldern des Kaplandes und im Freistaat, wo ich mitgefochten habe, stets nur beobachtet, daß die Buren vor unseren Toten die selbe Ehrfurcht hatten wie vor ihren.

Gentz erging es nach der Einnahme von Pretoria schlecht. Er wurde ins Gefängniß gesperrt, wo er von Gefängnißwärtern, die aus transvaalischem in englischen Dienst getreten waren, schlecht behandelt wurde. Bei einer Gelegenheit denunzirte ihn sogar ein mitgefangener junger Bur. Ja, es ist eine traurige nackte Wahrheit, daß es unter den Buren Verräther gegeben hat. Die aber haben nicht nur Deutsche, sondern auch Buren verrathen. Ich kann hinzufügen,

daß nach der Einnahme von Johannesburg auch Deutsche in den Verdacht kamen, den Engländern als Spione zu dienen. Nun: diese Verräther werden nicht nur Buren, sondern auch Deutsche verrathen haben.

Dann erzählt Gentz, die Buren hätten das deutsche Corps unter Runck schlecht beritten gemacht, so daß es unfreiwillig während des Rückzuges durch den Freistaat zurückbleiben und so beständig die Arrieregarde der flüchtenden Buren bilden mußte. Als Runck das Kommando von Brall, unter dem ich gedient habe, übernahm, lag ich schon im Hospital. Aber die Versicherung kann ich geben, daß Runcks Corps nicht etwa schlecht beritten gemacht wurde, weil es nur aus Deutschen bestand. Als ich selbst mit vier oder fünf Fahrtgenossen Pferde aussuchte, wurden uns dreißig vorgeführt, unter denen wir die Wahl hatten. Mit der Hilfe eines pferdekundigen Buren gelangte ich zu einem tadellosen Thiere, das mir vorzügliche Dienste geleistet hat. Des tapferen Runcks Ruhm ist nicht etwa durch schlechte Beschaffenheit seiner Pferde bedingt. Er wird nicht behaupten, daß die Buren ihm absichtlich schlechte Pferde geliefert haben.

Nur augenblickliche Verbitterung kann Gentz die Behauptung aussprechen lassen, daß die Buren „die Opfer an Leben und Freiheit, die so viele Männer ihnen brachten, hier in Afrika nur mit Spott und Verachtung belohnt haben." Das Verhalten des deutschen Corps in den capländischen Gefechten (Januar und Februar 1900) wurde wiederholt in den Depeschen ehrend hervorgehoben. General Grobeler hat öfter als einmal uns seine Anerkennung ausgesprochen. Aehnliches berichten Seiner und Schiel. Insbesondere habe ich häufig erlebt, daß die Buren uns ihrer Theilnahme für die gefallenen dappern duitsen broers versicherten. Noch im Hospital wurde ich immer wieder nach dem Grafen Zeppelin, Schmitz-Dumont und Brüsewitz gefragt. Hat Gentz einmal die Buren über den Major von Dalwig „nur mit Spott und Verachtung" sprechen hören? Haben nicht die Burenkommandos jeden ehrlichen Deutschen, der in ihrem Verbande focht, kameradschaftlich behandelt? Schade, daß wir uns nicht früh genug entschließen konnten, uns einfach unter sie zu mischen. Durch unsere Absonderung in Fremdenabtheilungen erregten wir leicht den Verdacht, daß wir uns doch für etwas Besseres hielten.

Ich begreife, daß Gentz als früherer Offizier die Zustände in der Burenarmee „unglaublich" findet; er legt eben den Maßstab europäischer Verhältnisse an sie. Dieses Verfahren ist aber nicht gerecht. Man kann nicht die großen und die kleinen „Klumpen Menschen" mit unseren Bataillonen, die ungedienten sechzehnjährigen und sechzigjährigen „Bürger" mit unseren Soldaten vergleichen, ihre gewählten Kommandanten und Generale, die nie ein Compagniekloppen oder Liebesmahl gesehen, geschweige denn mitgemacht haben, mit unseren Offizieren. Die Nachwelt wird es einfach unglaublich finden, daß trotzdem das ungeschulte Bauernaufgebot einer überlegenen europäischen Armee sich durchaus gewachsen zeigte. Wenn die Kriegführung große Mängel hatte, wenn nicht alle Kämpfer kriegerischen Geist bewiesen, so darf man diese Erscheinungen nicht einfach mit „Feigheit" oder „kläglichem Benehmen" erklären. Man stelle die Bauernschaft irgend eines unserer Dörfer vor eine Aufgabe, wie sie der Sturm auf den Spionskop war, und man wird Etwas erleben, das nur Der unglaublich finden kann, der in der Völkerpsychologie und in der Kriegsgeschichte nicht die

richtigen Seiten gelesen hat. Ich denke als guter Deutscher viel zu hoch von unserer auf Jahrhunderte langer Ueberlieferung beruhenden Heeresorganisation und -Disziplin, als daß ich sie bei Bauern suchen konnte, die weder einen Alten Fritz noch einen Blücher oder Moltke gehabt haben.

Trotz Alledem haben unsere südafrikanischen Brüder recht tüchtige Leistungen aufzuweisen, zum Beispiel gerade den Sturm auf den Spionskop. Gentz selbst läßt den Leser fühlen, wie schwer es für die „sehr dünne Burenlinie" war, den übermächtigen Feind vom Berg hinunterzuwerfen. Trotz dem Mangel an Zusammenhang fanden sich so viele einzelne brave Menschen, daß sie den Engländern bis auf nahe und nächste Entfernungen sich entgegenwerfen und sie, unterstützt durch die vorzügliche Artillerie, niederkämpfen konnten. Die Artillerie und die Polizeitruppen der Buren halten sicher einen Vergleich mit jeder organisirten europäischen Truppe aus. Die aufgebotenen Kommandos haben zum Theil wenig, zum anderen über Erwarten viel geleistet, im Durchschnitt mehr, als man von undisziplinirten Truppen verlangen kann. Wie sollte man sich auch den zähen Widerstand der letzten Burenhäuflein erklären, wenn man sie, wie Gentz, aus feigen, kläglichen Gesellen bestehen läßt?

Ich will ganz aufrichtig gestehen, welche beiden Fragen mich bewegten, als ich die Küste Südafrikas betrat. Die eine lautete: Besteht wirklich eine Armee „meist aus indolenten Menschen", wie der große Friedrich gesagt hat? Und die zweite: Wird dieses Volk, das ein Jahrhundert hindurch umhergehetzt ist in der Wildniß, das ohne Pastor und Gesetzgeber und Lehrer zwischen Wilden vereinzelt umhersitzt, nicht selbst verwildert sein? Und ich fand ein Volk, bis zur Weichheit friedfertig, an dem alle Friedensfreunde und -Freundinnen ihre Freude hätten, das den Krieg als Sünde verabscheut, — und doch seine Freiheit liebt. Und unter den Bauerkitteln entdeckte ich nicht nur indolente Menschen, sondern Heldennaturen, die auch dem Zaghaften ihren Feuergeist einhauchen. Das kam mir nicht selbstverständlich vor, sondern gab mir Räthsel auf, die mir noch kein Buch, das ich las, gelöst hat. Eins nur weiß ich: daß ich unter unseren südafrikanischen Bauern den Lebensmuth und die Lebensfreude, die mir hier verloren zu gehen drohten, neu gefestigt habe.

Jever. Franz Henkel.

Nationale Geschäfte.

In der Generalversammlung der Hamburg-Amerika-Linie erschien Herr Dr. Diederich Hahn, der Direktor des Bundes der Landwirthe, und stand seinem so oft gescholtenen Gegner, dem Juden Ballin, gegenüber. Herr Hahn kam, sah und . . ., ja, ich kann mir nicht helfen: mir scheint, er blamirte sich. Auf eine lange Rede voll anerkennenswerth objektiver Fragen antwortete Herr Generaldirektor Ballin mit lauter nichtssagenden Redensarten und Herr Dr. Hahn erklärte sich schließlich für überzeugt und forderte, gerührt von solcher Wahrung nationaler Interessen, die einstimmige Annahme der Statutenänderung und die Sanktion des mit Morgan geschlossenen Vertrages.

Ich habe hier schon ausführlich über den Ozeantrust gesprochen, der, wenn nicht aller Voraussicht nach inzwischen der amerikanische Krach käme, geeignet wäre, Deutschlands wirthschaftliche Kraft in Fesseln zu schlagen. Herr Dr. Hahn ging mit den selben Bedenken in die Versammlung; und wenn ich auch seiner politischen und wirthschaftlichen Anschauung fremd und feindlich gesinnt bin, so kann mir doch nicht einfallen, ihm das Lob dafür vorzuenthalten, daß er, als ein Einzelner, sich in das Lager der Seeschwärmer gewagt und ihnen seine Befürchtungen offen ins Gesicht gesagt hat. Die nach Hamburg berufenen Aktionäre und Aufsichträthe schießen, hauen und stechen freilich nicht; das Trampeln und Schreien ist ihre einzige Waffe, die sie nach den Versammlungberichten denn auch fleißig gebraucht zu haben scheinen. Wenn das Wort „nationales Interesse" fiel, dann johlte der Chor; und als gefragt wurde, ob denn die Gesellschaft sich vor dem Vertragsabschluß auch mit der Regirung ins Einvernehmen gesetzt habe, wurde gerufen: „Das ist uns gleichgiltig!" Die Aktionäre sehen in dem Trustvertrag eben ein gutes, einträgliches Geschäft; und in solcher Stimmung pflegen Kapitalisten das nationale Interesse billig zu geben.

Allerdings darf man fragen, was Herr Hahn unter nationalem Interesse versteht. Billige Volksernährung wünscht er nicht und für den Exporthandel braucht er nicht zu sorgen. Der Gegensatz der Herren Ballin und Hahn ist nicht damit erklärt, daß der Erste Jude, der Zweite arischer Christ ist. Herr Ballin ist freihändlerisch hanseatischer Rhedereidirektor, dem der Schutzzoll die Rückfrachten, also den Verdienst schmälert. Herrn Hahn aber ist wohl nicht nur die Kriegsmarine, sondern auch das bunte Gewimmel der Kauffahrteischiffe „gräßlich." Nicht die Möglichkeit erhöhter Frachtpreise von Europa nach Amerika ängstigt ihn, sondern die andere: daß die Yankees in ihrer neuen Machtstellung die Frachtpreise nach Europa künftig wesentlich herabsetzen können. Das war das nationale Interesse, das er vertreten zu müssen glaubte.

Nach dem Auftreten des Herrn Hahn, der doch sicher im Einverständniß mit den übrigen Beherrschern des Bundes der Landwirthe gehandelt hat, muß man annehmen, daß die Interpellation des Grafen Kanitz nicht zur Verhandlung kommen wird. Denn dem Grafen könnte ja einfach geantwortet werden, der Bundesdirektor selbst habe dem Ozeantrust feierlich zugestimmt. Man fragt sich unwillkürlich, was die Agrarier bewogen haben könne, ihr Urtheil über den Trust plötzlich zu ändern. Die Gefahr einer weiteren Verbilligung der Getreidefrachten ist vorhanden und man könnte es den für ihre Existenz Kämpfenden nicht verdenken, wenn sie sich zur Wehr setzten. Zwar steht im Vertrage, „vorläufig" solle nur die Personenfracht vom Trust geregelt werden. Das aber ist nur ein Trostsprüchlein für ängstliche Seelen. Und von dem Wunsch, den von unserer Latifundienwirthschaft übers Meer getriebenen Auswanderern die Fahrt zu vertheuern, werden die Agrarier sich doch wohl nicht leiten lassen.

Die Thatsache, daß der Bund der Landwirthe durch seinen Direktor mit Herrn Ballin Frieden geschlossen hat, müßte am Meisten eigentlich unsere Liberalen erfreuen. Die Agrarier greifen selbst die vernünftigsten Maßregeln der Rhedereidirektoren an, weil sie von politischen Gegnern stammen; und die Liberalen gehen mit Herrn Ballin durch Dick und Dünn, weil er im Handelsvertragsverein eine große Rolle spielt. Durch solche Momente wird heute ja

leider das politische Urtheil in Deutschland bestimmt. Wenn dem Gegner ein Schlag versetzt wird, opfern die Liberalen Würde und Klugheit; wie jubelten sie, als die konservativen Landräthe für ihre Abstimmung bestraft wurden! Dieselbe Dummheit wiederholt sich jetzt. Fast die ganze liberale Presse schilt Herrn Diederich Hahn, weil er in einer Aktionärversammlung aufzutreten gewagt hat. Der manchesterlichen Anschauung ist es eben ein Gräuel, daß Jemand sich erdreistet, mit dem Hinweis auf allgemeine Interessen sich in die Geschäfte der Aktionäre zu mischen. Trotz dem Gezeter wird dieser Brauch sich aber einbürgern. Die Arbeiterschaft hat damit begonnen, die Lohnfragen vor das Forum der Aktionäre zu tragen; mit Recht: denn in diesen Versammlungen sitzen Männer, deren Wort in solchen Fragen gewichtiger ist als das von Ministern und Staatssekretären, die morgen vielleicht schon ins Schattenreich sinken.

Daß Herr Hahn gegen den Trust auftrat, wird getadelt, nicht aber, daß er sich mit leeren Redensarten abspeisen ließ. Als er darauf hinwies, daß die amerikanischen Schiffe, denen der Vertrag die deutschen Häfen sperrt, doch nach Belgien kommen dürfen, erwiderte Herr Ballin von oben herab, seit elf Jahren schon bestehe eine Konvention, wonach belgischen und holländischen Schiffen der Verkehr mit ihrer Heimath reservirt sei. Aber Herr Hahn fragte nicht — und Herr Ballin brauchte deshalb auch nicht darauf zu antworten —, ob denn die Verhältnisse nicht völlig verändert seien, seit die große Holland-Amerikalinie den Amerikanern gehört. Eben so wenig wurde gefragt, im Besitz welcher Leute denn eigentlich die Aktien der belgischen White-Cross-Line seien. In einem Punkt waren die feindlichen Brüder von vorn herein wundervoll einig: in der Freude darüber, daß in dem Trust nicht die Engländer, sondern die Amerikaner die Führung haben. Es scheint einen großen Unterschied auszumachen, von wem man bewuchert wird: nur jüdischer und britischer Wucher ist unerträglich.

In unserer liberalen Presse aber herrscht Jubelstimmung. Herr Ballin, heißt es, ist ein großer Mann und die nationale Unabhängigkeit der deutschen Gesellschaften ist in vollem Umfang gewahrt. Daß ich anderer Ansicht bin, habe ich schon gesagt. Doch schließlich sind darüber verschiedene Anschauungen möglich. Einig aber sollte man in dem Zugeständniß sein, daß die Widerstandskraft der deutschen Gesellschaften durch die Staatssubvention wesentlich gestärkt worden ist. Das wurde in den Times gesagt, die deshalb von unserer Presse heftig angegriffen werden. Die Redakteure der Times sind über deutsche Verhältnisse schlecht unterrichtet und ihrer Antipathie gegen Deutschland fehlt jeder feste Boden. Auch der Artikel über den Anschluß der deutschen Gesellschaften an den Trust enthielt Irrthümer; die englischen Redakteure scheinen zu glauben, die deutsche Regirung sei Theilhaberin des Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie. Diese Fehler griff unsere Presse eifrig auf. Im Schulmeisterton wurde den Engländern auseinandergesetzt, das Deutsche Reich sei nicht Theilhaber der Gesellschaften, die auch für den Verkehr mit Amerika keine Subventionen empfangen, und die Postvergütung sei nicht größer als die von England seiner Handelsflotte gewährte. Doch kommt es gar nicht darauf an, für welche Linie eine Staatssubvention gewährt wird; wenn das Reich die Rhedereien strafen wollte, konnte es ihnen ja die Subventionen für die ostasiatischen Linien verringern. Man braucht nicht immer an dem Glied gestraft zu werden, mit dem man gesündigt hat. Ganz richtig sagen aber Times und

andere englische Blätter, die Furcht, von den Amerikanern verschlungen zu werden, habe die deutschen Gesellschaften zum Anschluß bestimmt. Man stand eben vor der Wahl zwischen zwei Uebeln, von denen auch der Regirung der Trustvertrag das kleinere schien. Zu nationalem Hochmuth liegt hier also keine Veranlassung vor.

Die alte Taktik, die Schwäche der Position mit nationalen Phrasen zu bemänteln, eine Taktik, zu der selbst die Liberalsten der Liberalen sich jetzt entschlossen haben, zeigt sich auch auf einem anderen Gebiet: bei der Behandlung des Boykottversuches, den polnische und russische gegen deutsche Firmen seit den Tagen von Wreschen unternommen haben. Anfangs hatte man für diesen Versuch nur Hohn und Spott; und als die Sache dann ernst wurde, ging man zu wüstem Schimpfen über. Die Polen, die das nationale Interesse trieb, ihre Waaren anderswo theurer als in Deutschland zu kaufen, wurden von den selben Kulis geschmäht, die sonst nicht laut genug von den auf dem Altar des Vaterlandes zu bringenden Opfern zu reden wissen. Natürlich fehlten unter den begeisterten Polen auch die Krapülinski und Waschlappski nicht; zu ihnen ist der warschauer Kunde zu zählen, der auf eine Mahnung antwortete, er habe jeden Verkehr mit Deutschland abgebrochen und könne, nur um Rechnungen zu bezahlen, von seinen heiligsten Grundsätzen leider nicht abweichen. In den meisten Fällen aber handelte es sich um eine durchaus ernste Kundgebung. Die deutschen Geschäftsleute wissen ein trauriges Lied davon zu singen.

Ich hätte diese Sache heute nicht noch einmal erwähnt, wenn ein neuer Vorgang sie nicht wieder ins Gedächtniß gerufen hätte. In der Rheinisch-Westfälischen Zeitung ist ein Schreiben veröffentlicht worden, das die Bleistift-Aktiengesellschaft Johann Faber in Nürnberg an Kaufleute in Russisch-Polen gerichtet hat. Darin wird ausführlich auseinandergesetzt, daß die staatsrechtlichen Verhältnisse des Deutschen Reiches, dessen Bundesstaaten selbständig sind, Bayern nicht gestatten, sich in Preußens Polenpolitik einzumischen, daß es deshalb aber auch ungerecht sei, alle deutschen Staaten zu boykottiren. Am Schluß des Briefes heißt es: „Die polnische Presse wäre daher darauf hinzuweisen, einen Unterschied zwischen Antipreußisch und Antibayerisch zu machen, damit nicht solche Betriebe in Mitleidenschaft gezogen werden, die sich um Politik nicht kümmern, sondern nur darauf ausgehen, ihre Abnehmer coulant und solid zu bedienen.“ Nun mag es ja Manchen ärgern, daß hier dem Ausland ein tiefer Blick in die herrliche Einheit des Deutschen Reiches gewährt wird; und sehr taktvoll kann ich das Verfahren der Firma Faber nicht finden. Aber es ist leider nur zu verständlich. Denn unsere neuere Politik ist nicht selten nur dazu angethan, den deutschen Kaufleuten das Geschäft zu verderben. Und oft genug wird diese Schädigung nicht von der Rücksicht auf die nationale Wehrfähigkeit, sondern von persönlichen Wallungen herbeigeführt. Daß da schließlich den Partikularisten, die außer mit neuen Steuern auch noch mit Geschäftsverlusten zahlen sollen, die Galle überläuft, kann man ihnen nicht übel nehmen. Es ist auch kein Unglück. wenn einmal offenbar wird, welche Verluste die nutzlose Chikanirung der Polen uns bringt. An diesen Verlusten ist die vom Weltmachttaumel ergriffene liberale Presse mitschuldig, — die Presse der Geschäftsleute. Das ist der Humor davon,

Plutus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 14. Juni 1902.

Die Buren.

Große Worte werden im neuen Deutschland so oft bei winzigstem Anlaß gebraucht, daß der Nüchterne sich beinahe schon schämt, pathetisch zu reden. Dennoch muß Großbritaniens Sieg über die beiden südafrikanischen Republiken ein weltgeschichtliches Ereigniß genannt werden. Das Reich des Königs und Kaisers Eduard ist das größte, von dem die uns bekannte Historie je Kunde brachte; es ist dreimal größer als Europa, umfaßt den fünften Theil der Erdoberfläche und zählt ein Viertel der Menschheit zu seinen Bürgern. Naher Verfall ward ihm längst vorausgesagt. Nun hat es, in ein paar Jahren, das Riesengebiet des Sudans erobert, das seine Herrschaft über Egypten für unabsehbare Zeitdauer verbürgt, und die an Bodenschätzen unermeßlich reichen Länder der Südafrikanischen Republik und des Oranje-Freistaates, deren Flächenumfang nicht viel kleiner ist als der des Deutschen Reiches, als Kolonien seinem Besitz einverleibt. Der Wunsch Cecils Rhodes, von Capetown bis Kairo den Union Jack flattern zu sehen, ist fast schon erfüllt. Diese Machtstellung scheint den Briten, die nie unter der Bescheidenheit der Lumpen litten, nur der Ausdruck eines ihren politischen Tugenden gebührenden Erfolges. Was Augustinus von den Römern sagte, sagt oder denkt jeder echte Sohn Albions von dem Weltreich der Briten: die Vorsehung habe sie zur Herrschaft über der Menschen Geschlechter berufen, um ihre hohe Weisheit, ihre unbeirrte Beharrlichkeit und straffe Selbstzucht zu belohnen. Ein so starkes und stolzes Herrenvolk, dem die Imperial

Federation League und die Vorkämpfer des Greater Britain neue Ziele gezeigt hatten, konnte den zähen Widerstand eines kleinen, nach den Begriffen unserer Industriekultur reaktionären Bauernstammes nicht gelassen hinnehmen, nicht um die jungen Burenstaaten einen Bogen machen und sich mit der Thatsache abfinden, daß in dieser bäuerischen Oligarchie der Engländer, der ihren Wohlstand geschaffen hat, ein Bürger zweiter Klasse ist.

... Doch nicht von den Siegern sollte hier heute gesprochen werden, sondern von den Besiegten. Die Kornburen, Weinburen, Viehburen, Trekburen hatten ruhig, nach der Väter Weise, gelebt, bis im Schoß der von ihnen in langem Kampf den Kaffern abgerungenen Erde Goldschätze gefunden wurden und eine Indüstrie entstand, die den Mutterboden der englischen Gentry umpflügte und auf die Währungpolitik, auf die Besitzverhältnisse und die soziale Schichtung der größten Reiche revolutionirend wirkte. Die Buren nützten den neuen Geschäftsvortheil klug und ohne Uebermuth aus; für die industrielle Leitung und Arbeit waren sie nicht gerüstet, mochten von moderner Entwickelung und solchem Teufelszeug in ihrem frommen Paganenthum auch nichts hören, freuten sich aber der über alles Erwarten großen Geldsummen, die sie oft für ein Stück Land einstreichen konnten. So, dachten sie, könne es weitergehen: sie würden reich werden und dennoch die alte Sitte bewahren. Zäh wehrten sie sich gegen die Zumuthung, die in anderen Ländern gescheiterten Existenzen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, Spekulanten und Spielern Bürgerrecht und Bürgerehre zu gönnen. Sie wollten für sich bleiben, aus der neumodischen Wandlung nur den Profit ziehen und das dumpfe Bauernmißtrauen nicht opfern, das in dem Fremden, dem Städter den Feind sieht. Nicht den aus fernen Vorstellungwelten kommenden Briten nur haßten sie: auch von dem Holländer, der sie mit der Biedermannszärtlichkeit des nah Verwandten umarmen wollte, rückten sie mit frostigem Lächeln weg. Die Frage, ob ein großer Theil der Oberschicht, ob nur da und dort eine nicht immune Seele von der aus keinem Goldland zu bannenden Korruption ergriffen wurde, mag immerhin unbeantwortet bleiben. Zwei so verschiedene Kulturformen, wir erlebens eben in Preußen, können mit einander nicht hausen; die Interessen sind zu verschieden. Die Briten brauchten einen nach angelsächsischer Mode lackirten Industriestaat, in dem sie sich frei bewegen könnten; die Buren saßen warm in ihren Privilegien und wollten den agrarischen Zuschnitt der Republiken um keinen Preis ändern. Auch eine Arbeiterfrage tauchte auf. Trotz ihrer Christenfrommheit, die sie zwingen sollte, in jedem Menschen das Ebenbild Gottes und die Krone der Schöpfung zu achten, ist den

Buren der Farbige, was er doch nur dem naturwissenschaftlich Denkenden, an eine mähliche Evolution des zweizinkigen Gabelthieres Glaubenden sein dürfte: ein Wesen niederer Art, ein als Sklave, zum Sklaven Geborener. Der Bur wollte die Kaffern in Hörigkeit halten, der Brite ihnen das Recht und die Bildungmöglichkeit gewähren, ohne die der Industriearbeiter nicht mit dem wünschenswerthen Nutzen zu verwenden ist. Der alte Gegensatz zwischen Landwirthschaft und Industrie, der auch bei uns immer sichtbar wird, wenn die Grundbesitzer Sozialistengesetze fordern oder ein Zufallsstrahl die Lage ostelbischer Landarbeiter erhellt. Kein Verständiger konnte je zweifeln, welche Kulturform in Südafrika schließlich siegen würde; wollte die Bauernoligarchie sich unverändert erhalten, dann mußte sie die Minen sperren, der aufblühenden Industrie die Wurzel abschneiden. Das thut kein Bauer; selbst in der hitzigsten Wallung bedenkt er den eigenen Vortheil und wägt, was ihm nützen, was schaden kann. Während des ganzen Krieges haben die Buren nicht einen Augenblick ernstlich an die Zerstörung der Minen gedacht. Sie hätten den Krieg überhaupt nicht begonnen, wenn sie nicht Grund gehabt hätten, auf einen starken Schützer im Kampf gegen den Bedränger zu hoffen. Hatte Wilhelm der Zweite nicht das Deutsche Reich eine ihnen befreundete Macht genannt, an deren Hilfe sie appelliren dürften? Englands Kraft, Englands Reichthum konnten sie nicht ermessen; der Zuruf des Kaisers aber gab ihnen die Gewißheit, daß sie, wenn es zum Aeußersten käme, nicht allein fechten würden. Nur diese Zuversicht hielt sie von einem Kompromiß zurück, das auf Jahrzehnte hinaus ihre nationale Selbständigkeit retten konnte. Zweiunddreißig Monate lang trotzten sie, als eine Guerilla, deren Ruhm in der Kriegsgeschichte nicht verblassen wird, dem an Truppenzahl und Rüstung überlegenen Feind und immer wieder wurde die verglimmende Hoffnung angefacht: morgen führt eine europäische Intervention uns zum Sieg. Die Armen, von thörichten und gewissenlosen Diplomaten Getäuschten wußten nicht, daß die Zeit des von Andrew Carnegie verkündeten Empire of business längst gekommen ist und dem Reichsten die Welt gehört. Als sie dann endlich von dem Wahn scheiden mußten, irgend eine europäische Regirung werde für sie einen Finger rühren, als zuerst die Botschaft des holländischen Ministerpräsidenten Kuyper und später Kitcheners kluge Beredsamkeit das Lügengewebe zerriß, das ihren Blick so lange getrogen hatte, da retteten sie schnell, was noch zu retten war, und kapitulirten.

Europa ist mit diesem Ausgang der Sache gar nicht zufrieden. Europa hatte von einem Heldenvolk geträumt, das lieber bis zum letzten Mann

in den Tod gehen als auf seine Unabhängigkeit verzichten würde. Und nun leben die Dewet, Botha, Delarey, Schalk Burger nicht nur, nein: sie zeigen sich sogar Arm in Arm mit britischen Generalen, feiern den Viscount Kitchener in feurigen Reden und fordern die Landsleute auf, Eduard dem Siebenten in zuverlässiger Treue unterthan zu sein. Die selben Männer, die sich mit Handschlag verpflichtet hatten, vor jeder Entscheidung den Rath des greisen Krüger einzuholen und ohne seine Zustimmung keinen Friedensvertrag zu unterzeichnen, haben nun, ohne den angeblich vergötterten Ohm Paul auch nur zu fragen, kapitulirt und nennen den Namen des früheren Präsidenten nicht mehr. Europa steht vor einem Räthsel. Ist Paul Krüger denn nicht der größte Staatsmann, der neben und nach Bismarck lebte, der Doktor Leyds nicht ein Diplomatengenie, das jeder Großmacht zu wünschen wäre? Gleichen nicht alle Buren den mythischen Heroen, die sich von blanken Idealen nähren und deren Felsenherzen Menschenschwachheit nie übermannen kann? Noch vor wenigen Wochen hieß es, die Lage der Buren sei viel günstiger als am Anfang des Krieges, Kitchener komme nicht vom Fleck und nur ein Wunder könne die völlige Niederlage der Engländer hindern. Als die Burenkommandanten nach Vereeniging reisten und der einfachste politische Instinkt wittern mußte, daß die Stunde des bitteren Endes bald schlagen werde, wurde in Utrecht die Parole ausgegeben: Die Burgers benutzen gern die gute Gelegenheit, um sich über die Fortführung des Feldzuges zu verständigen, — und der dumme Sirdar, dem nur im Kampf gegen Wilde Lorber reifen konnte, geht blind in die Falle. Der Text der Kapitulation war schon unterschrieben, als noch immer mit unerschütterlicher Gewißheit behauptet wurde, das Gerücht von einem nahen Friedensschluß sei eine freche englische Lüge. Und Alles wurde, selbst die albernste Mär, willig geglaubt und jede zur Vernunft mahnende Stimme überbrüllt. Die Buren hatten zu siegen oder zu sterben. Europa sah mit angenehmem Nervenkitzel dem Kampfspiel zu und war bereit, die Helden ihres Traumes pollice verso, wie niedergerungene Gladiatoren, in den Tod zu schicken.

Zu solchem Ende hatten die Buren keine Lust. Wer sie gerecht beurtheilen will, darf nicht verwehten Klängen alter Heldenlieder nachträumen, sondern muß sich wachen Sinnes erinnern, wie in seiner eigenen Heimath, wie in allen Zonen der Bauer lebt und strebt, fühlt und trachtet. Der Mann, der in harter Arbeit den Acker bestellt, geduldig das Vieh wachsen und fallen, die Frucht reifen, die Hoffnung eines Jahres von Wind und Wetter vernichtet sieht, ist für metaphysischen Idealismus nicht zu haben und wird sich

mit klarem Bewußtsein selten entschließen, für unirdische, nicht mit Händen greifbare Güter das schwerste Opfer zu bringen. Sein Wunsch langt über die enge Welt der Realitäten nicht hinaus und gesunder Menschenverstand schützt ihn vor der heroischen Schwachheit, die Alles aufs Spiel setzt, Haus und Hof zerstören, Weib und Kind hinmorden läßt, um einem Phantom nachzujagen, das den abstrahirenden, assoziirenden Geist des Kulturmenschen werthvoller dünken mag als alle zeitliche Habe. Wenn der schwerfällige Bauer sich waffnet, kämpft er nicht für Begriffe, für Freiheit, Menschenrecht und Verfassung, sondern sucht einen Druck abzuschütteln, der seinen Schaffensdrang lähmt, schlechter Behandlung ledig zu werden, die ihn an Leib und Gut geschädigt hat. Solchen Bauernkrieg haben die Buren geführt. Sie fühlten sich in ihren Besitzrechten bedroht, von windigen Einwanderern mißachtet, sie hofften auf Deutschlands Hilfe, auf die Wirkung des Hasses, der sich an die Erobererschritte der Briten geheftet hat, und zogen aus, um einem dreisten Räuber einen lehrreichen Denkzettel zu geben. Jeder nahm ein gutes, im Gelände heimisches Pferd und eine erprobte Flinte, aber auch einen Regenschirm mit; denn im durchnäßten Kittel schwindet die Widerstandsfähigkeit des stärksten Mannes. Sie mieden unnützliche Grausamkeit, lachten die fremden Offiziere aus, die sie europäischen Drill und Tressengeckerei lehren wollten, und richteten ihre Strategie nach den bewährten Regeln der Bauernschlauheit. Wozu sollten sie englische Soldaten und Heerführer töten, wenn der Schuß Pulver nicht nöthig war? Viel einfacher wars, ihnen die Khaki-Uniform auszuziehen, die man im trainlosen Burenheer brauchen konnte, Munition und Lebensmittel wegzufangen und Tommy nur da, aus sicherer Stellung, wie ein Stück Wild abzuschießen, wo die Noth zu blutiger Wehr zwang. Mancher Europäer hat ihnen Mangel an Muth nachgesagt und über die Burenhäuflein gespottet, die er hinter hastig gebauten Schanzen hocken sah. Freilich: sie setzten sich, wenn sies irgend vermeiden konnten, nicht den feindlichen Kugeln aus und nie wäre ihnen, wie ganzen Schaaren englischer Offiziere, der Einfall gekommen, blind, im Gefühl einer dem vaterländischen Ruhm schuldigen Pflicht, in den Tod zu stürmen; Pflicht schien ihnen vielmehr, jedes einzelne Leben dem Vaterlande so lange wie möglich zu erhalten. Dann kam der Tag der Erkenntniß. Jeder weitere Widerstand konnte die Entscheidung aufschieben, nicht abwenden. Noch einen Winter im Feld? Noch ein Jahr ohne Saat und Ernte? Die Farmen verwüstet, Frauen und Kinder im Elend, die Zukunft des Stammes gefährdet, — und Alles umsonst? Gute Behandlung, Ersatz des verlorenen Gutes,

ein behagliches Leben unter Englands mächtigem Schutz ward ihnen zugesagt; und sie lernten, als sie nach langer Trennung einander wiedersahen, die Aussichtlosigkeit ihres Kampfes klar erkennen und wußten genau, was ihnen bevorstand, wenn sie diesmal spröd blieben. Sollten sie ihren Präsidenten, dessen Irrthum den Krieg heraufbeschworen hatte, um Rath fragen? Der saß, mit einem großen Vermögen, weit vom Schuß in Europa, kannte ihr Leid nicht und hatte gut reden. Gar so herrlich waren ja früher, unter der Klüngeltyrannei, die Zustände auch nicht gewesen und am Ende ließ sich mit den Engländern ganz gut auskommen. Die Zähne zusammengebissen und unterschrieben! .. Das war nicht heroisch zwar, aber bäuerisch gehandelt.

Die Burenlegende ist nicht mehr zu retten. Jetzt aber, gerade jetzt ist es Zeit, die gesunde Tüchtigkeit, die muthige Energie dieser Männer zu rühmen. Nicht wie leichtfertige Knaben sind sie zu frischem, fröhlichem Krieg ins Feld gerückt, um Abenteuer, Ehren und, wenns nicht anders sein kann, einen effektvollen, Nachruhm sichernden Tod zu suchen. Im Kampf haben sie der Tapferkeit die Vorsicht als Wächter bestellt, als die Stunde des schwersten Entschlusses gekommen war, bedächtig zuerst das Wohl des Stammes erwogen und, um ihm die Keimkraft zu wahren, den Glanz des eigenen Namens gemindert. Nicht hellenische Mythenhelden sind sie, aber wackere, aufrechte Bauern, deren rauhe Tugend durch die Begrenztheit bäuerischer Vorstellungen bedingt ist. Niemand hat für sie Etwas gethan. Der alte Krüger nicht, der, trotz dem unkeusch zur Schau getragenen Glauben an eine den Frommen schützende Vorsehung, sein Leben und seinen Besitz früh in Sicherheit brachte und dessen eigensinnige Kurzsicht für den Untergang der Nation verantwortlich bleibt; nicht Herr Leyds, der von dem Patriotenrecht, in Kriegszeiten das Blaue vom Himmel zu lügen, nutzlosen Gebrauch gemacht hat; und erst recht nicht die alte, geile Europa, die stets bereit ist, jedem Zahlungfähigen die Grimasse der Zärtlichkeit zu verschachern. Ihr hysterisches Gekreisch hat den Buren Hoffnungen vorgegaukelt, die, seit die Leiter der deutschen Politik den ungeheuren, unverzeihlichen Fehler machten, Englands Sieg zu verbürgen, nie erfüllt werden konnten. Die Vettel möchte das Bauernvolk jetzt in neue Gefahr hetzen; noch sei nicht aller Tage Abend, greint sie, und über ein Kleines könne einem Burenaufstand das Glück günstig sein. Die guten Europäer, die ihre Meinung nicht aus Schwarzen Küchen beziehen, sollten dem Unfug ein Ende machen und dafür sorgen, daß die südafrikanischen Bauern ungestört fortan den Weg gehen können, den die nüchterne Vernunft und der wachsame Rasseninstinkt ihnen weist.

Berliner Sezession.

Nun also wollen wir den „Laokoon“ aus den dunkelsten Tiefen des Bücherschrankes hervorsuchen und eine Debatte über die Grenzen der Malerei und Poesie beginnen. Lessings von allen modernen Tendenzlern grenzenlos verachtete Aesthetik kommt wieder zu Ehren und das scharfäugige Genie des in einer Kleinstadt des achtzehnten Jahrhunderts lebenden Bibliothekars kann sich der Großstadtkunst des zwanzigsten Jahrhunderts gegenüber nochmals bewähren. Die Entwickelung unserer modernen Malerei in der Weise, wie die Ausstellung der Sezession sie sichtbar macht, war längst fällig; dennoch kommt nun die Bestätigung oft ausgesprochener Prophezeihungen überraschend und erweckt alte Hoffnungen. Liebermann, der Führer der Berliner Sezession, dessen intellektueller Einfluß auf das junge Malergeschlecht nicht leicht überschätzt werden kann, hat in einem seiner neuen Bilder eine dramatische Szene gemalt und damit, in dieser Tüchtigkeit, als Erster der deutschen Impressionisten das Gebiet deskriptiver Landschaftlyrik verlassen. Und sogleich auch hört man die Stimme unseres größten Kunstrichters über die Entfernung eines ereignißreichen Säkulums herüberschallen und sieht staunend, wie die vor der antiken, theoretisch überschätzten Laokoongruppe klar erkannten Gesetze künstlerischen Empfindens von einem unendlich revolutionären Maler unserer Tage bewußt oder unbewußt befolgt worden sind. Dieser Vorgang wird für den philosophischen Betrachter zum clou der ganzen Ausstellung, denn er bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt der deutschen Malerei.

Es ist viel von der Entdeckung der Landschaft für die Malerei geredet worden; man hat geglaubt, hier thue sich ein ideales Gebiet für das allzu bewußte Empfinden der modernen Seele auf; nur die Landschaft könne Ersatz für die Stoffe bieten, die früher der Religion- und der Staatsgeschichte entnommen wurden. Der Irrthum lag nah und konnte leicht entstehen, weil die Menschen in ihrem gegenwärtigen Zustand stets einen Abschluß erblicken, erblicken müssen, um nur ruhig leben zu können. Niemand ist sich bewußt, im Uebergang zu stehen; da der Blick immer nur auf der Vergangenheit ruht, die Zukunft nichts von ihren Geheimnissen preisgiebt und wie eine dunkle Mauer vor uns aufsteigt, ist ein starkes Resultatbewußtsein unentbehrlich. So hält man in der Malerei bis heute die Studie für den Abschluß, den Weg für das Ziel. Diese Kunst zeigt die lehrreiche Erscheinung von der Wechselwirkung äußerer und innerer Erkenntniß. Zuerst wurde das Farbenspiel der Atmosphäre entdeckt und mit wissenschaftlichem Eifer im Bilde registrirt. Unter dem Einfluß des Sehens wandelte sich dann bald das Empfinden, das wieder auf die Art, die Dinge anzusehen, entscheidend zurückwirkte. Auf diesem Wege wurde die Landschaftmalerei ganz logisch zu einer

lyrischen Stimmungskunst. In der Lyrik lernt der Künstler sich kennen und der eigenen Art vertrauen, in diesem egoistischen Spiel der Gefühle entfalten sich die Kräfte zu reiferem, männlicherem Thun. Alle Jugend, selbst die heroische, übt die Flügelkraft in den Räumen der Lyrik. In der Malerei wurden die Stimmungen der Landschaft, die dem Auge neue Erscheinungformen des Lichtes gezeigt hatten, zu Trägern unklar drängender Empfindungen gemacht; das Wetter der Seele bespiegelte sich in den bunten Farbengläsern der Witterung, jede gemalte Landschaft war ein Gedicht und in erster Linie eine Milieuschilderung der Wohnstätten ewiger Mysterien. Die Maler riefen: Schaut, wie ich es sehe, wie „persönlich“ meine Augen zu beobachten wissen! Im Grunde wurde uns nicht die Natur dargeboten, sondern ein in Atmosphärentöne und in plein air umgesetztes Gefühl. Aus dieser — noch immer so genannten — naturalistischen Malerei geht die alte Lehre deutlich hervor, daß alle Kunst vom Menschen für den Menschen gemacht wird, daß die artistische „Wahrheit“ nur ein Reflex der mit physiologisch determinirten Organen nach Ausdruck tastenden Seele ist. Aber je größer das Verlangen war, die empfindsamen Gedanken — sie laufen fast alle auf Verzweiflung in irgend einer Form hinaus — mitzutheilen und sie möglichst vollkommen auch im Betrachter zu erwecken, um so nöthiger wurde eine neue allgemein giltige Kunstsprache, eine anerkannte Stilkonvention. Alle Mittel der Verständigung entstehen jedoch langsam; und so erleben wir, daß die neue Kunstsprache einen ähnlichen Werdegang durchmacht wie einst die Buchstabenschrift, nämlich den über die Bilderschrift. Die Landschaft, deren Wiedergabe Selbstzweck schien, bot den Malern für die Dauer des Ueberganges und statt mangelnder Stilformen ihren reichen Motivenschatz.

Liebermanns merkwürdiges Bild beweist nun, daß die lyrische Jugendperiode der modernen Malerei ihrem Abschluß nah ist. Er, als der konsequenteste deutsche Künstler der Gegenwart, als der geistvollste Selbsterzieher, ist zuerst zu Resultaten gekommen. Als Lyriker hat er sich eigentlich nie gegeben; von Anfang an war seiner kühlen kritischen Natur Etwas von jener Objektivität eigen, die, auf Grund genauer Selbstbeobachtung, mit den eigenen Empfindungen architektonisch zu wirthschaften weiß. Er hatte den epischen Zug und war darum, viel mehr als Andere seiner Tendenz, sozial beobachtender Künstler. Eine höhere Stufe der Malerei ist aber das auf die Fläche projizirte Dramatische; und dahin hat er sich mit seiner neusten Leistung erhoben. Es ist Grund zur Genugthuung, daß endlich einmal ein modern empfindender Maler zu jener Höhe der Selbstentwickelung gelangt ist, zu der Reife des Urtheils über die eigenen, von lähmenden Traditionen freien Empfindungen, um hinter einen großen Stoff, hinter ein Werk, das für sich selbst spricht, zurücktreten zu können. Bisher mußte man stets Psycho-

logie treiben, das Spiegelbild des Künstlersensoriums aus dem Werke ablesen, wenn man feinsten Kunstgenuß wünschte. Jetzt kommt einmal solche Anstrengung dem Stoffe zu Gut und man dankt dem Maler, indem man ihn im Anschauen seines Werkes vergißt. Vor einer gemalten Landschaft ist es anders. Entweder man sieht in der lyrischen Stimmung den Künstler oder erfreut sich am Gegenständlichen. Im ersten Fall treibt man Seelenkunde und — weiterhin — Kulturphilosophie; im zweiten Fall ist die Anschauungweise ganz unkünstlerisch. Dem großen Publikum gefällt eine Landschaft nie aus Gründen artistischer Erkenntniß, sondern es sucht und findet das gegenständlich Interessante. Der Wunsch wird ihm lebendig, in der gemalten Gegend spaziren zu gehen, im Sonnenschein behaglich zu ruhen, über klare Gewässer zu fahren, durch den Farbenrausch der Blumenfelder zu wandern, und der Künstler dient diesen Betrachtern eigentlich nur so wie der Illustrator des Bilderbuches dem Kinde. Da all das Interessante, wie es, in edelster Form, in den Waldinterieurs Flickels, in den romantischen Naturansichten der Achenbachs zum Ausdruck kommt, den Landschaften der Impressionisten fehlt, da nur die reine Erkenntniß diesem lyrisch-symbolischen Naturalismus beikommen kann, wird die moderne Malerei nie volksthümlich. Nur einem Dichter wie Böcklin ist es gelungen, das Interessante im Bilde so zu erheben, daß es zu einer höheren Erkenntniß, zur Poesie wird. Das macht die Größe seiner Kunst aus. Die Impressionisten mögen sich, aus Gründen ihrer Tendenz, zu so starken Stilisirungen, in denen werthvolle Nuancen aufgeopfert werden müssen, nicht entschließen; da dem Anschauenden aber ihre unbestimmte Landschaftsymbolik auf die Dauer nicht genügt, sehen sie sich vor der Aufgabe, das Stoffgebiet poetisch zu erweitern. Besonders der deutsche Maler, dem die Leichtigkeit des französischen Temperamentes fehlt, dessen Bildern nicht die Fülle lebendiger Sinnlichkeit eigen ist, kann unmöglich in seiner lyrischen, immer etwas kleinlichen Selbstherrlichkeit beharren, sondern muß seinen besonderen Anlagen Rechnung tragen. Für ihn kann der Fortschritt nur darin liegen, mit dem von neuen Erkenntnissen revolutionirten Gefühlsleben und auf Grund der Resultate des Impressionismus große poetische Stoffe zu bewältigen. Der Franzose muß nun aus dem Spiel bleiben. Hier ist der Punkt, wo die Rassentemperamente sich scheiden. Die Erkenntniß kennt nicht nationale Grenzen. Der Ausgangspunkt war für Alle gemeinsam; doch die Entwickelung muß nun nach den Gesetzen der besonderen Volksart erfolgen, wenn dem natürlichen Empfinden nicht Gewalt angethan werden soll.

Von solchem Gesichtspunkt aus ist Liebermanns Beispiel besonders werthvoll. Sein Bild könnte von einem modernen Franzosen so nicht gemalt sein. Es weist auf die große niederdeutsche Tradition, auf Rembrandt, und zeigt so, daß der Künstler nie ängstlich zu sein braucht, ohne Ueberlieferung

in seiner Zeit zu stehen. Die lebendige Tradition erbt sich unbewußt fort, lebt in der Empfindungweise immer wieder auf und wird zu einer neuen Kraft, um so mehr, je konsequenter eine Persönlichkeit sich selbst betont. Es thut nichts zur Sache, daß Liebermann, seiner Abstammung nach, dem niederdeutschen Geist fern zu stehen scheint: die kunstgeschichtliche Entwickelung wählt ihre Instrumente nach einer Logik, die aller kleinlichen Berechnungen spottet und in diesem Fall ziemlich klar zu errathen ist.

Das Bild — Simson und Delila — muß als Erstling betrachtet werden; Größe und Unzulänglichkeit sind zu gleichen Theilen darin enthalten. Niemals hätte man dem Momentbeobachter eine so konzentrirte Linienführung, solche ornamentale Gewalt zugetraut. Psychologe im Einzelnen ist Liebermann nicht; er kann ein Seelenleben nicht physiognomisch wiederspiegeln. Scheinbar weiß er es, denn er verzichtet stets darauf; und auch hier charakterisirt er den Vorgang durch äußere Züge: durch eindringliche Silhouetten und eine jäh in den Raum schießende Bewegung, die gegen den etwas formlosen Fleischknäuel des schlafenden Simson seltsam hell und kreischend absticht. Die Farbe unterstützt, in aller Trockenheit, die Absicht und bringt die phrasenlose Roheit des geschlechtlichen Momentes, den Realismus der Auffassung, der den Stoff alles biblischen Farbenlackes entkleidet, die klug ins Profane gezerrte und doch zu symbolischer Kraft gesteigerte Situation vortrefflich zur Anschauung. Ueber die Häßlichkeit der Delila ist großer Lärm gemacht worden. Das liegt aber wohl mehr an der Auffassung der Herren von Frauenschönheit. Dies ist genau das Weib, worauf Simsonnaturen hineinfallen; in ihrer klugen, rassigen Magerkeit ist sie begehrenswerth für Jeden, den es treibt, mit brutaler Männlichkeit eine stolze, sich empört wehrende und Rache brütende Seele zu überwältigen.

Wohl läßt sich der Stoff zweifellos größer gestalten. Die Roheit kann unerbittlicher, die Gemeinheit tragischer gegeben, auf dem Wege der konsequenten Steigerung der hier gewählten Auffassung könnte das Einzelne mehr durchgebildet werden. Der dramatische Realismus ist im Stilgedanken nicht untergegangen, sondern poetisch erstarkt. Das ist viel; aber nun galt es, mit der Farbe bewußt zu charakterisiren, den einfachen Akkord von Fleischtönen und Grau hundertfach zu variiren und die Absicht psychologisch, nicht dekorativ, so zu spezialisiren, daß alle Nuancen auf den Zielpunkt der Idee redend hinweisen. Von Rembrandt ist zu lernen, wie ein stinkend wahrer Naturalismus in der glitzernden Apotheose eines bunten Juwelenfeuers zu verklären und zugleich zu unterstützen ist. Nicht die Mittel Rembrandts sollen empfohlen sein — die Mühe, eigene zu erlangen, wird unserer Malerei ja schwer genug —, sondern die Kraft seiner künstlerischen Disposition.

Wie sehr Lessing mit seiner Aesthetik im Kern das Rechte getroffen

hat — daß er sie auf Grund antiker Beispiele erklären mußte, ist ja zufällig —, beweist jetzt Liebermann. Die Komposition befolgt alle Gesetze der plastischen Ruhe, ohne die ein Figurenbild sofort genrehaft kleinlich wird. Eine Reihe charakteristischer körperlicher Expressionen ist zusammengefaßt; nicht die Momenterscheinung ist gewählt, sondern eine aus hundert Momenten zusammengesetzte Bewegunglinie. Das Auge sieht vor der Natur ja nie einzelne Augenblicksposen, sondern die Bewegungfolge und diese wird dann als Linie, als lebendiges Ornament empfunden. Darum erscheinen alle Momentphotographien falsch. Vor einem Bilde darf man nie das Verlangen spüren, dramatische Entwickelungen zu sehen, nie, wie etwa vor Schlachtenbildern, ein Vorwärtsdrängen des Geschehnisses wünschen. Das von Lessing gefundene, in aller großen Kunst längst befolgte Gesetz weist die Raumkunst an, Bewegungskomplexe resumirend so aufzubauen, daß die Situation zeitlich sowohl vor- wie rückwärts weist und die bildhafte Erstarrung einen Ruhe- und Reifepunkt des dramatischen Vorganges darstellt. Es ist ein Zeichen gesunden Urtheils, daß die impressionistischen Landschafter sich von dramatischen Stoffen zurückgehalten haben, so lange ihre unmündige Psychologie das malerisch Nothwendige aus der Fülle mimischer Erscheinungen nicht auswählen konnte. Aber es ist zugleich ein Zeichen von Befangenheit, daß sie dann das ihrem Können noch verschlossene Stoffgebiet für unkünstlerisch erklärten. Aus ähnlichen Ursachen wollen neuere Bühnendichter die Handlung für unwesentlich halten; ihrer Phantasie, die sich im Notizennaturalismus erschöpft, fehlt die Kraft des Gestaltungvermögens.

Liebermann hat einen biblischen Stoff gewählt. Doch entnahm er der Fülle tragischer Menschenschicksale, den ungeheuren Leidenschaften, die im Alten Testament zu einem düsteren Tempelgebäude aufgethürmt sind, einen Stoff, der allgemein menschliche Geltung behält, sich nicht auf ein religiöses Dogma beruft. Trotzdem verräth die Wahl den versteckten Symbolisten. Unser Leben ist nun zwar nicht weniger arm an Vorgängen, denen symbolische Poesie abzugewinnen ist, als das der alten Juden; doch fehlt dem bildenden Künstler ihm gegenüber der Abstand der Zeit. Das Nahe ist nie poetisch, ist es im besten Fall für den ganz Sensitiven. Das realistisch Kleinliche, das dem Geschehniß der Gegenwart anhaftet, wird noch verstärkt, weil es sich im Alltagskostüm, im profanen Milieu und ohne Unterstützung jeder mythenbildenden Kraft abspielt. Dennoch wird sich die moderne Kunst in Zukunft vor der Aufgabe sehen, das uns umgebende Leben dramatischer Gegensätze eben so bildend angreifen zu müssen, wie sie das armsäligste Stück Landschaft durch konsequenten Subjektivismus poetisch verklärt hat. Die Renaissancekünstler durften, als halbe Heiden, ohne Sorge biblische Stoffe benutzen, eine Mutter Gottes zur Venus umgestalten und den Zeittendenzen Träger in der

Apostelgeschichte suchen. Nominell herrschte das Christenthum und es war nur eine große Kulturlist der Kunst, als sie die alte Form allgemach mit ganz neuem Inhalt zu füllen suchte. Heute ist Dem, der sich ehrlich an der Hand der Naturwissenschaften zur Weltauffassung durchgerungen hat, aller Bibelgeruch verdächtig. Trotz der Ehrfurcht vor dem monumentalen Inhalt der Testamente — der jetzt nur noch ästhetisch gewerthet wird — lehnt das Gefühl Vergleiche, die diesen Büchern entnommen sind, in den meisten Fällen ab und fordert eine dem neuverstandenen Inhalt des Daseins entsprechende Symbolik. Woher soll die aber kommen, da doch Alles im Werden oder Vergehen ist und kein Begriff feststeht? Das Suchen nach dem uns Gemäßen, das in der impressionistischen Malerei technisch begonnen hat und sich nun logisch auf den poetischen Stoff erstreckt, mußte und muß ferner die merkwürdige Erscheinung hervorrufen, die unsere ganze moderne Kunst charakterisirt: alle schöpferischen Künstler sind Skizzisten. Die vollkommenste Phantasie vermag sich nicht ein Kunstwerk wahrhaft modernen Geistes vorzustellen, das zugleich stilistisch und dekorativ harmonisch vollendet wäre. Das Eine oder das Andere: Skizzist oder Formalist. Wenn eine neue große Stilsprache überhaupt je ausreifen kann, wird es im Lauf von hundert und mehr Jahren geschehen, in einer langen, eklektisch sich ergänzenden Entdeckerarbeit vieler Generationen. Inzwischen wird jeder ernst wollende Künstler, wenn nicht im Intellekt, so doch im Instinkt, vor die Frage gestellt, ob er die Form dem Inhalt oder den Inhalt der Form voransetzen soll. Beides kann nicht gleich energisch gefördert werden. Das vollendete Kunstwerk befriedigt gewiß zugleich Sinne und Geist; seit hundert Jahren hat aber kein Künstler mehr gelebt, der die Uebereinstimmung ursprünglich erzielt hätte. Selbst der große Böcklin ist dem Ziel nur als genialer formalistischer Rhapsode, als ein auf alten Kulturwegen heroisch dahin Stürmender nah gekommen. Manet und Monet, Liebermann, Degas und Rodin, Alle, die einen neuen Inhalt geben und keine anderen Mittel anerkennen als die vom Wirklichkeitsinn des Auges sanktionirten, sind Skizzisten; die Vollender aber, die Schwärmer für schön geglättete Form, Klinger, Stuck, Tuaillon, Hildebrand, sind, je nach der Strenge ihres Stilgefühls, auch im Erfassen des lebendigen Lebens Epigonen. Flüchtigkeit, Roheit, Unklarheit und Einseitigkeit sind die Gefahren der Skizzisten; für die Vollender droht dagegen der Formalismus, der unüberwindbar, ist das deklamirende, unfruchtbare Pathos.

Dieser Unterschied wird in der Ausstellung überall bestätigt; die Gegensätze stehen schroff neben einander. Munch, der eine Sammlung seiner Arbeiten ausstellt, ist typisch als ein Produkt der herrschenden geistigen Fieberzustände. Er ist einer der vielen Entwurzelten des Lebens, gehört zu Jenen, die dem grausamen, unverständlichen Schicksal mit wildem Haß und toller

Verachtung gegenüberstehen, die auf dem Wege des konsequenten Nihilismus zur Urmystik gelangt sind, nun in der Nacht der irdischen Kausalität vor jedem Gesetz erschauernd zusammenschrecken und alle ewigen Mysterien tausendfach, in den profansten Lebensformen, verkörpert sehen. Nie hat es einen Maler gegeben, der besseren Willen zur poetischen Empfindungweise hatte; aber sein unglücklicher Verstand, der nicht zu vergessen weiß, zeigt ihm in allem Leben den Wurm, unter jeder Schönheit das grinsende Skelett, in der Leidenschaft das Thierische, in allen Schmerzen die Willkür der Natur; und mit stumpfer Verwunderung, woneben der höhnische Wahnsinn seine Arme ausreckt, geht er, als ein mit einem Talent atavistisch Belasteter, durch dieses verfluchte Leben. Hinter seinen Werken denkt man sich einen Menschen, den Gestalten gleich, wie sie in den Romanen Dostojewskijs brütend durch eine drückende Atmosphäre von Zweifeln schleichen, sich philosophische Systeme bilden und von der Lebensangst zu wahnwitzigem Thun angespornt werden. Und daneben blitzt und gewittert immer das Geniale. Kein Wunder, daß ein Solcher nichts von Tradition und giltigen Werthen wissen mag. Nicht eine Form paßt ja mehr zu seinem Empfinden; die Sprache der Ahnen ist ihm paradiesisch fremd. So steht dieses triebhafte Talent vor der Riesenarbeit, seiner Mystik eine neue Kunstform zu finden. Es ist fast unheimlich, zu beobachten, wie es hier in einer Kleinigkeit gelingt und wie die Qual des Versagens sich an anderer Stelle in Hohn umsetzt, sich gellender Karikaturen bedient, wie dieser Nervenmensch sich dann roh geberdet wie ein Holzknecht. Man denkt an Strindberg, dessen Skepsis auch an den Abgründen der Mystik umherirrt, dem auch ein nadelspitzer Verstand nicht gestatten will, Gott wie ein Kind zu lieben.

Munch malt etwa, wie ein rothes Haus den Nahenden drohend anglotzt und Empfindungen erweckt, wie man sie einer Marslandschaft gegenüber haben könnte; wie Menschen mit blödem, verlegenem Gruseln, das fast zum verzerrten Lächeln wird, in ein Totenzimmer treten, voll irrer Rathlosigkeit dort umherstehen und sich vor der überlegenen Gelassenheit des Toten schämen. Er malt Mann und Weib in brünstiger Umschlingung, als widerstandlose Opfer der eisernen Nothwendigkeit des Gattungsgesetzes, Knabe und Mädchen, die in krankem Sehnen dahinsterben, mit denen der Geschlechtstrieb wie mit Marionetten spielt; Menschen gehen durch trostlos dämmernde Straßen, wie eine Heerde von Lemuren, kranke, fatalistische Gesichter, deren vom Lebensleid verzerrte Züge in fahlem Gelb aus dem Dunkel hervorgleißen. All diese Verzweifelten kommen von Golgatha, wo ihr Ideal, der süße Jesus ihres Herzens, gekreuzigt ward. Gatten sitzen in dunkler Stube eng beisammen und weinen, daß ihr Schluchzen das stille Haus gespenstisch erfüllt; zwei körperlich eng umgitterte Seelen schreien, kreischen schreckensvoll

nach Vereinigung. Gestaltet sind solche Stoffe mit einer brutalen Karikaturhaftigkeit, wie wir sie ähnlich von Bruno Paul kennen, mit ornamentalen Bildungen, die an Ludwig von Hofmann erinnern, und dann wieder mit einem großzügigen Realismus, der den eminenten Zeichner und Maler, den Kenner französischer Kunst verräth. Jedes Bild ist ein Embryo und theilt Etwas von dem Ekel mit, der allem Embryonischen anhaftet; zugleich aber sieht man überall Möglichkeiten des Wachsens, Keime zukünftiger Kraft und Schönheit. Diese Kunst ist in ihrer Art so gut Extrakt wie die van Goghs, und je länger man sich damit beschäftigt, desto reicheres Detail findet man in der Vereinfachung. Manchmal erhebt sich der Stil mit breitem, ornamentalem Vortrag ins Pathetische; manchmal entgleist er jäh ins Burleske und liefert dem Publikum Stoff zu willkommenem Gelächter. Immer aber steht neben dem problematischen Sensorium ein kräftiges dekoratives Gefühl. Die Farbenharmonien, für sich betrachtet, sind von eigener, teppichartiger Schönheit. Wie viel dieser Unfertige kann, wie gut er sein Handwerk versteht, beweisen einige Portraits. Mit den geringsten Mitteln ist hier erschöpfend charakterisirt, mit einer Einfachheit, die an altegyptische Portraitmalerei erinnert, sind die individuellen Züge eines Gesichtes auf das ganz Wesentliche zurückgeführt.

Das Talent, eine Impression technisch zu übersetzen, in der Phantasie die lebendige Begegnung von Ideen und Material herbeizuführen, alle Hilfsmittel des Handwerkes gerade so zu benutzen, wie sie der Absicht am Besten dienen, den eigenartigen Stimmungwerth jeder Darstellungmanier der geistigen Tendenz anzupassen: dieses Talent macht die eigentliche artistische Stärke der impressionistischen Maler aus. Man betrachte Werke von Liebermann, Manet, Israels: immer liegt die entscheidende künstlerische Phantasiethat in dieser genialen Annäherung von Idee und Technik, von Absicht und Materie. Es wird Einem klar, wenn man, von Munch kommend, zu dem Bilde „Im Meer" von Liebermann geht — einem kostbaren Bild, dem die hohe Schule von Degas, was Raumgefühl betrifft, anzumerken ist —, zu dem im Sinn des berliner Malers sehr fein gezeichneten „Caroussel" Isaacs Israels, zu der genialen Reiterskizze Manets oder dem fabelhaft gemalten „Frühstück" Monets. Man kann verstehen, daß die Braven vom Glaspalast vor solcher Kunst ganz rathlos sind; denn diese Technik bedingt eine eigene seelische Anschauung der Natur. Ganz künstlerische Technik ist nie etwas Willkürliches, sondern entspricht genau dem Geist, der sie regirt. Paradox kann man es so ausdrücken: unmöglich vermag ein Pointillist an die Dreieinigkeit und an die christliche Unsterblichkeit der Seele — höchstens an die spiritistische — zu glauben; Eduard von Gebhardt könnte dagegen nie Pleinairist sein. Wenn die Technik des Impressionismus auch das ewig gekniffene Auge bedingt —

oder umgekehrt —, so bleibt es doch besser, mit dieser künstlichen Schlitzäugigkeit etwas springend Charakteristisches zu sehen als mit offenen Blicken das Banale. Und der Betrachtung muß diese Technik so wesentlich sein, weil sie ein deutliches Produkt der neuen Geistesrichtung ist. Vielleicht erlangt Vieles von der Sezessionistenkunst, die uns so stark interessirt, niemals die Museumsunsterblichkeit. Das hindert nicht, daß diese Art Unvollkommenheit für die Entwickelung und für uns also wichtiger ist als die auf artistischen Schleichwegen erlangte Vollendung. Wahrscheinlich werden Liebermanns Bilder der ersten Periode, die nach dem Herzen eines Akademieprofessors durchgearbeitet sind, in den Galerien stets Ehrenplätze einnehmen, während Das von seiner heutigen Kunst zweifelhaft ist. Die von der Zeit ausgetheilten Preise der Unsterblichkeit beruhen im Wesentlichen ja auf Majoritätsurtheil, sind also sehr anfechtbar. Solche Hinweise sind besser aus dem Spiel zu lassen. Uns darf nur das wahrhaft lebendige Empfinden der Stunde gelten; mag die Zukunft dann urtheilen, wie sie kann und will. Die Künstler stehen uns am Nächsten, die Dem, was uns schmerzt und freut, was uns wesentlich erscheint, Ausdruck suchen und finden; also die Maler, die hier mit dem Namen Skizzisten bezeichnet worden sind. Whistler, der seinen kultivirten Geschmack in den Takt neuer Empfindungen gezwungen hat, gehört dazu, Ludwig von Hofmann, der lyrische Stimmungpoet, und der innig empfindende Baum, Kurt Herrmann, der, über die Jugend hinaus, ein bereits sicher erworbenes Gebiet freiwillig verlassen, den schon errungenen Ruhm preisgegeben hat, um von Neuem am Kampf theilzunehmen, Breitner, der talentvolle Mitempfinder Jakobs Maris, der einfache, phrasenlose Alberts, Leistikow, dessen Bilder so ernsthaften Optimismus predigen, Stremel, mit seinen koloristisch funkelnden Interieurs, und Corinth, der ein großer Künstler sein könnte, wie er ein starker Maler ist, wenn sein Geist so willig wäre wie sein Fleisch. Von all dieser Kunst ist im höheren Sinn nichts fertig und vielleicht reift sie uns niemals zu einem großen Stil aus. Das einzelne Werk füllt nie die ganze Seele; jeder Künstler bearbeitet vielmehr eine Nuance der allgemeinen Weltempfindung als Spezialist. Aber aus der Gesammtheit der Werke blickt Etwas wie eine große Harmonie hervor und der Trieb, dem diese Talente gehorchen, weist auf ein einziges Ideal, das sich einem jeden Ideal der Vergangenheit würdig gegenüberstellen kann.

Die Erscheinungen der Malerei wiederholen sich in der Skulptur; nur dringt das Material hier auf deutlichere Betonung der Form. Rodin hat seine Materie bis zur Grenze des Möglichen ins Malerische gezwungen; nicht aus Laune, sondern, weil er nur mit impressionistischen Mitteln differenzirte Empfindungen darstellen kann, ohne naturalistisch kleinlich zu werden. Er besitzt alle Bildnertugenden der Vergangenheit: den Formensinn der Antike,

das Charakterisirungvermögen der Gothik, das dekorative Temperament der Renaissance; nur die vornehmste Fähigkeit des Plastikers, der architektonische Sinn, der all jenen Stilen einst Halt und Größe gab, fehlt ihm. Also die Hälfte. Es ist nicht seine Schuld, sondern die einer nervösen, ästhetisch unfruchtbaren Zeit, die im Künstlerischen, wie keine andere, den Wald vor Bäumen nicht sieht. So wird auch er Skizzist in Marmor und Bronze. Minne ist in gleicher Lage; nur hat sein mehr spezialisirtes, engeres Talent sich für die Gothik entschieden, um eine imaginäre Stütze zu haben. Das hat den Belgier zu einer sicheren Entfaltung seiner fest umgrenzten, aber tiefen Begabung befähigt und ihm die Möglichkeit geschaffen, seinen realistischen Mystizismus in einer Weise vorzutragen, die wie Zukunftmusik anmuthet. Unter den ausgestellten Arbeiten Minnes ist eine „Badende". Dieser kleine Gips ist ein Meisterwerk, ein Bijou und kann sich der Antike ebenbürtig gegenüberstellen. Dennoch: Kleinkunst.

Tuaillon will Monumentalkunst geben und geräth dabei sofort ins andere Lager, zu den Formalisten. Es wird gut sein, zu betonen, daß der verächtliche Nebensinn dieses Wortes hier keine Geltung haben darf. Es giebt wenige Künstler, die ernster arbeiten, fleißiger die Natur studiren als die Vollender, die den Ehrgeiz haben, in jedem Fall fertige, stilistisch geglättete Kunstwerke zu geben. Alle Voraussetzungen für große Kunst sind in diesen Talenten enthalten; es fehlt nur die Hauptsache: das naive Gefühl, die Seele. Ein Pferd und einen Akt so zu modelliren, wie Tuaillon es gethan, die Gruppen so einfach, lebendig und mit so feiner artistischer Berechnung aufzubauen: Das ist in unserer Zeit sehr viel. Doch wir stehen und sehen mit kluger Anerkennung, wir loben und lassen alle Künste unserer Bildung spielen; am Ende merken wir doch die innere Kälte: das tüchtige Werk geht uns zu wenig an. Das Fazit ist: wenn Tuaillon vom Unionklub zur Ausschmückung idealer Sportplätze engagirt würde, wäre seinem Talent völlig genug gethan.

Bildner dieser Art sind weltfremd — was nicht ausschließt, daß sie oft Weltleute sind —, auf die Antike angewiesen und gehören zu der in Deutschland unvergänglichen Schaar von römischen Künstlern deutscher Nation. Hildebrand, das archäologische Genie, der nur warm wird, wenn er vor einem im Leben zuckenden Charakterkopf als Portraitist steht (was eine inferiore Art der Kunstbethätigung ist), hat eine große Schülerschaar herangezüchtet, die sich über das Niveau der Begasschule oder gar der Siegesallee so weit erhebt wie Heyse über Wildenbruch und Lauff, die aber hinter der neuen französischen Plastik so weit zurücksteht wie Heyse hinter Flaubert. In diesem Vergleich ist es schon bezeichnet: die intellektuelle Fähigkeit, der poetische Wille ist hier und dort fast gleich zu werthen; aber die Art der führenden

Ideen entscheidet, in einer tendenziös gespaltenen Zeit, mehr über den ästhetischen Kulturwerth von Kunstleistungen als das absolute akademische Können. Die Ursprünglichkeit siegt bei gleichen Qualitäten. Auch Klinger ist hier zu nennen. Sein Beethoven soll nach dem unglücklichen Gips nicht beurtheilt werden; doch erzählt die Gruppe nichts vom Künstler, was man nicht schon wußte. Hier will ich Etwas sagen, das, sehr gegen meinen Willen, arrogant klingt: Als ich fünfundzwanzig Jahre alt war, empfand ich genau wie Klinger. Nicht so tief, nicht so groß, reif und umfassend, nicht so temperamentvoll und bewußt; aber in der Richtung des eklektisch tastenden Gefühles, der Gattung des Empfindens nach genau so. Die Phantasien solcher Geistesrichtung nehmen ihren Weg über Vorstellungen von der Antike, von Dante, Michelangelo, Goethe, auch ein Wenig von Hebbel; sie gehen stets auf Kulturwegen, nie auf ungebahnten Naturpfaden, sind nicht frei im höchsten Sinne und nie so verzweifelt muthig, ganz von vorn zu beginnen. Was Klinger und all den reinen, warmen Menschen seiner Veranlagung fehlt, ist die Fähigkeit, primitiv zu empfinden, primitiv zu bilden. Die klassisch-humanistische Anschauung ist ihnen zur Natur geworden, ja, zur persönlichen Kultur. Doch ist solche Kultur allzu schnell — in zwei nachgoethischen Generationen — erworben und nur lebensfähig im geschlossenen Kreise gleichstrebender Bildungsgenossen. Diese Intellektuellen stehen den Primitiven schroff gegenüber, fast wie die Väter den Söhnen, und begreifen nicht den Zusammenbruch der klassischen Welt, in der sie ihre höchsten Entzückungen erlebt haben. Es sind die letzten, klügsten und freisten Epigonen der Goethezeit. Wie Klinger Beethoven betrachtet, so erscheint ihnen die ganze Klassikerzeit: in olympischer Glorie. Uns aber ist Beethoven mehr ein Hiob, dem kein Gott auf seinen Schrei antwortet als der, der ihm im Busen wohnt.

Alles in Klingers Werken ist gedacht; man sieht die Operation des Verstandes in voller Reinlichkeit. Die nur dem Gebildeten zugängliche Allegorie spukt überall und der genial mit Wirklichkeitsinn gemischte Archaismus kommentirt, wo etwas Gefühltes hinreißen mußte. Klinger ist nicht etwa arm an Empfindung; doch empfindet er mit dem Gehirn. Dadurch wird seine Kunst zu einem Spiel mit der großen Fülle ihm geläufiger Formen, deren jede für ihn Etwas bedeutet und Besonderes ausdrückt. Und Alles ist so klug kombinirt, so temperamentvoll ausgedacht und das Natürliche vermählt sich so glücklich mit dem Erklügelten, daß man von diesem Vorstellungmosaik ganz hingerissen wird. Nichts ist zu tadeln als das Ganze, Alles zu loben bis auf das Prinzip. Durch die Skulptur, wo das Material dem Berechneten vor Allem widerstrebt, ist Klinger zur Materialästhetik getrieben worden. Die Büste der Asenieff ist so interessant wie leblos, so künstlerisch wie künstlich. Der Liszt ist prachtvoll gedacht, — aber nur gedacht. Und der Beethoven läßt

sich beweisen, wie eine Tragoedie von Racine. Das Unbeweisbare aber ist Kern aller großen Kunst.

Nicht immer sind es Motive aus Griechenland und Italien, womit die Vollender ihre Werke harmonisch zu runden suchen. Strathmann übernimmt die irren und wirren Reize japanischer Kunst, bildet sich so einen engen, aber kostbar funkelnden Formalismus aus und spielt sich, experimentirend, im Schönheitstraum durchs Leben. Heine weiß sich dagegen aus dem Dilemma, wie aus jedem, geistreich zu retten. Erst benutzt er mit größter Subtilität und vollendetem Geschmack archaistische Bildreize zur Darstellung graziöser Ungezogenheiten, — und dann übertreibt er die formalen Stileigenheiten so klug, daß der Formalismus sich selbst ironisirt und die Satire des Stoffes verstärkt. So steht er mitten im Historischen und doch darüber, verwirrt den Beschauer, spottet über die eigenen Krücken und löst das Problem im Gelächter auf. Nur seine Behandlung der prinzipiell so wichtigen Kunstfrage hat praktischen Werth: die Lösung eines Karikaturisten.

Der Zwiespalt verschwindet allein auf dem Gebiet der Portraitmalerei. Hier, wo das Objekt seine Rechte fordert, der Phantasie feste Grenzen formaler Natur gezogen sind, fragt man nicht nach Impression oder Altmeisterlichkeit. Wenn das Wesen des Dargestellten eindringlich wiedergegeben ist, sind die Mittel gleichgiltig. Darum wird Trübners Herrenportrait, das schon vor zwanzig Jahren gemalt worden ist, für alle Zeiten modern sein; denn jede künstlerische Qualität dieses meisterhaften Bildes ist psychologisch gerechtfertigt; und wo der Gleichklang von Anschauung und Idee ist, wird jedesmal auch Stil sein. Slevogt ist es mit seinem D'Andrade weniger geglückt, so viel Talent in seiner Arbeit auch enthalten ist. Der Künstler schwankt eben jetzt zwischen Hell und Dunkel und die münchener Malweise, die auf zwanzig Schritte nach Oelfarbe riecht, wird ärgerlich sichtbar. Doch man spürt in seiner Natur ein kräftiges Wachsen. Sein Theaterportrait ist darum, selbst in der Unausgeglichenheit, werthvoller als das fertigere, sehr geschmackvolle, etwas feminine Damenbildniß von Lepsius, als das von einer ewig gleich schrulligen Tüchtigkeit zeugende Werk Habermanns oder Kalckreuths mühsame, verständige Portraitkunst. Temperament spürt man wieder bei Zorn, dem europäisch kultivirten Russen Somoff und in dem himmlisch süßen Frauenbildniß von Sargent. Das ist verliebte Malerei.

Mit diesem Bild im Auge wird es leichter, die ästhetische Anschauung, die in der Ausstellung wahre Strapazen ertragen hat, auf der Straße, der geschmückten Weiblichkeit gegenüber, harmlos fortzusetzen; und so kommt man mit guter Manier über die peinvollen Widersprüche hinweg, die sich innerhalb der Sezessionistenkunst und im Verhältniß dieser idealen Bethätigung zu den geltenden Lebensformen zeigen und unerbittlich zur Parteinahme drängen.

Friedenau. Karl Scheffler.

Geigenspieler und Flötenbläser.

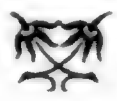
Das Schicksal ist dumm und blind und brutal.
Was kümmert es, ob wir in Lust oder Qual
uns berauschen oder rasen?
Eine singende Geige gabs mir in die Hand
und warf mich hinab, wo im ganzen Land
die Leute nur Flöte blasen.

Und ich geigte im ganzen Lande herum,
doch Alles blieb kühl und dumm und stumm:
sie verstanden sich nur auf Flöte.
Und doch hatt' ich ihnen mein Bestes gezeigt,
mein Allereigenstes vorgegeigt,
daß ich vor Scham jetzt erröthe.

Da sperrt' ich mich ein in mein Kämmerlein
und kratzte und geigte für mich allein
auf meiner Violine.
Daß sie bald kreischte und schmerzlich schrie,
bald schluchzend weinte in Melancholie
unter dämpfender Sordine.

So geig' ich mich tot ohne Zweck und Ziel,
denn es rührt mein einsames Geigenspiel
weder Menschen noch Thier noch Gräser.
Das Schicksal ist dumm und brutal und blind.
Warum schickt es ein geigendes Menschenkind
unter die Flötenbläser?

Helsingfors. Johannes Oehquist.



Kinderarbeit.

Das Kind ist eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen. Es ist die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. So schrieb Schiller zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Es war die Zeit, in der die aufblühende mechanische Produktion sich der Kinderhände bemächtigte; aus den gelösten Fesseln der früher behördlich überwachten Gewerbe schmiedete sie Sklavenketten. Seit 1815 zeigen staatliche Erhebungen, wie es um die reine und freie Kraft, die Integrität, die Unendlichkeit einer wachsenden Anzahl Kinder stand: von vier und fünf Jahren an wurden sie bis zu vierzehn Stunden in dumpfe Werkstätten eingepfercht, zum Theil in der Nacht; nicht selten mit roher Mißhandlung zur Arbeit getrieben, mit Peitsche und Wasserspritze „frisch“ erhalten. Es kam vor, daß ihre Erholung in Spiel, Tabak, Branntwein, Unzucht, Rauferei, ihre einzige Unterhaltung während der Arbeit in schmutzigen Reden und Liedern bestand. Das Kinderelend schlug die erste Bresche in das Lehrgebäude von der Selbstverantwortlichkeit der Arbeiter in dem neuzeitlichen Wirthschaftleben, schuf die Antithese der Gewerbefreiheit: den staatlichen Arbeiterschutz.

Doch die Gesetzgebung eines Jahrhunderts vermochte nicht, das Uebel an der Wurzel zu treffen. In der Fabrik freilich ward es eingedämmt. „In der Hausindustrie, in Handel und Verkehr, ja, in fast sämmtlichen Berufsarten wuchert es üppiger als zuvor.“ „Tausende, Zehntausende von Kindern arbeiten im Schweiße ihres Angesichtes von morgens halb vier ab bis zu Anfang des Unterrichtes Stunden lang oder schaffen die Nächte hindurch bis zwei, drei Uhr.“ Das zwanzigste Jahrhundert brach an, ehe Deutschland eine Reform auch nur in Angriff nahm. Erst jetzt haben die Verbündeten Regirungen einen Gesetzentwurf vorgelegt, der die Kinderarbeit außerhalb der Fabriken regeln soll. Er macht Halt — leider — vor der Landwirthschaft und dem Gesindedienst. Nicht aber vor der Schwelle des häuslichen Heiligthumes, das in zu vielen Fällen eine Höhle der Armuth und der Verkommenheit ist. Darin liegt seine Bedeutung.

Die Geschichte dieser Reform zeigt deutlich, was ein Einzelner vermag, der mit tapferer Hingabe sein Ziel verfolgt. Gewiß darf das von Soziologen, Aerzten, Gewerbeinspektoren und einzelnen Ortsbehörden gelieferte Material nicht unterschätzt werden, nicht der Einfluß der sozialdemokratischen Agitation und der Arbeiterschutzkongresse. Aber die lebendige That brachte doch erst das Auftreten des Volksschullehrers Agahd.

Konrad Agahd, im Jahre 1867 als Sohn eines Lehrers in dem pommerschen Flecken Neumark geboren, empfing im Elternhaus die Eindrücke, die sein Leben bestimmten: „Mit der Muttermilch eingesogen habe ich den Grundsatz: den Schwachen beistehen in jeder Weise. Unser Haus war selten ohne Jemand, dem der Vater helfen mußte, und die Mutter gab Alles hin für Kranke im Ort, — leise, leise.“ Schon im Seminar regte sich der kritisch reformatorische Geist und in seiner ersten Lehrerstelle in Birchow, Kreis Dramburg, begann der Zwanzigjährige, „den Ursachen nachzuspüren,

auf denen die Verschiedenheit der sozialen Lage, der Bildung und die Rückständigkeit der Bewohner dieses Ortes und seiner Heimath beruhen könne." 1890 kommt er nach Rixdorf. Hier beginnt seine sozialpolitische Thätigkeit unter dem Motto: „Durch eigene Kraft vorwärts, unbekümmert um rechts und links. Der Mensch glaube an seine Idee." Sein Glaube stählt ihn: kein Ruhen noch Rasten, kein Erlahmen an den Widrigkeiten des Kampfes, an der Enge und Gebundenheit seiner Stellung. Er nimmt sie groß. Mit feinem Verstehen forscht er in der Kinderseele, sucht die Lösung mancher Räthsel in ihrer Umwelt. „Von je her bemüht, jeden Schüler individuell zu behandeln", macht er sich mit den Verhältnissen der Eltern vertraut. 1894 erregt seine erste grundlegende Schrift über die Lohnarbeit der Kinder in Rixdorf Aufsehen. Zahlreiche Aufsätze, Vortrag auf Vortrag bald hier bald dort, folgen. Ihm vor Allen ist es zu danken, daß die deutsche Lehrerschaft sich in den Dienst des Kinderschutzes stellt und den Staat zum Handeln treibt. Nach seinem Vorgehen, dauernd von ihm angespornt, ergänzen und kommentiren die Lehrer die unzulänglichen Angaben amtlicher Erhebungen, hauchen den toten Zahlen grausam beredtes Leben ein.

Agahds jüngst erschienenes Buch „Kinderarbeit und Gesetz gegen die Ausnutzung kindlicher Arbeitkraft in Deutschland"*) unterrichtet über den Gang der Ereignisse. Genauer Sachkunde paart sich naiv bewegliche Klage und apostolische Mahnung zur Abhilfe. Der Menschheit ganzer Jammer, der dem Verfasser in seiner Schule vor Augen trat, durchzittert wie leises Schluchzen die schlichte Darstellung.

Nach den als solchen erwiesenen Mindestzahlen der amtlichen Erhebung von 1898 waren außerhalb der Fabriken 544 283 Kinder gewerblich thätig. Ihre wirkliche Zahl wird auf das Doppelte veranschlagt. Man spricht von der erzieherischen Wirkung der Arbeit. Gesundheit-, Schul- und Kriminalstatistik lassen über diese erzieherische Wirkung keinen Zweifel. Sie besteht, sagte Graf Posadowsky in der Reichstagssitzung vom dreiundzwanzigsten April 1902, unter Umständen darin, „daß ein solches Kind zum Krüppel oder Idioten" — und, füge ich hinzu, zum Verbrecher — erzogen wird. Der Aufenthalt in verdorbener Luft, Nässe und Kälte, endloses rasches Treppenlaufen, Bier- und Schnapsgenuß sind die Segnungen des kleinen Hausindustriellen, Straßenverkäufers, Zeitung- und Backwaarenträgers, Ausläufers, der Kegeljungen und Kellnerlehrlinge. Einseitige Körperbeanspruchung in der Textilindustrie bewirkt Mißbildungen, nächtiges Porzellanmalen zerstört die Sehkraft. An sich ungesunde Arbeiten, wie in der Tabak-, Cigarren- und Gummifabrikation, treten hinzu. Kinder, Mädchen und Knaben, sind

*) Unter Berücksichtigung der Gesetzgebung des Auslandes und der Beschäftigung der Kinder in der Landwirthschaft. G. Fischer, Jena 1902.

als Steinmetzen, in Mühlen, Brauereien, Branntweinbrennereien, als Messerschmiede, Stubenmaler, Zimmerer thätig. Auch „Schlachten ist keine Beschäftigung für Kinder. Sonderkabinets zu bewachen noch viel weniger.“

Die Hetze des Erwerbes macht die Schule zum „Nebenberuf“, der das Kind stumpf findet und ihm Prügel einbringt, wenn es ihn zum Ausschlafen nutzen will. „Die Kinder sehen vielfach bleich und kränklich aus, sind engbrüstig, bekommen krumme Rücken, leiden an den Augen.“ „Es kommt vor, daß fast die Hälfte der Erwerbsschüler einer Klasse unternormal ist. Und es kann nicht Zufall sein, daß die bemoosten Häupter der Fibelisten, so weit nicht Idioten in Betracht kommen, fast immer noch erwerbend thätig sind oder doch waren.“ Möge niemals vergessen werden, unter welchen Verhältnissen Lehrer arbeiten, wenn 44 von 69 bis 87 Prozent einer Klasse (Ergebniß aus Chemnitz) im Erwerbsleben thätig sind. „Die verbreitetsten sittlichen Schädigungen liegen aber in der Untergrabung der Ehrlichkeit, des Wahrheitgefühls und des Gefühls für Sitte und Anstand.“ „Es gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß Knaben am frühen Morgen von Dirnen verschleppt werden.“ In England waren 67 Prozent der zur Zwangserziehung abgegebenen Kinder Straßenverkäufer. Hören wir auch den Gefängnißlehrer. Von je 100 jugendlichen Gefangenen in Plötzensee waren 54 bis 70 während der Schulzeit Stalljungen, Laufburschen, Kegelaufsetzer u. s. w. „Unsere Bengel, die wir da haben, die Mörder, sind, wie ich festgestellt habe, alle Jungen gewesen, die in den Destillen gesessen und Kegel aufgestellt haben.“ Viele Jungen, die wegen Diebstahls bestraft wurden, waren früher Semmelträger. Mit kleinen Diebstählen fangen sie an, eine Stufenreihe reiht sich an die andere und endlich kommen die Jungen zu uns.“ Was für die gewerbliche Arbeit gilt, trifft auch die Landwirthschaft und den Gesindedienst.

Wie die Besserunganstalten und Gefängnisse, so füllt jede Art der Kinderarbeit auch die Kranken- und Armenhäuser. Die übermäßige Anstrengung in der Jugend führt zu vorzeitiger Erschlaffung und Erwerbsunfähigkeit. Und die kleinen Kinderhände drücken bleischwer auf die Löhne der Erwachsenen, mehren Noth und Arbeitlosigkeit. So ist ihr Erwerb ein Krebsschade, der den Staat belastet, das Volk entnervt. Unmöglich, ihn in unserem heutigen Wirthschaftsystem erziehlich werthvoll zu gestalten. Er hängt zu eng mit dessen trübsten Auswüchsen, Wohnungnoth, Hungerlöhne, Armuth, Sweaterindustrien, zusammen. Immerhin: das neue Gesetz weist vorwärts. Agahds Buch zeigt den Werth und die Rückständigkeit des Entwurfes, fordert zur Mitarbeit an seiner Verbesserung auf, will mit Recht die ganze Gesellschaft zu Interessenten seiner Durchführung machen. Es ist „allen Kinderfreunden gewidmet“, eine flammende Mahnung, ein erschütternder Weckruf.

Helene Simon.

❦

Selbstanzeigen.

Die Fabrikarbeit verheiratheter Frauen. (Schriften des Sozialwissenschaftlichen Vereins in Berlin. Herausgegeben von Oskar Stillich.) Verlag von Dr. Eduard Schnapper, Frankfurt a./M. 1902.

Das Jahr 1899 hat uns eine höchst werthvolle Aufnahme gebracht. Man hatte die Beamten der Gewerbeaufsicht beauftragt, eine Untersuchung über die Fabrikarbeit verheiratheter Frauen und alle ihre Folgeerscheinungen anzustellen. Meine Schrift bezweckt, die Ergebnisse dieser Aufnahme in völlig sachlicher Fassung, aber trotzdem kritisch verarbeitet, einer größeren Oeffentlichkeit zu unterbreiten. Selbstverständlich konnte man sich nicht darauf beschränken, die Wirkungen der Fabrikarbeit auf die Frauen selbst zu kennzeichnen. Es galt vielmehr, in den Brennpunkt der Erörterungen die Frage zu rücken, welchen Einfluß die industrielle Thätigkeit der Frau und Mutter auf die Familie, namentlich auf die Kinder, ausübt. Daran knüpft sich die Erwägung, ob die verheirathete Frau von der Fabrikarbeit auszuschließen sei. Endlich mußten verschiedene Reformvorschläge betrachtet werden. Auch die heute so vielumstrittene Frage einer Neugestaltung des Arbeiterhaushalts auf wirthschaftgenossenschaftlicher Grundlage wird eingehend erörtert. Ich hoffe, mit dem Buch Allen, die sich für die wichtige Frage der eheweiblichen Fabrikarbeit interessiren, ein Hilfsmittel in die Hand gegeben zu haben, das ihnen die nöthigen Daten in übersichtlicher Weise zur Verfügung stellt. Schließlich wird wohl Jeder zu der Forderung gelangen, daß die aus vielen Gründen unentbehrliche Erwerbsarbeit verheiratheter Frauen so geschützt und ausgebaut werden muß, daß sie aus einem Verderben bringenden zu einem heilsamen Faktor der nationalen Wirthschaft werde.

Frankfurt a./M. Henriette Fürth.

*

Gestern und Heute. Gedichte. M. Lilienthal, Berlin. Preis 1,50 Mark.

Eine Probe:

Gebet.

Zu Dir bet' ich, großer Geist der Welten!
Laß mich immer treu sein meinem Schwur:
Euch allein soll nur mein Ringen gelten,
Wahrheit, Schönheit, Eurer Spur.

Wenn ersterben will das starke Sehnen
Und zu niederm Ziel der Geist einst lenkt,
Wenn mit lieblich lockend süßen Tönen
Leichter Ausweg aus dem Kampf sich schenkt,

Dann — gewaltger Geist, erhör mein Flehen —
Tritt zu Boden jedes andre Glück,
Laß erbarmunglos mich untergehen,
Doch bereite mir kein feig Zurück.

Halensee. Hellmuth-Hell.

*

Die Slaven in Deutschland. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und 15 Melodien. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1902. (15 Mk.)

Ich habe die Politik aus dem Spiel zu lassen gesucht, um die Tagesfrage „Die Slaven in Deutschland" zu würdigen. Ich glaube auch, daß bei gegenseitigem Eingehen auf das Volksthum der Stämme eine Grundlage der Verständigung geschaffen wird. Jedenfalls sollte dem Politisiren das Studium der Volkskunde der slavischen und baltischen Bewohner des Deutschen Reiches vorangehen. Meine Darstellungen, die ersten ausführlichen des großen Gesammtstoffes, stützen sich auf wiederholte längere und kürzere Reisen und auf den Verkehr mit den slavischen Stämmen an Ort und Stelle. Dabei ist nicht vergessen worden, auf Alles einzugehen, was in der deutschen und slavischen Literatur alter und neuer Zeit meinen Gegenstand beleuchtet.

Leipzig. Franz Tetzner.

❦

Sprechendes Leuchten. Für denkende Menschen ein Büchlein Gedanken. Berlin 1902, Schuster & Loeffler.

Der Autor dieses Buches? Das Leben. Nicht ich. Aber in mir hat das Leben Muße gefunden, Mancherlei zu offenbaren von Dem, was in ihm beschlossen liegt. Und aus diesem Mancherlei habe ich mich Das zu wählen bemüht, was entweder, wie das Sprichwort, ewig wahr und prägnant oder in der Form so neu ist, daß auch alter Inhalt gern mit in den Kauf genommen wird. Sollte mancher Spruch dieses Buches im Sprichwort aufgehen, dann will das Buch mit Freuden wieder untergehen.

München. Hugo Oswald.

❦

Der Spiegel. Gedichte, Szenen, Königsmärchen. Hermann Seeman Nachfolger in Leipzig, 1902.

Seite 1:

Und wieder faß ichs so: das Spiegelglas,
das Du in Deines Lebens Mittagshöhe
ansiehst ohn' Unterlaß
in jener augentiefen Nähe,
wo es schon fast vor Deinem Hause naß,
zeigt Dir, wenn Du beharrst
und wartend bis zum Grund der Spiegelbilder starrst,
erfüllt, was unerfüllt in Dich gesunken
und aus der Gluth,
aus Deinem Blut
ein traumhaft Leben sich getrunken.
Und Du erwachst, wenn ich Dich so den Pfad
zur klaren Fluth ewiger Bilder führe
und aus dem Reich des Spiegels, nicht der That,
Dich leis mit meiner Hand berühre.

Weimar. Wilhelm von Scholz.

❦

Sanden und Genossen.

Zwei volle Wochen waren am neunten Juni seit dem Tage verstrichen, wo draußen in Moabit die Hauptverhandlung gegen Herrn Eduard Sanden und seine Mitschuldigen begonnen hatte. Wenn sie im bisherigen Tempo weitergeht, wird am Ende in Leipzig über Herrn Exner das Urtheil gesprochen sein, bevor hier die Anwälte zu den Plaidoyers kommen. Vor dem Präsidenten häufen sich Berge von Akten und neben dem Großen Schwurgerichtssaal lagern centnerschwere Geschäftsbücher. Fünf Richter, ein Ersatzrichter, drei Staatsanwälte, zehn Vertheidiger, fünf Sachverständige und ein Heer von Berichterstattern sind zu der feierlichen Amtshandlung mobil gemacht worden. Dieser große Apparat entspricht der Größe der Schuld, die die öffentliche Meinung den Angeklagten aufbürdet. Sie haben Hunderte von Familien um den Rest ihrer kleinen, durch mühsame Arbeit aufgespeicherten Ersparnisse und Abertausende um wesentliche Theile ihres Vermögens gebracht. Noch schlimmer beinahe ist, daß sie dem Großkapital Gelegenheit gaben, seine Uebermacht auszunützen und Denen, die Alles zu verlieren fürchteten, die Bedingungen der Rettung zu diktiren. Unzweifelhaft haben die Sanirungen der Banken in den Augen der Mitwelt die Schuld der Sandengenossen erhöht. Trotz dieser Schuldfülle muß man heute sagen: Tant de bruit pour une omelette! Denn ganz anders als der Spruch der Zeitgenossen schätzt das gelehrte Juristenrecht die Schuld der Angeklagten. Ob durch eine Handlung ein Einzelner oder viele Personen geschädigt sind: Das kann für das Strafmaß in Betracht kommen, wird von dem Paragraphen des Strafgesetzes aber nicht verschieden beurtheilt. Wenn das Gesetz die That nach ihrer größeren oder geringeren Gemeingefährlichkeit strafte, müßten die Vergehen gegen das Aktiengesetz viel strenger geahndet werden, als es heute nach den Normen des Handelsgesetzbuches geschieht. Und wenn man bedenkt, wie verhältnißmäßig gering, selbst im schlimmsten Fall, die über Sanden und Genossen zu verhängende Strafe ausfallen müßte, dann erscheint der in Bewegung gesetzte Apparat dem nüchternen Auge wirklich fast allzu groß.

Eher schon stimmt die Länge der Hauptverhandlung mit der Dauer des Vorverfahrens überein. Die Leute, die sich jetzt auf der Anklagebank einer neugierigen Hörerschaar zeigen müssen, sitzen rund anderthalb Jahre in Untersuchunghaft. Sicher ist bei so komplizirten Vergehen eine längere Voruntersuchung nöthig als bei Alltagsdelikten. Etwas schneller aber könnte und müßte auch in solchen Fällen die Justiz arbeiten. Leider fehlt unseren Richtern in Handelssachen jede Vorkenntniß. Die Geheimnisse der Buchführung, alle Usancen des Geschäftslebens sind ihnen völlig fremd; und viel Zeit geht schon verloren, bis sie auch nur im Stande sind, die Gutachten der herangezogenen Sachverständigen zu verstehen. Mit Recht hat man deshalb gefordert, daß in solchen Prozessen der Anklagebehörde und dem Untersuchungrichter handelsrechtlich geschulte Hilfskräfte beigeordnet werden; auch in der Hauptverhandlung sollte die Staatsanwaltschaft von einem Handelsrichter unterstützt werden. Die übermäßige Ausdehnung der Voruntersuchung schädigt den Angeklagten, aber auch das Ansehen der Justiz. Den Sanden und Genossen wird man ja einen großen Theil der Untersuchunghaft — wenn nicht die ganze — auf die Strafe an-

rechnen müssen. Das aber war nicht die Absicht des Gesetzgebers, der für bestimmte Vergehen eine bestimmte Gefängnißstrafzeit vorschrieb und nicht wollte, daß ein Theil dieser Strafe im Untersuchungsgefängniß verbüßt wird, wo der Angeklagte seine eigenen Kleider tragen, sich selbst beköstigen und in gewissem Umfang frei bewegen darf. Der Psychologe aber kann sich über die schlimmen Folgen einer so langen Untersuchunghaft nicht täuschen. Die schrecklichste Gewißheit ist leichter zu ertragen als die seelische Qual banger Erwartung. Auch diese modernisirte Folter wollte der Gesetzgeber nicht einführen. Nach jeder Richtung bedarf also das Verfahren in Handelsprozessen einer gründlichen Reform.

Nützlich wäre es schon, wenn Assessoren, ehe sie zur Staatsanwaltschaft kommen, eine Weile bei Großhändlern lernten. Jedenfalls zeigt gerade der Prozeß Sanden, wie nöthig der Anklagebehörde die genaue Kenntniß der Handelsgebräuche ist. Der Staatsanwalt, der die Anklage gegen die Hypothekenbankerotteure gebaut hat, verfügt über alle Gaben, die man von einem Staatsanwalt billiger Weise verlangen kann; er hat eine stattliche, an schöne Studententage erinnernde Leibesfülle, ein ungewöhnliches Maß geduldiger Ruhe, ist klug, schlagfertig und kennt seinen Prozeßstoff gut. Die preußische Bureaukratie mahlt, mit Gottes Mühlen, langsam; wenn sie aber eine Sache erst einmal erfaßt hat, dann weiß sie auch Bescheid. Doch was soll selbst ein Musterstaatsanwalt gegen zehn in alle Sättel gerechte Vertheidiger ausrichten? Der Rechtsanwalt muß in solchen Fällen dem Staatsanwalt überlegen sein. Die Praxis bringt ihn oft in Verkehr mit Kaufleuten und in seinem Bureau gehen allerlei Leute ein und aus, die ein königlich preußischer Staatsanwaltschaftrath nie sieht, — meist auch nicht sehen oder gar hören will. Und für den Fall Sanden sind die Triarier der Vertheidigung aufgeboten. Neben den Herren Kleinholz, Sello, Wronker sitzt der Justizrath Munckel, der mit Handelsgeschäften im Allgemeinen und — durch seine Aufsichtrathsthätigkeit — speziell auch mit den Schleichwegen der Preußenbank vertraut ist, sitzt Wilhelm Bernstein, der Kommentator des Wechselrechtes, und Fedor Stern; diese Herren kennen alle Hintergründe des Geschäftslebens genau und nicht seit gestern. Sie Alle, Ankläger und Vertheidiger, suchen natürlich die berühmte „objektive Wahrheit" und sind ohne Ausnahme Anwälte des Rechtes. Vielleicht aber sind zehn so geübte Pfadpfinder im Suchen glücklicher als die auf solchem Terrain unerfahrenen Robenträger neben dem Richtertisch, denen ein Handelsrichter als Helfer nur nützen könnte.

Die Hauptverhandlung zeigte bisher ungefähr die selben Züge, die in ähnlichen Prozessen und neuerdings wieder in dem Verfahren gegen den Treber-Schmidt sichtbar waren. Die zuerst sehr lebhafte Hoffnung auf Sensationen schwindet da jedesmal, wenn in ausführlicher Breite die Korrektheit der Buchung und die Schiebungen erörtert werden; auch jetzt wurde der moabiter Schwurgerichtssaal von Tag zu Tag leerer. Allgemein war erwartet worden, die „vornehmen Beziehungen" des Hauptangeklagten, besonders sein reger Verkehr mit dem Oberhofmeister Freiherrn von Mirbach, würden erörtert werden, und die Neugier hatte sich auf die Verlesung der Polizeiakten gefreut, von der sie manche Ueberraschung hoffte. All diese Hoffnungen sind unerfüllt geblieben. In die Anklageschrift ist von Sandens höfischen Verbindungen kein Wort gesickert; nicht einmal die Thatsache wurde erwähnt, daß Herr Eduard Schmidt den Titel eines

Hofbankiers der Kaiserin trug. Auch die Akten der Aufsichtbehörde zeigten nur, was man längst wußte: daß es Sandens biederer Beredsamkeit immer wieder gelungen war, Polizei und Ministerium an der Nase herumzuführen. Im Hintergrunde läßt die Vertheidigung vorläufig den früheren Landwirthschaftminister Freiherrn Lucius von Ballhausen über die Bühne führen. Vielleicht wird er noch vernommen. Dann sollte man ihn fragen, weshalb die mit genauen Daten belegten Angaben der Grundbesitzervereine und des Dr. Paul Voigt, weiland Privatdozenten in Berlin, denn gar nicht beachtet worden seien.

Einstweilen können die monotonen Verhandlungen nicht einmal den Fachmann besonders interessiren; das „Finanzsystem" des Klüngels war ja schon vorher bekannt. Die ersten Tage hatten wenigstens dadurch noch einigen Reiz, daß man die Taktik der Vertheidigung erkennen lernte. Doch war ihr der Weg eigentlich ja vorgeschrieben. Sandens Hauptwaffe ist sein schwaches Gedächtniß. Er hat in der ersten seelischen Depression nach der Verhaftung sich selbst schuldig bekannt. Jetzt leugnet er und weiß im Grunde nur noch bestimmt, daß er nichts weiß. Er, dem in der Zeit seines Ruhmes ein ganz außerordentliches Gedächtniß und die Fähigkeit nachgesagt wurde, sich in dem wirrsten Gesträhn des Riesenbetriebes zurechtzufinden, kennt jetzt nicht einmal mehr die Namen der Mitglieder des Konsortiums für die jungen Grundschuldbankaktien und weiß nichts von Herkunft und Bestimmung einzelner Konten. Wo aber der Sachverständigen Spürsinn seine Winkelzüge aufgedeckt hat, da verschanzt er sich hinter seinen guten Glauben. Er vertheidigt sich ruhig und sicher, beinahe behaglich. Man sieht ihm an, daß er froh ist, endlich so weit zu sein. Wie viele Jahre mag der Mann ruhelos gelebt haben! Allmählich findet er sich nun auch in die Rolle des Sündenbockes. Seine Kollegen lassen nachdrücklich betonen, daß sie in ihm ihren Herrn und Meister gesehen und nie selbständig disponirt haben. Nur Heinrich Schmidt hat gegen ihn gekämpft und schon 1885 gesagt, wenn man es so weiter treibe, werde der Weg nach Moabit führen. Das soll aber nur eine der bei ihm üblichen Redensarten gewesen sein. Auch Otto Sanden, Eduards Bruder, wollte längst nicht mehr mitmachen. Er sagts und man darf ihm sogar glauben, denn er galt in der Geschäftswelt stets als der solidere Bruder. Auch den Versicherungen Puchmüllers, der, wohl auf Wronkers Rath, geständig ist, darf man Glauben schenken. Er ist der Typus eines getreuen Commis, der in dem einen Geschäft groß geworden und deshalb unfähig war, Vergleiche zu ziehen, die ihn zu vorsichtiger Skepsis mahnen konnten. Ueberhaupt hat man es meist mit Leuten zu thun, denen Sanden nicht nur Brotherr, sondern auch Lehrherr war. Diese Thatsache ist noch nach anderer Richtung wichtig. Die Angeklagten können den anderen Hypothekenbanken nicht gefährlich werden. Sie wissen nicht, was extra muros vorging. Dieses idyllische Bild wird der Prozeß gegen die Direktoren der Pommerschen Hypothekenbank nicht bieten. Herr Schulz soll sich, wie man erzählt, über alle norddeutschen Hypothekenbanken Akten angelegt haben, die er gewiß für seine Vertheidigung nutzbar machen wird; am Ende läßt er auch die Sanitäträthe, die seine Pfandbriefgläubiger gekürzt haben, nicht ganz ungeschoren. Die norddeutschen Hypothekenbanken sollten im Pommernprozeß bei der Berufung von Sachverständigen mehr Eifer als diesmal zeigen.

Plutus.

Notizbuch.

Vor neun Jahren, als Bismarck in Friedrichsruh vierhundert Bewohner des Fürstenthumes Lippe empfing, sagte er, er habe gehofft, „daß die Landtage der einzelnen Staaten sich lebhafter, als es bisher geschehen ist, an der Reichspolitik betheiligen würden, daß die Reichspolitik auch der Kritik der partikularistischen Landtage unterzogen werden würde. Ich hatte mir ein reicheres Orchester zur Mitwirkung in den nationalen Dingen gedacht, als es sich bisher bethätigt hat, weil die Neigung zur Mitwirkung in den einzelnen Staaten nicht in dem vorausgesetzten Maß vorhanden war. Wenn Sie nach Hause kommen, sollten Sie dafür wirken, daß die Betheiligung an der Reichspolitik auch in der Diaspora der Landtage lebhafter wird. Es ist ein Irrthum, wenn Staatsrechtslehrer behaupten, die Landtage seien dazu nicht berechtigt; sie sind immer befugt, das Auftreten ihrer Ministerien in Bezug auf die Reichspolitik vor ihr Forum zu ziehen und ihre Wünsche den Ministern kund zu thun." Der Wunsch, die Landtage möchten sich mit der Reichspolitik und mit der Instruktion der zum Bundesrath Bevollmächtigten eifriger als bisher beschäftigen, entsprang nicht etwa einer Zufallslaune des Fürsten; er hat ihn im Privatgespräch oft wiederholt. Der vierte Kanzler, den die Bernhardinermeute unermüdlich als neuen Bismarck ausbellt, ist anderer Meinung. Er versagt den Preußen das Recht, dessen Wahrung im Sachsenwalde den Lippern zur Pflicht gemacht ward. Als die konservative Partei neulich im Landtag fragte, ob die preußische Regirung im Bundesrath für einen wirksamen Schutz der landwirthschaftlichen Produkte eintreten wolle, las der Ministerpräsident eine Erklärung vor, die dem Landtag das Recht zu dieser Frage bestritt, und verließ dann mit den Kollegen den Sitzungsaal. Die Erklärung trug ihm „Zischen und Lachen rechts", der Exodus „lebhaften Beifall links" ein und vielleicht ist der immer heitere Herr mit dieser Wirkung des eisenfarbigen Anstriches zufrieden. Unsere Liberalen sind so blitzdumm geworden, daß sie jedesmal jubeln, wenn der politische Gegner einen Fußtritt bekommt, und in solchem Schuljungenbehagen alle Grundsätze und Rechte gern opfern. Und die Konservativen braucht kein Minister zu fürchten. Zwar hat Herr von Heydebrand Zornworte gesprochen und der Freiherr von Wangenheim hat mit dankenswerther Offenheit gesagt: „Wir wollen uns darüber gar keinen Illusionen hingeben: das Vertrauen, das durch Jahrhunderte lange Fürsorge des Hohenzollernhauses und eine weise Staatsregirung im Lande aufgehäuft worden ist, das Vertrauen, auf dem die Stärke und Macht unseres Landes beruht, ist im letzten Jahrzehnt in der bedenklichsten Weise vergeudet worden: und wenn es so weiter geht, dann sehe ich ganz außerordentlich pessimistisch in die Zukunft." Doch den Worten wird wieder keine That folgen. Zu dem Entschluß, mit dem Minister, der sie ex cathedra herunterputzt und ihnen, wie ungezogenen, muthwillig lärmenden Schlingeln, den Rücken zeigt, jeden Verkehr brüsk abzubrechen, können die schwachen, durch tausend höfische und gesellschaftliche Rücksichten gelähmten Seelen sich nicht aufschwingen. Das weiß Graf Bülow und riskirt deshalb Grobheiten, die er Stärkeren nicht zumuthen dürfte. Ueber die Sache selbst ist eigentlich nichts zu sagen. Auch der hitzigste Freihändler müßte zugeben, daß die an Zahl stärkste Landtagsfraktion das Recht hat, so oft es ihr nöthig scheint, Rechenschaft und Auskunft zu fordern, — da besonders, wo es sich um eine Lebensfrage der von dieser Fraktion vertretenen Klasse handelt. Der Ministerpräsident aber plaudert über solche Dinge lieber mit Zeitung-

machern, denen er sich wahlverwandt fühlt und die vor seinem Gebieterblick in Ehrfurcht ersterben. Einem französischen Interviewer hat er des Busens Tiefe enthüllt und die abgelagerten Feuilletonspäßchen mitgegeben, die er im Parlament nicht mehr an die Männer zu bringen wagt. Von Kant und Fichte hat er, nach übler Erfahrung, diesmal nicht geredet, aber die Deutschen den Hasen, die Polen den Kaninchen verglichen, die sich allzu schnell vermehren. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Sich selbst sieht der Minister des schönen Aeußeren in der Rolle des Paris, der berufen ist, der schönsten Göttin den Apfel zu reichen; die Göttinnen dieses Hirten sind Landwirthschaft, Handel und Industrie. Kaum war ihm das Wort entfahren, da gab er auch schon den Gedankengang auf und erklärte, er wolle — „Kalchas, Du weißt wohl, warum!" — die „Politik der Diagonale" treiben, also keiner der Holden den Apfel geben. Das ganze, höchst unpreußische, aber auch höchst undiplomatische Gerede führte in Niederungen, die ein Kanzler des Deutschen Reiches meiden sollte. Noch schlimmer, zum Erschrecken schlimm wirkten die Sätze, die dem gesprächigen Herrn ein paar Tage später in offiziösen Blättern nachgedruckt wurden. Da rügte er den „Hang zur Schwarzseherei", der in Deutschland sichtbar werde und völlig grundlos sei. „Gerade die nüchterne Beurtheilung des allgemeinen Zustandes der einzelnen Großmächte müsse doch feststellen, daß keine mit dem Gang ihrer öffentlichen Angelegenheiten, im Innern wie nach außen, so zufrieden sein könne wie Deutschland. Der vortheilhafte Abstand gegen die Verhältnisse in anderen Staaten sei doch so bedeutend, daß ein Vergleich ernstlich kaum in Frage komme. Rußland mit seinen inneren Zuckungen, England mit den Nachwehen des südafrikanischen Krieges, Frankreich, dessen innere Entwickelung nach dem Rücktritt Waldeck-Rousseaus wieder vor einem Fragezeichen stehe, Oesterreich-Ungarn in seiner ethnographischen und politischen Zerrissenheit böten keine Bilder, die in uns das Gefühl wecken könnten, als Nation oder als politische Macht hinter den anderen Großmächten zurückzustehen. Ich muß es als geradezu grotesk bezeichnen, wenn ein Deutscher die Zustände seines Vaterlandes trostlos nennen will." Also sprach Graf Bülow. Andere werden geradezu grotesk finden, daß ein Politiker zu behaupten wagt, England leide an den Nachwehen des südafrikanischen Krieges, und nicht sehen will, welche Vortheile Rußland, Frankreich, England während des letzten Jahrzehntes der deutschen Versumpfung eingeheimst haben. „Trostlos" brauchen sie deshalb die Zustände im Vaterland nicht zu nennen. Sogar in der betrübenden Erkenntniß der Thatsache, daß der erste Beamte des Reiches in Holzpapiervorstellungen lebt, ohne Grund und Zweck grobe Worte über die Grenze ruft und immer wieder beweist, wie gut er zum Chefredakteur des Berliner Tageblattes geeignet wäre, können sie Trost finden, wenn sie die Rolle des Kanzlers richtig schätzen lernen und sich, ohne noch länger das Heil von des Staates Höhe zu hoffen, muthig entschließen, selbst ihres Schicksals Gestalter, ihres politischen Besitzes Hüter zu werden.

* * *

Einen am siebenzehnten Mai — unter dem Titel „Die Welt als Zeit" — hier veröffentlichten Artikel des Herrn Landauer glossirt und bekämpft Herr Paul Mongré in dem folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Landauer, Sie sehen das Heil darin, daß der Raum zur Zeit werde; ich möchte diese Metapher auf den Kopf stellen und den Aufstieg der Erkenntniß von dem Wunder abhängig machen, das dem staunenden Parsifal des Grals Nähe ankündigt: Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird

hier die Zeit! Ich verspreche mir gar nichts davon, daß die Leere zwischen mir und dem ‚Dinge da hinten‘, die gähnende Kluft zwischen Ich und Nichtich ausgefüllt werde; ich halte es für eine mächtige Entlastung der Sensibilität, daß diese Kluft aufgerissen und die Intensitätschwankungen meines Binnenlebens zu fremden Objekten exteriorisirt wurden. Es muß noch immer mehr Raum aus der Zeit auskristallisirt werden, aus den diffus schwimmenden Seelenbegebenheiten sich ein fester Niederschlag abscheiden. Wir müssen immer mehr noch von uns ins Außerweltliche verfestigen und aus den inneren Säften ein schönes Kieselskelet bilden, wie die neuerdings so berühmten Radiolarien; nicht, wie dem Manfred Byrons, sollen uns Berge ein Gefühl sein, sondern lieber wollen wir Gefühle aufeinanderthürmen wie Berge, um wirklich in die Höhe zu kommen und tastbaren Grund unter uns zu haben. Leiden wir nicht Alle heute an der Verinnerlichung oder, wie Sie sagen, an der Verzeitlichung? Und nachträgliche Propheten wie Maeterlinck verheißen ein ‚Erwachen der Seele‘: ich finde, wir haben entschieden Ueberproduktion an Seele und sollten trachten, diese an freier Luft leicht verderbliche Waare schleunigst loszuwerden. Die Zeitkünste, Musik und Lyrik, packen so viel Seele aus, wie gar nicht beisammen bleiben will; Das verbreitet sich dann überall im ‚Raum‘ und macht die kleinen Objekte, die Tiffanygläser und japanischen Bronzen, aufrührerisch, daß sie auch schon Seele auszudunsten anfangen. Ach, diese Orgien der freien (im chemischen Sinne), freigewordenen Seele! Ganze fünfaktige Dramen werden als Wasserstoffballons um so einen Seelenhauch herumgeschrieben; langwierige Romane suchen mit Millimeterschärfe den Punkt zwischen zwei Seelen zu bestimmen, wo jede auf die andere gleich stark reagirt. Sie wollen noch mehr Seele, noch mehr Form der inneren Anschauung, noch mehr ‚Zeit‘? Aber die Zeitkünstler schmachten nach einer Raumkunst in Klingers Art. Was ist Straußens Zarathustra und Heldenleben anderes als ein Versuch, dreidimensionale Musik zu machen, die Tongestalten aus der einfach ausgedehnten Zeitlinie herauszuschrauben und ihnen plastische Ausladung zu geben? Die Zeit, das überfüllte Gefäß der Seele, platzt an allen Ecken und speit ihr Inneres aus: und Sie wollen nicht nur das Bisherige, sondern noch viel mehr in den engen Schlauch zurückstopfen? Was entzückt uns denn am Raumkunstwerk, was giebt unseren Nerven die wohlthätige Ruhe, gegenüber den zudringlichen Boa-Konstriktor-Umwindungen der seelenhaften Ton- und Redekunst? Das Centrifugale, die Richtung von der Seele weg ins Sichtbare, die anständige Entfernung. Endlich ein Stück Seele unwiderruflich abgetrennt und als festes Symbol uns gegenübergestellt! Wir athmen auf. Und Sie wollen das Netzhautbild uns wieder als Abdruck ‚menschlich näher bringen‘? Nicht ohne romantische Sehnsucht malen Sie eine Tastwelt ohne Gesichtsempfindungen aus, die raumlos nur als Succession von hart, scharf, glatt, geschweift, naß, kalt, als Aeolsharfenspiel wechselnder Ichgefühle verliefe. Der blinde Seher, die introspektive Mystik hat es Ihnen angethan. Aber wir halten es mit Gottfried Keller: Augen, meine lieben Fensterlein!

Ich glaube, wir sind nicht mehr jung genug, um uns über solche Sätze aufzuregen wie: alle Handlungen entspringen aus Egoismus, alles Geschehen ist nothwendig, alle Wirklichkeit ist Bewußtseinsphänomen. Solche universellen Aussagen gehen uns eigentlich nicht mehr an, als wir den allseitigen Luftdruck

spüren, worauf es ankommt, sind die Abstufungen innerhalb des so oder so bezeichneten Gesammtbegriffes. Es ist so wahr wie eine Tautologie, daß Niemand Etwas thut, das ihm nicht Vergnügen macht; aber, Dies einmal konstatirt, erweist es sich doch als zweckmäßig, zu unterscheiden, ob Einer an Ehrlichkeit oder Diebstahl, am Geben oder Nehmen Vergnügen findet. Der menschliche Wille ist determinirt und eine metaphysische Verantwortlichkeit giebt es nicht; aber die Gesammtheit aller ‚unfreien‘ Handlungen wird doch plausibler Weise in Gruppen voller, verminderter und aufgehobener Zurechnungfähigkeit eingetheilt. Alle Dinge beeinflussen einander und kein Sperling fällt zur Erde, ohne den Sirius aus seiner Bahn abzulenken; aber für manche Paare von Dingen, wie Sirius und Sperling oder Mond und Wetter, ist es doch vortheilhafter, zu sagen: sie beeinflussen einander nicht. Jedes Zeichen ist inkongruent mit dem Bezeichneten; aber ein Zeichen, das eindeutig orientirt, bleibt darum doch werthvoller als ein irreführendes, mißweisendes. Die ganze Außenwelt ist meine Bewußtseinserscheinung; aber innerhalb dieser allumfassenden Scheinbarkeit ist es doch rationell, gewisse Dinge als wirklich, andere als eingebildet oder halluzinirt anzusehen. Der Raum ist eine Projektion aus inneren Erlebnissen oder, wie Sie sagen, eine Eigenschaft der Zeit; aber es ist immerhin merkwürdig, daß aus dem quallenhaft fließenden Chaos seelischer Zustände sich so ein Knochengerüst mit permanenten Bestimmtheiten herausschälen läßt, und diese Thatsache spricht eigentlich dafür, das Skelet nicht wieder in Gallert aufzulösen. Auch die ‚Dinge‘, diese ontologischen Ungeheuer und Quidditäten, über die der spätere Nietzsche so pyrrhonisch spottet und denen auch Ihr Freund Mauthner in seiner bewundernswerthen Sprachkritik zu Leibe geht, auch diese erkenntnißtheoretischen Substantiva, so wenig sie existiren, lassen sich doch nachträglich dadurch retten, daß die Oekonomie des Denkens zweckmäßiger Weise so thut, als ob sie existirten. Freilich habe ich, streng genommen, nichts Anderes als zeitliche Modifikationen meiner Seele, zum Beispiel Gesichtsempfindungen von grün, zitternd, herzförmig, Gehörsempfindungen von wispern, rauschen, Geruchsempfindungen von Ozon und aromatischen Oelen, Hautempfindungen von Schattenkühle und vorbeistreichendem Luftstrom; dazu Erinnerungsgefühle, daß alle diese Empfindungen in ähnlichem Zusammenspiel schon einmal da waren, ferner ein gewisses Gefühl der Abhängigkeit, daß nämlich diese Empfindungen nicht verschwinden würden, selbst wenn ich ‚wollte‘, es sei denn, daß ich gewisse andere Empfindungen, die Muskelgefühle des Augenschließens oder Kopfdrehens, in mir zu erzeugen vermöchte u. s. w. Ja, Das ist das Einzige, was ich eigentlich habe; aber wenn ich dieses komplizirte Besitzthum wirklich ergreifen, handhaben, in Taschenformat bei mir tragen will, so bleibt mir doch nichts übrig, als ein ‚Ding‘ zu hypostasiren und zu sagen: Das ist die Linde, die vor meinem Fenster steht! Ueber dieses Ding und Baumsubstantivum zu lachen, ist philosophischer Laune nicht unwürdig, zumal wenn ontologisch angelegte Köpfe sich an dieser symbolischen Chiffre wie an einer starren Wesenheit Beulen stoßen und Schopenhauer die platonische Idee der Linde über den Wässern schweben sieht. Aber für den Hand- und Hausgebrauch werden Sie doch das Symbol nicht wieder ausführlich umschreiben, das Ding nicht wieder in seine zahllosen Einzelfasern zerspinnen wollen! Dazu hätten Sie Grund, wenn die Dinge Das nicht leisteten, wozu wir sie erfunden

haben, wenn die Symbole sich nicht so wählen ließen, daß sie zu allen Zeiten und für alle Subjekte das Selbe bedeuten, wenn Sie heute einen Komplex innerer Erlebnisse bei sich fänden, der in neunundneunzig Beziehungen ‚Linde‘, in einer einzigen Beziehung aber ‚Buche‘ aussagt. Solche Fälle kommen ja freilich vor, haben sich aber bisher immer noch unter die Pathologie der betreffenden Objekte subsumiren lassen und unsere leichtsinnige Maxime: ‚Ausnahmen bestätigen die Regel‘ nicht umzustoßen vermocht. Und gerade Das unterschätzen Sie, wie mir scheinen will; Sie sind nicht dankbar genug für den Glücksfall, daß die Natur sich wirklich, im Großen und Ganzen, in unsere armsäligen Symbole einfangen läßt. Es könnte ja auch anders sein. Wie viel leistet allein der Raum, wie viel Wirklichkeit umspannt er, während von vorn herein Niemand dafür bürgen konnte, daß ein Fisch in dieses Netz gehen würde. Er ist dreidimensional; wie viel ist es aber von einer kompakten Außenwelt verlangt, daß sie überhaupt eine zeitweilig bestimmte Dimensionenzahl habe und nicht (in der Art, wie sichs die Spiritisten vorstellen) durch gelegentlichen Hokuspokus eine Extradimension verrathe, die sie wie ein Pseudopodium bald ausstreckt, bald einzieht? Ferner, daß diese bestimmte Dimensionenzahl, in die sich Alles widerspruchfrei einfügt, mit der Zeit unveränderlich sei? Weiter: die freie Beweglichkeit, die man so geneigt ist, als ein denknothwendiges Attribut vorauszusetzen, bedeutet doch auch nur eine freiwillige Selbstbeschränkung der Natur, an die wir nun durch Verjährung ein Recht zu haben glauben. Wir drehen und verschieben unsere Leiber und schleudern unsere Kegelkugeln so unbedenklich, als wäre der Raum verpflichtet, an jedem Ort gleiche Aufnahmebedingungen zu gewähren und unsere Cook-Tickets überall unterschiedlos zu honoriren. Aber es sind Räume veränderlicher Krümmung denkbar, worin eine Figur als starrer Körper nur in einziger Lage möglich ist und also die Wahl hat, entweder auf starre Form oder auf Bewegung zu verzichten; in einem solchen Raume wandernd, müßten wir uns deformiren, wie die Bilder in einem Hohlspiegel oder wie Quecksilber, das durch Röhren getrieben wird. Nun könnte zwar, da doch irgend ein Vergleichsobjekt und ‚Normalmeter‘ gewählt werden muß, jedes Individuum immer noch seinen eigenen Leib für unveränderlich erklären oder sich ein Stück Eisen anfertigen, an dessen Starrheit es axiomatisch glauben will; aber dann würden die Räume verschiedener Individuen nicht zusammenstimmen oder der Raum, der für dies eine Stück Eisen freie Beweglichkeit gestattet, würde sie einem anderen, physikalisch gleichberechtigten Eisenstück versagen. Auf alle diese Heimtücken und Störungen unserer Wissenschaft verzichtet die Natur, so wenig sie sonst unsere bereit gehaltenen Schemata auszufüllen und die menschlich-allzumenschlichen Kategorien des Schönen, Wahren, Guten zu respektiren pflegt: aber den Raum, dieses doch gar nicht bequeme Panzerhemd, haben wir ihr glücklich umgehängt und sie duldet es ohne Widerspruch. Finden Sie daran gar nichts zu erstaunen?... Ich habe mich hier, der Kürze halber, mythologisch ausgedrückt und von der Natur gesprochen, die sich Dies und Jenes gefallen ließe; setzen wir statt Natur wieder Bewußtsein, so bleibt es nicht minder eine Extragefälligkeit dieses Bewußtseins, aus seinem fluthenden Bilderwechsel eine annähernd stabile Außenwelt, mit ‚Dingen‘, Atomen, chemischen Elementen, abzulagern, die sich, ohne Ausrenkung und Verkürzung, glatt und ungezwungen in das Prokrustesbett des euklidischen Raumes

hineinschmiegt. Und darum dürfte es weder Willkür und zufälliger visual language sein, daß wir einen Theil des Zeiterfüllenden zum Raum exteriorisirt haben, noch dürfte es in unserer Macht liegen, diese erstarrte Abscheidung im Schmelztiegel wieder zu verflüssigen, noch endlich würden wir, wenn es selbst in unserer Macht läge, zur Bereicherung unseres heiligen Innern irgend Etwas gewonnen haben. Was hilft es, den Objekten ewig ihren Ursprung aus menschlichem Bewußtsein nachzutragen? Damit, daß wir in jedes Goldstück unseren Namenszug eingraviren, vermehren wir unseren Besitzstand nicht. Auch der schrankenloseste Subjektivismus kann den ganzen Wein nicht auf einmal austrinken; er muß Flaschen und Fässer füllen und einen Keller zur Aufbewahrung haben. Wenn schon unsere Geliebte nichts ist als die Summe unserer Begegnungen mit ihr, unserer Vorstellungen von ihr, so würde es doch diesen ‚Ichgefühlen‘ ihren besten Reiz nehmen, nicht an ein Substrat dahinter zu glauben. Freilich kann der Wein im Keller sauer werden und die Geliebte hat, als ‚Ding‘ im Raum, drei Dimensionen zur Verfügung, um uns durchzubrennen; aber in solchen Fällen ist die Zeit, ihrer Nichtumkehrbarkeit wegen, eine noch viel fatalere Einrichtung. Der Raum ist wenigstens Etwas, das überwunden werden kann. Und im Raum kann man einen Umweg machen, während man in der Zeit durch den schwärzesten Schlamm mitten durch muß. Wäre ich Phantast wie Sie, so würde ich aus all diesen Gründen eher für Verwandlung der Zeit in Raum stimmen; man würde sein Leben vernünftiger stilisiren können, wenn man die zeitlichen Erlebnisse im übersichtlichen Nebeneinander statt im verdeckenden Nacheinander anordnen, also gewissermaßen um die Ecke sehen und außer der Reihe marschiren dürfte und nicht, der dummen Eindimensionalität wegen, nach dem A jedesmal B sagen müßte. So weit wage ich meine Vision einer Ummenschung des Menschen aber nicht zu treiben, sondern glaube einstweilen nur, daß sich noch mancherlei Zeit (nicht alle!) in Raum verwandeln, mancherlei Seelisches zu Dinglichkeit kristallisiren läßt und daß wir nach den ewigen Innerlichkeiten und molluskenhaften ‚Stimmungen‘ der letzten Jahrzehnte gut thun, zur Abwechselung wieder einmal uns nach der Objektseite, in klaren Gestalten und scharf gezeichneten Bildern, recht räumlich und substantiell auszuleben.“

* * *

Herr Wladimir Raffalovich, der lange im Transvaal lebte, schreibt mir:

„Gestatten Sie mir, zu der Kontroverse Henkel-Gentz eine kleine Episode, die für sich selbst spricht, nachzutragen. Jameson war bei Pitzani-Rooigrond auf Transvaalgebiet eingedrungen und die damalige Regirung rief, als sie von dem Einfall erfuhr, sofort zu den Waffen. Ausländer, die bereit waren, mit der Waffe in der Hand den Freibeutern entgegenzutreten, wurden aufgefordert, sich ein Gewehr und Munition zu holen. Als Belohnung wurde Jedem neben anderen Entschädigungen auch die sofortige Verleihung des Bürgerrechtes versprochen, jenes Bürgerrechtes, auf das man sonst sieben Jahre warten mußte und das man auch dann nur unter gewissen Bedingungen erlangen konnte. Die Meisten freuten sich, auf billige Weise ein Gewehr zu erhalten, und es entstand ein run auf das Bureau des Veld-Kornet, wo die Vertheilung stattfand. Zu einem Kampf kamen diese Ausländerschaaren nicht; höchstens haben Einzelne auf einsamen Kopje um Pretoria Wache gestanden. Jameson war gefangen und das Bürgerrecht wurde verliehen. Zu Denen, die es — die dabei ein-

geschlagenen Wege kenne ich nicht — erhielten, gehörten auch Leute, die noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatten; Andere, die nach dem Wortlaut der Proklamation für die von ihnen geleisteten ‚Kriegsdienste‘ Anspruch auf das Bürgerrecht zu haben glaubten, wurden schnöde abgewiesen. Die Bevorzugten aber mußten zuerst auf die Farben Roth-Weiß-Blau-Grün den Treueid leisten. Sie schieden in aller Form aus ihrem bisherigen Staatsverband und wurden Transvaaler. Da beschloß am achtzehnten Mai 1899 plötzlich der Volksraad, die Jameson-Proklamation für null und nichtig zu erklären, weil einzelne ‚Unwürdige‘ das Bürgerrecht erhalten hätten. Die zwei besonnenen Mitglieder des Raads nannten einen solchen Beschluß zwar illoyal, aber die anderen fünfundzwanzig waren nicht zu besserer Einsicht zu bekehren und die Willkür wurde Gesetz. Das war selbst dem alten Krüger zu stark und er milderte den ‚besluit‘ in der am einundzwanzigsten Mai 1899 im Staatscourant veröffentlichten Proklamation; der Anspruch auf das Bürgerrecht müsse, hieß es da, erst nachgewiesen werden. Inzwischen waren die ‚Jameson-burgers‘ vaterlandlos. Das war der Dank für ihre Bereitwilligkeit, ihr Leben für die neue Heimath einzusetzen. Sogar der ‚Standard and Diggers News‘ und die ‚Volksstem‘ protestirten damals gegen das Unrecht ... Die ‚Deutsche Buren Centrale‘ sammelt seit einiger Zeit Geld, um das Burenelement in Südafrika zu stärken und die Buren, die nach Deutsch-Südwestafrika auswandern wollen, zu unterstützen. Am dritten März 1900 schon wies ich in der ‚Zukunft‘ auf die Deutschland aus solchem Plan drohende Gefahr hin. Daß dem deutschen Handel die ‚Stärkung des Burenelementes‘ nur schaden, nicht nützen kann, ist klar. Werden die Buren aber auf fremde Kosten nach Südwestafrika befördert, dann wird Niemand sich mehr darüber freuen als die Engländer. Viel vernünftiger wäre es, fleißige deutsche Handwerker und Bauern, denen die nöthigen Mittel zur Ueberfahrt und zur Begründung der neuen Existenz fehlen, zu unterstützen. Dann erhielte man in Deutsch-Südwestafrika nicht, wie die Portugiesen in Angola, einen indolenten, bedürfnißlosen Volksstamm, sondern deutsche Ansiedler, deren Bedürfnisse mit dem Wohlstand wachsen und zum Vortheil des Mutterlandes, der Hauptbezugsquelle solcher Ausgewanderten, befriedigt werden.“

* *
*

Herr Dr. Paul Julius Möbius, der bekannte Neurologe, der in Leipzig (Rosenthalgasse 3) wohnt, wünscht die Veröffentlichung des folgenden Aufrufes, dessen Ziel jedenfalls Beachtung heischt:

„Seit 1896 habe ich von der Noth der Nervenkranken und von dem Plan, Nervenheilstätten zu bauen, erzählt. Seitdem ist auf meine Anregung die schöne Anstalt ‚Haus Schönow‘ in Zehlendorf bei Berlin errichtet worden. Andere Heilstätten werden da und dort vorbereitet: in Frankfurt a. M., in der Rheinprovinz, in Baden, in Holland. Neuerdings sind in Zürich einige Männer zusammengetreten*), um eine schweizerische Nervenheilstätte zu gründen, die ohne Ansehen der Nation und des Bekenntnisses Nervenkranken aller Stände und beider Geschlechter Zuflucht und Hilfe bieten soll. Der Verein und die neue Anstalt selbst werden ‚Kolonie Friedau‘ heißen. In einer gesunden und schönen Gegend der Schweiz wird ein großes Gut gekauft und dort werden für etwa

---

*) An der Spitze des Komitees steht Professor Bleuler, Direktor der Anstalt Burghölzli bei Zürich.

hundert Patienten und Kurgäste die nöthigen Einrichtungen geschaffen werden. Etwa folgende Gedanken leiten die Begründer bei ihrem Unternehmen.

Daß mehr und anders als bisher für die Nervenkranken*) gesorgt werden muß, darüber sind alle Sachverständigen einig. Zwar bestehen schon jetzt Nervenheilstätten, Wasserheilanstalten, Kurorte aller Art für Nervenkranke, aber sie sind nur Wohlhabenden zugänglich und vielfach nicht so beschaffen, wie sie sein sollten. Wenn jetzt ein Mensch, der der übergroßen Mehrzahl der schlecht Bemittelten angehört, geisteskrank wird, so ist für ihn gesorgt. Staaten, Provinzen, Gemeinden haben vortrefflich eingerichtete Heilanstalten für ihn. Wird er aber nervenkrank, so muß er in vielen Fällen den Geisteskranken beneiden, denn für ihn hat Niemand gesorgt. In Irrenanstalten und öffentliche Krankenhäuser paßt er nicht, für Anderes aber reicht das Geld erst recht nicht. Das gilt nicht nur von den Armen im eigentlichen Sinn des Wortes. Auch die dem Mittelstand Angehörigen sind fast eben so schlecht daran. Nervenkrankheiten sind oft sehr langwierig; nur durch lange Behandlung außerhalb der häuslichen Verhältnisse ist Heilung oder Besserung zu erreichen. Ja, für ein paar Wochen in der Kuranstalt reichen die Sparpfennige. Aber so rasch geht es nicht; gerade weil, der angstvolle Wunsch, nur ja rasch gesund zu werden, den Patienten plagt kommt er nicht recht vorwärts. Am Ende der Zeit muß er, oberflächlich oder gar nicht gebessert, nach Hause zurück; und seines mühsam erworbenen Geldes und seiner Hoffnungen ledig, steht er schlechter da als vorher. Aber auch die wohlhabenden Nervenkranken finden unter den jetzigen Verhältnissen in der Regel Das nicht, was sie brauchen. Die jetzt bestehenden Privatanstalten sind meist nicht alkoholfrei und gewähren nicht die Möglichkeit eines richtigen Lebens mit natürlicher Thätigkeit. Mit wenigen Ausnahmen sind sie halb kleine Krankenhäuser, halb Hotels, mitten hineingestellt in ein lärmendes, hohles Weltwesen. Sie sind räumlich beschränkt und aus beschränkten Voraussetzungen hervorgegangen. Auch bei gutem Willen der Leiter können sie den Anforderungen, die wir stellen müssen, nicht genügen.

Durch das selbe Mittel soll die Hilfe billiger und besser werden: durch Schaffung einfacher, natürlicher Lebensverhältnisse.

Alles, was der Nervenkranke wirklich braucht, ist an sich nicht theuer: Ruhe, Reinlichkeit, Ordnung, reine Luft, einfache, wohlschmeckende Nahrung und, wenn der Gesundheitzustand es erlaubt, nützliche Arbeit. Trotzdem kann er diese Dinge jetzt nicht oder nur mit großen Kosten erlangen. Ein darauf eingerichtetes Gemeinwesen aber kann die guten Dinge billig geben und dem arbeitfähigen Patienten die Möglichkeit gewähren, durch den Ertrag seiner dem Gemeinwesen gewidmeten Arbeit die Lebenskosten zum Theil aufzubringen.

---

*) Eine genauere Bestimmung des Begriffes ‚nervenkrank' braucht hier nicht gegeben zu werden. Das Wort wird im Sinn des täglichen Lebens genommen; es handelt sich um Menschen, die, ohne geisteskrank oder im gewöhnlichen Sinn körperlich krank zu sein, zu schwach oder zu empfindlich sind, um den an sie gestellten Anforderungen genügen zu können. Welche Nervenkranke für die Kolonie geeignet sind: Das ist eine rein ärztliche Frage und sie kann nur im einzelnen Fall richtig beantwortet werden.

Das billigste und das gesündeste Leben ist das Landleben; aber es ist, wie der wirkliche Landmann es lebt, für den Nervenkranken nicht brauchbar. Die Kolonie bietet gewissermaßen ein verklärtes Landleben. Das Ganze ist aus dem ärztlichen Geist hervorgegangen und seinen Zwecken angepaßt. Er schaltet die Roheiten und Unzuträglichkeiten aus und mildert die Anforderungen so weit, daß auch der Schwache an der Thätigkeit theilnehmen und an ihr erstarken kann.

Es giebt Kranke, die eine Zeit lang vollständig ruhen müssen; auf die Dauer aber kann kein Mensch die Thätigkeit entbehren. Jetzt steht der Schwache eingeklemmt zwischen zu viel Arbeit in der Welt draußen und öder Langeweile in der Kuranstalt. Die Einen finden nur harte oder unpassende Arbeit und werden immer kränker, die Anderen füllen ihr Leben mit sogenannten Vergnügungen aus, wie ein Mensch, der ausschließlich von Zuckerzeug lebt, und auch sie werden immer kränker. Aus der rechten Arbeit aber wächst Kraft, Heiterkeit, Genesung. In der Kolonie kann auch der Schwache sich an den vielen verschiedenen Arbeiten betheiligen; unter ärztlicher Aufsicht findet er die ihm wohlthuende Beschäftigung in dem für ihn geeigneten Maß. Zugleich aber mit dem Zuwachs an Kraft und Gesundheit gewinnt er materiellen Vortheil, denn seine Arbeit wird nach ihrem Werth entlohnt, so weit es angeht.

Ein modernes Krankenhaus ist eine sehr theure Sache. Der Nervenkranke aber braucht kein Krankenhaus; im Gegentheil: die Nervenheilstätte soll einem Krankenhause möglichst unähnlich sein. Die ärztliche Fürsorge besteht hier in der Regelung des Lebens, in persönlicher Zusprache auf Grund genauer Untersuchung, in wenigen und einfachen Arzeneimitteln, in Bädern u. s. w; und für das Alles braucht man keine künstliche Einrichtung. Zur Wohnung für die Patienten eignen sich ganz einfache Häuschen am Meisten, denn sie bieten Ruhe und heitere Eindrücke. Je verschiedenartiger die Wohngelegenheiten sind, um so besser, denn der Kranke möge Das wiederfinden, was ihm durch die Gewohnheit lieb ist, nur ohne die Störungen, die sich draußen an seine Wohnung hefteten. In einem Krankenhaus weist Alles auf Krankheit hin, hier aber soll der Sinn vom Krankhaften weg auf ein gesundes Leben hingelenkt werden. Und wie die Wohnung, so soll auch die menschliche Umgebung den Nervenkranken möglichst wenig an die Krankheit erinnern. Es ist daher nicht wünschenswerth, daß Kranke nur mit Kranken verkehren. Die gesunden Mitglieder der Kolonie sind auch im Interesse der Kranken nöthig. Aber sie werden anders wirken als die Gesunden draußen, die allzu oft den Schwachen durch Handlungen und Worte verletzen; denn auch sie streben nach dem rechten Leben und der die Kolonie beherrschende Geist führt Alle auf den selben Weg.

An Gesunden wird es in der Kolonie nicht fehlen, denn es giebt allzu viele der Erholung und Ruhe bedürftige Menschen, die, ohne eigentlich krank zu sein, nach einer Zuflucht verlangen. Jetzt können nur ganz Reiche sich wirkliche Ruhe verschaffen; die Meisten müssen mit Dem vorlieb nehmen, was die Gasthäuser bieten, wo zwar oft Luxus und schwelgerisches Leben, Ruhe aber selten zu finden ist. Wer vollends sparen muß, wird fast nie finden, was er will.

Alle Mitglieder der Kolonie sind verpflichtet, sich des Genusses und der Einführung alkoholhaltiger Getränke zu enthalten. Daß die Hilfe für Nervenkranke mit der für die vom Alkoholismus Bedrohten verbunden werde, empfiehlt

sich aus verschiedenen Gründen. Die Sachverständigen sind darüber einig, daß für fast alle Nervenkranke die Enthaltung von alkoholischen Getränken nöthig sei, daß also in einer Nervenheilstätte die Abstinenz herrschen müsse. Die Nervenheilstätte bietet, was der genesende oder angehende Alkoholkranke braucht: eine alkoholfreie Umgebung. Ja, er findet gerade an dem Nervenkranken eine Stütze, weil nach alter Erfahrung die meisten von ihnen gern sich des von ihnen als schädlich empfundenen Alkoholes enthalten.

Doch die Kolonie soll keine Trinkerheilstätte sein. Wirklich Trunksüchtige oder dem Alkoholismus ganz Verfallene werden nicht aufgenommen. Die Kolonie kann nur Die aufnehmen, die entweder noch nicht oder nicht mehr der Trinkerheilstätte bedürfen. Insbesondere ist an die Genesenden gedacht; ihnen wird die Trinkerheilstätte zu eng, sie sind wieder der Arbeit und freier Bewegung fähig, — und doch kann man sie nicht in die alte Umgebung zurückkehren lassen, wo ihnen von allen Seiten die Versuchung droht. Ihnen öffnet sich in der Kolonie ein ungefährliches Gebiet, wo sie, unter Umständen mit ihren Familien zusammen, leben und gedeihen können. Ungefähr das Selbe gilt von den angehenden Trinkern, die den guten Willen haben, sich retten zu lassen, die aber der Unverstand der Umgebung immer wieder dem Alkoholteufel zuführt. Viele Alkoholkranke sind, sobald sie abstinent leben, tüchtige Arbeiter und können dadurch der Kolonie werthvoll werden.

Die Gründung der Kolonie durch Zeichnung von Antheilscheinen *) wird durch gewichtige Erwägungen gerechtfertigt. Auf Hilfe des Staates oder der Gemeinden ist bei der Neuheit der Sache nicht zu rechnen. Die reine Wohlthätigkeit aber soll nicht angerufen werden, weil es sich um eine Sache handelt, die auf eigenen Füßen stehen kann. Natürlich kann durch eine einzige Kolonie das vorhandene Bedürfniß nicht befriedigt werden. Gelingt es aber einmal, zu beweisen, daß der Gedanke lebensfähig ist, so wird man auch anderswo Muth fassen und durch Gründung ähnlicher Kolonien das Gute fördern. Es wird nicht schwer sein, bei verständiger Leitung nach einigen Jahren das Kapital mit etwa vier Prozent zu verzinsen. Beim ersten Versuch sind wir freilich auf den guten Willen der Unterzeichneten insofern angewiesen, als erstens die Möglichkeit des Gelingens noch nicht bewiesen ist und zweitens der zu erwartende Gewinn nur gering sein kann. Die Zeichner von Antheilscheinen müssen ein Opfer bringen, weil sie nicht sofort Zinsen zu hoffen haben. Es handelt sich also, wenn man so sagen darf, um beschränkte Wohlthätigkeit. Am Besten wäre es, wenn ein paar freigiebige Kapitalisten sich entschlössen, durch größere Summen einen festen Grund zu legen. Um Wohlthätigkeit handelt es sich auch insofern, als die Gründer des Vereins nicht um Gewinnes willen thätig sind. Ihre Uneigennützigkeit kann den Zeichnern der Antheilscheine dafür bürgen, daß bedenkliche oder gewagte Handlungen nicht zu erwarten sind. Endlich wird die Wohlthätigkeit der außerordentlichen Mitglieder angerufen, um Freistellen für wirklich Arme zu schaffen.

Dies Unternehmen ist wahrlich eine gute und hoffnungvolle Sache. Ich

*) Man wird Ordentliches Mitglied des Vereins durch Erwerbung wenigstens eines Antheilscheines zu 100, Außerordentliches Mitglied durch einen jährlichen Beitrag von wenigstens 5 Francs.

bitte herzlich Alle, die Interesse dafür haben, mir ihre Adresse mitzutheilen. Ich werde dafür sorgen, daß sie die nöthigen Schriftstücke erhalten."

* * *

Auf der Marienburg wurde am fünften Juni ein Prunkfest gefeiert. Der Kaiser hielt zwei Reden, von denen in den Zeitungen gesagt wurde, sie seien „sehr eindrucksvoll" gewesen. Die eine sprach den versammelten Brüdern vom Johanniterorden die Aufgabe zu, „das Werk der Erlösung der Menschheit, dem Vorbilde unseres Heilands folgend, weiter zu fördern". Die andere brachte nach Ausblicken ins Heilige Land plötzlich die Sätze: „Polnischer Uebermuth will dem Deutschthum zu nah treten und ich bin gezwungen, mein Volk aufzurufen zur Wahrung seiner nationalen Güter. Und hier in der Marienburg spreche ich die Erwartung aus, daß alle Brüder des Ordens Sankt Johann immer zu Diensten stehen werden, wenn ich rufe, deutsche Art und Sitte zu wahren". Daß dieser Fehderuf bei den österreichischen Polen, den Herren Cisleithaniens, Aergerniß erregt hat, ist kein Unglück; das Echo, das aus Galizien herüberschallt, kann den Werth des noch immer als Friedensbürgschaft gepriesenen Dreibundes erkennen lehren. Nicht so leicht sind andere Bedenken zu verscheuchen. Der Johanniterorden ist international und weder alle in gremio religionis aufgenommenen Ritter noch die ausländischen chevaliers de grâce werden „immer zu Diensten stehen", wenn der Kaiser zum Kampf für deutsche Art und Sitte ruft. Die Briten, Oesterreicher und Ungarn, die als Gäste der Ballei Brandenburg auf der Marienburg waren, werden zu solchem Dienst wenig Lust spüren. Und ist der Ostmarkenkrieg, für den die preußische Regirung sich jetzt besser rüsten will, wirklich durch das Vordrängen polnischen Uebermuthes entfesselt werden? Gar so übermüthig sind die Polen doch nicht, mag ihre Presse auch manchmal gegen die bösen Preußen toben. Es handelt sich um einen wirthschaftlichen Kampf, der nur durch geräuschlose Arbeit gewonnen werden kann und in dessen Verlauf man jedes harte Wort, so lange es irgend geht, zurückhalten sollte. Will der König von Preußen die Verantwortlichkeit für den Ausgang dieses Kampfes, statt sie seinen Ministern zu überlassen, selbst auf sich nehmen, so kann kein Mensch ihn daran hindern. Der Minister Pflicht aber ist, ihren König darüber aufzuklären, daß der Kampf gegen slavische Geschicklichkeit auch dann unvermeidlich geworden wäre, wenn die Polen nie ein übermüthig klingendes Wort gegen Preußen gesprochen hätten.

* * *

In München-Gladbach hatten Bürger ihrem loyalen Gefühl in einer an den Kaiser gerichteten Depesche Ausdruck gegeben. Sie erhielten die Antwort: „Seine Majestät der Kaiser und König haben die Meldung von der Grundsteinlegung der dem Andenken Allerhöchstihres Höchstseligen Vaters gewidmeten Kaiser-Friedrich-Halle huldvollst entgegenzunehmen geruht und lassen der dortigen Bürgerschaft für den Ausdruck treuer Ergebenheit bestens danken. Auf Allerhöchsten Befehl: Der Geheime Kabinetsrath von Lucanus." Der Stil dieses Telegrammes weckt mancherlei Zweifel. Hat die Halle den Grundstein gelegt? Und warum ist der tote Kaiser Friedrich nicht des lebenden Allerhöchsten Herrn Allerhöchstseliger Herr Vater? Es ist allerhöchste Zeit, diese Kurialien nach byzantinischem oder — moderner — chinesischem Muster zu ordnen, auf daß sie hinfüro persönlichem Belieben entzogen seien.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten Constructionen.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen praktischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Ein Hofrath

und fünf Aerzte begutachteten eidlich vor Gericht meine überraschende Erfindung gegen vorzeitige Schwäche! (Männer)

Broschüre mit diesen Gutachten und Gerichtsurtheil als Doppelbrief franco für 80 Pfg. Marken.

Paul Gassen,
Köln a. Rh. No. 70.

Gut Licht!

Allen Amateur-Photographen,
die sich auf dem Laufenden halten und sich fortbilden wollen, sei das Blatt
„Apollo“, Centralorgan f. Amat.-Photogr.
jährl. 24 illustr. Nummern zu M. 6.—, bestens empfohlen. **Probe-Nummer gratis.**
Verlag des „Apollo“, Dresden-A. 16.

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie

von

Dr. August Oncken,
o. ö. Professor an der Universität Bern.

Erster Teil: Die Zeit vor Adam Smith.
Mit 2 Tafeln.

Preis M. 16.50, in Halbfranz gebunden M. 18.50.

Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig.

Sanatorium für Hautkranke. Breslau

Dr. Martin Chotzen. Prospekte auf Verlangen. Südpark **Landsbergstr.**

Zur gefl. Beachtung!

Zur bevorstehenden Wagner-Festspielsaison liegt unserer heutigen Nummer ein kleiner Prospect über die verschiedenen Ausgaben von Houston Stewart Chamberlain's „Richard Wagner“ bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. Das ausgezeichnete Werk ist durch alle guten Buchhandlungen und, wo eine solche nicht erreichbar, auch direct von der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München zu beziehen.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der
Verlagsbuchhandlung Georg Wigand in Leipzig
beigeheftet über das soeben erschienene und von der massgebenden Kritik durchweg sehr beifällig aufgenommene Werk:

Aus Krim und Kaukasus.

Reiseskizzen von W. von Massow.

Gr. 8°. Mit 1 Titelbild u. 37 Abbildungen im Text, sowie 1 Uebersichtskarte.
Geheftet M. 3,60. Geschmackvoll gebunden M. 4,80.

Nord-See-Bad Borkum

(genannt die grüne Insel).
Saison: 1. Juni bis 1. October.
Tägl. Dampfschiffsverbindungen von Emden, Leer und Bremerhaven resp. Hamburg. Bequeme Landung. Großartige Warmbadeanstalt. Bedeutende Milchwirthschaft. Schönster Strand, starker Wellenschlag; nur reine, ozonreiche Seeluft. Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. (Canalisation, Wasserleitung mit obligatorischem Anschluß. Gasbeleuchtung, auch am Strande.) Frequenz: 1892=8846, 1898=13639, 1901=16640 (unter allen Bädern bedeutendste Zunahme). Prospecte, Fahrpläne gratis bei Haasenstein & Vogler A.-G., Carl Stangen's Reisebureaux, Berlin, und von der Bade-Direktion.

Ein neuer Inhalt in alter Form!

Im Mittelpunkt des politischen Interesses steht:

Was ist national?

von

Prof. Dr. Kirchhoff, Halle a. S.

Preis 80 Pfg.

Kein Gebildeter darf das Heftchen ungelesen lassen!

Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Empfehlenswerthe Hotels

Bad Ems, Hotel Weilburger Hof, Grabenstr. II. R., Orig. Pilsn. u. Münch. Bier, elektr. Licht. mäß. Preise.

Bad Kissingen, Hot. Sanner, Haus I. Rg., in vornehmer ruhiger Lage, electr. Licht, Lift, gr. Gartenanlag.

Kreuznach, Hot. Royal — Englisch. Hof. I. Rg. Lift, electr. Licht.

München, Continental-Hotel, allererst. Rang.

Oberhof i. Th., Grand-Hôtel, Kurhaus I. Rg.

Triberg (Bad Schwarzwald), Schwarzwald-Hotel, I. Ranges.

Wiesbaden Hotel u. Badhaus Block. Neues, f. April 1899 wieder eröffnet. Hotel gegenüber den Kuranlagen. Eigene Thermalquelle. 100 Zimmer u. Salons. Mäßige Preise. L. Gaertner.

Warnemünde, Hôt. Berringer u. Pavillon.

Soeben erschien

Georg Brandes
Gesammelte Schriften

Deutsche Original-Ausgabe

Erster Band: **Deutsche Persönlichkeiten**

Geheftet 7 Mark, elegant gebunden 8 Mark 50 Pf.

Inhalt: Feldmarschall Moltke — Henrik Ibsen und seine Schule in Deutschland — Martin Luther — Arthur Schopenhauer — Berthold Auerbach — Ferdinand Lasalle — Wilhelm Scherer — Arthur Fitger — Fanny Lewald — Bebel und v. Vollmar

M. G. Conrad schreibt in der „Gesellschaft": Die gesammelten Schriften werden in einer Reihe von selbständigen Bänden die große dänische Brandes-Ausgabe in guter Verdeutschung bringen. Das deutsche Publikum erhält so zum ersten Mal eine korrekte Ausgabe, die des berühmten Schriftstellers würdig ist und seinen geistigen wie wirtschaftlichen Interessen gerecht wird. Es ist eine nationale Aufmerksamkeit, daß der erste Band uns die „deutschen Persönlichkeiten" vorsetzt, eine Reihe sorgfältiger Charakterschilderungen von Männern, die in der Entwicklung unserer Politik, Litteratur und Staatsverwaltung eine Rolle gespielt haben, teilweise noch spielen.

Verlag von Albert Langen in München. 3f.

Berlin, den 21. Juni 1902.

Vieux Saxe.

In guten Häusern, deren Erbauer schon wohlhabend war und die ein Hörtlein vererbter Kultur bergen, kommt um die Vesperzeit manchmal noch eine alte Sachsenkanne auf den Tisch. In Parvenupolis stellt man sie als Prunkstück in den Glasschrank, wo die seltenen Tassen um die Wette protzen: Japan, Henri Deux, Delft, Sèvres, Nymphenburg, Wegdwood, Capo di Monte. Da steht sie, das zerbrechliche Denkmal einer Epoche, an die den Besitzer keine Ahnentafel erinnert. Er, dessen Vater vielleicht noch an der Weichbildgrenze der alten Königsstadt hauste, hat die Sächsin um schweres Geld bei irgend einem Bernheimer eingehandelt und hütet sie nun ängstlich vor den Fährlichkeiten des Gebrauches. In den alten Häusern, die ihre Geschichte, ihren Familienstolz haben und ihren Wohlstand nicht dem Spielerglück einer Stunde danken, steht sie vor würdigen Gästen auf der Damastdecke des Kaffeetisches. Die Mutter gab sie der Tochter, der Braut des Sohnes oder auch spät erst der Enkelin in die junge Wirthschaft mit und die Köchin hat das Alter ehren gelernt. Kein Sprung, kein abgestoßener Rand ärgert das Auge und selbst der schlanke Henkel ist unversehrt. Ein artig gebogener Henkel, den der Wohlerzogene respektvoll, mit höflichem Finger, anfassen wird. Und der putzige Truthahnschnabel scheint krähen zu wollen: Mehr giebts nicht; und lockt gerade damit zu immer reichlicherem Genuß. Das ganze Ding sieht patrizisch aus, behaglich und allerliebst unzeitgemäß. Es ist entweder aus Böttgerporzellan, roth, mit japanisch stilisirten Blüm-

lein oder echtes Meißener, weiß, mit bunten Guirlanden, oben und unten ein Bischen Rothbraun, das sich in Tupfen bis unter den Schnabel zieht, dahin, wo er sich zu einem Porzellankröpfchen baucht; und nie fehlt der Deckel, die Kannenmütze mit dem dicken Knopf. Rokoko; aber deutsches, das dem Blick nicht die Bilder galanter Tändelei und erotischer Schäferspiele heraufbeschwört. An Alchemistenspuk mag man denken, an die Polakenherrlichkeit Augusts des Zweiten und an die wüsten Tyrannentage, wo Auroras starker Freund seinen meißener Hexenmeister auf der Albrechtsburg als Strafgefangenen zu höherem Ruhm des Polenkönigs erfinden und Kaolin machen ließ. Augusts legitimer Erbe fand kein weiches Bett; und Aurora von Königsmark ist später Pröpstin geworden und hat Kantaten komponirt. Eine traurige Geschichte. Die alte Sachsenkanne hats vielleicht schon erlebt. Doch ihre behäbige Rundgestalt läßt Wehmuth nicht aufkommen. Seit August Kronrechte und Landfetzen verschacherte, ists ja besser geworden; die Sachsenraute ist grün, ringsum schnurren Räder, rauchen Schlote und über den Kaffeekonsum kann man nicht klagen. Providentiae memor: so heißt der Spruch auf dem Hausordensband, das zwei Leun bewachen. Die Vorsehung wird zur rechten Stunde Alles zum Guten wenden. In die Zeit mußt Du Dich freilich schicken, auch wenn es böse Zeit ist, und niemals darfst Du, unter keinen Umständen, den Kopf hängen lassen. Das lehrt die alte Sächsin. Kein besonders kostbares Schaustück; aber der Kenner schätzt ihren Werth.

Ungefähr so, als ein ehrwürdiges, das ruhlose Auge tröstendes Erbstück, das an entschwundene Tage wechselnden Glückes mahnt, sahen die nach 48 geborenen Deutschen den Sachsenkönig Albert. Seit er in Sibyllenort, dem Tudorschloß, das der braunschweiger Wilhelm ihm hinterließ, sich aufs Krankenbett strecken und die leiseste Bewegung mit heftigem Schmerz büßen mußte, las man, Alldeutschland blicke in banger Sorge auf dieses Lager und flehe den Himmel an, Alberts Lebenstag zu verlängern. Das ist Reportergeschwätz, das nicht zu scheiden, zu unterscheiden weiß und jedes Menschengefühls innigen Ausdruck zur läppischen Phrase fälscht. Zu den ragenden Männern, an deren Lebensdauer ein Volksschicksal hängt, kann kaum ein Dienstbotengemüth den wettiner Albert zählen. Die Sachsen selbst haben nie mit überschwingender Begeisterung von ihm gesprochen; nur mit ruhiger Achtung, wie von einem redlichen Herrn, mit dem sich leben läßt. Und hinter den grün-weißen Grenzpfählen wußte man wenig von ihm. Er soll ein guter Soldat gewesen sein und Moltke hat ihn als Kronprinzen den einzigen Feldherrn des deutschen Heeres genannt. Aber Moltke konnte, wenn sichs um Fürsten

handelte, recht nach der Diplomatenkunst reden und wir sind, seit auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm zum reisigen Helden aufgeputzt ward, gegen den Kriegsruhm hoher Herren mißtrauisch geworden. Gravelotte, Nouart und der Mont Avron waren längst vergessen und als Heerführer wurde Albert nur noch in rasch verhallenden Tafelreden gepriesen. Einen tüchtigen Haushalter hieß man ihn und an den Stammtischen schlugen die Herzen höher, wenn erzählt wurde, der König sei ein seßhafter Skatspieler, der wie ein Fuchs im ersten Semester vergnügt sein könne, wenn er einen Grand mit Vieren gemacht habe. Skat: Das klingt nicht nach achtzehntem Jahrhundert. Sonst aber schien Albert uns Jüngeren deutsches Rokoko. Er paßte nach Pillnitz, in die nicht allzu üppige Anmuth einer Gegend, die eine Hecke vor allen Modernisirungversuchen geschützt haben könnte. Man sah ihn überall gern, — vielleicht, weil man ihn selten sah. Nur, wo es ihn nöthig dünkte, zeigte er sich; dann aber stand er seinen Mann. Ein Monarchentypus, den wir nicht mehr schauen werden, entschwindet mit ihm unserem Blick. Neue Formen sind in die Mode gekommen. Auch neue keramische Künste, deren Leistung mehr ins Auge fällt als die der Böttgerzeit. Dennoch behalten die alten Sachsenkannen ihren Werth. Sie sind aus gutem, dauerbaren Material, wollen nicht feiner scheinen, als sie sind, und brauchen, wo eine Tradition sie vor rauhen Griffen bewahrt, den Alltag nicht zu scheuen.

Ganz leicht war es 1873 nicht, König von Sachsen zu sein. Johann Philalethes hatte mit seinem Beust und seiner Triasidee so ziemlich Alles verdorben, was an Sachsens deutscher Machtstellung noch zu verderben war. Die größte Sünde war freilich lange vorher begangen worden: als Friedrich August, um seine Eitelkeit mit dem Königsreif Sobieskis zu krönen, der reformirten Kirche den Rücken kehrte. Nur als Person, als ein Einzelner wollte er katholisch werden; doch umgab er seinen Sohn mit klugen Vätern Jesu, die dafür sorgten, daß auch der Kurprinz der Papstkirche gewonnen wurde. Damit war die albertinische Linie dem evangelischen Glauben entfremdet, das Kurfürstengeschlecht vom Weg der Reformation gewichen, der es zum Ruhm geführt hatte, auf die Höhe dynastischer Macht führen konnte. Wäre die Entscheidung Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen geachtet, nicht der Laune eines gewissenlosen Lustsuchers geopfert worden, dann war Sachsen als lutherischer Vormacht in Deutschland die Bahn geebnet, während es unter katholischen Herrschern die Konkurrenz Oesterreichs und Bayerns auf der einen, Preußens auf der anderen Seite zu fürchten hatte. Immerhin war es nicht nöthig, 1866 so blind Partei zu ergreifen. Albert, der Kronprinz, hätte

vielleicht anders gehandelt; als Einundzwanzigjähriger schon hatte er gesagt, nur das Zusammenwirken aller deutschen Stämme könne die Einigung bringen, die er ersehne. Siebenzehn Jahre danach mußte er seine Sachsen dem Corps Clam-Gallas zuführen und mit einem geschlagenen Heer aus Böhmen heimkehren. Als er den Thron bestieg, war die Einheit erstritten, das Reich gegründet; aber er herrschte über ein Land, wo von je hundert Einwohnern fünfundneunzig dem Lutherthum angehören. Solcher Glaubenszwiespalt, der sich zwischen Volk und Fürst aufthut, ist immer gefährlich; und das Mißtrauen der lutherischen Sachsen ist nie völlig erloschen. Ein als Kronprinz geborener Albertiner müßte, so grollen sie, nach alter Verheißung den reformirten Glauben bekennen; doch die römischen Herren haben ganz heimlich und schlau dafür gesorgt, daß seit dem Uebertritt Augusts des Starken kein Erbe der Wettinerkrone mehr dem Mutterschoß als Kronprinz entbunden ward. Nur Alberts altmodisch sicherer Takt konnte Konflikte vermeiden und es nach und nach dahin bringen, daß der konfessionelle Gegensatz kaum noch empfunden wurde. An seinem Hof herrschten die Pfaffen nicht — wenigstens war ihre Herrschaft nicht sichtbar — und die Akatholischen fingen erst wieder zu bangen an, als die schlechten Nachrichten aus Sibyllenort kamen... Es war nicht die einzige Schwierigkeit, die Johanns Sohn als König zu überwinden hatte. Er war im Gefühl festen Zusammenhanges mit Oesterreich, angeborener Antipathie gegen Preußen erwachsen und sollte nun Bundesfürst in einem Deutschland sein, aus dem Oesterreich verdrängt war. Im Juni 1866 hatte sein Armeebefehl den Oesterreichern versprechen, sie würden ihn in guten wie in bösen Tagen an ihrer Seite finden; und nun konnte er, der dem Kaiser Franz Joseph persönlich befreundet war, in die Lage kommen, sein Kontingent gegen die Truppen des Habsburg-Lothringers führen zu müssen. Doch als Kronprinz schon hatte er sich tapfer in die neue Zeit geschickt. Für die zuverlässige Treue, die ihn ans Reich band, und für die Bescheidenheit seines Wesens zeugt laut der Brief, den er zwanzig Tage nach seiner Thronbesteigung an Bismarck schrieb. Da liest man die Sätze: „An wen könnte ich mich wohl besser wenden als an den Kanzler des Deutschen Reiches, der so oft erklärt, er gehöre allen Bundesfürsten gleichmäßig an? Mit vollem Vertrauen wende ich mich daher an Sie, wenn ich der Hilfe gebrauchen sollte, wenn ich weisen Rathes bedürfte. Seien Sie dagegen versichert: auch ich werde Alles, was Sie zum Heil des Reichs und deutschen Volks unternehmen, so kräftig unterstützen, als es meine geringen Kräfte erlauben, und hoffe, ein werkthätiges Mitglied, eine feste Stütze des

Gebäudes zu sein, das mir mit dem Schwert aufrichten zu helfen vergönnt war. Jedem ich bitte, diese Zeilen nicht übel zu deuten, die Sie vielleicht in Ihrem Tuskulum stören, verbleibe ich Ihr ergebener Albert." Kein Schwulst, keine Phrase; der schlichte Ausdruck eines Gefühles der Unzulänglichkeit und zugleich der klaren Erkenntniß, wo in Nöthen der starke, bereite Helfer zu suchen wäre. So schrieb der König von Gottes Gnaden an den „Handlanger Wilhelms des Großen", der Sachse an den Exponenten der großpreußischen Politik, dessen Siegerschritt ihm manche keimende Hoffnung zerstampft hatte, der Katholik an den Ketzer, dem tausend Priesterzungen in Rom fluchten. Wir sind an die Tonart solchen Fürstenbriefes gar nicht mehr gewöhnt; wie aus weiter Ferne klingt sie zu uns, wie das letzte Echo einer versunkenen Welt, von der nur die Alten noch in den Ausgedingstuben raunen.

Und der König, der sich so bescheiden, so frei von dem Haß bleiben konnte, mit dem legitime Herren fast immer das Genie verfolgt haben, dieser Monarch des Altväterstils hat die modernste Entwickelung erlebt. Sein Land wurde der Hauptsitz der Großindustrie, die dicht bevölkerte Stätte des neuen Maschinenproletariates, das Manöverfeld der Sozialdemokratie. Das Alles war ihm ganz fremd und er hat sich oft darüber gewundert, daß Städte, wo die Bürger ihn so ehrerbietig grüßten, rothe Revolutionäre in den Reichstag schickten. Aber er hielt sich still. Nicht etwa, weil er ein feiner politischer Kopf war und sich sagte, da es nun einmal stets eine radikalste Partei geben müsse, sei die noch am Leichtesten zu ertragen, die an die Allmacht einer Evolution glaube, jede Gewalt verschmähe und ihres Sieges so sicher sei, daß sie nicht daran denke, ihn zu erstreiten. So hoch hinauf flogen seine Gedanken nicht. Nein: er hielt sich still, weil Ruhe ihm erste Königspflicht dünkte. Ein Wort konnte erschnappt, ein Seufzer weitergetragen werden. Oeffentlich hat man ihn nie klagen, nie drohen gehört. Er verstand die neue Zeit nicht, konnte sie nicht verstehen; doch er schwieg und wandte das Auge von dem Spektakel, wenn es ihn allzu tief kränkte. Im Grund ihres Herzens, mochte er denken, sind auch die Rothen recht brave Leute und gute Sachsen; und ich muß trachten, mir und meinem Haus sie nicht ganz zu entfremden. Sächsische Regirungen haben, seit die Geschwindigkeit der proletarischen Bewegung wuchs und die Fabrikfeudalherren in Schrecken jagte, oft recht unklug gehandelt; der König aber hat sich keiner von ihnen engagirt. Er wurde, als Katholik, von den Lutherischen geliebt; er stand treu zum Reich und die Partikularisten sahen ihn nicht scheel an; er ernannte Minister, deren soziales Verständniß aus der Eiszeit zu stammen schien, und die Schaar der Bedrückten sprach mit

Achtung, mit zärtlicher manchmal, von ihm und selbst in Stunden leidenschaftlicher Erregung las man kaum irgendwo ein Wort, das den König verletzen konnte. Dem Knaben war wohl von den dresdener und leipziger Tumulten erzählt worden, die den verhaßten Grafen Einsiedel gestürzt und dem Prinzen Maximilian den Weg zum Thron gesperrt hatten, und der Jüngling hatte den leipziger Paradeputsch, die Folge prinzlicher Politik, und die bis hart ans Schloß reichende Wirkung der Februarrevolution erlebt. Solche Anschauunglehre schlug er nicht in den Wind. Für die Fürsten, fühlte er, ists am Besten, wenn sie hinter dem goldenen Gitter bleiben, das sie von der Raserei Hungernder, von den Kämpfen um Macht und Beute trennt, wenn sie der Möglichkeit, Unheil zu stiften, sich entziehen und nur ihr Recht wahren, Gutes zu thun. Er ließ die Regirung regiren, das Volk am Wahltag die Richtung seiner Wünsche andeuten und freute sich jeder Gelegenheit, ein Unrecht tilgen, einem Bittsteller Gnade gewähren zu können. Jagd und Karten kürzten ihm die Mußezeit; Speise und Trank mundeten noch, als ihn längst das schmerzhafte Blasenleiden heimgesucht hatte, das auch den alten Wilhelm plagte; und er vertrug die schwersten Virginiacigarren. Die Wirthschaftinteressen seiner Sachsen lagen ihm am Herzen und er hat, in Gemeinschaft mit Franz Joseph, den Kaiser für den Gedanken der Handelsverträge gewonnen, die der sächsischen Textilindustrie Vortheile brachten. Nie aber empfand er das Bedürfniß, zu reden, über politische Vorgänge seine Meinung zu sagen. Er schwieg. Er konnte schweigen; denn er war der König.

Noch eine schwere Probe hatte der Greis zu bestehen. Bismarck, zu dem er in unbeirrter Zuversicht aufgeblickt hatte, wurde entlassen; und der persönliche Wille des Kaisers trat mit so starken Impulsen hervor, daß man draußen vom Empereur d'Allemagne zu sprechen begann und kaum noch der Bundesfürsten gedachte, deren erstem mit dem Bundespräsidium der Titel des Deutschen Kaisers, aber nicht das Recht eines Reichsmonarchen zuerkannt worden war. Vom Kaiser, nur vom Kaiser war Tag vor Tag jetzt die Rede. Die Geburt des Reiches war 1871 nur durch den Kaiserschnitt möglich geworden, der dem Sorgenkind ans belebende Licht half. Die beiden Männer aber, denen damals die Sectio Caesarea gelungen war, hatten noch Preußens schwarze Tage gesehen; sie kannten die Gegensätze der deutschen Stämme, die in den Landsmannschaften der Hochschulen fortlebten, und wußten, welches Opfer dem Selbstgefühl der souverainen Fürsten zugemuthet wurde, die wichtige Theile ihrer ererbten Rechte dem Sohn eines aus unscheinbaren Anfängen emporgekommenen Junkergeschlechtes ausliefern sollten.

Wilhelm und Bismarck waren und blieben einig in dem Bemühen, den Kaisergedanken für besonders ernste oder besonders festliche Stunden aufzusparen. In diese Vorstellung hatten die Bundesfürsten sich gewöhnt — Andere werden sagen: die freiwillige Zurückhaltung des alten Kaisers hatte sie verwöhnt — und ein unbehagliches Gefühl mußte sich einstellen, als es anders wurde und sie von dem plötzlich, bald da, bald dort, aufblinkenden Leuchtfeuer der Kaisergloriole ihr weniger glanzvolles Mühen verdunkelt sahen. Niemand sprach noch von ihnen, Niemand traute ihnen auf das Geschick des Reiches, dem sie doch gemeinsam die Einheit schufen, entscheidenden oder auch nur mitbestimmenden Einfluß zu; sie schienen nur noch vorhanden zu sein, um an Feiertagen sich um den Thron des Einen zu schaaren, der mit seinen Worten und Willensregungen die Welt erfüllte und in einem Lande, dessen Fürstengeschlechter fast alle einmal mit einander in Fehde gelegen hatten, seinem Hohenzollernhaus mit rascher Hand die Schätze geschichtlichen Ruhmes häufte. Eine schwere Probe, die sogar den alten Großherzog von Baden aus bequemer Ruhe gescheucht und zum eifernden Redner gewandelt hat. König Albert hat sie bestanden. Manches gefiel ihm nicht, die Treusten sahen ihn den weißen Kopf schütteln und an leisen Friktionen hat es seit 1890 niemals gefehlt, — nicht nur in der Zeit des lippischen Erbfolgestreites, den der Sachse gegen den Wunsch Wilhelms des Zweiten entschied. Stets aber blieb er korrekt. Er freute sich, 1892 zu sehen, wie fest gerade die Sachsen an Bismarck hingen; doch er selbst hielt sich zurück. Er wollte weder die neue Mode mitmachen noch mit persönlichem Widerspruch die Kritik herausfordern: der unangreifbare König für Alle wollte er sein und vor des Neides langenden Blicken „die Sache halten", so lange es irgend ging. Ob man ihn für einflußreich oder ohnmächtig, für einen Nenner oder eine Null im Reich hielt, galt ihm gleich; nur um die Erhaltung der starken Kraftwurzeln im heimischen Boden wars ihm zu thun. Da konnte er still wirken, konnte er, ohne die Zukunft der Dynastie zu gefährden, in weiser Selbstbeschränkung Nützliches schaffen. Nie vernahm man von seinen Neigungen, seinen Liebhabereien. Providentiae memor! Auch die Hand, die aus dem Purpur hervorwinkt, hält die unhemmbar nothwendige Entwickelung nicht auf. Nicht einmal auf der schmalen Höhe, wo die deutsche Muse mühsam ihr Leben fristet. Alberts Residenzstadt wurde der germanische Vorort modernster Kunst; dort lernten wir Meunier und Rodin, Van de Velde und Zuloaga kennen. Und der König schalt nicht, ließ lächelnd Alles geschehen. Warum nicht? Die gute alte Sachsenkunst, deren Produkte so patrizisch aussehen, so behaglich und allerliebst unzeitgemäß, behielt auch neben dem Allerneusten noch ihren Werth.

❧

Eine Renaissance?

Henry van de Velde hat ein interessantes Buch über die Renaissance im Kunstgewerbe geschrieben; er vertheidigt darin mit oft bewunderns=werther Sicherheit sich und seinen Stil und giebt eine Schilderung der in=dustriellen Künste seit Morris. Ich weiß nicht recht, was den Reiz giebt, gegen dieses Buch zu schreiben, sogar aus dem eigenen Lager heraus. Ob es die kühle Selbstverständlichkeit ist, mit der diese kleine Geschichte lediglich sub specie van de Veldes aufgefaßt wird, die Dialektik, mit der er gegen die Angriffe auf seine Kunst antwortet, oder die sehr persönliche Form des Ganzen. Ich glaube nicht, daß das Buch für van de Velde Proselyten machen wird. Dumme Leute werden es nicht verstehen, kluge werden sich darüber ärgern. Selbstverständlichkeiten und Thorheiten werden darin mit solcher Gelassenheit, ja, mit so viel Pathos behandelt, daß sich die Opposition selbst dann regen würde, wenn der Hauptinhalt des Buches Einem willkommen wäre. Das Pathos ist das Peinlichste daran.

Um was handelt es sich eigentlich? Der naive Leser wird, wenn er das Buch hinter sich hat, das mehr oder weniger unklare Gefühl haben, von einer Erscheinung in Kenntniß gesetzt zu sein, die vollkommen unbegreiflicher Weise ihm bisher entgangen war: eine kulturelle Thatsache von ungeheurer Wichtigkeit, eine Formel der Modernität, die geeignet ist, die Welt umzu=stürzen. In Wirklichkeit handelt es sich, wie der Titel lautet — und man muß dem Ausländer das ominöse Wort nachsehen —, um Kunstgewerbe. Das ist zu wenig für das große Pathos.

Kunstgewerbe ist heute sehr beliebt; und die Leute, die es betreiben, stehen in dem Ansehen, mit dem man sonst nur mit Pathos zu behandelnde hohe Kunst bedachte. Im Grunde ist es ein um nichts mehr oder weniger legitimes Mittel, Geld zu verdienen, als irgend Etwas. Man macht hübsche Sachen, um sie zu verkaufen; daß man sie gediegen, besser als Andere macht, erleichtert ihre Verkäuflichkeit. Das ist der einzige moralische und vernünftige Stand=punkt; nur wenn man Dinge macht, die dem System von Angebot und Nachfrage entsprechen können, kann man nützen. Wozu also das Pathos? Was würde man von dem betriebsamen Schuster sagen, der mit solchem Pathos seine gewerblichen Ansichten affichirte? Auch so was giebt es. In London auf der Bondstreet hat mich mal ein Schuster drei Stunden lang gefesselt mit einem Vortrag über seine einzig naturgerechten Stiefel, die er im Gegensatze zu seinen Kollegen vorn breit und hinten schief machte; und das Pathos, mit dem der junge Worth oder Madame Paquin in Paris über ihre Kostüme reden, ist nicht weniger feierlich als das van de Veldes... Nur lassen diese Leute nicht all ihre Meinungen drucken; und wenn sie es

thun, erreichen sie nicht diese literarisch ganz possirliche Aufmerksamkeit. Van de Velde glaubt aber, Kultur zu machen und daher zu mehr berechtigt zu sein als ein Schuster oder Schneider gleicher Bildung; und darin irrt er.

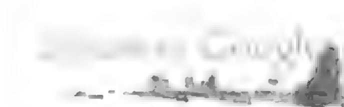
Wie ein einschneidendes historisches Ereigniß wird das Auftreten der Belgier in den neunziger Jahren geschildert und mit der Bedeutung der englischen Bewegung verglichen. Auch diese ist recht überschätzt worden, aber sie bedeutet denn doch etwas mehr als die brüsseler Heldenthat. Man fängt wohl überhaupt nachgerade an, über das künstlerische Heldenthum skeptischer zu denken, zumal wenn sich damit der Begriff des Märtyrerthumes verbindet; in den meisten Fällen ist das Märtyrerthum des Künstlers vielmehr eine Folge der Vernachlässigung gewisser unentbehrlicher Qualitäten rein sozialer Art als künstlerischer Fragen; Künstler, die, ganz abgesehen von ihrem Talent, in den Kampf ums Dasein das Bischen Lebensweisheit mitbringen, das jeder Schuster oder Schneider eben so braucht, gehen selten zu Grunde. Gerade in dem weniger heldenhaften Auftreten der englischen Künstler der vorangehenden Bewegung liegt ihr Uebergewicht. Es war normaler. Es folgerte aus dem englischen Empire mit der Sicherheit, mit der in Frankreich ein Louisstil aus dem anderen hervorwuchs, und hatte jene latente Popularität, die nur der Jahre bedarf, um zur wirklichen zu werden.

So groß in Brüssel das Verdienst des Einzelnen war, so groß die Kühnheit, deren es bedurfte, um so geringer war die kulturelle Bedeutung dieses Versuches, weil es ihm an dieser latenten Popularität fehlte. Ich hoffe, erklären zu können, wie ich es meine.

Man kann sich mit einiger Phantasie einen Menschen vorstellen, dem es durch ein äußerst persönliches, ganz an seine Existenz gebundenes Mittel gelingt, die Menschheit in einer nie gesehenen Weise zu beglücken. Man denke an einen Wunderthäter, wie ihn die Religionsagen hervorgebracht haben, mit Abstraktion der sittlichen Wirkung, an einen großen Hypnotiseur, der sich in den Kopf gesetzt hat, sein Talent nur zum Guten zu benutzen. Mag ein solcher Mensch noch so viel thun: er bleibt ein Phänomen und seine Wirkung verschwindet, praktisch gesprochen, wie eine Seifenblase im Meer der Allgemeinheit, während der gar nicht phänomenale Dichter, Denker oder Künstler, der nichts Anderes thut, als seiner Zeit eine jener latenten Qualitäten zu offenbaren, die unmittelbar aus ihr folgen und unmittelbar auf sie weiterwirken, der Arzt, der innerhalb der Mikrobentheorie etwas entscheidend Neues entdeckt, der Industrielle, der innerhalb unserer industriellen Mittel ein neues Gebiet aufschließt, kulturell unendlich mehr bedeuten. Es kommt nicht lediglich auf das Geben an; man muß mit der Gabe Etwas anfangen können; der Beschenkte muß das latente Bedürfniß haben, das durch die Gabe befriedigt wird. In unserem Falle sind es nicht zu übersehende, sehr

komplexe Verhältnisse, die diesen latenten Zustand bedingen. Die meisten Patrioten lassen ihn von lediglich nationalen Fragen abhängen; solche Fragen spielen sicher überall, wo es sich um Stil handelt, mit, aber sie sind hier, in unserem heutigen Leben, bei der Gemeinsamkeit der Mittel und der Bedürfnisse nicht mehr entscheidend. Es wäre thöricht, van de Velde aus seiner historischen Zusammenhanglosigkeit — er versucht vergeblich, sie in seinem Buche durch seine Beziehung zum Rokoko zu überbrücken — einen Vorwurf zu machen. Man wird die größte Mühe haben, den Zusammenhang des Bunsen-Brenners oder eines Motorwagens von Dion Bouton mit der Vergangenheit nachzuweisen; und trotzdem sind es recht nützliche Gaben. Ein ernsthafter Vorwurf kann nur in der Frage des reinen Nutzens liegen.

Van de Velde hat sich in seinem Buch zu viel, namentlich aber zu wenig gethan. Seine Rolle in der belgischen Bewegung ist eine ganz andere als die Williams Morris in der englischen, mit der ein Vergleich nahe liegt. Morris schloß vorhandene Elemente mehr oder weniger geschickt zusammen; van de Velde schuf neue Elemente. Er nur allein hat wesentlich neue Gedanken in die Sache hineingebracht. Die Namen der von ihm mit schätzenswerther Pietät citirten Künstler bedeuten Dem gegenüber gar nichts. Es wäre nicht schwer, nachzuweisen, daß van de Velde eine der größten künstlerischen Energien dieses Jahrhunderts ist. Es hat selten einen Menschen gegeben, der so konsequent seine Art durchzudrücken verstanden hat; man findet diesen Fanatismus des Individualitätbewußtseins sonst nur in der Kriegsgeschichte. Der Schatten, den er in einem darüber zu schreibenden Buche werfen würde, ist gigantischer, als es sich selbst die treuste Verehrerin des Künstlers heute träumen läßt. Nur dürfte man ein solches Buch nicht außerhalb einer rein biographischen Bedeutung stellen. Man kann von ihm in eben so hohen Tönen reden wie von Millet oder Manet, aber man darf sich nie einfallen lassen, zu glauben, daß er für seinen Kreis eben so viel bedeutet wie jene Künstler für ihren. Millet rettete eine große zeichnerische, Manet eine grandiose malerische Tradition. Wohl ist der Wirkungskreis dieser Leute klein; er ist das winzige Spezialinteresse eines Spezialfaches, das leider mit dem Heute unendlich wenig zu thun hat. Van de Veldes Kreis ist viel größer; er liegt — oder soll liegen — zwischen den Polen der Nothwendigkeit unseres Daseins; aber die Rolle, die er selbst darin bis heute gespielt hat, ist gering, nicht nur praktisch und für den Augenblick — Das wäre gleichgiltig —, sondern auch in jeder theoretischen Zukunft; sie ist just die, von der er hinwegdrängte, die Rolle, die etwa ein genialer Maler im heutigen Leben spielt. Und der Fall liegt so unglücklich, daß man dem heutigen van de Velde im Interesse der Allgemeinheit wünschen muß, keinen anderen Einfluß zu gewinnen. Den Grund findet man in allen Aeußerungen dieses



thatsächlich vorhandenen Einflusses, von dem zu reden sich nicht lohnt, und in der Unzulänglichkeit der Mittel des Künstlers, sobald man sich einmal ihn selbst wegdenkt. Er ist eine höchst interessante ästhetische Studie; zur kulturellen Bedeutung aber für die Allgemeinheit gehört gerade das Gegentheil Dessen, auf das van de Velde stolz ist. Kulturell bedeutet vielleicht der Einfall des jungen bremer Dichters, dem es in den Sinn kam, sich in München, ohne Nimbus, aber mit sehr viel Geschmack eine Wohnung einzurichten, die in idealer Form dem Bedürfniß entspricht, ohne im Mindesten originell zu sein, mehr als die verblüffende Originalität des belgischen Meisters; und das Verdienst unseres Peter Behrens, dem es allein gelungen ist, die großherzogliche Ausstellung von modernen Häusern in Darmstadt vor der Lächerlichkeit zu retten, ist größer als der Werth der ungleich tieferen Erfindung van de Veldes. Der viel umstrittene Satz von den Gefahren des Genies auf den Thronen der Völker scheint in diesem kleineren Reich eine bestimmtere Bestätigung zu erhalten. Wenn man dies Gebiet nicht mit der Lupe des Fachpatriotismus betrachtet, scheint hier das starke Genie nur in geringen Dosen genießbar. Die Emanzipation vom Genie, eine unserer größten Kulturaufgaben, viel wichtiger als die Emanzipation von dem Geld und anderen mit Schlagwörtern unseres Sozialismus bezeichneten Mächten, ist hier die Grundlage jeder vernünftigen Entwickelung.

Der ganze Sozialismus van de Veldes, auf den er zuweilen anspielt, scheint Spielerei; er ist sicher der stärkste der vielen Widersprüche in diesem Menschen; und es ist fast unbegreiflich, daß sich seine scharfe Logik dieser Thatsache nicht bewußt wird. Kein monarchischer Absolutist ist im Instinkt so antisozial wie der Sozialist van de Velde. Es giebt nichts, was so treffend die Symptome aristokratischer Einzelerscheinung trägt wie diese Kunst. Nicht genug damit, daß schon unsere ganze gute, moderne Malerei und Skulptur reiner Kaviar ist: jetzt wird auch, wenn es nach van de Velde ginge, das Gewerbe zum Amateursport. Nur für Amateure ist Alles, was er macht, bestimmt, wegen des verwendeten Mittels nicht minder als wegen der ganzen, äußerst spezialisirten Eigenart. Denn man wird mir, um van de Veldes Kommunismus zu beweisen, hoffentlich nicht den berühmten Einfluß entgegenhalten, den van de Velde in Deutschland, Oesterreich und in vielen anderen, ja, den meisten Ländern übt. Wenn es irgend etwas noch Niedrigeres giebt als das Niveau, auf dem wir vor van de Velde waren, so ist es das der üblen Kohorte von Fabrikanten, die à la van de Velde arbeiten und unsere Häuser innen und außen mit den selben Ekel erregenden Wurmlinien überziehen. Unbegreiflich, daß sich der Meister, der diese üblen Geister rief, dagegen nicht wehrt, daß er diese Banausen nicht brandmarkt, die zu beweisen versuchen, daß seine ganze Sache nur Manier ist, die aus

seinen persönlichen Zeichen die billige Basis einer Mode zu machen versuchen; daß er nicht konsequent genug ist, zu sagen: Ich bin allein und muß allein bleiben. Bei seiner Charakteranlage wäre dieser Wunsch gewiß aufrichtig. Das ist die faulste Seite des Buches van de Veldes, gegen die sich bei mir die heftigste Opposition regt. Mit großer Geste weist er auf den unsäglichen Einfluß seiner Ornamentik hin; und da er ihn nicht hindern kann, sagt er strahlend: Dies ist mein Werk!

Ich hätte Michelangelo sehen mögen, der in einer größeren Sache in ähnlicher Lage war, wenn man ihn auf den großen Einfluß aufmerksam gemacht hätte, der von ihm ausging; etwa auf die heiteren Engelchen über den Thüren, die sich bis heute erhalten haben und jetzt von den belgischen Linien verdrängt werden. Ich glaube, er hätte, bei seinem Temperament, den unberufenen Kritiker die Treppe hinunterbefördert. Und dieser italienische Unfug war denn doch noch etwas Anderes als die brüsseler Renaissance.

Van de Velde konnte schweigen; oder — Das war schwieriger —: abschwören! Gerade das Gegentheil thun! Nicht beweisen, wie er es in unbegreiflicher Ausführlichkeit versucht, daß die belgische Linie besser ist als die der Blumen oder Gemüse, sondern zeigen, daß diese ganze berühmte belgische Linie an sich so gleichgiltig ist wie der kühne Schwung eines wohlgepflegten Fingernagels. Ich müßte fürchten, mich auf die allerbanalsten Gemeinplätze zu verirren, wollte ich nachweisen, daß ein Ornament an sich überhaupt nicht existirt, eben so wenig wie es eine Liebe an sich giebt; immer gehört ein Objekt dazu. Die Frage, wie dies Objekt schön herzustellen sei, ist nicht von der Detailfrage des Ornamentes abhängig; es giebt sehr viele schöne Dinge, die gar kein Ornament tragen, und bei solchen, die damit versehen sind, kommt nicht in Frage, ob das Ornament an eine Blume oder an meine Großmutter erinnert oder überhaupt abstrakt (?) ist. Van de Velde wirft allen Gewerben, die vor ihm da waren, vor, daß sie die Unwahrheit und Unlogik in die Gemüther säten, weil sie uns zwangen, auf Teppichen zu gehen, die Blumenbeeten glichen, und unsere Wände in Perspektiven verwandelten. Das ist billige Weisheit. Ein Teppich, der keine andere Qualität hat als die, einem Blumenteppich zu gleichen, oder eine Wanddekoration, die lediglich den Zweck hat, unser Auge zu täuschen, kommt hier überhaupt nicht in Frage. Es ist denn doch arg naiv, in dem Gewerbe der Vergangenheit nur solche naturalistischen Mätzchen zu sehen. Was uns an den guten uns überlieferten Sachen freut, ist just der Stil und das prachtvolle Metier. Die bringen in den Genuß Elemente mit, die das Sujet dieser Dinge ganz in den Hintergrund drängen. Ich muß sagen, daß mir ein guter Gobelin von Watteau immer noch lieber ist als ein schlechtes persisches Muster der selben Zeit.

Es wäre bedauerlich, wenn die endlich errungene Freiheit von alten

Vorurtheilen nur dazu dienen sollte, uns in neue und nur noch engere Theorien zu stürzen. Wenn es aber etwas Unantastbares auf diesem Gebiet giebt, so ist es das Gesetz der Logik und Konstruktion. Hier, in der scharfen und zeitgemäßen Erfassung dieses Gesetzes, liegt die Kultur; nicht in den Schlangenlinien. Gerade von diesen Gesetzen aber hat sich van de Velde so weit wie möglich entfernt. Es giebt nichts Unkonstruktiveres als seine Möbel, die am Deutlichsten seine Eigenart zeigen. Man findet eine Unmenge Details bei ihm, die aller vernünftigen Verwendung von Materialien widersprechen.

Aber meine Kritik ist keine Klippschule. Dieser scharf umrissenen Persönlichkeit, deren künstlerischer Wille sich elementar aufdrängt, war erlaubt, was bei kleineren Verbrechen wäre; und unser schöner Persönlichkeitkultus sorgte dafür, daß man ihr auch da folgte, wo sie hart an Unmöglichkeiten grenzte. Sie gab uns dafür, statt logischer Befriedigung, starke Impulse und lehrte uns auf einem neuen Felde das Wirken der Persönlichkeit schätzen. Die Anerkennung dafür ist nicht ausgeblieben; es wird selten einen Künstler gegeben haben, der im fremden Land so schnell zur Berühmtheit gelangt ist. Aber gerade deshalb erwächst Denen, die an dieser Anerkennung betheiligt waren, das Recht zur Opposition da, wo die Wirkung des Erfolges den Künstler auf Abwege treibt. Groß wäre, wenn van de Velde heute, wo er sichs leisten kann, auf die Fehler seiner Vorzüge verzichtete; denn gerade in diesen Fehlern hat die banale Welt am Meisten seine Größe gesehen; wenn er aufhörte, im Sinne dieser Welt originell zu sein, um im höchsten Sinne werthvoll zu werden. Das wäre eine bessere Antwort als der kümmerliche Versuch, sich zum Haupt seiner traurigen Epigonen zu machen. Uebrigens geht er in der Auffassung dieses Epigonenthumes etwas zu weit. Die dresdener Ausstellung, in der zum ersten Male in Deutschland Werke van de Veldes zu sehen waren, gab nicht, wie er behauptet, den Anfang zur deutschen Bewegung. Ich zum Beispiel hatte schon vorher manche Zeile über deutsche Gewerbekünstler geschrieben, folglich mußte es solche Künstler geben. In München und an anderen Orten regten sich schon manche versprechende Versuche, die nichts von van de Velde wußten, und thatsächlich ist auch heute der ernsthafte Theil der deutschen Künstlerschaft von ihm unberührt. Beeinflußt wurden nur die Leute, die nichts Besseres zu thun hatten, die Masse, die immer einen Beeinflusser braucht. Auf die Besseren war sein Wirken mehr moralischer Art; er gab ihnen Muth, es in ihrer Art eben so zu machen. Auch rein praktisch wird Manches in die mehr oder weniger dauernde Formenwelt der Gegenwart übergehen. Der rückblickenden Geschichte werden diese Details, die der heutigen Fachschriftstellerei als unendlich wichtig erscheinen mögen, als nebensächlich verschwinden. Sie wird unsere Verkehrsmittel, unsere Maschinen, unser Handelsgetriebe registriren und die künstlerischen

Versuche zur Hebung des Gewerbes als Künsteleien betrachten. Sie wird erstaunt sein, daß eine so konsequent vorgehende Zeit im häuslichen Gewerbe nicht eben so bewußt fortschritt und des künstlerischen Nimbus bedurfte, um etwas höchst Selbstverständliches zu thun. Man wird sich wundern, wie man über so einfache Dinge so viele Worte machen konnte, während sich unsere industriellen und wissenschaftlichen Erfolge so klanglos vollzogen, und man wird schließlich in dieser ganzen Aesthetik der vielen Worte nur das atavistische Zeichen einer Kaste sehen, die so thöricht war, von dem Maler, Bildhauer, Dichter eine Kultur zu erwarten, die auf natürlicherem Wege längst entstanden war.

Paris. Julius Meier-Graefe

Elfte Rangklasse.

Der junge Fritz Murmann sah endlich sein langjähriges Sehnen erfüllt: er war einem neu gebildeten Departement als fest angestellter Beamter zugetheilt worden, mit einem Gehalt von . . . na, an die Höhe des Gehaltes wollte er vorläufig lieber noch nicht denken; erst die Freude der festen Anstellung auskosten. Es ist doch ein erhebendes Gefühl, mit ruhiger Zuversicht in die Zukunft sehen zu können, des Vorrückens und der Pensionberechtigung sicher, wenn dieser Ausblick selbst nur von der Niederung einer elften Rangklasse genossen wird. Zumal, wenn man eine Frau hat. Bei diesen Herrlichkeiten konnte er es schon in den Kauf nehmen, von den neuen Kollegen nicht sehr freundlich angesehen zu werden.

Das thaten sie denn auch gründlich. Einen „Neuen", den Niemand kennt, von weiß Gott wo hereinbekommen, ist eben eine böse Sache. Kann man wissen, welcher Protektor hinter ihm steht?

Fritz Murmann drückte sich in die Ecke und suchte durch das allerzuvorkommendste Wesen die Herren mit seinem Dasein zu versöhnen. Ihm war dieses streng geregelte Beamtenleben — in seinem innersten Innern wagte er, es „Kastengeist" zu nennen — ganz fremd und er fühlte sich recht unbehaglich. Ein Glück war für ihn, daß er einen früheren guten Bekannten im Departement fand, der ihn mit großer Freundlichkeit empfing. Sie waren zwar nicht in einem Zimmer zusammen, da der Freund schon ein höheres Arbeitgebiet hatte, aber es kam doch zuweilen zu einem wohlthuenden Meinungaustausch zwischen ihnen. Auch hatte Fritz Murmann dem Anderen schon eine Gefälligkeit erweisen können. Vor dem Schreibtisch des Anderen stand ein Sessel, der an entsprechender Höhe mehr zu wünschen übrig ließ als an stilgerechter Unbequemlichkeit, ein wahres Marterinstrument für eine starke Figur unter Mittelgröße, wie sie der

Unglückliche zufällig hatte. Fritz Murmann war groß und, als gewandter Turner und schüchterner Neuling im Amte, minder empfindlich. Er erbot sich, zu tauschen, und überließ dem Freunde seinen höheren Sessel.

Eine Weile hatte es Fritz Murmann geschienen, als wäre das Benehmen seiner Kollegen minder schroff geworden; doch merkte er bald, daß er sich getäuscht hatte. Geradezu Eisesluft umwehte ihn. Ueberall begegnete er mißtrauischen Blicken, mehr denn je sah er sich gemieden. Anzügliche Bemerkungen wurden hörbar über „Leute, die sich was Besseres dünken und lieber draußen bleiben sollten.“ Sprachen Zwei und er trat dazu, so wurde das Gespräch rasch abgebrochen. Am Freundlichsten war noch der Diener, aber auch nur, wenn er ihn allein sah; dann nahte er ihm sogar mit unterthäniger Höflichkeit. Sobald aber Andere in der Nähe waren, machte er einen weiten Bogen um Fritz Murmann herum und hörte nicht, wenn Der ihm Etwas zu sagen hatte.

Der arme junge Mann war verzweifelt. Womit hatte er diese Haltung verdient? Er konnte sich mit gutem Gewissen sagen, daß er fleißig, gefällig, pünktlich und gewissenhaft war wie Wenige. Seine Frau sah ihren Gatten mit banger Sorge immer verstimmter und düsterer werden. Das erste Gehalt empfing sie mit Thränen, die ihr nicht nur dessen Kleinheit erpreßte. Die mit Freude begrüßte Stellung war eine Quelle des Kummers geworden. Leider war auch Fritzens einziger Freund, weil er erkrankt war, auf Urlaub gegangen. So hatte der Arme keinen Menschen mehr, der ihm rathen, ihn aufrichten konnte. Das Zischeln und die mißbilligenden Blicke der Anderen wurden immer unerträglicher.

Eines Tages hörte er den Chef mit Donnerstimme nach Bastian, dem Diener, rufen. „Aha, schlagendes Wetter heute“, murmelten die Herren.

Bildete sich Fritz Murmann nur ein, daß sie wieder Alle nach ihm sahen? Er saß der Thür am Nächsten, so hörte er auch, wie der Chef den Diener anschnauzte:

„Rufen Sie mir den Lümmel vom Departement VI.“

Er konnte sich, trotz Wochen langer bureaukratischer Zucht, eines innerlichen Lachens nicht erwehren. Also besaß der gute Bastian solche Personalkenntniß, daß er genau wissen mußte, wer der „Lümmel vom Departement VI“ sei. Welche Empfindungen hatte er aber, als Bastian, ohne zu zögern, geraden Weges auf ihn zuging und ihn zum „Gestrengen“ befahl.

„Was erlauben Sie sich“, wollte Fritz Murmann rufen; doch zu rechter Zeit fiel ihm noch ein, daß es „gekränkte Ehre“ in der elften Rangklasse noch nicht geben dürfe. Also hinunterschlucken. Er hatte doch schon viel gelernt.

Der Chef empfing ihn äußerst ungnädig: Fritz Murmann hatte einen Akt nicht amtsstilgemäß abgefaßt; er hatte sich erlaubt, eine eigenmächtige stilistische Wendung zu gebrauchen.

„Ueberhaupt“, fuhr der Chef ihn an, „nehmen Sie sich zu viel Freiheiten heraus und Uebergriffe, ich habs schon gehört. Sie sind ein Streber!“

„Ich, ich ... weiß wirklich nicht ...“ stotterte Fritz Murmann bestürzt.

„Natürlich, Das habe ich ja gleich gewußt, daß Sie nicht ‚wissen‘ werden! Aber wir wissen! Wir haben Augen und Ohren und Menschenkenntniß, wir sehen Ihre geheimen Schleichwege, den Mangel an Subordination, auch wenn wir lange dazu schweigen. Sie sind ein Streber: und solche Leute können wir

hier nicht brauchen! Hier herrscht Gerechtigkeit und Ordnung! Merken Sie sich Das, junger Mann!"

Eine Frau zu Hause und Pensionberechtigung sind ein treffliches Beugungmittel für Mannesstolz. Widersprechen darf man ja nicht, in keiner Rangklasse. Fritz Murmann wankte schweigend an seinen Platz zurück. Aber innerlich war er verzweifelt, gebrochen. Was sollte er thun? Mußte er nicht doch schließlich seine Entlassung einreichen?

Endlich kam sein Freund wieder ins Amt. Auch er war kühler in seinem Benehmen. Natürlich. Fritz Murmann wunderte sich über nichts mehr. Er faßte aber doch den Muth, ihn um seine Meinung zu fragen: was er begangen haben könne und was er thun solle. Der Freund war etwas verlegen. „Ja, sehen Sie, da ist Verschiedenes. Sie sind noch nicht von dem richtigen Bureaugeist beseelt. Zum Beispiel haben Sie hier eine Decke ..."

„Ein Geschenk meiner Frau; was ist damit?"

„Ja, recht schön; aber die Decke ist roth und in dem Zimmer hat Alles grün zu sein. Und vor Allem: für die elfte Rangklasse giebt es überhaupt noch keine Tischdecken. Doch Das nur nebenbei. In der Hauptsache ... ich habe es herausgebracht und wollte mich schon entschuldigen, denn ich kanns nicht leugnen: da bin ich schuld an Ihrer schwierigen Stellung."

„Was, Sie, Doktor?" unterbrach ihn Fritz Murmann bestürzt; „ja, schadet es mir vielleicht, daß ich mit Ihnen verkehre oder vielmehr Sie mit mir?"

„Ich glaube nicht, daß Ihnen Das gerade schadet," entgegnete der Andere ernst, „obgleich es vielleicht, mit Rücksicht auf Ihre Kollegen, besser wäre, unseren Verkehr etwas förmlicher zu gestalten. Es ist noch etwas Anderes; eigentlich überrascht mich die Sache nicht. Ich bin länger im Amt und hätte es wissen sollen, was für Folgen ..."

„Nun, was?" forschte Fritz Murmann ungeduldig.

„Ja, sehen Sie, Herr Murmann, Sie hatten die Freundlichkeit, meinen Sessel mit Ihrem zu vertauschen. Nun ist Das aber ein Sessel der neunten Rangklasse! Sie haben sich da also vor den Anderen, sozusagen, Etwas angemaßt, das nicht zu Ihrem Range paßt. Das ist Ueberhebung, Rebellion."

„Um des Himmels willen," schrie Fritz Murmann, „in meinem Leben werde ich hier keinem Menschen mehr gefällig sein! Da, nehmen Sie Ihren Unglücksessel, ehe ich verrückt werde! Ich lasse Ihnen meinetwegen noch ein Polster darauf machen, — aus der Decke meiner Frau."

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen solche Ungelegenheiten bereitet habe", entgegnete der Andere sanft. „Es thut mir sehr leid! Das Polster nehme ich mit Dank an; ich kann es schon riskiren, ein Polster zu haben, und für Sie ists besser, wenn keine Decke daliegt. Bei uns ist es einmal nicht anders."

Fritz Murmann war gerettet. Einmal wurde er zwar bei einer Vorrückung noch übergangen, wahrscheinlich, um sein Streberthum vollständig zu unterdrücken, doch allmählich verlor sich das Mißtrauen. Er gewöhnte sich an den Gang im Gleise der Amtsregeln, der Sessel des Anstoßes war aus dem Wege geräumt. Und aus dem schwarzen Schaf wurde ein weißes.

Wien. Helene Migerka.

Chrysanders Händel-Einrichtungen.

Es war vorauszusehen, daß nach dem Tode des großen Händelforschers Friedrich Chrysander seine Gegner jede Gelegenheit benützen würden, um sein Werk zu vernichten. Da ich zu Denen gehöre, die durch längeren persönlichen Verkehr mit dem Verstorbenen als Eingeweihte gelten, und deshalb vielfach interpellirt werde, so fasse ich noch einmal kurz zusammen, was zu beachten ist.

Die Art, wie Händel aufzuführen ist, mußte darum streitig sein, weil sich innerhalb der letzten anderthalb Jahrhunderte in der Musik die größten Umwälzungen vollzogen haben und weil die Tradition der händelschen Praxis verloren gegangen war. Bei der Benutzung der Original-Partituren Händels stellte sich heraus, daß sie der Ergänzung bedurften. Diese Ergänzung war zu Händels Zeiten etwas ganz Selbstverständliches und jedem Musiker Geläufiges. Da die Gegenwart nichts Genaues darüber wußte, begann sie, auf ihre Art zu ergänzen. Nach verschiedenen Vorgängern, zu denen schon Mozart gehörte, war der verdienstvollste Arbeiter auf dem Gebiete Robert Franz. Sein künstlerisches Feingefühl und das intensive Studium der alten Kunst erlaubten ihm, in der Ausfüllung des musikalischen Satzes im Stil jener alten Meister, vornehmlich Händels und Bachs, zu verfahren. Er fand darum die Anerkennung von Männern wie Liszt und wirkte für die Wiederaufnahme der alten Werke viel Gutes.

Nun gelang es aber den langjährigen Forschungen Chrysanders, genau festzustellen, in welcher Weise zu Händels Zeit die Werke aufgeführt worden waren und wie man verfahren müsse, um sie in seinem Geist wieder zum Leben zu erwecken. Und dabei ergab sich, daß die Einrichtungen von Robert Franz, so tüchtig sie an sich waren, zu der alten Praxis in größtem Widerspruch standen. Sie gönnten nicht nur dem alten Fundament, Orgel und Cembalo, nicht den Antheil, den sie schlechterdings haben mußten, sondern führten auch Instrumente wie die Klarinetten ein, deren Klang der Musik Händels völlig fremd ist. Dagegen beachteten sie nicht das Verhältniß, in dem die Bläserbesetzung zur Streicherbesetzung stehen mußte, wußten nichts davon, daß die Sologesänge der Oratorien nach den Vorschriften jener Zeit unbedingt kolorirt werden mußten, und verwischten so Händels Absichten in vielen Fällen bis zur Unkenntlichkeit. Daraus ist jenen Herausgebern kein Vorwurf zu machen, denn damals existirten die Einrichtungen Chrysanders noch nicht für die Oeffentlichkeit. Aber jetzt ist die Reaktion gegen ihn unkünstlerisch und unwissenschaftlich zugleich.

Selbstverständlich ist Händel auch in den alten Bearbeitungen nicht tot gemacht und die „verschleierte Technik“ ist kein Unglück, das unerträglich

wäre, wenn man sich ihrer bewußt bleibt. Wo in einer kleinen Stadt das theure Notenmaterial der alten Bearbeitung da ist und das nöthige Geld fehlt, soll man natürlich, ehe man die Aufführung ganz unterläßt, sich mit der ungenauen Reproduktion begnügen und hoffen, daß man später oder anderswo mal eine gute in der Originaltechnik haben kann. Aber unsere führenden Konzertinstitute und die ernste künstlerische Kritik sollten doch wissen, was sie zu thun haben. Und Das wissen sie eben leider nicht überall. Wo die Möglichkeit vorhanden ist, Händel in der chrysanderschen Form aufzuführen, und wo man trotzdem im alten Schlendrian bleibt, ist einfach eine Versündigung am Geiste Händels zu konstatiren. Das sollte stets mit nackten, energischen Worten gesagt werden. Was würden wohl die Leute, die jetzt bei Händel ohne Cembalo und mit zwei Oboen wirthschaften, sagen, wenn ihnen Jemand das Heldenleben von Strauß mit vier ersten Geigen, drei Hörnern, ohne Harfe und Tuba vorspielte? Ich denke, man würde es einen Skandal und eine künstlerische Verirrung nennen. Oder wenn Jemand aus Wagners Partituren alle crescendi herausstriche oder in Beethovens Sonatensätzen bei der Wiederkehr der Themen die Melismen fortließe und Alles so spielte wie beim ersten Auftreten des Themas? Man würde ihm jede künstlerische Würde absprechen. Ists denn bei Händel anders? Es ist mit wissenschaftlicher Unfehlbarkeit nachgewiesen, daß die Verzierungen bei der Wiederholung, die spätere Komponisten ausschrieben, von Händel unbedingt gefordert wurden, obwohl sie nicht da standen. Das lernte damals jeder Sänger. Und da hilft kein Zetern: „Das ist geschmacklos.“ Lernts lieber erst einmal ordentlich singen und hören!

Ich habe vor Jahren Chrysander einmal den Vorschlag gemacht, er möge drei händelsche Arien mit dem Titel herausgeben: Drei Arien von Händel mit Verzierungen herausgegeben von Chrysander. Er hats leider nicht gethan. Wie würde sich die Kritik über ihn gestürzt, die Arien mit den vorhandenen Originalausgaben verglichen und geschrien haben: „Seht, so geht dieser Mensch mit unserem Händel um. Nicht wiederzuerkennen. Diese Verunstaltung! Musikdirektoren Deutschlands, wahrt Eure heiligsten Güter.“ Und ein paar Wochen danach hätte der Alte von Bergedorf lachend aus seiner Druckerei das Faksimile des händelschen Autographs hinausgesandt; die drei Arien hatte Händel nämlich selbst in einer Mußestunde oder auf Wunsch eines Sängers so verziert, wie ers haben wollte. Schade, daß Chrysander den deutschen Kritikern diese Blamage erspart hat.

Nun, sie beweisen ja ihre Unwissenheit so schon oft genug, wenns um Händel geht. Der neuste Sport, den sie treiben, ist die Konstruktion eines Gegensatzes zwischen praktischem Musiker und Musikgelehrten. Chrysander ist ein Musikgelehrter; die Aufführung großer Chorwerke ist aber eine eminent

praktische Aufgabe, von der der alte Stubenhocker nichts verstand, ergo, — laßt nur unsere Dirigenten machen! Was dabei herauskommt, will ich lieber nicht beschreiben. Aber konstatiren will ich, daß Chrysander mehr von Musikpraxis verstand als mancher Kapellmeister; und wenn er keine symphonische Dichtung hätte aufführen können, so war er in technischen Fragen bei Händel um so mehr zu Hause. Das ist doch hier das Ausschlaggebende. Wenn freilich Einer, der musikhistorische Bildung offenbar nicht hat, heutzutage schreibt: „Wie Händel aufgeführt wurde, weiß man nicht; also laßt unsere Konzertpraktiker ihre Erfahrungen benutzen und die Werke möglichst so herausbringen, wie sie jetzt noch wirken“, so ist Das eine sehr unangebrachte Verallgemeinerung. Es ist allerdings sehr bequem, aus einem beschämenden: „Das weiß ich nicht“ ein entschuldigendes: „Das weiß man nicht“ zu machen. Aber: man weiß es eben; Der nämlich, der sich drum bekümmert und Etwas gelernt hat. Und so konnte mit Recht neulich ein Kritiker, der Chrysander als bloßen Musikgelehrten bezeichnet und ihm die sachkundigen praktischen Musiker gegenüber stellte, mit den prächtigen Worten abgefertigt werden: „Händel und der alten Musik gegenüber hat man nicht zu unterscheiden zwischen Musikgelehrten und Fachmusikern, sondern zwischen gebildeten und unwissenden Leuten.“

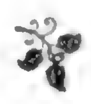
Zu den unwissenden Leuten, die aber in allen Dingen, besonders auch in der Kunst, mit beneidenswerthem Freimuth Behauptungen aufstellen und den apodiktischen Kanzelton anschlagen, gehören leider auch sehr viele Theologen. Nachdem es jetzt selbst bei einigen Universitätprofessoren Mode geworden ist, in einer unsachlichen Weise, die sich die übrigen Fakultäten verbitten würden, ohne jeden wissenschaftlichen Ernst Gegner abzuthun, kann man sich freilich nicht wundern, wenn die dem wissenschaftlichen Betriebe ferner stehenden Geistlichen im Amt sich gemüßigt fühlen, von ihrer Beredsamkeit auch bei Materien Gebrauch zu machen, über die sie kein Urtheil haben. So hat jüngst in einer deutschen Stadt, als ein wissenschaftlich vorwärts strebender Kritiker bei einer Händelaufführung darauf hinwies, daß man statt der benutzten Einrichtung von Robert Franz doch die Chrysanders wählen möge, der dortige erste Geistliche in einer Flugschrift eine Darstellung des Werthverhältnisses der beiden Einrichtungen gegeben, die von keinerlei Sachkenntniß getrübt war. Man muß gegen diese Anmaßung theologischer Kreise, die von ihren geistig durchgebildeten Fachgenossen selbst aufs Schärfste verurtheilt wird, einmal um so energischer Stellung nehmen, als bei dem großen Einfluß, den solche behördlich sanktionirte Stimmen haben, viel Unheil aus der Verbreitung ihrer Anschauungen entstehen kann. Was würden die Herren wohl sagen, wenn ich etwa über Ritschls Theologie oder über Harnacks Dogmengeschichte, ja, selbst über einfachere Materien nicht etwa meine

eigene Meinung haben, sondern sogar öffentlich gegen Fachgelehrte in einem Tone reden wollte, der jene Ignoranten bekehren solle? „Ja, Bauer, Das ist ganz was Andres!“ Nein; auch zum sachlichen Urtheil über die Händel-Frage gehört eine ganz umfassende allgemein musikalische Vorbildung und langes Spezialstudium; und es ist genau so unverzeihlich, wenn hier ein Dilettant mit seiner Stammtischweisheit öffentlich gegen die Männer vom Fach auftreten will, wie wenn ein Laie Pamphlete gegen die moderne Theologie vom Stapel ließe.

Es ist selbstverständlich, daß auch die Flugschrift, die zu diesen Anmerkungen Anlaß gegeben hat, den „Künstler“ Franz gegen den „Historiker“ Chrysander ausspielt und sich sogar nicht scheut, Mozart, weil er Händels Zeit näher gewesen sei, als besseren Ergänzer Händels hinzustellen als Chrysander. Als ob nicht gerade hier der Grund allen Streites läge, weil die außerordentlichen Unterschiede zwischen der Musikpraxis Händels und der, in die Mozart hineingewachsen war, eben das Mißverstehen der Intentionen Händels verschuldet haben! Eine gleich theologische Beweisführung ists, den gutgehaßten Franz Liszt plötzlich als Autorität zu citiren und sein Lob der Bearbeitungen Franzs gegen Chrysander auszunützen, der damals mit seinen Einrichtungen noch gar nicht auf dem Plan erschienen war.

Welche Gründe führen nun eigentlich zu einer solchen Kampfesweise? In früherer Zeit mögen mancherlei Verlegerinteressen mitgespielt haben, persönliche Beziehungen, alte Liebe und ähnliches Menschliche. Dazu schließlich der Haß gegen alles Neue, gegen alles Wissenschaftliche, gegen Alles, was keinen Schlendrian duldet. Es sind viele üble Elemente, mit denen zu kämpfen ist. Mögen die deutschen Konzertinstitute, die auf ihre Würde halten, mag die deutsche Kritik, die bestrebt ist, sich allmählich zu der Höhe sachlicher, wissenschaftlich und künstlerisch gleich durchgebildeter Gründlichkeit aufzuschwingen, sichs nicht verdrießen lassen, immer weiter zu kämpfen und einzutreten für eine der wichtigsten Errungenschaften, die die deutsche Kunst im letzten Jahrzent gemacht hat. Gegenüber der böswilligen Verdächtigung aber, die auch in jener theologischen Flugschrift steht, daß wir reklamehafte Propaganda für Chrysander trieben, verdient festgestellt zu werden, daß der alte Chrysander nicht nur unglaubliche Opfer an Zeit, Geld und Arbeitkraft gebracht, sondern sich auch jeder Verherrlichung stets entzogen hat und daß wir, die wir seine Schüler sind, und daß alle seine Mitarbeiter, mit einem Manne wie Hermann Kretzschmar an der Spitze, nichts bezwecken als eine möglichst reine und starke Wirkung des händelschen Universalgeistes auf unsere deutsche Kunst.

Leipzig. Dr. Georg Goehler.



Fermente und Alkoholgährung.

Die Lehre von den Fermenten ist eins der interessantesten Kapitel der allgemeinen Biologie. Der Schleier des Räthselhaften, Geheimnißvollen liegt über diesen eigenartigen Stoffen, die, mit einer zauberhaften Kraft begabt, unter den ruhenden Molekularkomplexen die größten Verwirrungen anrichten, die gewaltigsten chemischen Umsetzungen bewirken und sich selbst scheinbar an diesem Prozeß nicht betheiligen. Es dünkt uns ein Wunder, wenn wir sehen, wie eine feste Schicht von Bluteiweiß (Fibrin) sich binnen wenigen Stunden unter der Einwirkung eines sauren Extraktes aus Magenschleimhaut auflöst und in seiner Natur energisch verändert; um so wunderbarer, als solche Eiweißkörper gegen chemische Eingriffe sonst ziemlich resistent sind. Dieses Extrakt enthält eins der sogenannten Fermente, das Pepsin; ein anderes finden wir in dem Speichel, ein ganz ähnliches in keimenden Gerstenkörnern, das Stärke spaltet, und andere Fermente der verschiedenartigsten Wirkung überall im Thier- und Pflanzenreich weit verbreitet.

Die Geschichte der Lehre von den Fermenten hat höchst sonderbare Wandlungen durchgemacht. Das Wort fermentatio drückte im Alterthum zunächst nur die bildliche Vorstellung von etwas Gährendem, Wallendem aus und wurde von den antiken Schriftstellern im Wesentlichen nur für die alkoholische Gährung und in weiterem Sinne auch für Fäulnißprozesse angewendet. Als dann im Mittelalter die geistige Klarheit der Alten in einen Wust von mystischer Schwärmerei und unklarer naturphilosophischer Betrachtung versank, als Jatro-Chemiker und Alchemisten sich als einzige Vertreter der „Naturwissenschaft" breit machten, da begann auch eine lächerliche Spielerei mit dem Wort Ferment. Nicht nur wurden alle Vorgänge, die mit Gasentwickelung verlaufen, Fermentprozesse genannt: schließlich wurden auch allerlei mystische Dinge mit dem Wort Ferment bezeichnet. Nur sehr langsam vermochte die neu beginnende wissenschaftliche Erkenntniß sich durch diesen Wall von spekulativem Unsinn Bahn zu brechen. Man lernte allmählich erkennen, daß in der alkoholischen Gährung, dem Prototyp der Fermentprozesse, ein leicht faßbarer chemischer Vorgang, nämlich die Bildung von Alkohol und Kohlensäure aus Zucker, zu sehen sei; und Stahl, einer der genialsten Chemiker des achtzehnten Jahrhunderts, machte sich schon eine Vorstellung von dem Wesen eines Fermentprozesses, die, wenn auch, dem damaligen Stande der Kenntnisse angemessen, nur in ziemlich rohen Umrissen präzisirt, doch unseren modernen Anschauungen in überraschender Weise nah kommt. Stahl nahm an, daß durch die Fermente in dem zu verändernden Material Erschütterungvorgänge eingeleitet würden, die durch ihre Fortleitung von Theilchen zu Theilchen die charakteristische Umsetzung bewirkten. Die nächsten

achtzig Jahre brachten keinen wesentlichen Fortschritt. Freilich wurden in dieser Zeit die chemischen Vorgänge bei der Alkoholgährung und einigen verwandten Erscheinungen durch die klassischen Arbeiten von Laurent Lavoisier, Gay-Lussac und Anderen mit den neu gewonnenen Methoden der exakten chemischen Messung in allen Einzelheiten aufgeklärt; doch lag gerade diesen Experimentatoren das Feld der theoretischen Spekulation so fern, daß sie sich um eine Theorie der Fermente kaum Sorge machten.

Ein plötzlicher Umschwung trat gegen Ende der dreißiger Jahre ein. Waren bis dahin nur einzelne Fermentationen bekannt: die Alkohol-, Essig-, Milchsäuregährung u. s. w., so wurden jetzt neue, überraschende Entdeckungen auf diesem Gebiet gemacht. In den bitteren Mandeln fand Robiquet einen Stoff, den er Amygdalin nennt, und ein darin enthaltenes „Ferment“, das dieses Amygdalin in eben so charakteristischer Weise zu zerlegen im Stande ist wie das Hefeferment den Zucker. Unmittelbar darauf fand Schwann im Magensaft, Corvisart in der Bauchspeicheldrüse Fermente, die Eiweißkörper zerlegen, Leuchs im Mundspeichel, Payen und Persoz in Malzkörnern ein Stärke spaltendes Ferment. Liebig stellte zum ersten Mal seit Stahl eine Theorie der Fermentprozesse auf. Er acceptirte im Wesentlichen Stahls Ansicht und setzte nur an die Stelle dieser etwas unklaren Vorstellung einen präziseren Begriff. Er nahm an, daß eine chemische Zersetzung des Fermentes, auf das Substrat fortgeleitet, auch dort die Zersetzung bewirkt. Liebigs Theorie sollte für alle Fermentationen gelten; doch brachten zwei Umstände sie sehr bald zu Falle. Erstens erwies sich Liebigs Voraussetzung einer chemischen Zersetzung des Fermentes selbst als unhaltbar; die Fermente bleiben bei diesen Umsetzungen unverändert. Zweitens aber wurde durch die Entdeckung von Schwann und Cagniard-Latour, daß die Hefepilze lebende Pflanzen sind, Liebigs Theorie entwurzelt. Namentlich Pasteur und seine Schule haben diese Anschauung auf eine feste Basis gestellt und in unermüdlichem Kampf gegen die Schule Liebigs vertheidigt. Pasteur hält die Alkoholgährung und verwandte Erscheinungen einfach für Lebensvorgänge der Hefepilze: Sauerstoffmangel sollte es sein, der die Pilze zwingt, den Zucker zu Alkohol und Kohlensäure zu verarbeiten. Damit war eigentlich eine völlige Trennung zwischen diesen „geformten Fermenten“, den lebenden Pflanzen, und den nicht vitalen „unorganisirten“ Fermenten gegeben. Bedauerlich ist, daß durch Pasteurs Ansturm Liebigs Fermenttheorie auch für die ungeformten Fermente zu Fall gekommen ist; denn war auch ihre Grundlage falsch, so hatte sie doch einen berechtigten Kern. Es handelt sich unzweifelhaft bei den Fermentprozessen um Auslösungen von latenter Energie; die Fermente wirken ausnahmelos so, daß sie latente chemische Energie in Freiheit setzen, und meist so, daß sie aus höheren Molekularkomplexen niedere herstellen. Niemals können sie Prozesse bewirken,

bei denen Energie von außen her zugeführt werden muß. Die Wirkungen, die von Fermenten ausgelöst werden können, werden im Wesentlichen Prozesse sein, bei denen sich Wärme entwickelt (exothermale Prozesse); dagegen werden sie nur in seltenen, durch die theoretische Chemie genau bestimmbaren Fällen endothermale Prozesse bewirken können, Prozesse, bei denen Wärme gebunden wird. Es wird sich im Wesentlichen stets um Spaltung- oder Abbauprozesse handeln, bei denen unter Umständen auch noch Einführung von Sauerstoff, also oxydative Prozesse eine Rolle spielen können. Auf jeden Fall kann eine theoretische Betrachtung der Fermentprozesse nur vom energetischen Standpunkt aus geschehen, vom Standpunkt der Beurtheilung und Messung von Energieumwandlungen, und insofern ist der Kern der Theorie Liebigs doch richtig. In neuster Zeit ist man auf der Bahn dieser Erkenntniß durch Ostwald um ein beträchtliches Stück weiter gekommen. Ostwald hat das große Verdienst, dem alten Wort: „Katalyse" den ihm bis dahin fehlenden Begriff gegeben zu haben. Unter Katalyse faßte man seit Berzelius eine Reihe von Prozessen zusammen, bei denen die bloße Gegenwart eines dritten Stoffes zwei andere Stoffe zur Reaktion zwingt, ohne daß dieses Wort irgend eine Erklärung einschloß. Ostwald hat uns gezeigt, daß Katalyse weiter nichts ist als die Beschleunigung von chemischen Vorgängen, die auch ohne äußeren Anlaß, aber ungemein langsam verlaufen. Da man nun von Alters her die Fermentprozesse zu den Katalysen gezählt hatte, so gilt diese Erklärung auch für die Fermentprozesse mit. Diese Erkenntniß reicht aber nicht aus, um den Fermentprozessen ihre letzten Räthsel zu nehmen. Schon ihrer Spezifität wegen können die Fermentprozesse unter keinen Umständen als rein katalytische bezeichnet werden.

Die von Kühne Enzyme genannten ungeformten Fermente sind schon an sich höchst merkwürdige Körper. Sie sind im ganzen Thier- und Pflanzenreich zu finden und treten als Produkte organischer Zellen auf. Alle Fermente sind thierische oder pflanzliche Sekrete, Stoffe, die der Organismus produzirt, um sie physiologischen Zwecken nutzbar zu machen. Man findet sie also in den Geweben und Körpersäften und kann sie daraus sehr schwer, vielleicht gar nicht in reinem Zustande gewinnen. Bis jetzt wenigstens ist dieses Problem noch nicht über die ersten Anfänge hinaus. Zuerst hielt man die Fermente für Eiweißkörper; mühsäliger Arbeiten hat es bedürft, um es wahrscheinlich zu machen, daß sie Eiweißkörper, wenigstens im strengeren Sinn des Wortes, nicht sind. Welcher Art aber ihre chemische Natur ist, darüber wissen wir so gut wie nichts. Nur das Eine: es sind Körper von außerordentlicher Empfindlichkeit, Stoffe, die schon bei geringfügigen physikalischen und chemischen Einflüssen ihre Natur so verändern, daß sie wirkunglos werden. Und mit ihrer Wirkung verschwindet jede Möglichkeit, sie zu erkennen und zu isoliren. Luft

und Licht, verschiedene Gifte, schwache Säuren und Alkalien, besonders aber Erwärmen auf 80 Grad vernichtet ihre spezifische Wirksamkeit in kurzer Zeit.

Eins der hervorstechendsten Phänomene der Fermentprozesse ist die strenge Spezifizität ihrer Wirkung. Wir kennen Eiweiß verdauende Fermente, das Pepsin des Magens und das Trypsin der Bauchspeicheldrüsen und ähnliche des Pflanzenreiches; wir kennen eine Reihe von Enzymen, die Stärke und ähnliche Kohlehydrate angreifen und schließlich in Traubenzucker überführen, so die Diastase des Malzes, die Stärke lösenden Fermente thierischer Säfte, die Invertase, die die Inversion des Rohzuckers in Traubenzucker und Fruchtzucker bedingt, und andere. Wir kennen Fett spaltende Enzyme und solche, die ganz bestimmte Pflanzenstoffe, die sogenannten Glukoside, in charakteristischer Weise spalten. Und alle diese einzelnen Enzyme sind ausschließlich auf das Substrat wirksam, dem sie angepaßt sind.

Neben ihrem großen theoretischen Interesse sind die Fermente auch deshalb von ungemeiner Wichtigkeit, weil sie eine gar nicht zu überschätzende biologische Bedeutung haben. Ich erwähnte schon, daß die Fermente Sekrete sind, also Stoffe, die der Organismus zu physiologischen Zwecken erzeugt und in seine Säfte ausscheidet. Die Bedeutung der Enzyme beruht darauf, daß sie hochmolekulare Nährstoffe, die der Organismus aufnimmt, vorbereitend verändern, so daß sie zu nutzbaren, assimilirbaren Produkten werden. Bei höheren Thieren beginnt diese Thätigkeit schon im Munde. Die eingeführte, an sich unbrauchbare Stärke wird dort bereits verzuckert und dieser Prozeß setzte sich dann im Darm bis zur Vollendung fort. Die Eiweißkörper werden im Magen und Darm energisch abgebaut; die Verdauung der Milch wird eingeleitet durch eine Gerinnung, die das im Magen vorhandene Labferment bewirkt. Bei niederen Thieren sind die Fermente natürlich nicht so getrennt, sondern in Mischungen vereint in den Körpersäften. Doch auch im Pflanzenreich finden wir Fermente. Zwar braucht die grüne Pflanze keine Fermente, da sie ihren Nährstoffbedarf aus der Kohlensäure, dem Wasser der Luft und den anorganischen Salzen des Bodens zu decken vermag; wohl aber brauchen die chlorophyllosen Pflanzen die Enzyme gerade so gut zur Nutzbarmachung ihrer Nährmedien wie die Thiere. So finden wir Enzyme aller Art in Pilzen, Algen und Bakterien; wir finden sie aber auch in dem keimenden Samen. Der junge pflanzliche Embryo ist in dem Samen reichlich mit Nährstoffen versehen; er liegt eingebettet in eine beträchtliche Menge von Stärke, Fett und Eiweißstoffen. Aber sie alle kann er sich zu seinem Wachsthum nur dann nutzbar machen, wenn er sie erst durch fermentative Prozesse vorzubereiten vermag.

Gerade bei dem keimenden Samen stoßen wir auf eine sehr interessante Thatsache, die sich bei genauerer Beobachtung überall in der Organismen-

welt konstatiren läßt; wir sehen nämlich, daß die Fermente als echte physiologische Sekrete nur dann in nennenswerther Menge produzirt werden, wenn sie gebraucht werden. So lange der Same ruht, enthält er keine Fermente; sobald aber das Wachsthum beginnt, treten Fermente aller Art auf. Dabei geht die Oekonomie so weit, daß sich in diesem Fall auch Fermente bilden, die selbst die Zellwände auflösen und ihre Cellulose durch Ueberführung in Zucker nutzbar machen. Ganz ähnlich finden wir, daß Schimmelpilze, sobald man sie auf reiner Zuckerlösung züchtet, keine Fermente bilden, daß diese dagegen sofort auftreten, wenn man die Pilze auf Stärke oder Eiweißlösungen züchtet, oder auch, wenn man ihnen jegliche Nahrung entzieht und sie auf destillirtem Wasser wachsen läßt. An dem letzten Fall sieht man so recht, daß es der Hungerreiz ist, der zur Sekretion der Fermente führt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Fermentatio (von fervere, wallen, sieden) nannten schon die Römer den Gährungprozeß. Sie griffen also ein ganz äußerliches Moment heraus, nämlich die Gasentwickelung und die dadurch bedingte Unruhe in der gährenden Flüssigkeit. Was da eigentlich chemisch vorging, davon hatten die Alten und auch das frühe Mittelalter keine Ahnung. Der Alkohol, dessen wichtigster Bestandtheil durch einen Gährungprozeß aus stärkehaltigem Samen oder Wurzeln entsteht, wurde erst im neunten Jahrhundert durch den arabischen Gelehrten Geber in annähernd reinem Zustande dargestellt. Aber auch nachher noch herrschten über das Wesen der Gährung die kindlichsten Vorstellungen. So glaubte man, in dem zu vergährenden Gemisch sei der Alkohol schon vorhanden; er mache nur unter der geheimnißvollen Wirkung des Fermentes einen Läuterungprozeß durch und sei erst danach in reinerer Form nachzuweisen. Dieser Irrtum wurde erst durch Sylvius de la Boë und Lemery widerlegt, die fanden, daß der Alkohol erst bei der Gährung entstehe. Stahl und Becher fanden dann, daß Alkohol nur aus süßen Stoffen bei der Gährung sich bildet. Eine wirklich wissenschaftliche Erforschung der alkoholischen Gährung begann erst mit Lavoisier. Er wies nach, daß bei der alkoholischen Gährung Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Allerdings war seine Formel noch falsch; er glaubte außerdem, daß Essigsäure, die sich bei den meisten Gährprozessen als unerwünschtes Nebenprodukt bildet, ein normales Produkt der Gährung sei; als Erster aber hat er den Versuch einer exakten Formulirung der Zuckerumwandlung in Alkohol und Kohlensäure gemacht. Seine fehlerhafte Formel wurde etwa ein Menschenalter später durch die Arbeiten von Gay-Lussac und Dumas korrigirt. Dumas wies auch die nebensächliche Bedeutung der Essigsäurebildung nach.

Zu der Zeit, wo Liebig seine Theorie der Fermentationen aufstellte, fiel auf das Problem der alkoholischen Gährung von ganz anderer Seite her

ein helles Licht. Schon mehr als hundert Jahre vorher hatte der berühmte holländische Naturforscher Leeuwenhoek, der zuerst systematisch mit dem Mikroskop arbeitete, entdeckt, daß die Hefe aus runden, etwas abgeplatteten Kügelchen besteht, deren Natur er sich aber nicht erklären konnte. Seine Untersuchungen wurden wenig beachtet und noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hielt man die Hefe für einen den pflanzlichen Eiweißkörpern mindestens sehr nah stehenden Stoff. Doch tauchte bald darauf die Ansicht auf, daß man es hier mit winzigen Lebewesen zu thun habe. Diese Anschauung konnte sich nicht recht Bahn brechen, bis von Schwann und Cagniard-Latour 1837 der Beweis erbracht wurde, daß die Hefe thatsächlich aus mikroskopisch kleinen Pflänzchen besteht. Schwann konnte zeigen, daß Zuckerlösungen absolut nicht gähren, wenn man sie sorgfältig von der Luft abschließt. Das hatte allerdings auch Gay-Lussac beobachtet, der gerade darauf seine Theorie von der grundlegenden Bedeutung des Sauerstoffes für die alkoholische Gährung gegründet hat. Aber Schwann ging weiter. Er zeigte, daß man der Luft dabei so viel Sauerstoff zuleiten konnte, wie man wollte, wenn man nur die Luft vorher durch ein glühendes Rohr leitete und so jeden Keim organischen Lebens in ihr vernichtete. Dadurch war bewiesen, daß der Sauerstoff an sich für das Zustandekommen der Gährung belanglos ist.

Diese vitalistische kam nun mit Liebigs chemischer Theorie der Hefegährung in Konflikt. Liebig verwahrte sich sehr energisch gegen diesen Zusammenhang von Pflanzenleben und Gährung. Doch ließ sich die Wahrheit der Befunde Schwanns nicht lange anzweifeln. Wieder war es Pasteur, der in einer Reihe von klassischen Arbeiten unwiderleglich nachwies, daß die Alkoholgährung und einige verwandte Erscheinungen unzweifelhaft abhängig sind von der Anwesenheit lebender Keime. Er zeigte, daß überall in der Luft solche Keime zu finden sind und daß es genügt, ein Gefäß mit einer gährfähigen Flüssigkeit offen stehen zu lassen, um nach einigen Tagen die Gährung nachweisen zu können. Er zeigte ferner, daß auf hohen Bergen, wo die Luft sehr arm an Keimen ist, die Gährung häufig ausbleibt; er bewies aber seine Ansicht vor Allem durch einen sehr schlagenden Versuch. Er ersetzte das glühende Rohr Schwanns einfach durch kleine Wattebäusche, durch die er die Luft hindurchstreichen ließ. Dann blieb das gährfähige Gemisch unverändert; entnahm er nun aber von diesem Wattebausch kleine Partikelchen, so lösten diese die Gährung aus. Damit war festgestellt, daß es körperliche lebende Keime sein müssen, die alkoholische Gährung erzeugen. Daß solche Keime dabei vorhanden sind, konnte nun auch Liebig nicht mehr leugnen, doch schrieb er ihnen nach wie vor eine Bedeutung für den Prozeß nicht zu. So tobte denn der Kampf noch fast bis zum Tode Liebigs weiter, obgleich Liebig selbst in seiner letzten großen Arbeit (1870) sich nur noch schwach gegen die Neu-

lenschläge der Pasteur-Schule zu wehren vermag. Er hatte eine chemisch-energetische Theorie aufgestellt, deren Grundlage — die chemische Zersetzung des Fermentes — falsch war. Pasteur verfocht zunächst wenigstens nicht eine Theorie, sondern einfach einen biologischen Zusammenhang zwischen Gährung und Hefepilzen. Nun hatte allerdings auch Pasteur eine Theorie aufgestellt, die sich bald als falsch erwies. Danach sollte der Gährungprozeß eine Lebenserscheinung der Hefe in dem Sinn sein, daß bei Abwesenheit von Sauerstoff der Hefepilz sich den veränderten Bedingungen anpassen muß; er sollte also eine vie sans air darstellen. Diese Theorie war falsch, denn die Hefe gährt auch, wenn Sauerstoff vorhanden ist. Von der Theorie bleibt nur die unzweifelhafte Thatsache des Zusammenhanges von Gährung und Leben der Hefe übrig. Auf diesem Wege kam man nicht weiter. Das fühlten auch die eifrigsten Verfechter der Anschauung Pasteurs später selbst. Die stärksten Köpfe gaben sich nicht zufrieden; besonders Traube, Berthelot und Hoppe-Seyler verfochten immer wieder nachdrücklich die Anschauung, daß mit dem Nachweis des biologischen Zusammenhanges nichts zu erklären, sondern nöthig sei, auch in den lebenden Hefepilzen ein besonderes Ferment anzunehmen, das in diesen Zellen, aber unabhängig vom Leben, seine spezifische Wirksamkeit entfaltet. Nur dadurch läßt sich die alkoholische Gährung im Zusammenhang mit den anderen Fermentationen erhalten und nur dadurch können wir zu einer einheitlichen Auffassung dieser Prozesse gelangen. Dies Ferment nachzuweisen, gelang nicht; und so blieb die Ansicht, die den richtigen Kern der Theorie Liebigs zu retten versuchte, eine unbeweisbare Spekulation. Allmählich flachte der Kampf ab; die chemische Anschauung schien vollkommen besiegt, die prinzipielle Trennung der „geformten Fermente" von den ungeformten entschieden.

Mit um so größerer Wucht schlug es darum in der wissenschaftlichen Welt ein, als vor einigen Jahren Eduard Buchner das so lange vermuthete, niemals gefundene Enzym der Hefe nachweisen konnte.

Die Hefe bildet eine ganze Reihe von Fermenten. In ihren Wasserextrakten findet man allerdings nur in geringer Menge ein Stärke spaltendes Ferment, die Hefendiastase; dagegen enthält ihr Zellleib noch andere Fermente, die er während des Lebens nicht abgiebt. Doch konnte Emil Fischer diese Fermente dadurch nachweisbar machen, daß er die Hefezellen durch scharfes Trocknen und durch Toluol lähmte; und nun gab das geschwächte Protoplasma der Zelle noch diese anderen Fermente ab, nämlich die Invertase, die Rohrzucker, und die Maltase, die Malzzucker zu spalten im Stande ist. Nach dieser Methode gelang es aber nicht, das Alkohol bildende Ferment der Hefe zu isoliren. Doch war es eine geniale Konsequenz dieser Idee, wenn Buchner diese relativ wenig eingreifende Maßregelung des Pro-

toplasmas durch eine viel gewaltigere ersetzte, um das supponirte Enzym zu gewinnen. Er zermalmte die Hefe mit Quarzsand, schlug sie in ein Tuch und preßte sie bei 400 bis 500 Atmosphären Druck aus. Dadurch erhielt er einen zellfreien Preßsaft, der nun die Fähigkeit der Alkoholgährung aufwies. Trotz allen Einwänden steht heute Buchners Entdeckung felsenfest. Das Gerede, daß hier Protoplasmasplitter und Aehnliches wirksam sein sollten, ist haltlos; denn Protoplasmasplitter, die durch ein Thonfilter gehen, die von Protoplasmagiften nicht in ihrer Wirksamkeit tangirt werden, sind unter allen Umständen kein lebendes Protoplasma mehr, sondern höchstens noch sehr hoch molekulare, dem Protoplasma in der Struktur noch ähnliche Eiweißsubstanzen. Und Das ist prinzipiell gleichgiltig. Wir haben unzweifelhaft in Buchners Preßsaft das Enzym der Alkoholgährung vor uns. Und damit ist die alte Streitfrage im Sinn Traubes und Hoppe-Seylers beantwortet. Die Alkoholgährung ist nicht einfach ein Stoffwechselvorgang der Hefepilze, sondern der Stoffwechselvorgang hat nur die Bedeutung, daß er bei ihnen dieses Ferment produzirt: die Wirkung des Ferments ist unabhängig vom Leben zu denken. Daher ist auch die Alkoholgährung wieder in die Kategorie der Fermentprozesse eingereiht und die von Liebig gesuchte Einheitlichkeit dieser Vorgänge hergestellt. Noch haben wir Liebigs falsche Theorie nicht durch eine richtigere ersetzt; aber wir wissen, daß die neue Theorie der Fermente nur eine dynamische sein kann und daß sie über biologische Zusammenhänge nach Art der Hefebetheiligung an der Gährung theoretisch hinweggehen muß, um ein einheitliches Fundament zu gewinnen.

Gay-Lussac hatte, wie erwähnt, den Sauerstoff als Hauptfaktor für das Zustandekommen der Gährung angesehen; im Gegensatz dazu faßte Pasteur die Gährung als eine vie sans air auf und behauptete, daß die Hefe nur durch den Mangel an Sauerstoff gezwungen würde, ihren Stoffwechsel so zu verändern, daß sie Alkohol und Kohlensäure bildet. Diese Frage ist von Anhängern und Gegnern Pasteurs, besonders von Brefeld und Traube, bearbeitet worden. Brefeld bestätigte Pasteurs Befunde zwar, aber zog aus ihnen ganz entgegengesetzte Schlüsse. Er nahm an, daß die Hefe zwar wirklich bei Sauerstoffabschluß gährt, daß aber eben diese Aenderung der vitalen Funktion eine Krankheit- und Absterbeerscheinung der Hefe sei, während junge und gesunde Hefe bei Sauerstoffanwesenheit nicht gährt. Er schrieb der Hefe ein außerordentlich großes Sauerstoffbedürfniß zu und meinte, daß bei gezwungenem Verzicht auf diesen Sauerstoff die Hefe als krankhaftes Produkt Alkohol bildet. Dieser Anschauung trat Traube sehr energisch entgegen; er zeigte, daß die Hefe zwar zu ihrer Vermehrung sehr viel Sauerstoff braucht, daß dagegen erwachsene Hefestämme auch bei Abwesenheit von Sauerstoff ihre vitale Kraft behalten. Heute ist auch diese Frage ziemlich entschieden. Wir wissen, daß Hefe sowohl bei Anwesenheit wie bei Abwesen-

heit von Sauerstoff gährt, daß freilich ein Ueberschuß von Sauerstoff den Gährprozeß beeinträchtigt und daß in diesem Fall ein relativ großer Prozentsatz des Zuckers direkt von der Hefe verbraucht und zu Kohlensäure und Wasser verbrannt wird.

Die ganze Gährfrage ist, vom biologischen Standpunkt aus betrachtet, ein sehr interessantes Anpassungphänomen. Außer den echten Hefepilzen haben nämlich auch einige Schimmelpilze die Fähigkeit, unter ganz bestimmten Umständen eine geringfügige alkoholische Gährung hervorzubringen; nämlich, wenn man sie gewaltsam zum Leben ohne Sauerstoff zwingt. Dann können sie, allerdings nur eine beschränkte Zeit lang, ohne Sauerstoff leben und gähren dabei; sobald man sie aber unter normale Bedingungen zurückbringt, geben sie diese Fähigkeit auch wieder auf. Daraus können wir schließen, daß auch die Hefepilze ursprünglich an ein Leben in Sauerstoff gewöhnt waren; es giebt auch heute noch Rassen von echten Hefepilzen, die absolut keine alkoholische Gährung einleiten können, sondern ausschließlich aërob leben und den Zucker verbrennen. Die echten Hefepilze sind nun seit Millionen von Generationen an dies anaërobe Leben akkomodirt und vermögen auch, wenn man ihnen Sauerstoff zuführt, ihre Gährfähigkeit nicht ganz abzulegen: sie können den Zucker einfach verbrennen oder aber ihn vergähren.

Damit kommen wir nun zu der letzten wichtigen Frage: welche Bedeutung die Alkoholgährung für den Hefepilz hat. Die bei den anderen Fermenten in die Augen springende Bedeutung, die Aufschließung nicht resorbirbarer Nahrungstoffe durch Abbau, fällt hier fort; denn der Zucker ist ein viel werthvolleres, leicht assimilirbares Nährmedium als der Alkohol, der sogar schon bei geringer Konzentration als Gift auf die Hefezelle wirkt. Wir müssen hier also eine andere Erklärung suchen; ich glaube, man kann sie in dem Umstand finden, daß die Alkoholgährung bei Sauerstoffabschluß einen Ersatz für die verbrauchte Lebensenergie bietet. Im normalen Leben wird diese Energie verschafft durch die Verbrennung im Sauerstoff. Das ist bei Sauerstoffmangel unmöglich und die Hefe müßte schnell zu Grunde gehen, wenn sie nicht ihr Leben durch die Produktion dieses Fermentes weiter fristete. Denn der Vorgang der alkoholischen Gährung ist ein solcher, bei dem Energie frei wird, und diese Energie könnte es wohl sein, die der Hefe eine weitere Existenz ermöglicht.

So kommen wir denn doch wieder zu einer der Pasteurs ähnlichen physiologischen Anschauung; wir nehmen an, daß die Alkoholgährung für die Hefe ein Ersatz des normalen Lebens ist, daß sie also die vie sans air ermöglicht, ohne aber die vie sans air zu sein. Man kann also den physiologischen Werth der Theorie Pasteurs voll anerkennen und doch seine theoretischen Ansichten von einem Zusammenhang von Leben und Gährung zurückweisen.

Dr. Karl Oppenheimer.

Selbstanzeigen.

Eine für Viele. Aus dem Tagebuch eines Mädchens. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger 1902. Vierte Auflage.

Das Buch ist kein anspruchsvolles Kunstwerk, das Bewunderung fordert. Es ist keine soziologische Abhandlung, die statistische Daten, Systeme und Programme durcheinander würfelt. Es ist aber auch keine lüsterne Darstellung seelischer Nacktheit, die Lockungen ausstreut. Nein. Nichts weiter als ein Bekenntniß stürmischer Ehrlichkeit, das sich, zu einem verzweifelten Nothschrei verdichtet, in die Oeffentlichkeit gedrängt hat und nun demüthig um einen Schimmer des Mitempfindens, um einige Augenblicke verstehender Ergriffenheit bettelt. Das kleine Buch will nichts Großes, Gewaltiges, Welterschütterndes. Es ist eine psychologische Studie. Sonst nichts. Der Inhalt ist einfach, schmucklos und alltäglich. Er schildert den Kampf in der Seele eines Mädchens, den uralten Kampf zwischen der reinen Leidenschaft und dem erdrückenden Bewußtsein, daß der Mann ihrer Wahl sich in dem vorehelichen Geschlechtsleben — dem die Jugend der Großstädte rettunglos verfallen ist — durch gekaufte Liebe und seelenlose Genüsse entwerthet hat. Sie fühlt, daß in dieser liebeleeren Hingabe eine Entweihung liegt. An dieser Ganzheitforderung geht sie zu Grunde. Sie versucht nicht, in geistiger Sisyphusarbeit das große Menschheitproblem zu lösen. Und trotzdem sie in ihrem optimistischen Taumel an die Verwirklichung ihres Keuschheitideales glaubt, felsenfest glaubt, weiß sie doch, daß zu diesem Ziel sittlicher Größe ein Weg führt, der von einem dichten Gestrüpp sozialer Hemmnisse und ökonomischer Schwierigkeiten überwuchert ist. Aber sie klagt die Gesellschaftordnung an, die die Unsittlichkeit nicht nur duldet, sondern unterstützt. Die klagt die Erziehung an, die die jungen Menschenseelen zu Krüppeln schlägt. Und sie wendet sich auch heimlich gegen die scheinheilige Heuchlermaske der Philister, die mit der zur Schau getragenen Tugendhaftigkeit ihre moralische Fäulniß übertünchen. Es ist freilich eine große Kühnheit von einem jungen Mädchen, ein so „sündhaftes“ Buch zu schreiben, — um so mehr, als ja heutzutage Mädchenbücher nur in seltenen Fällen nach ihrem wahren Werth oder Unwerth beurtheilt werden, sondern meist nach dem Wust von Gesellschaftstratsch, der das Bild der Verfasserin umrahmt.

Vera.

✱

Der Fall Rothe. Eine kriminalpsychologische Untersuchung. Mit Bildern. 1901. Verlag von Schottländer. 2,50 Mark.

Das Buch ist gerade vor einem Jahr erschienen. Durch die Verhaftung des Blumenmediums Rothe ist es erst jetzt „aktuell“ geworden, ein Beweis, wie sehr der Erfolg eines Buches von der Gunst des Inhalts abhängt. Es verfolgte einen doppelten Zweck: erstens den, einen frechen Schwindel aufzudecken, dem Zehntausende zum Opfer gefallen sind und der geeignet ist, uns in den Augen des Auslandes wieder einmal gründlich lächerlich zu machen. Es forderte daher das Einschreiten der Staatsgewalt. Dieser Zweck ist erreicht. Bemerkenswerth

bleibt allerdings, daß ein volles Jahr verstreichen mußte, bis es dahin kam. Zweitens wird der Fall Rothe in seiner Stellung als Symptom gewisser kulturellen Zustände untersucht. Eine Kritik des vulgären Spiritismus und seiner Beweismethodik mußte vorangehen, die Psychologie der Zeugenaussage an Beispielen erörtert werden. Die kulturgeschichtlichen Bedingungen des Spiritismus, die kriminalpsychologische Seite des Mediumismus werden analysirt. Mein Buch soll also querdurch gehen durch den spiritistischen und antispiritistischen Unfug und zur wissenschaftlichen Erkenntniß führen.

Breslau. Dr. Erich Bohn.

*

Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften Dr. John Edelheim. Berlin 1902.

Es war im Hochsommer 1890, als zum ersten Male in großen öffentlichen Versammlungen die Zustände, unter denen die berliner Hausangestellten lebten, blitzartig beleuchtet wurden. Diese Versammlungen veranlaßten mich, die materiellen Lebensverhältnisse dieses Berufsstandes zu studiren. Das geschah, von der Einsichtnahme in die wenig belangreiche Literatur abgesehen, auf dem einzig möglichen Weg der Enquete. Ich habe deren Resultate nach zweijähriger Arbeit in meinem Buche niedergelegt. Es behandelt das Problem der Dienstbotenfrage als einen Theil der Arbeiterfrage, und zwar unter sozialpolitischen Gesichtspunkten. Das insofern, als ich für eine Dienstbotenschutzgesetzbung und für eine Beseitigung der auf dem Prinzip der Rechtsungleichheit aufgebauten Gesindeordnungen eintrete. Nun ist es heute mit sozialpolitischen Arbeiten eine eigene Sache. Man dient und nützt ohne Zweifel dem Klassenfortschritt einer großen Zahl von Arbeitern damit und in diesem Falle solchen, die bis auf die neuste Zeit niemals ihre Stimme erhoben, sondern stumm die Geschicke ertrugen, die das Dienstverhältniß über sie verhängte. Solchen Arbeitern konnten die herrschenden Schichten Alles bieten, sogar Prügel. Sie konnten unter ein Ausnahmegesetz gestellt werden, weil sie selbst ohnmächtig waren. Sie mußten es sich einfach ohne Protest gefallen lassen. Wer es nun wagt, diesen Stummen eine Sprache zu leihen, Der hat für sich selbst davon am Wenigsten. Er wird vielmehr angefeindet und angehaßt oder totgeschwiegen. Jedem, der die berliner Frauen und Preßzustände kennt, sage ich nichts Neues. Die Frauen haben sich zu meinem Buch öffentlich noch nicht geäußert, wenigstens Die nicht, auf deren Urtheil ich Etwas gebe. Nur eine Stimme hat es in einer hamburger Zeitung als „beinahe gemeingefährlich" bezeichnet. Die politische Tagespresse hat die Normen ihrer Beurtheilung dem Programm der Partei entnommen, deren Interessen sie vertritt. Die Deutsche Tageszeitung hat sogar die Presse gewarnt, mein Buch zu besprechen. Eine Warnung, die von dieser Seite kommt, dürfte für manche Leser der „Zukunft" eine Empfehlung sein. Aber fast wie Ironie klingt es, daß gerade die Zeitungen, die meine Enquete bekämpften und das Sammeln des Materials auf jede Weise zu erschweren suchten, jetzt den Vorwurf erheben, daß die statistische Basis zu schmal sei. Nun ist zunächst bekannt, daß Viele eine Enquete nicht von einer Statistik unterscheiden können. Dem Vorwurf

gegenüber aber möchte ich auf eine Bemerkung hinweisen, die eine volkswirthschaftlich so gebildete Frau wie Wally Zepler in einer Kritik macht. Sie sagt: „Das Buch wird nun vielfach dadurch zu entwerthen gesucht, daß man die Zahl der Antworten für viel zu gering erklärt, um daraus allgemeine Schlüsse ziehen zu können. Aber der Werth und das Interesse der Enquete wie des Werkes selbst beruhen gar nicht eigentlich oder doch nicht allein auf der Feststellung ganz bestimmter Thatsachen, die sich etwa überall annähernd gleich blieben und so bestimmte Durchschnittswerthe für Arbeitzeit, Lohn, Beköstigung u. s. w. ergeben könnten. Die Lage der häuslichen Angestellten weist, der ganzen Natur dieses Arbeitverhältnisses entsprechend, in den einzelnen Fällen nach jeder Richtung hin so grasse Unterschiede auf, daß eine Darstellung der Arbeitbedingungen auch auf breiterer Basis doch niemals ein eigentliches Durchschnittsbild entrollen könnte, ganz einfach, weil ein solches Durchschnittsbild auch in Wirklichkeit gar nicht existirt. Vielmehr handelt es sich darum, an einer großen Zahl typischer Beispiele aus allen Sphären des Dienstbotenlebens das Dasein dieser noch völlig versklavten Arbeiterinnen mit allen seinen charakteristischen Zügen und Schattenseiten vor uns zu entrollen; daneben allerdings auch durch zahlenmäßige Feststellung die Grenzen zu bezeichnen, zwischen denen Lohn, Arbeitzeit, Beköstigungwerth u. s. w. schwanken. Diese Aufgabe erfüllt Stillichs Buch in vollstem Maße; es bietet mehr als genügendes Material." Ein Fortschritt in der Erkenntniß der Materie besteht jedenfalls darin, daß in meiner Arbeit nicht mehr die individuell beschränkten Erfahrungen des Einzelnen an der Spitze stehen, sondern eine Summe von Erfahrungen aus beiden Interessentenkreisen. Die alte Methode in der Behandlung der Dienstbotenfrage war rein individuell. Man kannte zehn, zwanzig oder auch dreißig Dienstboten und konstruirte sich daraus ein Urtheil über deren Beschaffenheit. Will man ein klassisches Beispiel für diese Art der Behandlung haben, so höre man einmal den Damen am Kaffeetisch zu oder lese die Frauenzeitschriften zweiten und dritten Ranges oder die Ansichten, die der neuste Verfechter des Geschwätzes der typischen Durchschnittsfrau hat, ich meine Hirschberg in dem die Dienstboten behandelnden Kapitel seines Buches über die Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. Es wird schwer halten, etwas Unzureichenderes — von Logik gar nicht zu reden — in einem Buch zu finden, das sich selbst für wissenschaftlich ausgiebt. Die kulturgeschichtliche Seite meiner Darlegungen aber erblicke ich darin, daß sie die Träumereien zerstören, die bis heute auf „dem feudalen Felsen des Vorurtheiles" ruhten. Mein Buch macht ein Ende mit der Vorstellung, daß im häuslichen Dienst kein Elend existire, daß es den Dienenden ganz gut gehe, besser als den Fabrik- und anderen Arbeiterinnen, daß das patriarchalische Zeitalter umsponnen gewesen sei von den Silberfäden menschlich schöner Beziehungen zwischen Herrschaften und Dienstboten, daß das bürgerliche Haus dem Dienstmädchen einen besonderen Schutz ihrer höchsten persönlichen Güter, ihrer Arbeitkraft, ihrer Mädchenehre, ihrer Sittlichkeit biete, daß der Preis der häuslichen Arbeit ein besonders hoher sei. Solche Legenden zu zerstören, gehört zu den Aufgaben meines Buches; und wer noch heute an ihnen festhält, Der möge es lesen, — und dann urtheilen.

Dr. Oskar Stillich.

Börse und Presse.

Am neunten Juni hat das Ehrengericht der berliner Börse in zweiter Instanz den Verweis bestätigt, der mir vor ein paar Wochen von der ersten Instanz ertheilt worden war. Ich soll nämlich über die Dresdener Bank unwahre Thatsachen behauptet haben, die geeignet gewesen seien, den Kredit dieser Bank zu schädigen. In beiden Instanzen wurde nicht daran gezweifelt, daß mir eine ehrlose Handlung nicht vorgeworfen werden könne. Beide Instanzen aber erklärten sich für zuständig und gaben mit meiner Verurtheilung der Dresdener Bank eine Genugthuung. Der Ausgangspunkt des Verfahrens war eine Notiz, die ich in dem von mir redigirten Handelstheil der Berliner Morgenpost im Januar dieses Jahres veröffentlichte. Da war behauptet, zur Zeit des sächsischen Bankkraches sei die Dresdener Bank mit außergewöhnlichen Krediten unter erschwerenden Bedingungen von der Reichsbank und der Sächsischen Bank unterstützt worden. Das ist angeblich unwahr; angeblich, sage ich, denn zu meinem Bedauern ist mir der Wahrheitbeweis nicht gestattet worden. Wenigstens wurde mein Antrag abgelehnt, den Direktor der Sächsischen Bank unter seinem Eid zu vernehmen. Dieser Beschluß wurde in zweiter Instanz mit der Feststellung begründet: die Unwahrheit der von mir behaupteten Thatsache sei durch schriftliche Erklärungen erwiesen, die Reichsbank und Sächsische Bank zu den Akten eingereicht hätten. Nun will ich nicht etwa behaupten, daß die beeidete Aussage der Bankdirektoren anders gelautet hätte als die mit ihrem Namen gezeichneten Erklärungen der Banken. Lag aber eine beschworene Aussage — in welchem Sinn auch immer — vor, dann war mir die Zunge gelöst: ich wäre von der Pflicht, das Redaktiongeheimniß zu wahren, entbunden gewesen und hätte dem Ehrengericht den Sachverhalt genau schildern können. Dann aber wäre ich sicher freigesprochen worden. Ich werde mich trotzdem nun bemühen, die Wahrheit an den Tag zu bringen; und es wird sich zeigen, daß ich entweder von einem Berufsgenossen mit einer im journalistischen Betrieb seltenen Dreistigkeit getäuscht oder zum Opfer eines geschäftlichen Halunkenstreiches gemacht worden bin, den selbst meine Skepsis nicht sofort durchschauen konnte. Vorläufig kann ich den Thatbestand nicht bis ins Einzelne aufklären; nur einen Irrthum möchte ich beseitigen, der auch in große Zeitungen Eingang gefunden hat. Ich soll fahrlässig gehandelt haben, weil ich eine mir von einem Anderen überbrachte Nachricht ohne Weiteres als glaubwürdig hinnahm. Die Sache liegt aber anders. Ich hatte einen Berichterstatter, dem der Verlag der von mir redigirten Zeitung Honorar und hohe Spesen bezahlte, mit dem Auftrag nach Dresden geschickt, die Wahrheit über mir zu Ohren gekommene Gerüchte festzustellen. In einem langen Brief theilte mir dieser Herr den Wortlaut eines Interviews mit, das er mit einer in dieser Sache als Autorität geltenden Persönlichkeit gehabt hatte. Ich hatte schon vorher Gründe gehabt, die Gerüchte über die Dresdener Bank für wahr zu halten; erst nach dem Empfang dieses Briefes aber und nach gewissen Andeutungen, die der Reichsbankpräsident in einer Sitzung des Centralausschusses machte, veröffentlichte ich die inkriminirte Notiz.

Auch mit dem geltenden Recht scheint das Urtheil mir unvereinbar; wichtiger aber als die persönliche dünkt mich die grundsätzliche Bedeutung der

Sache. Das Verhältniß zwischen Börse und Presse ist in den Verhandlungen so grell beleuchtet worden, daß ein Wort darüber nöthig ist.

Jeder, der sich in den Geist hineindenkt, aus dem das Börsengesetz hervorging, muß die Thatsache ungeheuerlich finden, daß ein Paragraph dieses Gesetzes benutzt wird, um der Presse die freie Börsenkritik zu beschränken und daß der Inhaber eines hohen Reichsamtes diese Beschränkung als Richter verkünden kann. Die deutschen Börsen waren nie in dem Maß wie etwa die englischen rein private Veranstaltungen; sie waren eigentlich immer öffentliche Märkte. Doch will ich zugeben, daß die öffentlich-rechtliche Stellung unserer Börse früher nicht scharf genug abgegrenzt war. Durch das Börsengesetz aber ist sie zu einer Einrichtung geworden, an der nicht nur eine Clique ein Interesse hat, sondern die öffentlich funktioniren soll. Auch hier, wie bei allen öffentlichen Institutionen, muß also das Recht der Kritik unbeschränkt sein. Nun hat freilich der Staatskommissar, dem die Konsequenzen des ersten Urtheiles wohl auch Bedenken erregten, gegen meine Vertheidigung eingewandt, es handle sich nicht um eine Beschränkung der Kritik; mein Verschulden sei darin zu sehen, daß ich unrichtige Thatsachen verbreitet und — Das falle besonders schwer ins Gewicht — trotz dem Dementi der Dresdener Bank aufrecht erhalten habe. Auch die Richter erster Instanz schienen mein Kapitalverbrechen in der Nachschrift zur Berichtigung der Dresdener Bank zu finden. Nicht die Verbreitung der angeblich falschen Thatsache also, sondern die an die Berichtigung geknüpfte Kritik hat mich strafbar gemacht. Es war aber mein gutes Recht, der Berichtigung zu mißtrauen. Im Urtheil wird gesagt: „Daß der Beschuldigte glaubte, dieser Bank Unaufrichtigkeit in anderen Dingen vorwerfen zu dürfen, berechtigte ihn noch nicht, die Behauptung ihrer Berichtigung von vorn herein als unwahr, dagegen die des Korrespondenten als wahr anzuerkennen." Das ist nicht viel mehr als eine Redensart. Ich habe in meiner Berufungschrift genau begründet, weshalb ich alle Kundgebungen der Dresdener Bank als unwahr zu betrachten pflege, bis mir der Gegenbeweis erbracht ist. Ich habe festgestellt, daß ich mehr als einmal in der Presse mit vollem Namen der Dresdener Bank Bilanzverschleierungen vorgeworfen habe, ohne daß sie auf die scharf präzisirten Vorwürfe jemals geantwortet hat; gegen ein kleines Versehen aber wurde der Dementirapparat in Bewegung gesetzt. Auch habe ich auf die seltsame Art hingewiesen, wie die Dresdener Bank in Sachen der Hannoverschen Straßenbahn zu berichtigen pflegte. Gegen Verdächtigungen, die meinen Kritiken unsachliche Motive zuschreiben möchten, brauche ich mich nicht zu vertheidigen. Seit meinem Eintritt in die Journalistik habe ich die Bilanzen der Dresdener Bank stets scharf kritisirt; ich sagte bei der vorletzten Bilanz voraus, eine Krisis werde die Bank ungerüstet finden. Da also die Meldung des nach Dresden geschickten Berichterstatters meinen längst gehegten Verdacht nur bestätigte, war ich zur Wiedergabe der angeblich falschen Thatsachen berechtigt; un dbei meiner Ansicht von der Glaubwürdigkeit der Dresdener Bank konnte mir, wenn ich ihrer Berichtigung mißtraute, der „gute Glaube" nicht abgesprochen werden.

Weniger als der Staatskommissar waren die mich richtenden Börsenherren — unter ihnen war auch der liberale Reichstagsabgeordnete Frese — um die Freiheit der Kritik besorgt. Sie meinten, ein Journalist, der an der Börse

verkehre, müsse sich hüten, ein an der Börse vertretenes Institut zu verunglimpfen. Das kann doch nur heißen: Es ist gleichgiltig, ob solche „Verunglimpfung“ durch die Behauptung wahrer oder falscher Thatsachen oder überhaupt durch scharfe Kritik bewirkt wird. Der Journalist hat eben Alles zu meiden, was den Börsenleuten unbequem sein könnte; sonst wird er hinausgeworfen. Wo ist da die Grenze zu ziehen? Man stelle sich vor, die Leipziger Bank oder die Herren Sanden, Schulz und Romeick hätten einige Wochen vor ihrem Zusammenbruch einen Strafantrag gegen mich gestellt: das Börsenehrengericht hätte mich verurtheilt, denn ich habe mich ja nicht gehütet, ein an der Börse vertretenes Institut zu verunglimpfen. Zwei, drei Wochen nach dem Urtheilsspruch wären dann die Zusammenbrüche gekommen. Die Frankfurter Zeitung rühmt sich mit Recht ihres Vorgehens gegen die Preußische Hypothekenbank; Jahre lang aber haben ihre Angriffe diesem Institut nicht das Ansehen zu rauben vermocht. Herr Sanden hatte nur nicht den Muth, der zur Unredlichkeit gehört; sonst hätte er die Frankfurter Zeitung angeklagt und vor dem Ehrengericht wahrscheinlich die Verurtheilung durchgesetzt. Die moralischen Werthurtheile der Börsenleute richten sich eben nach dem Erfolg. Als ich die Treppe zum Börsenehrengericht hinaufstieg, klopfte mich ein guter Freund auf die Schulter und prophezeite: „Du bekommst Unrecht, denn die Aktien der Dresdener Bank sind inzwischen um zwanzig Prozent gestiegen.“

Mein Glaube, das Urtheil werde überall, auch da, wo man meine Ansichten nicht billigt, getadelt werden, hat sich als Irrthum erwiesen. Die Presse blieb recht still. Im Berliner Tageblatt und, wenn auch mit für mich wenig schmeichelhaften Worten, in der Frankfurter Zeitung wurde gegen den Spruch protestirt. Einzelne sozialdemokratische Blätter — leider nicht der „Vorwärts“ — haben auf die prinzipielle Bedeutung der Sache hingewiesen. Sonst: tiefes Schweigen im Blätterwald; selbst in der Centrumspresse, die doch Grund hätte, den Standpunkt meiner Richter zu bekämpfen. Vielleicht halten die meisten Redakteure die Urtheilsbegründung für so verfehlt, daß sie eine Wiederholung solchen Spruches nicht fürchten. Ich bin anderer Meinung. Der Weg ist jetzt frei und die Institute, die sich in ihren geschäftlichen Manipulationen gestört sehen, werden gegen unbequeme Kritiker künftig öfter als bisher das Ehrengericht anrufen. Die Leiter der Dresdener Bank haben ja offen gesagt, sie könnten mich vor dem Strafrichter nicht fassen und möchten deshalb ein Forum haben, vor dem die Grundlosigkeit meiner Angriffe nachzuweisen wäre. Das Ehrengericht ist allerdings das dazu geeignetste Forum. Ein journalistisch Sachverständiger war nicht herangezogen; und wenn Kaufleute über Zeitungschreiber, die Kritisirten über den Kritiker zu Gericht sitzen, kann man sich das Urtheil vorausdenken. Ein aus Journalisten zusammengesetztes Ehrengericht hätte mich freigesprochen. Der Verweis, den ich für unberechtigt halte, ist mir gleichgiltig und ich hätte über den Prozeß gar nichts mehr gesagt, wenn mir nicht darum zu thun wäre, zu zeigen, mit welchen Mitteln man der Presse das Recht zur Börsenkritik weit über die vom Strafgesetz gezogene Grenze hinaus zu schmälern versucht. Solcher Versuch ist auf diesem Gebiet für das große Publikum doppelt gefährlich. Denn die allermeisten Journalisten, die sich mit Börsenvorgängen beschäftigen, beten in tiefer Ehrfurcht die Haute Finance an und die Waschzettel

der Banken sorgen dafür, daß die Börsenberichte nach dem Wunsch der Mächtigen gefärbt werden. Das Ehrengericht hat ausdrücklich erklärt: Die Journalisten sind Gäste der Börse, die sich vor der Verletzung des Gastrechtes zu hüten haben. Das Schlimmste an dieser Auffassung ist, daß sie berechtigt scheinen kann, zwar nicht nach dem Börsengesetz, aber nach der vom Reichskanzler genehmigten berliner Börsenordnung, deren fünfzehnter Paragraph sagt: „Die Börseneinlaßkarte darf nach dem Ermessen des Börsenvorstandes ertheilt und wieder entzogen werden: C. Berichterstattern der Presse.“ Danach müßte ich mich eigentlich noch dafür bedanken, daß man Etwas wie ein Gerichtsverfahren eingeleitet und mich nicht einfach, als einen gemeingefährlichen Störenfried, aus den Heiligen Hallen gewiesen hat. Soll aber eine Ordnung, die Solches gestattet, zum Schaden des Publikums auch ferner noch unangetastet bleiben? Georg Bernhard.

Notizbuch.

Vier Monate lang werden die Deutschen nun ohne das weise Walten des Reichstages auskommen müssen. Zu ihrer Belustigung bleibt nur die Zolltarifkommission in der Hauptstadt zurück, das Häuflein der gut bezahlten Männer, die noch immer einen überflüssigen Mangel an Witz entblößen, um einen Tarif umzugestalten, der niemals Gesetz werden soll. Vor der Vertagung kam es zu einem Geplänkel zwischen dem Reichskanzler und dem Abgeordneten Fürsten Bismarck. Die Brüsseler Zuckerkonvention, die von den meisten deutschen Landwirthen für unheilvoll gehalten wird, wurde in dritter Lesung berathen und Fürst Bismarck hatte einen Antrag unterschrieben, der die Geltungdauer des durch die Konvention geschaffenen Zustandes von der Zustimmung des Reichstages abhängig machen wollte. Einen Antrag also, der gerade den Demokraten, den Anwälten verstärkter Parlamentsmacht gefallen müßte. Der freisinnige Abgeordnete Barth aber, der sich in der Zeit der Erdballinpolitik sacht ministrable werden fühlt und gern zeigen möchte, daß auch er und seine Freunde zu „positiver Arbeit“ zu brauchen sind, höhnte den Kollegen Bismarck, weil er einen Antrag unterschrieben habe, den sein Vater sicher verworfen hätte. Der Angegriffene erwiderte ruhig, er könne Herrn Barth, der den ersten Kanzler stets befehdet habe, nicht als legitimirten Dolmetsch bismarckischer Gedanken anerkennen; dem Antrag habe er zugestimmt, weil die Konvention ihm „ein Sprung ins Dunkel“ scheine; und wer den Namen seines Vaters hier nenne, dürfe nicht vergessen, daß andere Zeiten waren, als Otto Bismarck die deutschen Interessen vertrat. Darob erbleichte am Bundesrathstisch Graf Bernhard von Bülow. Andere Zeiten? Eben erst hatte er doch ins Land gerufen, von allen Großmächten sei nur Deutschland in neidenswerth glücklicher Lage. Vielleicht war ihm, der nicht mehr allzu fest sitzt, die Gelegenheit willkommen, mit dem missliebigen Abgeordneten für Jerichow die Klinge zu kreuzen. Er habe, sprach er und wie mühsam unterdrücktes Schluchzen klang es durch seine Rede, er habe die Vorlage nicht zur Durchpeitschung empfohlen, sondern dem Reichstag Zeit gelassen, ihm ein ungeheures Material

zugänglich gemacht, und wer jetzt noch von einem Sprung ins Dunkel sprechen wolle ... „An Dem", schrie von links her die Kanzlergarde, „ist Hopfen und Malz verloren." Fürst Bismarck aber antwortete kühl, das „ungeheure Material" liege dem Reichstag noch nicht lange genug vor, um ein so sicheres Urtheil zu ermöglichen, wie der sehr sachverständige Herr Reichskanzler („Heiterkeit rechts") es sich wahrscheinlich gebildet habe; für ihn falle ins Gewicht, daß ungefähr siebenzig Zuckerfabrikanten sich gegen die Konvention erklärt haben, deren Geltungdauer er deshalb beschränkt sehen wolle. Das war das Stichwort für den Diagonalkanzler. Als erster Beamter des Reiches, rief er, habe ich nicht die Interessen der Zuckerfabriken, sondern die der Allgemeinheit zu vertreten. Ein Jubelgebrüll aller Cobdeniten begrüßte die alte Phrase. Mit einer Gelassenheit, die er früher oft vermissen ließ, sagte Fürst Bismarck, auch er sei an Zuckerfabriken nicht interessirt, halte das Urtheil Sachverständiger aber für werthvoll und wundere sich, aus dem Munde des Kanzlers so selbstverständliche Postulate zu hören wie das von der Wahrung der allgemeinen Interessen. Jeder Abgeordnete hat das Recht, hat, wenn die Ueberzeugung ihn drängt, sogar die Pflicht, in jedem Stadium der Berathungen zu erklären: Ich kann dieser Vorlage nicht oder wenigstens nicht für längere Zeit zustimmen, weil ich die Möglichkeiten ihrer Wirkung noch nicht zu beurtheilen vermag. Fürst Bismarck war also im Recht; und es wäre zu wünschen, daß er öfter mit so ruhiger Entschiedenheit seine Stimme erhöbe. Nur wird über sein Staunen Mancher gestaunt haben. Graf Bülow hat die berechtigte Eigenthümlichkeit, gern auf Gemeinplätzen zu weilen. Das ist bekannt und deshalb sollte Niemand sich wundern, wenn er dem Kanzler auf dem Jahrmarkt begegnet, in dessen Buden die allgemeinen Interessen angepriesen werden. Die giebt es zwar nicht — kaum ein einziges Interesse, nicht einmal das der nationalen Vertheidigung, ist allen Söhnen eines Volkes gemeinsam —, aber sie spielen in der Presse eine große Rolle und ein so eifriger Zeitungleser und Zeitungpolitiker wie Graf Bülow weiß, daß sie ihm stets ein Appläuschen bringen. Item: wir sind den Reichstag bis zum Spätherbst los und können uns den Sommer hindurch an der Wonne weiden, einen Kanzler zu haben, der erstens „die Politik der Diagonale" treiben, zweitens, wie weiland Herr Paris, der schönsten Göttin den Apfel reichen und drittens die „Interessen der Allgemeinheit" vertreten will.

* * *

Der kleine Artikel, den die Malerin Frau Sabine Lepsius im ersten Juniheft veröffentlichte, hat eben so viel Widerspruch wie Zustimmung gefunden. Aus einem Brief des Herrn Dr. Edmund Friedeberg seien hier einige Sätze abgedruckt:

„Frau Sabine Lepsius fragt, mit welchem Recht man dem Menschen, der gern helfen würde, den Anblick des Verhungernden fernhält, und sie giebt sich selbst die ‚offizielle' Antwort darauf, daß man Vereinen und nicht Bettlern geben solle. Ich will versuchen, diese offizielle Antwort zu ergänzen. Freilich habe ich nicht etwa Neues zu sagen. Man läuft immer Gefahr, bei einer Erwiderung auf geistvolle Paradoxe in längst gesagte Banalitäten zu verfallen. Ich glaube aber, daß jene Worte auch hier nicht unwidersprochen bleiben dürfen, damit man nicht nach einem alten Rechtsspruch aus allgemeinem Schweigen auf allgemeine Zustimmung schließe.

Ich war neulich in Taormina. Bis dorthin ist die Decadence-Wohlthätigkeit unserer Zeit noch nicht gedrungen: die Stadt thut nichts für ihre Armen und läßt sie in malerischen Trachten vor dem Eingang des antiken Theaters liegen. Sie bilden

gewissermaßen die Theaterdekoration. Hier kann man sich noch die Persönlichkeiten, denen man geben will, nach Lust und Sympathie auswählen, wie Frau Lepsius es wünscht. Von dieser Freiheit machen auch die Fremden ausgiebigsten Gebrauch. Eine besonders sympathisch aussehende alte Frau, die dem Vorübergehenden immer wieder erzählt, die Luft thue so wohl und der Hunger so weh, steht sich etwa eben so gut wie der Besitzer des Hotels, auf dessen Stufen sie sitzt, vielleicht noch besser, da sie geringere Geschäftsunkosten hat. Ein graubärtiger Alter mit famosem Charakterkopf und zerlumptem Mantel — er soll schon von dreitausend Kodaks verewigt sein — ist Grundbesitzer in dem benachbarten Mola und dort einer der höchstbesteuerten Bürger. Ein anderer Alter sitzt neben ihm; er hat keinen schönen Kopf, keinen malerisch zerlumpten Mantel, nicht einmal ein Ekel erregendes Gebrechen; er ist zwar in Folge eines Unfalles ganz arbeitunfähig, aber die Konkurrenz mit der Sympathischen und mit dem Kodakmann kann er nicht aufnehmen. Mildthätige Einwohner des Ortes, die die Verhältnisse besser kennen als die vorübereilenden Engländer, lassen ihm manchmal Etwas zukommen; sonst wäre er sicher längst verhungert.

Ich glaube: hier konnte man die Antwort auf die gestellte Frage finden. Ich neide nicht der Sympathischen noch dem Charakterkopf ihre hohen Einnahmen. Sie verdienen ihr Glück mindestens eben so sehr wie die korpulente Dame, die zwischen Entfettungmarsch und Hüftmassage Frau Lepsius bei der Ausübung ihrer bewunderten Kunst stört. Ich bedaure auch nicht die Fremden, die mit dem schönen Gefühl geleisteten Wohlthuns das Theater betreten und denen es ziemlich gleichgiltig ist, was aus dem hingeworfenen Kupfer wird. Sie sind zwar stets in der von Frau Lepsius ersehnten Gefahr, ihr Geld an Unwürdige zu verschwenden; aber diese Gefahr wird schwerlich den Reiz ihres Lebens erhöhen, weil sie nie erfahren, ob sie getäuscht worden sind. Nicht sie sind die Hineingefallenen; der ungeschickte Alte, der es nicht versteht, sich richtig in Szene zu setzen, und seine zahlreichen, zum Bettelhandwerk nicht geborenen Leidensgenossen: Das sind die Betrogenen! Das heißt in volkswirthschaftlicher Sprache: das Wohlthätigkeitbudget des Einzelnen wie das der Gesammtheit ist beschränkt und steht nahezu fest; deshalb wird das Almosen, das der Schwindler empfängt, dem Bedürftigen entzogen. Trotz dem Bettelverbot, das übrigens kein so dekadent modernes ist, sondern, zum Beispiel, in England seit 1388 besteht, haben wir in allen Großstädten noch ein ausreichend entwickeltes Bettelwesen, an dem wir sehen können, welche Elemente dabei ausschließlich auf die Kosten kommen. Wer sich dafür interessirt, wird in Paulians berühmten Buch: ‚Paris, qui mendie‘ amusante Belehrung finden. Paulian hat nicht nur die Verhältnisse Derer untersucht, die ihn angebettelt haben; er hat selbst das Handwerk betrieben, ist als Krüppel, als Lahmer, Blinder und Taubstummer vor die Thüren gepilgert und hat ansehnliche Summen eingeheimst. Und wir brauchen auf der Suche nicht bis nach Paris zu gehen; auch in Berlin entziehen täglich Hunderte von professionellen Bettlern den Würdigeren die für sie bestimmten Mittel; ich erinnere nur an den angeblichen Epileptiker, der seit vielen Jahren in Berlin W. allabendlich um die Dinerzeit just vor den Häusern ohnmächtig zusammenbricht, deren erleuchtete Fenster auf den Beginn eines reichen Mahles deuten; oder an den genialen Sprachlehrer, der im letzten Winter auf vielen hundert lithographirten Postkarten mittheilte, daß er im Begriff sei, vor Hunger zu sterben, und umkommen müsse, wenn ihm nicht unverzüglich eine Kleinigkeit gesandt werde. Die Technik des Bettelbriefschreibens steht in unserer

Zeit mindestens auf der Höhe modernen Maschinenbaues und selbst unter den armen Wittwen, für die in Zeitungen öffentlich gesammelt wird, giebt es manche gewiegte Zuchthäuslerin. Sollte der Würdige, der nach Frau Lepsius vor lauter Würde in seiner Kammer verhungern muß, solcher Konkurrenz gewachsen sein? Ich glaube, wie bei jedem Kampf ums Dasein würde auch im Bettelwettbewerb der Schwächste unterliegen. Das aber kann man nicht gerade als das Ziel einer Armenpflege bezeichnen.

Doch ich fürchte, offene Thüren einzurennen. Das Bettelverbot, das längst in allen civilisirten Ländern besteht, bedarf meiner Vertheidigung nicht; auch zweifle ich, ob Frau Lepsius ernsthaft beabsichtigte, für eine allgemeine Freigabe des Straßen- und Hausbettelns einzutreten. Sie hat nur ein Problem aufgestellt, das thatsächlich noch befriedigender Lösung harrt: Wie kann die Sympathie, wörtlich übersetzt: das Mit-Leid, das uns der Anblick Darbender entlockt, vernunftgemäß zu ihren Gunsten ausgenützt werden? Die Lösung wird in anderer Richtung zu suchen sein; wirklich moderne Wohlthätigkeit hat sie angebahnt durch die Ausgestaltung pflegerischer Thätigkeit. Wer sich das frohe Gefühl verschaffen will, Hunger zu stillen, wer nicht nur seinen Namen auf Listen zeichnen, sondern selbst theilhaben will an der Freude des Empfangenden, Der lasse sich von dem Armenvorsteher seines Bezirkes oder von einem ‚Verein‘, der wahre Armenpflege treibt (wie die Auskunftstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in Berlin, die Vereinigung der Wohlthätigkeitbestrebungen von Charlottenburg, die Centrale für private Fürsorge in Frankfurt a/M. u. s. w.), eine bedürftige Familie überweisen, suche sie auf und versuche an ihrem Emporkommen mitzuarbeiten. Nicht durch einfaches Geldgeben, sondern durch verständnißvolles Eingehen auf ihre Wünsche und ihre höheren Bedürfnisse. Wer Das nicht will, weil auch dann Vorstand und Komitee ihm unübersteigbare Hindernisse sind, Der wird sich der mühevollen Arbeit des Aufsuchens würdiger Elemente selbst unterziehen müssen, wird selbst die schwierigen Ermittelungen anzustellen haben, die zur Erkenntniß eines Nothstandes nun einmal unerläßlich sind und die ein Verein ihm gern abnähme. Das dem Straßenbettler gespendete Almosen und sein ‚Gott lohns tausendmal!‘ genügt nicht; so billig, scheint mir, soll heutzutage das Gefühl erfüllter Nächstenpflicht nicht mehr erkauft werden können.“

* *
*

Herr W. Fred erbittet den Abdruck des folgenden Briefes:

„Verehrter Herr Harden, als ich vor einigen Monaten in der ‚Zukunft‘ das Wort vom ‚Krach des Kunstgewerbes‘ wagte, bekam ich von ungebetenen Korrespondenten Allerlei zu hören. An die wenigen Briefe der Zustimmung schlossen sich die vielen verärgerten Zuschriften Jener, deren Geschäft bedroht schien. Mancher Künstler wußte schmerzliche Ergänzungen zu geben. Ein Architekt, dessen Interieur jetzt in der Großen Kunstausstellung zu sehen ist, trug mir den Beweis an, daß er die Ausführung seiner Entwürfe durch allererste Fabrikanten erst erreicht habe, als er auf jedes Honorar, sogar auf jede Betheiligung am Gewinn verzichtet hatte. Andere wiesen auf die verderbliche Wirkung der Presse hin, tadelten die Fachpresse, die um des Rechtes zu Abbildungen wegen, die dann als unbezahlte Vorlagen den kopirwüthigen Fabrikanten zu dienen haben, sich des Rechtes und oft der Möglichkeit zur gewissenhaften Kritik entschlagen müssen. Ein vielgelobter norddeutscher Künstler hatte den Muth, von mir zu verlangen, ich solle ihm meine Kritik vor dem Erscheinen vorlegen. Der Herausgeber einer weitverbreiteten deutschen Kunstzeitschrift trägt

einem Künstler an: wenn er das Reproduktionrecht für seine Arbeiten ertheile, dürfe er sich den Rezensenten wählen. Das sind Anmerkungen über die Einflüsse der Presse auf die Entwickelung des Kunsthandwerks. Die Kritik der Tagespresse könnte ein besonderes Kapitel füllen. Immer wieder liest und schreibt man von der Erziehung des Volkes zur Kunst; die Blätter mit den Massenauflagen aber thun ihr Bestes, um jedes Kunstgefühl des Volkes zu ersticken."

* * *

Ort der Handlung: der Schwurgerichtssaal des berliner Landgerichtes. In dem für den Angeklagten bestimmten Raum liegt auf einer Matratze, an die er geschnallt ist, unter einer Decke, die seine Wunden verhüllt, ein Mensch. Nur der blasse Kopf und die unruhig zuckenden Hände sind sichtbar. Ohne diese nervöse Bewegung der Hände, melden die Reporter, könnte man glauben, daß ein Toter auf dem improvisirten Lager ruht; und sie fügen hinzu, nur mit der Hilfe von Schutzleuten und Gerichtsdienern habe der Mann sich aufzurichten vermocht. Ist das Tribunal zum Spital geworden? Nein: der leidende Mensch, der da liegt, ist der Agent Thomaschke, der im Untersuchungsgefängniß gestern einen Selbstmordversuch gemacht hat und der heute in den Schwurgerichtssaal geschleppt worden ist, um sich gegen die Anklage zu vertheidigen, einen Wucherer gemordet zu haben. Wäre die Schilderung einer solchen Szene aus Rußland oder gar aus Pretoria gekommen, dann hätten die Zeitungen ihrem Entsetzen beredten Ausdruck gegeben. Daß in Berlin ein siecher, erschöpfter, der Herrschaft über seinen Körper beraubter Mensch vor Staatsanwalt, Gerichtshof und Jury um sein armes Leben zu kämpfen hatte, schien nicht der Rede werth.

* * *

Der Deutsche Kaiser rügt in einer Festrede mit weithin schallender Stimme den „polnischen Uebermuth", gegen den alle Deutschen sich waffnen müßten, und wird im österreichischen Reichsrath von slavischen Politikern, die solche Generalisirung ungerecht dünkt, in der dort üblichen rohen Tonart gescholten. Der Erbe der Bayernkrone kehrt, nachdem er in Mannheim eine landwirthschaftliche Ausstellung besehen hat, in Ludwigshafen ein und sagt in einer Tischrede: „Ich komme heute von einem schönen Fleckchen Erde, das man uns vor hundert Jahren gewaltsam entrissen hat." Man: nämlich die zähringer oder hochberger Beherrscher des Großherzogthums Baden. Uns: nämlich den Wittelsbachern, denen die einst kurpfälzische Hauptstadt von den einem Zaren verschwägerten badischen Herren genommen ward. Ein Mann, der morgen souverainer deutscher Bundesfürst sein kann, erinnert öffentlich also an die Zeit des deutschen Partikularhaders und an den Unglimpf, den seinem Geschlecht eines anderen deutschen Bundesfürsten Ahn angethan hat. Der Kanzler des Deutschen Reiches hält den europäischen Großmächten ein Register ihrer Sünden und Schwächen vor und wird darob in der ausländischen Presse geschmäht und verspottet. Ein Staatssekretär ladet einen englischen Journalisten zu einem „Bierabend". Ein anderer Staatssekretär koramirt den Gast seines Kollegen beim Bier und beschuldigt ihn in harten Worten, das gute Verhältniß, das zwischen Deutschland und Großbritanien so lange bestand, durch seine Berichte verdorben zu haben. Und dieser Staatssekretär ist der im Auswärtigen Amt waltende, von dem man sich des feinsten Diplomatentaktes versehen zu dürfen glaubte. Die hier erwähnten Ereignisse haben sich in den beiden ersten Juniwochen abgespielt. Für vierzehn Tage ists genug.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 28. Juni 1902.

Moritz und Rina.

Kressin, Achatius 1902.

Vielleber Bruder und (nicht viel) Senior!

Daß Du auch immer Recht behältst! Sogar mit dem Tretgöpel; worüber der Herr unserer Fideikommißwirthschaft Näheres melden wird. Und überhaupt. Auf die Dauer wirds eklig. Man traut sich schließlich selbst nicht mehr; und was habe ich verschrumpelte Pommeranze noch vom Leben, wenn ich mein Urtheil, wie eine schiefe Schulter, einem hohen Adel und verehrlichen Publiko verbergen muß? So oft ich Deine kaum noch standesgemäßen pattes de mouche auf dem Couvert sehe (sehr oft ists ja nicht), überläufts mich: wieder ein Triumphgesang; wieder der Beweis, daß Deine Ergebenste berufen gewesen wäre, zur Rettung des Kapitols mitzuwirken. Ende Februar, als ich Marie bei Euch und anderen Möglichen tanzen ließ (das lange Würmchen träumt noch von der partie fine bei Bristol), war ich so siegesgewiß; und als wir, zum Abschied, in der Nacht vor dem Bismarcktag in Deinem Berliner Zimmer saßen, zwischen Büste und Bild des letzten Märkers, und Deine frühe Probemobilmachung der Kiebitze respektvoll anstaunten, da habt Ihr mich nicht untergekriegt. Du nicht und Adolf erst recht nicht. Wer Euch damals wimmern hörte, mußte wirklich glauben, Preußen pfeife schon auf dem letzten Loch und Alles, was man aus der Kinderstube so in seine grauen Jahre gerettet hat, werde übermorgen unter den Hammer kommen. Aber es saß nicht. Ich war in Form, wie unsere Centauren ja wohl sagen,

und am Ende mußtest Du der störrigen Schwester einen Knicks machen und, nach einer wehmüthigen Chamade, den Degen einstecken. Hattest übrigens gut gepaukt und brauchtest Dir keinen Vorwurf zu machen. Gegen Schwärmer (bitte: Schwärmer!) kämpfen Götter selbst vergebens. Das war mein Fall; und ich schäme mich nicht mal. Wenn man das Bischen angenehmen Irrthum nicht mehr hätte, dann lieber gleich in die Klappe. Es war meine beste Zeit. Ich ließ Adolf grienen, zuckte nicht, wenn er hier den Nachbarn erzählte, mein wohlinformirter Herr Bruder sei anderer Meinung als ich; und hoffte. Der große Umschwung mußte kommen. Und ich würde die Auferstehung der alten Preußenherrlichkeit noch erleben. Zum ersten Mal seit viertausend Lenzen freute ich mich wieder auf die Frühjahrshüte.

Sonne, wo bist Du geblieben? Seit Wochen kann man kein anständiges Stück anziehen; die neue Federboa hat sich von der Durchweichung noch nicht erholt. Ließe sich ertragen, wenn die innere Stimmung nicht so trostlos wäre. Im wahrsten Sinn. Wen habe ich denn? Dem Mädel kann ich die paar Illusionen doch nicht aus dem Blondkopf plärren. Und der rothe Adolf? Nein, danke; je viens d'en prendre. Der guckt mich immer so lauernd an, als müßte ich ihm in der nächsten Viertelstunde um den Hals fallen und rufen: „Du hattest ja so Recht, mein hoher Herr!" Wird aber nichts; weder um den Hals noch Herr. Fehlte mir gerade noch. Er läuft schon jetzt rum wie der Hahn auf dem nützlichen Haufen. Und als er vorgestern die Kamphersäckchen aus seinem Majorsrock nahm und auf meinen fragenden Blick mit listigen Aeuglein flötete: „Bülow ist Oberst geworden!" ... Ich fand kein Wort. Der zweite Fall in unserer Armee, sagt er; den ersten Sprung machte Bismarck in Böhmen. Das ging. Bülows Verdienste um die Armee sind mir Thörin schleierhaft. Und ich kann Deinem Schwager nicht verdenken, daß er nicht weiter mitspielen will.

Warst Du wenigstens in Bonn? Oder unentwegt Berlin NW.? Muß jetzt doch zum Auswachsen sein. Selbst die exemplarisch geduldige Lotte seufzt brieflich und weiß nicht, was Dich eigentlich so lange im Hansaviertel festhält. Die verschiedenen Raisonnirbuden sind ja geschlossen. Die versprochene Herrenhausrede hast Du Dir auch verkniffen. Willst am Ende was werden? Aber jetzt wirds bis Reval ja unpolitisch. Schonzeit für Excellenzen. Gott sei Dank! Denn was die letzte Zeit an Politischem brachte, konnte Unsereinen auf die höchsten Akazien treiben.

Du hast also Recht behalten. Mit den Buren. Mit Bülow. Mit Zoll, Zucker et le reste. Schließlich, wie ich via Möbelmaple höre, auch

noch die Wette gewonnen, daß His Majesty nicht im Juni gekrönt werden wird. Wir kriegen keine anständigen Handelsverträge und können sehen, wie wir uns aus der Patsche helfen. Wir sind der „arme Adel“, mit dem nichts mehr anzufangen ist. Solche Worte sollen jetzt jede Woche fallen. Glissons ... Kuno (nicht Tü=Tü natürlich, dem wohl, trotz dem Generalmajor, die Scheidungsgeschichte noch böses Blut macht und der Ansichten überhaupt nicht riskirt) schwört Stein und Bein, diesmal kämen die Liberalen wirklich dran; der Herr Ballin und Konsorten. Dann würden wir erst was erleben. Ich bin nicht neugierig, halte aber, seit der sanfte Bernhard im Landtag so patzig geworden ist, Alles für möglich. Den schlimmsten Stoß hat mir der Burenfriede gegeben. Woran soll man noch glauben? Die Sache stand gut, die englische Sippschaft hätte es keine sechs Monate mehr ausgehalten: da lassen die Leute sich mit schönen Redensarten fangen; oder mit Geld? Weiter hört man ja nichts mehr. Der gottverdammte Mammon regirt die Welt. Lächle nur und nenne mich wieder eine sentimentale Dame mit Runkelrübenkultur. Ehe ich mich dazu hergäbe, am Tisch Deiner Maschinenfritzen und Geldjuden zu sitzen, würde ich mir als Scheuerfrau mein Brot verdienen. Wie man ist, muß man verbraucht werden. Englands „Sieg“ ist die tollste Schande. Und keiner von Euch Helden hat den Finger gerührt.

Du schüttelst das weise Haupt, weil ich Trübsal blase. „Paßt nicht für Dich Borussenwoman.“ Gewiß nicht. Wäre auch gern mit dem Herzen dabei und habe mir Mühe genug gegeben, Lichtpunkte zu finden. Marienburger Rede (Du weißt ja: auf die Polaken hatte ich immer einen Zahn). Auch Aachen, trotzdem ich mit Karl dem Großen, von wegen der Vielweiberei und der schlechten Töchtererziehung, nichts Rechtes im Sinn habe und mein gut lutherisches Herz für den Statthalter Petri keinen Platz hat. Aber es klang doch wie eine Absage an die Wasserpolitik. Und Adolf mußte den Kandidaten gleich alarmiren, damit er das schöne Glaubensbekenntniß unseres Herrn in die nächste Sonntagspredigt bringt. Daß der langstielige Thielen endlich geht, hat mich auch einen halben Regentag lang vergnügt gemacht. (Sonst keine Aenderung in Sicht? Schade.) Viel ists nicht. Ich rüste ab. So sehr Alles mich freut, was S. M. über die glorreiche Zukunft der Deutschen sagt: Schwarz=Weiß=Roth war nie meine Lieblingscouleur. Für mich muß es nicht das ganze Deutschland sein. Und schwarz=weiße Hoffnungen bringt selbst meine Unverwüstlichkeit seit der letzten Enttäuschung nicht mehr auf.

Sieht man sich auf dieser Erde noch mal? An Berlin habe ich mir vorläufig den Magen verdorben; theils dieserhalb, theils außerdem. Mit

Eurer Oper könnt Ihr keinen Staat machen und die übergeschnappte Romanpuppe, die der Herr Sudermann für eine ostpreußische Gräfin ausgiebt, hat mir den Theaterappetit gründlich vertrieben. Vielleicht im Oktober Paris, wenns langt. Jedenfalls wollen wir sparen. Höchstens ein Bischen Ostsee, die dem Jungen immer anschlug. Wäre ich Dir nicht die gleichgiltigste Kreatur, dann würde ich Dich bitten, Dich geneigtest für ein Weilchen nach Pommerland zu bemühen. Schon um Deinem allmächtigen Inspektor zu zeigen, daß Du noch lebst; und man könnte sich Allerlei von der Seele schwatzen. Aber meine Epistel wird Dich abschrecken. Melancholie ist nicht Dein genre. Na, im Verkehr mit meinem Kirchenpatron und Revolutionär (der grüßt) würdest Du über Mangel an Heiterkeit nicht zu klagen haben. Ueberlege. Und wenn nicht, schicke Lotte (mille choses!), die sich hier wohler fühlen wird als in Gastein zwischen Deinen diplomatischen Greisen. Wir wollen rechtschaffen hausfraulich sein und die Politik in den Fliegenschrank schließen. Es wird Zeit. Hätte ichs nur früher gethan! Deine Schuld wars nicht, sondern die

Deiner noch immer unklugen,

doch nicht mehr vergnügten Schwester

Nina.

Berlin, am Johannistag.

Dunkelste aller Goldreinetten,

Der Flieder wars: Johannisnacht.
Nun aber kam Johannistag!

Er kam wirklich. Und mit ihm der Wunsch, Dich, den Trost meines Alters, wieder so lustig, so ruchlos optimistisch zu sehen wie an manchem früheren midsummerday, wo die Welt auch nicht mit Rosen und Bonbons gepflastert war. Komm. Wir wollen unsere Gräber, die Ruhestätten unserer Kinderträume, mit Blumen schmücken, einen Pferdekopf ins Johannisfeuer werfen, ganz heidnisch, und dann ganz christlich dem Herrgott danken, daß wir nicht fürs Heilige Römische Reich zu sorgen brauchen. Im Ernst: wir brauchens nicht. Das vergissest Du immer. Daher der stete Wechsel zwischen himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt. Daher die grimmige Verachtung meiner „Frivolität". Als obs einen Zweck hätte, sich zu schinden, wenn man ohnmächtig ist. Mir ists auch nicht leicht geworden; und Triumphgefühle, wie Dein Groll sie bei mir vermuthet: nicht die Spur. Nichts Ekelhafteres als Recht behalten. Dazu gehört heutzutage gar nichts als schlechte

Verdauung und die üble Laune, die hartnäckig immer auf Zero setzt. Wenn ich nicht bis Mitte Juli durch Geschäfte hier angeschmiedet wäre — Bauerei, Hypotheken und andere crux —, hätte ich sofort die Koffer gepackt. Weils aber nicht kann sein, muß ich den Gichtknoten wieder mal den Federhalter zumuthen. Viel Hoffnung habe ich nicht. Denn an Dir scheitern all meine Künste. Konnte Dich nicht bekehren, als Du dem Morgenroth zujubeltest (das ich schon damals für Bengalfeuerwerk hielt), und werde Dich jetzt erst recht nicht in meinen Kahn locken. Aber in magnis .... Zu Deutsch: selbst die ältesten Gecken wollen immer noch mehr, als sie können.

Ich gebe Dir Alles zu. Eigentlich unnöthig, denn ich habe es, weil ich so unbändig klug bin, vorausgesagt. Du bist enttäuscht. Primo von den Buren, die Du schon den letzten Tommy am Darm des letzten Minenkönigs aufknüpfen sahest. Nun haben sie kapitulirt und Dewet, der Dir fast ein kleiner Bismarck geworden war, ermahnt die Oranjebürger, in Treue dem king unterthan zu sein (der nun wohl nicht mehr lange Eduard heißen wird; die Krönung, an die bei Lloyds schon vor Monaten nicht geglaubt wurde, ist heute auch offiziell abgesagt worden). Dein Pech, liebes Kind, daß jeder Papierverderber Dir Jahre lang glaubwürdiger schien als Dein frère prodigue, den Du zu den Britenanbetern in die Wolfsschlucht warfst. Dahin gehörte er nicht. Aber er hat die englische Zähigkeit in der Nähe gesehen und wußte vom ersten Augenblick an, wie die Geschichte enden müsse. Den Finger hat er freilich nicht gerührt. Wozu denn? Wir haben das Kriegsfeuer angefacht, wir mußten und konnten es löschen und wären heute eine hübsche Strecke über 70 weg, wenn wir über den Kanal gerufen hätten: Das Ganze Halt! Die Franzosen wären vor Freude aus dem Häuschen gekommen und Väterchen hätte sich eine neue Friedenspfeife gestopft. Es sollte nicht sein; und für hoffnunglose Sachen stelle ich mich nicht heraus. Daß die armen Kerle, die von Brüssel aus belogen wurden, daß die dicksten Balken sich bogen, nachgaben, sobald sie die Wahrheit erfuhren, war vernünftig, wenn es uns auch um eine Sensation gebracht hat. Frage mal Deine Bauern, ob sie Lust haben, sich für Ideale schlachten zu lassen. Ja, wenn man sie mit der Klinge ins Feuer treibt; et encore! Woran man noch glauben soll? An Zeitungen jedenfalls nicht, hohe Frau; da werden die hehren Gefühle verhökert, wird immer irgend ein Tugendsüppchen eingerührt, das auch nicht mehr im Mindesten stinkt. In der Heimath ist Alles herrlich; aber draußen! General Mercier, Viscount Kitchener, Pobedonoszew! Das Entrüstungbedürfniß will Futter; und das wächst nur fern von den Reichsgrenzen. Einerlei:

Dewet bleibt auch ohne Hintertreppenheroismus ein Prachtkerl. Halte Dir das Näschen zu, wenn Du an den Lügenfabriken vorbeigehst, und spare das Hochgefühl für Gegenstände, die Du kennst, nicht von fremden Leuten auf Treue und Glauben hinzunehmen brauchst. Und Eduard hat ja den Lohn.

Chez nous hat nichts sich geändert und Deine Halbmaststimmung kommt um sehr viele Posttage zu spät. Habe ich Allen gesagt, die hier Trauerrandmienen (schlechteste Spekulation) umhertrugen. Was ist denn? Der „arme Adel" doch nicht seit vorgestern aus der Sonne. Natürliche und nothwendige Konsequenz. Deine — nicht meine — Parteigenossen langweilen S. M. „Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften!" Der smarte Morgan, den er nach Kiel geladen hat, kann ihm interessantere Dinge erzählen. Deshalb halte ich auch nichts von der großen Aktion, die jetzt heimlich versucht wird, um unsere Leute wieder palaisrein zu machen. Die bekannten Granden an der Spitze, von Udo bis zu Guido mit den zwei Familiengrüften. Toute la lyre. Versöhnung. Diagonale. Los vom B. d. L. Kanal. Wird nicht zum ersten Mal angestrebert. Und zu mehr oder minder reinlicher Scheidung muß es ja kommen, wenn auch die Blindesten sehen, daß der Hochschutzzoll vor die Hunde geht. Er ist schon gegangen und würde nicht wiederkehren, selbst wenn Bülow nicht an der Spritze bliebe. Was hast Du plötzlich gegen den Mann, daß Du ihm sogar Schnürrock und Wadenstiefel nicht gönnst? Redet sich heiser, liest alle Zeitungen, reist Hals über Kopf, wenns verlangt wird, und leistet, was man von ihm erwarten konnte. Die Leute, die sich im Hintergrund vorbereiten, ihn zu beerben, würden Dir nicht besser gefallen. Podbielski hat mehr praktischen Menschenverstand, raschere Auffassungfähigkeit und die ganze Großhändlerei hinter sich, kann aber die Botschafter doch nicht, wie die Kommerzienräthe, neckisch in die Rippen stoßen oder beim Bierskat hochnehmen. Und Posadowsky, der Ernsthafteste, Gebildetste (seine düsseldorfer Rede war einzige Erquickung), hat keine Aussicht. Liberale Aera? Möglich, trotzdem die Prophezeiung schon etwas altbacken ist; vielleicht auch nur ewige Vogelscheuche. Manche von uns wünschen diese Probe; Andere halten, mit Mallet du Pan, solches Rechnen auf gesteigerte Verwirrung für falsch. Natürlich krebsen auch die Versöhnlichen mit diesem Spuk. Seid Ihr nicht artig, so kommt der Ballin! Hokuspokus. Als Bülow in Hubertusstock mal, nur halb wohl im Scherz, hinwarf, der jüdische Herr der Hamburg-Amerika-Linie könne eines Tages ganz gut Minister werden, klopfte S. M. ihn auf die Schulter und fragte: „Warum denn nicht Kanzler, lieber Bülow?" Seitdem sitzts in den Knochen. Ich zweifle. Nicht daran,

daß man sich noch den einen oder anderen Möller holt, der sich dann in Freiheit dressiren und blamiren mag. Aber an liberaler Firmirung. Die Gesellschaft hat nichts Reelles zu bieten, so lange sie nur ein Häufchen in die Parlamente schickt, und wäre mit dem Centrum nicht leicht zusammenzuspannen. Das aber ist die Hauptsache. Der reine Blödsinn, immer zu thun, als gäbe es nur Rechts und Links. In der Mitte sitzen die Musikanten.

In Bonn war ich nicht, aber im Herrenhaus, als der Sorquitter die Häupter der anwesenden Borussen, Vandalen pp. zählte. Mir wurde etwas flau. Du kennst mich lange genug, um zu wissen, daß ich kein Frosch bin und mit Wonne den Stürmer heute noch auf die Platte setzte. Bebänderte Politik aber mag ich nicht und finde unklug, den Demokraten ausdrücklich zu sagen, wie Unsereiner von der Corps- zur Hofcharge den Weg gemacht hat. Die Couleur wird jetzt zu oft gezeigt. Wenn die Jungen den hohen Prozentsatz der arrivistes sehen, geht die Unbefangenheit zum Deibel. Werden schon früh genug das Schustern lernen. Einstweilen brauchen sie noch nichts Strebsames zu denken, wenn der Kantus steigt: Was kommt dort von der Höh'?

So redet Einer, der nach seiner Schwester wohlüberlegter Meinung „was werden will." Heiliger Fridolin! Was denn? Am Ende, wie Bismarck nach 90, Oberster der Verschnittenen. Deshalb blieb ich auch unter den Peers stumm. Wollte mir nicht die Karriere verderben. Inniges Beileid zu dieser Kateridee. Nein: ich redete nicht, weil ich nichts zu sagen hatte. Von der Leber weg wäre es tant bien que mal gegangen. Aber man schleppt die Tradition nun ja mal mit sich, geht nie über eine bestimmte Grenze hinaus, ist an allen Ecken mit Zwirnsfäden festgebunden. Ziehe ich vom Leder, dann sollens keine Lufthiebe sein; vor der Königlichen Staatsregirung in Ehrfurcht ersterben, ihr zwei Röslein mit drei Dörnlein überreichen: Mahlzeit! Höchst verlockend, das volle Herz vor versammeltem Kriegsvolk auszuschütten; nachher aber käme man sich doch wie fahnenflüchtig vor. Das selbe Gefühl (im Kleinen), das den Mann im Sachsenwald zurückhielt und Chamissos Wort citiren ließ: Die Situation hat für mich kein Schwert.

Hier ist es still und Lottes Ungeduld nur zu begreiflich. Aufgerissenes Straßenpflaster, schlechte Luft, kaum eine lohnende Whistpartie zusammenzukriegen; und vor jeder Sandkiefer die Sehnsucht nach anständigem Laubwald. Es ist ein Jammer. Zähle die Tage, bis Reserve Ruhe hat. Politik hätte mich nicht gehalten. Nitshewo. Thielen sind wir los. Der eine Tote, ohne den die Session nicht mehr schließen kann. Lange schon Blattschuß (kein Glückwunsch zum Siebenzigsten); und der Echec mit dem homburger

Bahnhof. An Talentfülle ist er nicht gestorben; der richtige Dutzendbureaukrat, der sich enorm vorkommt, wenn er morgens in den Thiergarten reitet. Miquel, der ihn uns bescherte, hatte ihn im Magen; „ich weiß", sagte er nach der Entlassung, „daß ich manchen Fehler gemacht habe: da geht mein schlimmster"; und wies auf Thielen, der eben den Hut vor ihm zog. Der Schwarze Adler sei ihm leicht. Seit Podbielski, sehr schlau, abgelehnt hat, war Budde der providentielle Mann. Auf jeden Fall viel bessere Nummer. Herr Isidor Loewe, bei dem er mehr als das Doppelte eines Ministergehaltes hat, scheint ihn beurlaubt zu haben. Wäre nicht übel. Ist er nach drei, vier Jahren verbraucht, dann kann er, mit Ministerpension, wieder Waffen fabriziren. „Beurlaubt zur Dienstleistung als königlich preußischer Staatsminister." So muß es kommen, da Industrie und Bank uns die brauchbarsten Leute wegschnappt. Mammon? Stimmt. Mußt es eben leiden.

Deine anderen Lichtpunkte glänzen mir nicht allzu freundlich ins loyale Gemüth. Fromm war ich nie und Das war mein Verderben; für die Würdigung christlicher Krieger, Elektriker, Torpedoschleuderer fehlt mir das Organ. Polen ist noch nicht verloren, weil man ein paar tausend Kolonisten hinlockt; die Sache fordert eine andere Tatze. Der marienburger Schlachtruf hat die ganze Slavenwelt mobil gemacht und ich bin noch so altfränkisch, daß ich den Monarchen nicht gern im Getümmel, nicht gern politisch aggressiv sehe. Der Glaube an das germanische Weltimperium ist beneidenswerth, das öffentliche Bekenntniß aber nicht geeignet, uns Freunde zu werben, zumal man uns so wie so schon ausschweifende Pläne zutraut. Uebrigens wird der Erfahrene sich hüten, aus Reden Schlüsse zu ziehen. Abwarten und ruhig Blut bewahren. Das wird der allerletzten Borussin schwer und daher die Thränen. Doch wir „Edelsten" sind nicht mehr — verzeih, Reinette meines Herzens, das anstößige Wort — der Nabel der Welt. Die Karre geht weiter, auch wenn wir unter die Räder kommen. Ihr Schwarz-Weißen denkt: Preußen sind wir. Das ist vorbei. Die persönliche Leistung, nicht der ererbte Besitzanspruch wird heute gewogen. Unangenehme Wahrheit, die aber geschluckt werden muß. Augen zu und runter damit! Paß mal auf, wie Du Dich dann wieder des Lebens freuen wirst. Trotz Adolf, dem Philosophen. Uebrigens kannst Du Dich ja zu den frisirten Löwen schlagen. Sitz und Stimme zwischen Leo und dem nicht tot zu kriegenden Alfred. Werde Dirs nicht nachtragen. Denn Euer Liebden haben wirklich noch einen wasserdichten Vasallen in dem um wohlaffektionirte Gesinnung bittenden Bruder und Jammermann

Moritz.

Aus der Zeit der Hörigkeit*).

Vielleicht an keiner Stelle Deutschlands lagen so schroffe soziale Gegensätze neben einander wie zwischen Rhein und Weser. In Kleve-Mark war die Landbevölkerung so gut wie ganz frei, in Minden-Ravensberg sowohl wie in Tecklenburg-Lingen zum größten Theil hörig und die Bedingungen dieser Abhängigkeit waren drückend genug, mochten sie immerhin meistens schriftlich fixirt und auch insofern erträglicher sein, als der berechtigte Gutsherr nicht noch obenein, wie im Osten, staatliche Rechte besaß. Im Ganzen betrachtet, stand das mindensche Kammer-Departement dem Osten näher als die beiden westlichen Nachbarprovinzen Kleve und Mark. Der Eigenbehörige, wie er genannt wurde, hatte dem Gutsherrn die herkömmlichen Dienste zu leisten, unter denen das Gesetz besonders die Fuhren zwei Meilen weit vom Hofe des Herrn namhaft machte. Beim Gutsherrn stand es, ob er die Dienste in Natura oder ein Aequivalent in Geld nehmen wollte; für die Dienste selbst gab es keinen Lohn. Hatte demnach der Gutsherr seinen Vortheil von der vorhandenen Bevölkerung, so sorgte das Gesetz umgekehrt auch dafür, daß nicht etwa eine Uebervölkerung auf dem Hofe entstand. „Hat ein Eigenbehöriger viel Söhne und Töchter, so erwachsen und zu dienen tüchtig sein, so erfordern nicht allein des Herrn, sondern auch ihr eigen Bestes, daß sie die Eltern, sofern sie derselben nicht benöthigt sind, von sich thun und bei Fremden innerhalb Landes dienen und zur Arbeit angewöhnen lassen: als worauf der Gutsherr mit zu sehen hat, damit nicht unnöthige Leute auf dem Hofe sein und derselben Unterhalt solchem zur Last falle.“ Dem Gutsherrn stand gegenüber allen Eigenbehörigen das Recht der „leichten Züchtigung“ zu. Wollte der Eigenbehörige Geld auf die Stätte leihen, so hatte er die Einwilligung des Herrn einzuholen. Die Eigenbehörige, die unehelich gebar, hatte dem Gutsherrn den sogenannten Bettmund mit vier, sechs oder acht Thalern zu bezahlen: eine Abgabe, deren sich der Gesetzgeber freilich schon einigermaßen schämte; denn er fügte hinzu: „wo es gebräuchlich und durch eine lange Observanz hergebracht.“ Wollte sich ein Eigenbehöriger verheirathen, so hatte er den Konsens des Herrn einzuholen, ihm „die Person, welche er heirathen wollte, vorzustellen und, daß sie von gutem Leumund, Niemandem mit Eigenthum verwandt, auch die Stätte durch Fleiß und ein Stück Geld zu verbessern vermöge, darzuthun.“ Eben

*) Ein Fragment aus dem Werk „Freiherr vom Stein“, in dem der göttinger Historiker die erste detaillirte Darstellung der für die Anfänge des modernen Preußenstaates wichtigsten Zeit giebt. Der erste Band des Werkes, das im Verlag von S. Hirzel in Leipzig erscheint, trägt den Sondertitel „Vor der Reform. 1757 bis 1807“ und wird in den nächsten Tagen ausgegeben.

so war die Einwilligung des Herrn erforderlich, wenn der Eigenbehörige Sohn oder Tochter aussteuern und ihnen den Brautschatz oder sonst Etwas aus den Mitteln der Stätte mitgeben wollte. Bei der Annahme des eigenbehörigen Erbes stand dem Gutsherrn die Abgabe des Weinkaufs*) zu. Nur der Anerbe selbst war von ihr befreit, Braut oder Bräutigam aber, die fremd auf die Stätte kamen, hatten sie zu bezahlen; sie wurde um so peinlicher empfunden, da ihre Höhe nicht gesetzlich feststand. Zu was für schändlichen Mißbräuchen gerade dieses Recht Anlaß gab, erhellt aus der Einschränkung, zu der sich selbst der den Gutsherren wahrlich nicht abgeneigte Gesetzgeber veranlaßt sah: der Gutsherr müsse sich billig finden lassen und den Anerben nicht ohne Noth von der Heirath abhalten; für den Fall, daß nach Ablauf von zwei Jahren die Ehe noch nicht zu Stande gekommen sei und der Gutsherr sonst wider die Braut nichts einzuwenden habe, wurde der Weinkauf normirt. Nur dem Gutsherrn stand es zu, Freibriefe zu ertheilen. Er nahm dafür eine willkürliche Gebühr, die oft so groß war, daß sie die Mitgift der Freigelassenen verschlang; es ist vorgekommen, daß ein Gutsherr von einem hörigen Mädchen, das nichts als fünf Thaler Brautschatz hatte, für die Freilassung mehr als das Doppelte forderte. Das grausamste aller Rechte aber war der Sterbfall. Starb ein Eigenbehöriger, so fiel die Hälfte seiner fahrenden Habe dem Herrn zu, dem es wieder frei stand, die Abgabe entweder in Natura zu beziehen oder ihren Werth abschätzen zu lassen. Schulden, die etwa der Verstorbene gemacht hatte, wurden nicht in Abzug gebracht: was zur Folge hatte, daß die Eigenbehörigen so gut wie keinen Kredit besaßen; denn welcher Gläubiger hatte Lust, ihnen zu leihen, wenn er Gefahr lief, mit seiner Forderung auszufallen?

Auch hier, wie bei dem Stapelrecht, handelte es sich um ein Recht, das nur noch ein hohes Alter für sich geltend machen konnte und längst Unrecht geworden war. Die Rechte der Gutsherren hatten einen vernünftigen Sinn gehabt, so lange sie dem Hörigen Gegenleistungen gewährten, namentlich ihn durch ihre Waffen beschirmten. Sie wurden Unsinn und Plage, seit das Schwert des Ritters eingerostet, aus dem Ritter ein Rittergutsbesitzer geworden war und der Schutz nicht mehr von ihm, sondern vom Landesherrn gewährt wurde. Nicht lange nach dem letzten Aufgebot der Rittergeschwader, am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, begannen die agrarischen Reformen in den westfälischen Territorien der Krone Preußen. Es liegt in der Natur der Dinge begründet, daß neue politische Ideen leichter bei einzelnen hoch Stehenden Eingang finden als bei Korporationen; der Mächtige erlangt für

*) So genannt von dem Wein, der zur Bestätigung des Vertrages getrunken wurde.

den Verlust, den ihm eine Reform auferlegt, bald anderswo einen Ersatz, den der Ohnmächtige und Unbemittelte nur durch fremden Beistand gewinnt. In dem Etatsjahr 172²/₃ ersetzte Friedrich Wilhelm I. auf seinen Domänen Weinkauf und Sterbfall durch eine jährliche Abgabe; an die Stelle der ungewissen, unberechenbaren und deshalb doppelt empfindlichen großen Leistung trat, als eine Art Versicherungprämie, die bescheidene regelmäßige Leistung: höchstens 2²/₃ Groschen, wenigstens 2²/₃ Pfennige von jedem Morgen. Mochte sie auch nicht ganz gerecht vertheilt worden sein: es war eine unleugbare Verbesserung.

Schwieriger war die Lage bei den Eigenbehörigen der Rittergutsbesitzer. Denn deren Rechte, eine nicht unerhebliche Einnahmequelle*), galten als unantastbares Privateigenthum**) und außerdem bestand ein konstitutionelles Hinderniß. Die Stände von Minden, übrigens nur noch aus Adeligen bestehend, kamen nicht, wie der Landtag von Kleve-Mark, alljährlich zur Prüfung des Budgets zusammen; immerhin war ihnen, wie wir schon sahen, das Recht geblieben, neue Steuern zu bewilligen und bei neuen Gesetzen mitzuwirken: so bestimmte es der Homagialrezeß von 1650, der beim Uebergang an Brandenburg zu Stande gekommen und seitdem, wie alle diese Grundgesetze, von jedem neuen Monarchen bestätigt war. So wirkten denn die Stände mit bei der Eigenthumsordnung, die 1741 für Minden und Ravensberg erging. Da sie im Wesentlichen das bisherige den Hörigen so ungünstige Recht kodifizirte, so regte sich bald die Kritik. Diese hatte zunächst die Wirkung, daß die Gutsherren von ihren Rechten nicht mehr den äußersten Gebrauch machten; es findet sich das Wort, sie seien milder als das Gesetz. Weiter erklärten sie sich (zuerst die Domkapitularen, dann die Stände von Minden überhaupt) bereit, die schwersten Lasten ihrer Eigenbehörigen auch gesetzlich zu erleichtern, indem sie vorschlugen, nach dem Vorbilde der Domänen die sogenannten unbestimmten Gefälle zu fixiren. Doch sollte Das nicht geschehen, ohne daß ihnen dabei neue Vortheile zufielen. An die Stelle des Sterbfalles und des Weinkaufes sollte die Hälfte des

*) Es ist sogar behauptet worden, daß die adeligen Herren „ihre Subsistance fast allein aus den Eigenthumsgefällen zögen“. Spannagel S. 176

**) Publikandum, Berlin, fünften September 1794 (Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium 9, 2397): „So können und werden auch S. K. Majestät den Gutsherrschaften die von ihren Unterthanen zu fordern habende Hofedienste, die ihr Eigenthum sind, die sie rechtmäßig erworben haben und deren sie zur Fortsetzung ihrer Wirthschaften nicht entbehren können, nun und nimmermehr durch einen Machtspruch entziehen oder die Gutsherrschaften nie nöthigen, auf diesen Dienst Verzicht zu thun oder dieselben wider ihren Willen in Dienstgelder zu verwandeln.“

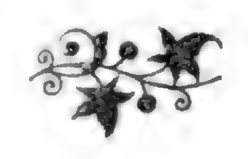
Reinertrages der eigenbehörigen Stätte treten; beim Freikauf sollten 10 Prozent des Brautschatzes, mindestens aber 5 Thaler bezahlt werden; um gegen Entwerthung gesichert zu sein, forderten die Petenten, daß das Fixation-Quantum in Roggen entrichtet werde; endlich verlangten sie, der Staat möge den Gutsherren die Gerichtsbarkeit über ihre Hörigen, die er hier — anders als in den östlichen Provinzen — selbst ausübte, überlassen. Das waren Postulate, die in ihrer Gesammtheit das Maß der Billigkeit so überstiegen, daß man fast zweifeln sollte, ob sie völlig ernst gemeint waren. Aber es waren die selben Stände, die den wahrlich nicht übertriebenen Reformen des neuen Gesetzbuches, das den preußischen Staat vom Gemeinen Recht emanzipirte, heftig opponirten und sich auch sonst durch engherzige Gesinnung unvortheilhaft auszeichneten. Weiter erschwert wurde die Lage dadurch, daß innerhalb der königlichen Behörden selbst Meinungverschiedenheiten bestanden. Ein Theil behauptete übereinstimmend mit einer wiederholt geäußerten ständischen Maxime, daß die Sache sich überhaupt nicht zu einer gesetzlichen Regelung eigne; da es sich um Rechte von Einzelnen handle, so könne die Fixirung nur durch ein gütliches Abkommen zwischen Herren und Hörigen erfolgen. Die „Regirung" von Minden, wie die meisten Provinzial-Justizbehörden den ständischen Ansprüchen günstiger als die Kammern, erklärte gar, die Fixirung sei überflüssig. Darüber war nicht nur das neue Allgemeine Gesetzbuch vollendet, es war auch das Provinzial-Gesetzbuch für Minden und Ravensberg in Angriff genommen, das die besonderen Eigenthümlichkeiten dieser Provinzen kodifiziren sollte: eine neue Eigenthums-Ordnung wurde bearbeitet. Der Hörigen bemächtigte sich die Besorgniß, daß hier ihre ungünstige Rechtslage verewigt werden möchte, und in der That erklärte der höchste Justizbeamte des Staates, Großkanzler Carmer, es sei nicht eigentlich die Absicht, ein neues Gesetz für den Bauernstand zu machen, sondern nur, die Dunkelheit und Unvollständigkeit der bisherigen Eigenthumsordnung zu erklären und zu ergänzen. Gleichzeitig aber rückten von Westen her Ideen und Gesetze, die den Freiheitbestrebungen der niederen Stände günstig waren, in fast greifbare Nähe und machten überall den tiefsten Eindruck.*) Kein Wunder, daß die Zahl der Abhilfe heischenden Petitionen, die aus diesen Kreisen an die Behörden gelangten, beständig zunahm. Die adeligen Herren schlugen selbst vor, einige Deputirte des Bauernstandes zu hören, und der

*) In der Altmark z. B. verbreitete sich im Sommer 1794 die Nachricht, daß der König die Natural-Hofdienste der Unterthanen aufgehoben habe. Mehrere Gemeinden, namentlich auf den Gütern der Alvensleben und Schulenburg, traten zusammen und beriethen über die Mittel, wie die Befreiung durchzusetzen sei: eine Gemeinde sagte den Dienst geradezu auf. S. die Dokumente im Novum Corpus Constitutionum 9, 2395 ff.

damalige Präsident der mindenschen Kammer, Steins Vorgänger, pflichtete ihnen bei. Dem aber widersetzte sich heftig die mindensche Regirung, mit der Wirkung, daß nun auch der Kammerpräsident es bedenklich fand, bei den gegenwärtigen Zeitläuften die Hörigen zusammenzurufen und votiren zu lassen. Eben so wenig wollten die Minister, Carmer und Heinitz, Etwas von der Idee wissen. Carmer erörterte: der Bauernstand habe nun einmal in Minden keine ständischen Rechte; eine Aenderung dieser Verfassung könne nur mit der äußersten Vorsicht und nicht ohne Befragung der übrigen Stände vorbereitet werden; dagegen müsse man von den königlichen Behörden voraussetzen, daß sie eben deshalb, weil der Bauernstand nicht repräsentirt sei, desto mehr bemüht sein würden, Uebergriffe der anderen Stände abzuwehren. Fast noch stärker war die Abneigung von Heinitz, der nicht einmal zulassen wollte, daß ein Mitglied der Kammer den Auftrag bekäme, die Eigenbehörigen zu repräsentiren.*) Nach dem Grundsatz: nichts durch das Volk, aber möglichst viel für das Volk, entschieden schließlich — es war die Epoche, da die Franzosen an den Rhein vordrangen — die beiden höchsten in Betracht kommenden Kollegien des Staates, daß die von den Eigenbehörigen der „Privatgutsherren" nachgesuchte Fixirung ihrer ungewissen Eigenthumsabgaben erfolgen solle. Ueber die Ausführung im Einzelnen seien die zum Korpus der Stände gehörenden Gutsbesitzer zwar zu hören, aber nur in ihrer Eigenschaft als Stände, nicht als Individuen. Damit schien nun die Sache erledigt. Aber in der Konferenz, die auffallender Weise erst Monate nach wiederhergestelltem Frieden stattfand, wiederholten die Stände ihre alten übermüthigen Forderungen und Niemand von den anwesenden Beamten des Staates besaß den Muth, ihnen entgegenzutreten. Wer anders blieb für die Geplagten übrig als der Monarch? Als Friedrich Wilhelm II. im Sommer 1797 in Pyrmont weilte, um dort Heilung zu suchen für sein in Wahrheit unheilbares Leiden, überreichten ihm Deputirte der hörigen Privatbauern, mitten unter den rauschenden Festen einer verschwenderischen Hofhaltung, eine Bittschrift, die die Einführung einer jährlichen Abgabe für die aufzuhebende Leibeigenschaft, besonders für Sterbfall, Weinkauf und Freikauf begehrte.

Göttingen. Professor Dr. Max Lehmann.

*) Er meinte, daß „diese Art Leute der Erfahrung nach wähnen würden, daß sie aufgefordert wären oder jetzt die Gelegenheit vorhanden sei, mehrere Rechte oder Nachgebungen, als ihnen zukommen und bewilligt werden können, zu verlangen oder gar zu erzwingen".



Medizinische Moden.

Die Weisen finden sich heutzutage mit den sich zum Prophetenamt berufen Glaubenden in dem Gefühl zusammen, daß wir Aerzte in unserer Kunst — in unserer Wissenschaft noch nicht so ganz — wieder einmal dicht vor einem der Wendepunkte stehen, an denen unsere Berufsgeschichte so reich ist. Da liegt denn Einem, der so lange mitthut wie ich — ich bin seit dreißig Jahren Arzt — die Versuchung nah, einen Rückblick zu wagen und sich selbst und dem geringen Theil zuhörender Mitwelt einen Rechenschaftbericht zu erstatten. Aerztliche — oder, wie man heute lieber sagt: medizinische — Geschichte ist leider ja ein Liebhaberstudium geblieben; das Bemühen, sie kreuz und quer zu durchforschen, wird wie eine Gelehrtenschrulle belächelt. Das ist zu bedauern. Denn wenige Disziplinen hätten so nöthig wie gerade die Medizin, aus der Geschichte zu lernen, sei es auch nur, um mit Faust, dem Sohn eines Modedoktors, zu sehen, „daß wir nichts wissen können", und zu erfahren, wie kluge Leute durch Schaden oft noch klüger geworden sind.

Wer nun nicht die Zeit oder die Fähigkeit zum Historiographen hat — und ich bekenne offen, daß Beides mir fehlt —, Der muß sich, wenn er überhaupt das Wort ergreift, begnügen, die Geschichte in Geschichten vorzutragen, nicht systematisch, sondern aphoristisch, auf die Gefahr, nicht ohne eigene Schuld mißverstanden zu werden. Trotz den üblen Erfahrungen, die ich gerade in letzter Zeit wieder einmal mit einer seltsamen Art wissenschaftlicher Voraussetzunglosigkeit und mit einer Ethik machen mußte, die mir oft einen doppelten Boden zu haben schien, möchte ich den Versuch solcher Darstellung nicht scheuen. Auch in Deutschland wird es noch immer ja Menschen geben, die ihren Nächsten nicht nach den über ihn herumgetragenen Legenden beurtheilen, sondern vorurtheillos auf Das hören, was er in guter Absicht ihnen zu sagen trachtet. Meine gute Absicht ist, wie die vieler Anderen vor mir, einst mit dem stolzen Bewußtsein ausgezogen, das Ungeheuer Publikum schnell überwinden zu können. Wie es mir dabei erging, wie und wo die Absicht schließlich landete: davon will ich hier Einiges erzählen.

In der Medizin — ich gebrauche das eingebürgerte Wort, ohne es als eine unsere Berufsthätigkeit deckende Bezeichnung anzuerkennen — herrschen Mode und Methode fast noch unumschränkter als auf anderen Gebieten. Ich bin kein Sprachforscher, kann mich weder mit Stumpf noch mit Mauthner messen und will deshalb gar nicht erst versuchen, dem Ursprung dieser beiden allmächtigen Wörter, die mir nicht nur im Klang ähnlich scheinen, kritisch nachzuspüren. Was ich darüber sagen könnte, wird Jeder leicht bei Meyer oder bei Brockhaus finden.

Wie Moden entstehen? Man sollte die Inhaber großer Schneider-

geschäfte einmal darüber in einer Enquete vernehmen. Charakteristisch ist, daß die Moden scheinbar ganz unvermittelt und ohne zureichenden Grund in die Erscheinung treten, als wären sie ohne überkommene Entwickelung und auch nicht aus der ein Ziel suchenden Erwägung des Einzelnen geboren, sondern mit einem Schlage der Zufallslaune willkürlich wechselnden Tageslärmens entsprungen. Ich sage: scheinbar, denn seine Wurzeln, weitabgelegene Zusammenhänge werden bei eifrigem Suchen immer zu finden sein. Im ersten Augenblick klingt es beinahe wie ein Paradoxon, wenn man von Moden in der Medizin sprechen hört. Man kann sich nur schwer zu der Vorstellung zwingen, daß ein Lebensgebiet, in dessen Boden so uralte Wurzeln ruhen, Willkürlichkeiten ausgesetzt sein soll, die aus Illogismen der äußeren Werdegänge, aus zufälliger Laune einer Epoche stammen. Heilkunde, ärztliche Kunst und Wissenschaft sind höher differenzirte Aeußerungen altruistischer Triebe, die auf Feldern blühen, wo Schutzbedürftigkeit neben Nächstenliebe, Vernunft neben Humanität, Toleranz bei primitivster Sittlichkeit dem Boden vor Aeonen urbar gemachten Mutterlandes entsprießen. Wenn die Aehren dieser Felder jedem leisen Hauch sich neigen, der die atmosphärischen Schwankungen des Menschheittages ausgleicht, so muß man solche Unsicherheit beklagen. Nicht an Reformationen oder Revolutionen denke ich dabei, sondern an die Einwirkung zusammenhangloser Willkürlichkeiten; nicht an Aenderungen der Aggregatzustände, sondern an Wallungen, Massenverschiebungen, die dadurch entstehen, daß aus mehr oder minder tiefgelegenen Schichten Blasen an die Oberfläche geworfen werden, Phänomene, denen ein Augenblicksleben bestimmt ist.

Begeben wir, um im Vergleich zu lernen, uns auf ein Nachbargebiet. Der Kultus der Furcht, die Domäne der religiösen — jetzt beinahe auch schon der „medizinischen" — Bedürfnisse kann uns manches Nützliche erkennen lehren. An Naturereignissen, wenn ich sie so nennen darf, an Umwälzungen aller Art hat es hier nicht gefehlt und Grundpfeiler, die man für unerschütterlich hielt, sind im Lauf der Zeiten gestürzt. Auch Gegensätze, die dem außen Stehenden geringfügig scheinen, haben zu ernsten Konflikten geführt. Die eine Religiongenossenschaft giebt ihrer Andacht dadurch Ausdruck, daß sie, nach ihrem Ritus, das Haupt entblößt, die andere dadurch, daß sie es verhüllt. Die Einen glauben sich ihrem Gott näher, wenn sie im Freien, die Anderen, wenn sie in Palästen ihm opfern. Der braucht Blut, Dieser Wein, Jener Wein und Brot für den Altardienst. Hier wird der Gottesbegriff in hundert, dort in tausend, da nur in drei Kategorien gespalten und von einer vierten Seite wird die Einheit gepredigt. Um solche Verschiedenheiten sind langwierige Kriege geführt, Länder verwüstet worden; ganze Epochen haben davon das Gepräge empfangen. Wer aber sieht heute noch eine zwingende Nothwendigkeit, die den Priester, das ausführende

Organ, veranlassen müßte, eine Monstranz heute mit der rechten, morgen mit der linken Hand seiner Gemeinde darzubieten, heute ein langes, morgen ein kurzes, ein rothes, ein grünes Gewand anzulegen?

Vor ähnlichen Räthseln stehen wir in der Medizin. Nochmals: ich rede nicht von Umwälzungen, auch nicht von kleinen Korrekturen, die der Kampf um die Erkenntniß in schütternden Wehen geboren oder in täglicher Erfahrung Pfennig vor Pfennig zusammengespart hat. Nicht einmal der gewaltige Erbfolgekrieg zwischen Klystier und Aderlaß auf der einen, Chemie und Sezirtisch auf der anderen Seite soll hier erwähnt werden; und von Mikroskop, Röntgenstrahlen, Spektralanalyse will ich jetzt nicht reden. Sehen wollen wir nur, wie das Handeln des Arztes bestimmt wird durch vermeintliche Nöthigungen, die nicht aus logisch entwickelten Wechselwirkungen erstehen, sondern aus heute geborenen, morgen verworfenen Forderungen.

Betrachten wir die Mode κατ' ἐξοχήν, die aus tausend bekannten und unbekannten Gründen in den verschiedenen Zeitabschnitten mit verschiedener Schnelligkeit wechselnde Form unserer Kleidung. Es ist nicht schwer, einzusehen, daß ein neu auftauchendes Kleidungstück, daß oft schon der veränderte Schnitt der Gewänder Folgen für das Gleichgewicht des Organismus haben und damit den Arzt zu veränderten Anordnungen drängen kann. Das bekannteste Beispiel bietet uns das Korset. Bevor dieses merkwürdige, anfangs als stützendes Gerüst für bucklige Weiber erdachte Schönheitmittel in die Mode kam, war ein Theil jener Vorgänge am weiblichen Eingeweidetrakt und Nervensystem unbekannt, die wir heute aus der Schnürleber folgern zu müssen glauben, und die damaligen Aerzte mußten viele Erscheinungen, die wir heute auf diesem bequemen Wege uns erklären, ihrem Verständniß auf ganz andere Art zugänglich zu machen suchen. Denn wie gefährlich uns auch das leidige Mieder scheint: wir hätten Scheuklappen vor den Augen, wenn wir glaubten, daß all die Frauenleiden, Blutarmuth, Nervenschwäche, Verdauungstörung, die wir oft durch das bloße Korsetverbot beseitigen, vor der Korsetmode nicht schon aus anderen Ursachen bestanden hätten. Das ist ein Beispiel für viele. Alle Kleidungstücke, die eine — wenn auch noch so kleine — Aenderung im Blutumlauf veranlassen: der Gurt, der Hemdkragen, der Hosenträger des Mannes, der enge, der spitze, der hochhackige Schuh, alle auch, die eine plötzliche Aenderung im Kontakt der Haut mit den atmosphärischen Einflüssen herbeiführen: Hut, Haartracht (Chignon!), Taillenausschnitt, Krinoline, Handschuh, Größe des Sonnenschirmes, Schleier, ferner die Größe und Beschaffenheit unserer Wohnräume und Möbel: das Alles und vieles Andere kann von einem zum anderen Tage den Arzt vor neue Aufgaben stellen. Wenn ich noch darauf hinweise, daß Moden des gesellschaftlichen Zusammenlebens, Zeitdauer und Schauplatz der Geselligkeit,

Aufenthalt in geschlossenen, gut oder schlecht gelüfteten Räumen, Theatern Salons, Wirthshäusern, Sportmoden mit Bewegung im Freien, Alpinismus, Moden im Essen und Trinken, Rauchen und Schnupfen, Alkohol, Thee, Kaffee, Coca, Aether, Morphium und tausend andere sofort sich kundgebende oder erst langsam sichtbar werdende Beeinflussungen des Organismus heute oder morgen zu bis dahin unbekannten Phänomenen des gestörten Gleichgewichtes führen können, so habe ich Einzelnes von dem Vielen erwähnt, das die Grenzen ärztlicher Bethätigung immer wieder verrückt.

Die Abhängigkeit des Arztes vom Publikum, die im Verkehr mit dem Kranken des Arztes Stellung herunterdrückt, hat aber noch andere Folgen gehabt. In den Tageszeitungen, in Aufsätzen über die Fortschritte der Hygiene, in statistischen und nationalökonomischen Betrachtungen über gewisse Luxusansprüche, in Geschäftsberichten industrieller Unternehmungen findet man Lobgesänge auf die ins Ungeheure wachsende Steigerung des Bäderbesuches und der über die finstersten Mächte siegende Menschengeist wird gepriesen, weil ganze Orte von Badereisenden leben und die Aktien chemischer Fabriken hoch über Pari stehen. Das mag, als eine Förderung des Wohlstandes und menschlichen Selbstbewußtseins, ja auch nicht ohne gewissen Nutzen sein. Wer aber mit dem Lichtstümpfchen Erkenntniß suchender Vernunft diese Dinge beleuchtet, sieht doch auch mächtige Schatten von all dem Glanz ausgehen. Es ist damit wie mit den von Tag zu Tag in reicherer Fülle vom Briefträger Unsereinem ins Haus gebrachten, bald fettleibigen, bald schlanken, stets aber elegant gekleideten Brochuren, den Korintherbriefen, mit denen die Chemikalienfabriken und Droguisten den Arzt beehren: nicht auf Namen und Kleid, sondern auf den Inhalt kommt es an. Wie oft handelt es sich nur um die Mode dieses Jahres, vielleicht dieses Quartals! Mag sein, daß eine „Heilquelle" — auch so ein blendendes, leeres Wort! — auf den menschlichen Organismus einen — noch nirgends befriedigend erklärten — günstigen Einfluß übt. Man mag auch im Fund einer glücklichen Synthese, meinetwegen im Antipyrin, ein weltgeschichtliches Ereigniß sehen. Wer aber ist so blind im Glauben, daß er annehmen könnte, diese oder jene Heilquelle sei wirklich in all den Millionen Fällen der unumgänglich nothwendige Faktor für die Wiederherstellung des Gleichgewichtes, all die geschrumpften Lebern, die verfetteten Nieren und Herzen, verkalkten Gefäße oder Gelenke kehrten in den gewünschten Zustand der Integrität zurück unter dem Einfluß heißen oder salzigen Brunnenwassers? Solche „Heilung" sollte nur in einem Modebad möglich und nicht auch auf anderem Wege zu erreichen sein? Im einzelnen Fall wird der kluge Skeptiker antworten: Ich weiß es nicht. Wer aber generell sagt, gewisse Kranke seien nur an bestimmten Orten mit Erfolg zu behandeln, Der dankt als Arzt ab. Wir Alle haben in sehr vielen Fällen gesehen, daß

Digitized by Google

es auch ohne Modebad geht, und in noch häufigeren, daß auch das Modebad nicht die erhoffte Heilung bringt. Wenn ich an den von Badedirektionen und Droguisten aufgestellten Fetisch glaubte, würde ich lieber heute als morgen Sozialdemokrat werden; denn eine Gesellschaftordnung, die nur dem Reichen, der ins Bad reisen und theure „Mittel“ bezahlen kann, die Möglichkeit der Gesundung gewährt, hätte keinen Anspruch auf längeres Bestehen. Zum Glück ist aber der Prachtkerl, der in Wildenbruchs „Haubenlerche“ einer kranken alten Frau predigt, nur wenn sie das Geld zu einer Badereise hätte, könnte sie gesund werden, eine komische Figur. Und komisch kommen mir Alle vor, die den Namen der „Krankheit“ schnurstracks mit dem Namen des Bades beantworten, das unfehlbar helfen müsse. So einfach wie im Automaten, der nach der Nickelspende sofort mit der Tafel Chokolade aufwartet, erledigt sich die Pflege leidender Menschen — natura sanat, medicus curat — denn doch selbst heute noch nicht.

Jahrhunderte lang war die damals noch teleologisch gesinnte Menschheit dem Schöpfer des Alls dankbar dafür, daß er im fernen Amerika einen Baum gepflanzt habe, dessen Rinde das kalte Fieber „heile“. Nach und nach aber lernte der Mensch auch diese „Wohlthat der Natur“ entbehren. Seit Knorrs Versuchen waren wir auf die Geberlaune des lieben Gottes nicht mehr angewiesen: wir verschafften uns die Vortheile seiner antipyretischen Gaben aus eigener Kraft. Wir konnten schließlich sogar Temperaturen heruntersetzen. Damit aber war der Ehrgeiz des homo sapiens noch nicht befriedigt. Phenazetin, Kairin, Salipyrin, Antifebrin, Laktophenin, Pyramidol, Analgesin, Migränin e tutti quanti wurden erfunden. Und als wir zwanzig Jahre lang Temperaturen herabgesetzt hatten, kamen wir dahinter, daß wir auf dem Holzweg gewesen waren und daß es für den Kranken meist besser ist, wenn wir seine gesteigerte Temperatur nicht herabsetzen; denn wir haben in dieser Erhöhung der Temperaturgrade eine Steigerung der organischen Lebensvorgänge zu sehen, die eher zu unterstützen als zu unterdrücken ist.

Nun kann man mir sagen: „Was fällt Ihnen ein, dieses Schwanken, dieses Hin und Zurück in unserer Erkenntniß mit Launen vergleichen zu wollen, die heute Frackschöße lang wachsen lassen, um sie morgen wieder zu stutzen? Das Bessere ist eben der Feind des Guten; und Irren ist menschlich.“ Ganz schön; aber ich frage, wie die Kriminalisten: cui bono? Die Erfindung des Antipyrins hat das Chinin so verbilligt, daß sonntags jeder Bauer sein Gramm Chinin im Topf haben kann. Jetzt habt Ihr erkannt, daß Eure Erfindung nicht von der segenreichen Tragweite ist, die Ihr geträumt hattet. Habt Ihr nun die praktischen und wissenschaftlichen Konsequenzen daraus gezogen? Nein: noch immer werden die Frackschöße heute lang und morgen kurz getragen, wird heute Phenazetin und morgen

Laktophenin verordnet. Kein vernünftiger Arzt kann in diesen Mitteln eine dauernde, unentbehrliche Bereicherung des Arzeneischatzes sehen. Jeder aber hat mit seinem Mittel „die besten Erfahrungen gemacht“. Und so läuft der eine Theil der Aerzte nebst dem Krankengefolge dem Eulaktol, Euchinin, Piperazin, Sozojodol, der andere dem Protargol, dem Itrol, dem Argentan nach. Der Frack wird weiter nach der Mode geschnitten. Um diese Behauptungen mit weiteren Beweisen zu belegen, brauchte man nur den Katalog einer beliebigen chemischen Fabrik vorzulesen. Soll aber die Heilkunde eine Industrie sein und nicht das Wirken eines Nebenmenschen für und auf den Anderen?

Soll ich noch mehr Moden nennen? Es war Mode, „Medizin zu studiren“; dann gehörte es zum guten Ton, „sich als Spezialisten niederzulassen“; Mancher macht die Mode mit, die Sommermonate hindurch in einem Bade zu praktiziren und während des Winters im Lande umherzuziehen, bei den Kollegen seine Aufwartung zu machen und sie um Lieferung von Patienten zu bitten. Soll ich von den Apothekermoden sprechen? Oder von der Mode, einem großen Arzt ein paar Aeußerlichkeiten abzugucken und diese Errungenschaft dann selbstbewußt und marktschreierisch als neues Heilverfahren zu verkünden?

Alle Ehrfurcht und Bewunderung, die wir für die wirklich brauchbaren, wirklich bedeutenden Leistungen der Wissenschaft hegen, darf uns nicht abhalten, auf Mißstände hinzuweisen und frei von der Leber über Dinge zu reden, die unseren Stand schänden, unsere Vertrauenswürdigkeit untergraben und nur Denen Nutzen bringen, die man — oft mit Recht, doch nicht immer mit genügender Selbstkritik — „Pfuscher“ nennt. Nie ist mir der aberwitzige Einfall gekommen, die Wissenschaft, der wir unseres Denkens Basis verdanken, herabzusetzen. Ich habe selbst viel zu lange streng wissenschaftlich gearbeitet — und mich für solche Arbeit schon vor einem Vierteljahrhundert sogar, woran ich sachliche, nicht schimpflustige Gegner doch einmal erinnern möchte, des von Virchow gespendeten Urtheils zu erfreuen gehabt —, als daß ich daran denken könnte, mein eigenes Nest zu beschmutzen. Erst der Flug aus dem Nest aber lehrt den jungen Vogel die Welt seines Wirkens kennen. So macht auch die Praxis, die täglich die Schulweisheit korrigirt und individuell anzuwenden zwingt, erst den Arzt. Das Geschichtchen von dem Meister unseres Wissenschaftfaches, der seinem Droschkenkutscher rieth, mit der verletzten Hand einen Arzt aufzusuchen, ist mehr als ein Scherz; und der Ehrentitel des „praktischen“ Arztes will, wenn er auch vorher schon auf dem Messingschild steht, erst im Kampf des Lebens gewonnen sein.

Die Medizin, heißt es, sei eine exakte Wissenschaft. Zum Begriff der Exaktheit gehört doch vor Allem aber das vollkommene Aufgeben des Subjektivismus, gehört die Möglichkeit, eine allgemeine, absolut giltige Norm aufzustellen. Das aber ist in unserer Kunst nicht zu erreichen. Internationale

Konventionen können Gewicht und Maß regeln, den Preis von Gold und Silber, die Bedingungen der Zuckerproduktion festsetzen, die Kalenderordnung ändern, die gemeinsame Verfolgung bestimmter Verbrechensarten beschließen, neue Ideale aufstellen, alte neu herausstaffiren, Sittlichkeitwerthe prägen und ihrer Münze das Monopol sichern. Kein Kongreß aber, kein Vertrag und kein Ukas kann bestimmen, zu welchem präzisen Zeitpunkt eine Gleichgewichtsstörung an irgend einem Organ ihre Merkmale so wechselt, daß sie aus der Kategorie der akuten in die der chronischen Affektionen übergeht. Wohl läßt der Tag sich bestimmen, an dem der Soldat aus Reihe und Glied in die Reserve tritt, der Arbeiter Anspruch auf Invalidenlohn hat. Aber nicht einmal für den Eintritt von Sommer und Winter können wir eine solche Verfügung erlassen, trotzdem wir über die kosmischen Vorgänge doch recht gut unterrichtet sind. Und noch weniger sind Vorausbestimmungen, methodische Berechnungen da möglich, wo es sich um Menschen handelt, deren individuelle Verhältnisse uns selbst bei genauer Bekanntschaft oft genug noch Räthsel aufgeben. Ich scheue mich nicht, offen zu sagen: Die Medizin ist keine exakte Wissenschaft und ihre Methoden können nur so lange auf Exaktheit Anspruch machen, wie sie am toten Material ausgeprobt werden. In der Praxis versagen sie sehr häufig und nur kritikloser Glaube wird auf sie schwören. Ein Beispiel. Die Wörter „akut“ und „chronisch“ sollen Zustände im Ablauf von Störungen bezeichnen, deren Charakteristik an sich bekannt ist. Man ist übereingekommen, eine Affektion bis zur Dauer von ungefähr sechs Wochen akut, darüber hinaus chronisch zu nennen. Wenn ein Schnupfen aber vier Wochen dauert, ist er doch wohl schon chronisch; und Typhus, Lungenentzündung, Scharlach sind in der achten Woche ihrem Charakter nach noch eben so akut wie in der ersten. Das zeigt die Unzulänglichkeit einer Terminologie, die in allen Methoden ja eine große Rolle spielt.

An dem bequemen Geländer der Methoden findet der praktische Arzt nur höchst selten einen festen Halt. Wer sie, für den Gebrauch im Krankenzimmer, nicht im Laboratorium, erfinden will, schöpft ins lecke Faß der Danaiden und darf sich nicht wundern, wenn er in der Fieberhitze schließlich verschmachten muß. Und selbst im reinen Aether der Theorie sahen wir, wenn ein Pfeiler der Gesammtanschauung ins Wanken gerieth, so oft eine ganze, für felsenfest gehaltene Methodologie zusammenstürzen, daß man beinahe schon von Methodenmoden sprechen könnte. Nie aber, scheint mir, ist, seit den Tagen der „Dreckapotheke“ und der Harnbeschauer, der praktische Werth der Methoden so maßlos überschätzt worden wie heutzutage. Wir sind so weit gekommen, daß Aerzte, die den Kranken nie gesehen haben, dem behandelnden Kollegen vorwerfen, er habe gegen das Gesetz der Methode gesündigt. Sie wissen nicht, ob die besonderen Verhältnisse dieses Mannes,

Weibes, Kindes nicht einen chirurgischen Eingriff, überhaupt jedes schroffe Vorgehen verboten; aber sie sagen mit dreister Stirn: Der hat nicht geschnitten! Ad bestias! Er ist ein Ketzer, denn er hat gegen die heilige Methode verstoßen. Der von solchem Bannfluch Getroffene kann sich dann nur mit dem Bewußtsein trösten, daß er dem Kranken, so weit ers vermochte, geholfen hat. Und darauf kommt es schließlich doch eher an als auf den Kadavergehorsam gegen die von der Mode gekrönten Methodologen.

Wer von einer Methodologie redet, macht sich keiner Uebertreibung schuldig. Die Zahl der Methoden ist Legion: Allo- und Homöopathie, Hydro-, Elektro-, Organotherapie, physikalische, hypnotische, diätetische Methode, — wer nennt all die Namen! Hatte die Empirie zuerst, meinetwegen mit Hilfe der Instinkte und Dessen, was man Zufall zu nennen gewöhnt ist, gelehrt, wie man Wunden reinigt, verbindet, einen eingedrungenen Fremdkörper entfernt, so gesellte sich bei aufsteigender Denkentwickelung das Bedürfniß hinzu, die Kausalität zu erkennen, aus der Wirkung auf die Ursache zu schließen und diese Ursache zu beseitigen oder unschädlich zu machen. Heute haben unsere Behandlungmethoden sich tausendfach differenzirt und unsere Erkenntnißmethoden haben schon ihre eigene Geschichte. Sie kommen und gehen mit dem Tage, leisten fast alle gleich Gutes und bleiben alle den an sie geknüpften Hoffnungen einen mehr minder großen Rest schuldig. Natürlich. Denn in jedem einzelnen Fall wäre das von der Methode Empfohlene je nach dem individuellen Befund zu modifiziren, — und daran fehlts manchmal. Nicht die Methode aber, sondern das klinische Bild des einen bestimmten, in seinen persönlichen Verhältnissen abgegrenzten Kranken lehrt erkennen, warum diese Ursache hier diese Wirkung haben konnte. Die Methode erleichtert den Eclaireurdienst; doch sie ist vom Uebel, wenn der Generalstabschef sie, wie ein für alle künftigen Kriege geschriebenes strategisches Rezept, in die Manteltasche steckt. Er muß den Kriegsschauplatz vor Augen haben, die Proviantirung, Munition und die psychische Beschaffenheit des Feindes kennen, ehe er die Entscheidung trifft. Alle Methoden können ihn unter Umständen zum Sieg führen. Alle Methoden können die Hebung der Kräfte eines Kranken bewirken. Nicht auf die Methode, sondern auf die Persönlichkeit des Arztes kommt es an, der sie anwendet. Men, not measures: das Wort gilt hier so gut wie in der Politik. Wenn wir tüchtige Aerzte heranziehen, die den Muth zur Verantwortung haben und nicht ängstlich stets nach dem Spezialisten oder Techniker schielen, dann brauchen wir die wissenschaftliche Bergfexerei nicht, die rastlos zur Erklimmung neuer Gipfel treibt. Sehr oft stellt sich dann heraus, daß diese Höhen niedriger sind als die vorher bekannten oder daß man von ihnen mindestens nicht mehr sieht, als man früher schon sah. Dann wird schnell wieder heruntergeklettert und in

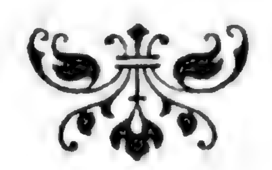
Eilmärschen gehts zurück, — zu den alten Methoden, die man besser nie verlassen hätte, weil sie cum grano salis noch immer ganz schmackhaft sind. Um des Kaisers Bart streitet, wer mit Feuereifer darüber diskutirt, ob die den Stoffwechsel fördernde reichlichere Blutzufuhr nach einzelnen Körpertheilen durch Vesikantien oder Bestrahlung, durch einen Spiritusumschlag oder ein heißes Lokalbad eher erreicht wird, ob in allen Fällen und in jedem Stadium diphtherischer Erkrankung Serum eingespritzt, der Lupus mit chemischen oder mechanischen Mitteln zerstört werden soll. Nur vor dem und für den besonderen Fall können solche Fragen ausreichend beantwortet werden. Alle Wege führen nach Rom. Von dem Zweck der Reise, der Ausdauer, dem Temperament, Gepäck, Vermögen der Reisenden hängt die Wahl des Weges ab.

Zur Vermehrung unserer Erkenntniß trägt viel weniger das Beobachten und Registriren der Thatsachen und Phänomene als deren Deutung und die Einsicht in ihre Zusammenhänge bei. Gerade aber die bloße Beobachtung, das Registriren, Systematisiren, Katalogisiren ist in der letzten Epoche der Medizin zu sehr in den Vordergrund getreten. Jeder will etwas Neues sehen, Jeder etwas vor ihm noch nicht Beobachtetes zum allgemeinen Besten beisteuern. Zum Sichten und Assimiliren bleibt unserer Zeit selten Zeit. Nur rasch vorwärts zu neuen Methoden! Dieser Drang kann der in den Laboratorien wirkenden Schaar wissenschaftlich Arbeitender Nutzen bringen, ihren Forschereifer vor der Erschlaffung bewahren; in der ärztlichen Praxis aber erweist er sich nur allzu oft als unheilvoll. Er macht Moden und muß, wenn die Mode sich nach kurzer Frist überlebt hat, nach neuen Methoden ausspähen, deren Folge dann wieder eine andere Mode ist. Die novarum rerum cupidi sind nicht zu entbehren, vielleicht auch nicht die Werkmeister und Vorarbeiter der klinischen Industrie, für die schon ein eigenes Handbuch nöthig wäre. Der Arzt aber soll nicht zum Modisten werden, der seine Kunden mit dem Schlagwort fängt: Das ist das Allerneuste!

Da ist ein Landstrich. Der Eine geht achtlos, der Andere rastlos darüber hin, ein Dritter jagt darauf, ein Vierter bearbeitet den Boden und erntet hundertfache Frucht, ein Fünfter gräbt in die Tiefe und findet werthvolles Gestein. Das Land war das selbe, aber die Verwerthung und besonders die Menschen waren verschieden: daher der verschiedene Ertrag. Auch die Methoden können sehr verschieden verwerthet werden. Richtig, für den gegebenen Fall passend wird sie nur der Arzt anwenden, der dieses Namens würdig ist. An solchen Aerzten fehlt es nicht; aber sie danken ihre Kunst nicht der Methode. Und wiederum sind die Methodiker, die Anatomen, Physiologen, Mikroskopiker wegen ihrer Wissenschaft noch keine Aerzte. Vielleicht sind sie mehr, — einerlei: die Grenze kann nicht deutlich genug gezogen werden. Einen Arzt nenne ich Den nur, der, ohne abergläubig auf Methoden

zu schwören und blind nachzubeten, was Andere vorgebetet haben, ohne nach dem Ruhm eines Diagnostikers, Spezialisten, Modedoktors zu trachten, gelernt hat, daß Erkrankungen des Einzelorganismus nicht immer so verlaufen, wie die „Krankheit“ im Lehrbuch beschrieben steht, und der nach gründlicher Erforschung der Gesammtindividualität des Kranken ihr zu geben vermag, was ihr im Augenblick gerade fehlt. Ein solcher Arzt wird die Kranken behandeln, sich nicht von ihnen behandeln, den Namen des neusten Modebades, Modemittels, der neusten Modemethode abtrotzen lassen und aufathmen, wenn nach all den Leuten, die mit einer fertigen Diagnose, mit dem Namen ihrer „Krankheit“ in der Tasche, in seine Sprechstunde kommen, sich ein natürlich empfindender Mensch einstellt, der nach guter alter Weise nichts weiter sagt als: „Mir fehlt Etwas und ich möchte wieder gesund werden.“ Dazu ihm zu helfen, ist des Arztes Pflicht. Nichts Anderes. Das scheint ein nicht schwer zu erreichendes Ziel. Aber ein Menschenleben voll harter Arbeit ist oft nicht lang genug, um diese Pflicht in den rasch auf einander folgenden Wechselfällen des Tages erfüllen zu lehren.

Großlichterfelde W. Professor Dr. Ernst Schweninger.



Selbstanzeigen.

Falsche Feuer, ein Roman aus dem deutschen Sankt Petersburg, Hermann Costenoble, Berlin 1902.

Es werden nächstens zweihundert Jahre, seit Peter der Große den Schwerpunkt der russischen Entwickelung aus dem Binnenlande Moskaus an die sumpfige Küste der Ostsee verlegte; zu seinen Helfern berief er vor Anderen deutsche Männer und deutsche Kultur. Es ist deshalb nicht unbillig, daß auch sie ihre Jubelbilanz ziehen; und sie werden eingestehen müssen, daß sie, aus tausendunddrei Gründen, heute eine Einbuße zu verzeichnen haben, eine Einbuße am Werthvollsten, was der Mensch besitzt, an kraftvoller Lebendigkeit und Entwickelungfähigkeit. Im Russenthum aufgehen konnten, wollten und sollten sie nicht; sie sind, wie kaum sonstwo eine deutsche Kolonie, durch und durch deutsch geblieben. Das heißt: sie reden deutsch, denken deutsch und sind so gut wie ausschließlich Protestanten; nur dürfen sie gegen nichts protestiren, können keine neuen Gedanken schaffen und haben nichts zu reden als Das, was längst gesagt worden ist. Es ist der strengste Konservatismus, aber nicht der einer Weltanschauung, sondern einer Nothlage. Sie bilden eine ethnologische Insel, an deren zerrissener Küste immerfort die slavische Brandung nagt, und nicht in der Schöpfung neuer, höherer, lebendiger Werthe wissen sie sich zu wehren, sondern nur durch die granitene

Starre grundsätzlicher Selbstbeschränkung in allen eigentlich Menschheit und Welt bewegenden Fragen: Wissenschaft, Kunst, Religion. Diese Verhältnisse meiner Vaterstadt, unter denen ich viel gelitten habe, wollte ich zu Nutz und Frommen aller Deutschen schildern. Am Faden einer erfundenen Geschichte reihen sich all die typischen Vorgänge, Menschen und Kreise, die unvergänglich sind, weil wesentliche Kräfte immer wieder sich in diesen Formen verwirklichen; die Personen kommen und gehen, die Ereignisse brausen vorüber, aber immer wieder kräuselt sich die Oberfläche des Stromes, wo sein Bett uneben ist. Schatten und Licht trifft daher nicht so sehr die einzelnen Gestalten wie eben die Zustände, die ich so nur schildern konnte, weil ich sie durchlebt habe. Und weil sie eben der Vergangenheit angehören, konnte ich diese Erinnerung frei vom Allzupersönlichen gestalten. Daß ich trotzdem nur Urpersönliches geben konnte, versteht sich ja eigentlich von selbst; woher man auch die Farben auf seine Palette nehmen mag: den Pinsel führt doch die eigene Hand, der eigene Geist.

Charlottenburg. Dr. Eduard von Mayer.

❧

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Vereinigte Kunstanstalten A.-G. in München.

Jeden Monat kommt ein Folioheft zur Ausgabe, das mindestens zwanzig Ansichten von der Gebirgswelt bringt, natürlich zum weitaus größten Theil aus den bayerischen, schweizerischen, österreichischen, italischen und französischen Alpengebieten; gewissermaßen zum Vergleich werden aber auch mitunter andere Gebirgslandschaften gezeigt: Skandinavien, England, die Pyrenäen, Karpathen, der Kaukasus und Ural, Himalaya und Kordilleren u. s. w. Für tadellose photographische Aufnahmen, feinste Reproduktion, bestes Kunstdruckpapier und klaren Druck ist gesorgt und die Bilder, die uns in alle Theile der alpinen Welt führen, sind so gut ausgeführt, daß man vielfach sogar die besondere Art des Berggesteins unterscheiden kann. Jedes Heft kostet eine Mark, jeder Jahrgang (den zwölf Heften wird eine kurze populärwissenschaftliche Beschreibung beigegeben) ist in einem abgeschlossenen Bande käuflich. Wir glauben, in diesem Prachtwerk, das grüne Matten, Schneelawinen und Gletscher, hastig zu Thal stürzende Bäche und von Felsen umsäumte Bergseen zeigt, jeden berechtigten Wunsch erfüllt zu haben, und entnehmen diesem Bewußtsein den Muth, es den deutschen Alpinisten nicht nur, sondern allen Naturfreunden zu empfehlen.

München. Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

❧

Variété des Geistes. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger 1902.

Der Autor zeigt hier in Form philosophischer Aphorismen die Wandlung und Selbsterziehung — wenn man will: Genesung — einer im Reich mystisch-christlicher und pantheistischer Anschauungen sozusagen geborenen Seele zu ihrem Gegensatze, dem Heiliges und Unheiliges mit gleicher Ehrfurchtlosigkeit angreifenden Skeptizismus und der Vereinigung dieser beiden Weltanschauungen in einer Hoffnung: dem harmonischen Menschen. Der geistige Mensch, der das „Geistige" überwindet, ist die höchste und letzte Form des Geistigen. Nun wird er reif,

den neuen Typus zu zeugen, der alles Gute und Schöne der Menschheit vereinigen soll, den harmonischen Menschen. Ohne die herrliche Krankheit Geist wäre der Mensch Thier geblieben. Doch hat uns der Geist selbst Mittel gegeben, seine Schäden zu erkennen, ihrer Herr zu werden. Geist bekämpft den Geist, Gegengift tötet Gift. Der Autor will dazu beitragen, die Gefahren und furchtbaren Schäden unharmonischer Geistigkeit zu bannen, den Weg, den er selbst gefunden, Anderen weisen und sie stark machen, auf ihm auszuharren. Daß so viele geistige Menschen unserer Zeit tief leidend sind, weiß man. Woher der Schmerz? Welche Mittel zur Gesundung? Der Autor gelangt zu keinem trostlosen Agnostizismus, indem er diesen schweren Fragen entgegenschaut. An die Stelle des von ihm Niedergerissenen ist er Neues zu setzen bestrebt und zwei große Aerzte der Seele begleiten und stützen ihn bei diesem Wagniß: Max Stirner und Friedrich Nietzsche.

Wien. Dr. Max Messer.

Baldurs Tod. Ein Märchenspiel in fünf Aufzügen von Paul Schmidt. Leipzig 1902. Heinrich J. Naumann, Preis 2 Mk.

Mein Drama kommt wie der märkische Siegfried aus dem reaktionärsten Lager: es ist in Jamben geschrieben und gereimt. Daß die wechselnden Bilder des vierten Aktes mit unserer rückständigen Zwischenvorhangs-Maschinerie nicht aufgeführt werden können, ohne ihren Eindruck ganz zu verfehlen: Dessen bin ich mir bewußt. Armes Jahrhundert, dessen Maschinen Wolle spulen und Garn drehen, tausenpfündige Lasten heben und Eisenzüge fortbewegen können, aber nicht eines Dichters Traum zu gestalten vermögen!

Leipzig. Paul Schmidt.

Liebeslieder moderner Frauen. Hermann Costenoble, Berlin-Jena.

An Anthologien, auch an solchen, die nur Frauenlyrik bringen, ist kein Mangel. Was aber meine Gedichtsammlung von ihnen unterscheidet, ist der Gesichtspunkt, unter dem sie angelegt ist. In das Bändchen wurden nur solche Gedichte aufgenommen, in denen sich das Liebesleben der Frau in charakteristischer Weise spiegelt. Es ist also hier ein erster Versuch gemacht, einen kleinen Beitrag zur Psychologie des liebenden Weibes zu liefern, der jedenfalls Anspruch auf Authenzität erheben kann, denn man hat es mit lyrischen Selbstbekenntnissen aus Frauenmund zu thun. Und zwar moderner Frauen, zeitgenössischer Dichterinnen, die von der altgewohnten, vieltausendjährigen Scheu des Weibes, auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens redend und handelnd zu treten, frei geworden sind, ja, die zum Theil mit einer Unbedenklichkeit ihr innerstes Gefühlsleben bloslegen, die Manchen überraschen mag.

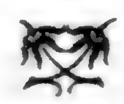
Dr. Paul Grabein.

Totentanz. Verlag von A. Harms, Hamburg. Titelbild von Josef Sattler. 1902.

Ich beabsichtige weder, mein Buch anzupreisen, noch, irgend Etwas zu seiner Erklärung zu sagen. Beides ist Sache des Buches. Entlassen aus der

Werkstatt, ist es majorenn und mag für sich selbst sorgen. Nur der Titel veranlaßt mich — um mit Fritz Reuter zu reden — „tau ne lütte Vörred', damit mi kein Nahred dröppt." Totentänze und ähnliche Weisen sind heute modern. Dies aber ist kein Modebuch. Ueber die Entstehung der Erzählungen spannt sich ein Zeitraum von vierzehn Jahren und selbst die zweitjüngste von ihnen, „Gefängnißaufseher Streuber", haben die Leser der „Zukunft" schon vor zwei Jahren kennen gelernt. Auch hatte ich das Wort Hebbels, das dem Buch zum Geleit mitgegeben wurde, schon als Knabe in mein Notizbuch geschrieben: „Durch den Todesgedanken den goldenen Faden des Lebens zu ziehen! Eine höchste Aufgabe der Poesie". Also dies (übrigens anspruchslose) Buch ist nicht von der Mode diktirt, sondern von jener inneren Nothwendigkeit, die unerklärlich in uns wirkt, die manches Kommende vorausfühlt und halb unbewußt darauf hinarbeitet. Seltsam genug, daß die meisten dieser Erzählungen unter der Regirungzeit des Despoten Naturalismus entstanden sind, dessen Aufgaben bei den allgemein bekannten Dingen unserer Ameisenwelt zu Ende waren, der kaum einmal das Dasein bis an seine Grenzen zu verfolgen unternahm und dem grausamen Tanz von Tod und Liebe auf dieser Erdkruste nicht mehr Aufmerksamkeit schenkte als der gewürfelten Bettdecke eines Armenhäuslers. Doch wir verdanken ihr viel, dieser Zeit der Froschperspektive, und wollen ihre Leute nicht höhnen. (Uebrigens: De mortuis ... etcetera). Heute aber wird man sich erlauben dürfen, einem fabulirten Werk der Feder, gleichviel, ob es ein Drama in fünf Akten oder eine kleine Erzählung von wenigen Seiten ist, — frei nach Maeterlinck — drei Fragen zu stellen, um es auf seinen Werth zu prüfen. Erstens: Ist es in der Form schön? Zweitens: Ist es mit Leidenschaft und von einer Persönlichkeit dargestellt? Drittens: Fehlt ihm neben dem Untergrund auch nicht der rechte Hintergrund und Obergrund? Ich meine den Grund, der sich über und hinter allen Dingen wölbt; der hinaus über den Dunstkreis des roh Thatsächlichen ein Sinnen und Ahnen weckt von den geheimen Fäden, die das kleine Fragment eines Menschenlebens mit dem Unbekannten verknüpfen, das alle Dinge richtet und überragt. Josef Sattler hat, meiner Meinung nach, diesen drei Fragen in seinem Titelbilde Rede gestanden. In der Form schön, ist das Bild selbst von künstlerischer Leidenschaft: dieser wilde Tanz Freund Heins auf der Erdkugel! Seine Kappe mit der rothen Feder ist im tollen Reigen vom Schädel geflogen und der große graue Mantel hinter ihm weht im Schwung der sich drehenden Erde und der Tanzbewegung des Gerippes in mächtigen Serpentinlinien, deren Ausläufer an die Randformen der Fledermausflügel erinnern. Dieser graue Umhang, in dem sich die geschwungenen Arme des Tanzenden zu Faltenlinien verflüchten, ist unendlich größer als die Erdkugel. Wie ein gewaltiger Vorhang, hinter dem die ewigen Räthsel und Zusammenhänge des Seins verborgen sind, reckt er sich flatternd empor. Das Titelbild, eigentlich zu anspruchsvoll für das bescheidene Buch, wird, hoffe ich, auch Die ein Wenig mit meinem „Totentanz" versöhnen, denen der Inhalt des Buches unversöhnlich mißfällt.

Karl Strecker.



Distelfinken.

Distelfinken umflattern mein Haus. Ein ganzer Schwarm. Den langen Winter waren sie da. Und wenn sie sich auf die schwanksten Aestchen der jungen Bäumchen setzen, so neigen sich die Aestchen leicht und schaukeln sacht mit ihrer graziösen Last. Lauter niedliche, bunte Schöpfungsgedanken, diese kleinen Vögel. Ich sehe ihnen zu und horche auf ihr leises Gezwitscher; denn noch singen sie nicht; erst wenn der Frühling kommt, der Frühling und die Sonne...

Distelfinken umflattern mein Haus, zwitschern mir in Kopf und Herz. Und ein leiser, wässriger Frühsonnenstrahl streicht über das bunte Scheunendach da drüben und läßt mich Frühling ahnen.

Und eben, als ich das Frühstück nahm, umschmeichelte mich mein dreijähriger Blondkopf und that wichtig und geheimnißvoll, als wolle er mir Etwas verrathen. „Schatz, erzähl' mir was", sagte ich ermunternd. Und er fing an:

„Da kam die böse Stiefelkönigin zum Schneewittchen und fragte, ob es Aepfel kaufen wolle. Nein, sagte das Schneewittchen, ich kaufe keine. Und da gab sie ihm doch einen, einen ganz giftigen. Und da hat das Schneewittchen ein Messer genommen und hat alles Giftige abgeschnitten und fortgeworfen und hats gar nicht gegessen. Gar nicht! Und da hab' ich ihm gesagt: Du bist lieb, und weil Du so brav warst, brauchst Du auch gar nicht im Eckchen zu stehen. Und da kamen die Zwerge und haben furchtbar gelacht."

Hoiho! Das ist doch eine liebe Geschichte, nicht wahr? Mein Blondkopf mag die Katastrophen nicht, die durch Menschendummheit und Menschenbosheit herbeigeführt werden, und so arbeitet er Tag vor Tag mit seinen lieben Gedanken herum, bis er alle traurigen Ausgänge in liebe und freundliche verwandelt hat. Eher läßt ihm eine Geschichte keine Ruhe. Wer von uns ganz gescheiten Leuten dem Kinde Das doch nachmachen könnte und wollte! Wem Das doch noch so innerster Instinkt und heiligstes Herzensbedürfniß wäre!

... Gen Grünwald gings, wo die Isar rauscht. Ein Sommermorgen wars von herrlicher Klarheit und Pfingstsonntag obendrein. Noch lag ich in den Federn, als es an meiner Schelle rasselte. „Was heißt denn Das? Eben erst halb sechs Uhr! Wer kann da sein?" Ich sprang auf und öffnete.

„Vorwärts, Freundchen! Angezogen, rasch, und hinaus in die schöne Welt!" lachte es mir entgegen.

Meinen Augen traute ich kaum, als ich die hohe Gestalt in langem, schwarzem Talar vor mir sah.

„Was wollen denn Sie so früh, Herr Doktor?"

„Werdens schon sehen! Machens zu!"

Bald war ich so weit und wir verließen fröhlich das Haus. Eine Morgenwanderung in wunderbarster Frische. Vor Harlaching überkreuzten wir auf dem Stege den Fluß und schlugen uns auf das rechte Ufer hinüber. Mein Freund, ein katholischer Pfarrer, war in üppigster Stimmung. Einige Leute begegneten uns mit Gebetbüchern. „Die denken auch, der Schwarze thät' gescheiter, er ginge heim und läse seine Messe in der Kirch'," brummte er. „Aber die ganze Woche, das ganze Jahr thut Unsereins nichts Anderes. Heute hab' ich Urlaub, heut' am Pfingstsonntag. Da wird hier draußen Mess' gelesen."

Ich lachte. Wars meinem teuflischen Gemüth doch viel lieber so.

„Und warum ich so früh geh'? Einfach: wenn nachher der Schwarm der Münchener mit Kind und Kegel herauskommt, ists nimmer schön. Ich mag den Wald nicht, wenn überall Scherben und Papierfetzen und Wurstfelle herumliegen. Darum so früh. Noch war Keiner draußen, noch ist Alles frisch und schön, ein Herrgottsgarten, in dems Einem wohl werden kann."

An der Menterschwaige machte er Halt. „Sollen wir? Eine erste frische Maß? Eine halbe?" Er besann sich. Dann energisch: „Nein; sonst bleiben wir da hocken womöglich und gar früh ists auch noch."

Also vorwärts, dem Ufer entlang, an der großheselloher Eisenbahnbrücke vorbei, gen Grünwald. Herrlich, wie sich das Thal verengte, der Fluß in der Felsentiefe rumorte, herrlich der leise rauschende Wald am Ufer entlang. Mein Herz war offen und alle meine antikatholischen Grobheiten warf ich dem heiligen Manne neben mir in trauter Gemüthsruhe an den Kopf. „Wenn die Kirche noch so handelte, wie Christus lehrte" . . . fing ich an.

„Ach, was: lassen Sie mich aus mit Ihrem Christus!" kam die Antwort. „Das beste Rennpferd kann man zu Tod schinden; und was ists nachher? Was denn? Ein dürrer Klepper ists, reif für den Wasenmeister. Und so macht Ihrs mit Eurem Christus; daran soll dann Unsereiner seine Freud' haben, was? Zustimmen soll er gar? Gehens mir! Sie sind doch sonst schon ein Bissel gescheiter und packen das Leben nicht gerad' bei seiner dürrsten Seite an. Christus ist auch manchmal spaziren gegangen, und wenns schön war draußen, am Liebsten. Und das Dümmste hat er gerad nicht geredt, wenns so um ihn geblitzt und geleuchtet hat, wie um uns Zwei hier. Das Herz ist ihm voll worden und um die weisen Huckelmänner drin in den Synagogen hat er sich den Teufel geschert."

„Sie, wenn Sie noch lange so fort reden", fiel ich ein, „dürfen Sie Ihren schwarzen Rock bald an den Nagel hängen."

„Sofort, wenns sein muß! Aber keine Minute eher, als bis Sie Ihr Gesellschaftkostüm an den selben Nagel hängen und die ganze Sippschaft da drin das ihre auch. Nachher, wenn Jeder so erscheint, wie er ist, thu ich schon mit: und ich werd' nicht zu Denen gehören, die sich am Meisten dabei zu schämen haben. Grad gewachsen bin ich schon noch und innerlich ist auch noch nicht Alles verhutzelt. Aber so lang mir die Wahrheitmenschen so in ihren Wämmsern vor den Augen herumflunkern wie jetzt, behalt' ich das meinige auch an und schaff' darin, was mir am Besten scheint. Dummes Zeug kriegen meine Pfarrkinder keins von mir zu hören und Politik schon gar nicht. Aber für guten Humor sorg' ich und für einen guten Willen, damit was Rechtes geschafft wird in der Welt."

„Doktor, was ich Ihnen erzählen wollte! Am Mittwoch war der Kooperator von Sankt Ludwig bei mir. Es drücke ihn schon Wochen lang, er müsse endlich Klarheit schaffen, fing er an. Er könne sich gar nicht anders denken, als daß ich einmal tief gekränkt worden sei."

„Der Esel!" brummte der Doktor dazwischen.

„Und so solle ich ihm mein Herz einmal eröffnen. Er hoffe sicher, daß ich in den Schoß der Kirche zurückkehren werde, wenn erst diese Wolke aus meiner Erinnerung verscheucht sei."

„Haha — ha ha!" stand da Einer und lachte. „So ein Wolkenschieber!

Gekränkt muß Einer sein! Anders kann Der sich nichts vorstellen. Na und? Sie haben ihn doch 'nausgeschmissen hoffentlich."

„Ich? Nein!"

„Was? Nicht? Na, was habens denn gethan? Etwa gar mit ihm diskurirt? O, Sie . . ."

„Na, zuerst hab' ich einmal gerade herausgelacht, wie Sie eben."

„Sehr gut. Der wird Augen gemacht haben!"

„Milde Augen, wehmüthige Augen, wie der Heilige Aloysius."

„Sie — redens nicht von Dem! Von Dem wissens so wie so nichts. Also ohne Aloysius weiter mit den Schafsaugen!"

„Na, na! Er ist doch immer Ihr Kollege, Ihr Konfrater so zu sagen."

„Ja, ja, ich weiß: in Christo. Verstanden? Nur in Christo! Aber eben darum . . . Na, was hat er denn gesagt?"

„Nicht viel! Aber ich hab' ihm gesagt, er solle sich weiter keine Mühe geben, ich hätte meinen Seelsorger schon und Der seien Sie!"

„Wa—a—a—as?! Nein, da hört sich schon Alles auf. Doch jetzt muß ich erst recht wissen, was er da gesagt hat."

„Nun, nicht gerade was Schlechtes. Er meinte, Sie hätten leider viel zu viel Philosophie studirt. Er habe sich alle Mühe gegeben, sich in Ihre Anschauungen hineinzufinden. Aber bis jetzt sei er damit noch nicht durchgedrungen. Doch wolle er sich gern beruhigen, da er voraussetze, Sie seien immerhin ein wahrer Vertreter Christi . . ."

„O, diese wahren Vertreter Christi! Sie wissen doch, was es heißt in unserer süddeutschen Sprache. Vertreten ist so viel wie Zertreten; und Das heißts hier bei ihm."

„Und so könne er das weitere Werk meiner Rettung Ihnen überlassen."

Wie vom Blitz getroffen, stand mein Begleiter. „Ich, Proselyten machen? Und Sie glaubens womöglich gar, daß ich so schmutzige Geschäfte treibe, einen ehrlichen Kerl von seiner ehrlichen Meinung abzubringen? Solche Lumperei traut Der mir zu, dieser Herr Konfrater? Wissens was: Das ist schon zu dumm, saudumm. Aber Esel sind wir auch, wir Zwei, daß wir solches Zeug mit daherausschleppen in die pfingstsonnige Herrlichkeit. Ist Das etwa besser als Käsepapier und Wurstfelle? Gehens zu und schämen wir uns bis in die tiefste Seel' hinein!"

Schweigend schritt der Doktor neben mir. Dann stand er. Ein Fink schmetterte sein Lied vom nahen Buchenast. „Du weißt besser, was sich hier draußen paßt", sagte der Doktor. „Und von Dir, Du dummes Viech, wie Dich die Menschen nennen, können sie Alle mit einander noch lernen. Auch Sie, Sie Wahrheitmann! Lernens von Dem da!"

Wieder schritten wir weiter. Die Sonne leuchtete. Der Fink sang hinter uns her. Die Buchenwipfel rauschten leise. Und vor uns winkte das Ziel —: Grünwald.

„Wissens was?" sagte der Doktor. „Ehe ich mit Ihnen da hineingehe, sag' ich Ihnen was. Jetzt wollen wir Gottesdienst feiern. Pfingstgottesdienst, wir Zwei. Wir werden uns eine frische Maß geben lassen und sie mit allem Wohlbehagen trinken. Weiter nichts! Verstehen Sie Das?"

„Ich schon!“

„Also weiter! Wenn Sie es nur verstehen. Die Anderen verstehens so wie so nicht. Saufen nennen sies. Schlemmen, schlampampen in aller Früh schon. Aber wir nennens anders: für ein fröhliches Herz sorgen! Und ich sag' Ihnen, was Ihnen auch Einer daherreden mag, und wenns das Gescheiteste wär': es giebt keinen schöneren Gottesdienst, es giebt überhaupt nichts Klügeres auf der ganzen Welt, als dafür zu sorgen, daß der Mensch ein fröhliches Herz hat. Ein fröhliches Herz ist zu allem Guten aufgelegt. Also sehe der Mensch, wie er daran komme und sichs bewahre!“

So sagte mein treuer Seelsorger und ich folgte ihm.

Wenige Schritte nur that er in den Wirthsgarten hinein. Dann stutzte er. Und von einem der noch einsamen Tische her erscholl es freudig:

„Wer kommt? Was seh ich? O, Ihr guten Geister!
Mein Roderich!“

„Mein Carlos!“ Mein Seelsorger breitete die Arme aus.

Und herüber schlugs gar prächtig:

„Ist es möglich?
Ists wahr? Ists wirklich? Bist Dus? O, Du bists!
Ich drück' an meine Seele Dich, ich fühle
Die Deinige allmächtig an mir schlagen.
O, jetzt ist Alles wieder gut!“

Und ein Gelächter, ein Begrüßen, ein Erklären ging los, als hätten wir uns eine Ewigkeit her nicht gesehen. Und doch: erst den vorigen Dienstag abend hatten der Hofschauspieler und ich mit unserem Seelsorger verphilosophirt. Schelling war das Thema gewesen; und großartig wars, wie unser Pfarrer uns nach und nach mit diesem Weisen bekannt gemacht hatte.

„Daß Sie nur auch da sind!“ kicherte er nun fröhlich und schlug dem Hofschauspieler auf die Schulter. „Der da hat sich wieder an meinem schwarzen Kittel gerieben. Aber abgefahren ist er. Werd' mir meinen feinsten Rock gleich kahl scheuern lassen!“

Nun, was jetzt kam, weiß man ja. Wo sich Drei so treffen in München oder in seiner Nähe, da schäumts. Und es schäumte aus fröhlichen Herzen. „Mathieu, Du bist wieder einmal recht ausgelassen“, hätte unser pädagogisches Marterfräulein gesagt, wenn sie dabei gewesen wäre. „Geh hinein und schreibe fünfundzwanzigmal auf Deine Tafel: Alles mit Maß.“ Sie war nämlich überall sehr mäßig; nur das Spruchschreibenlassen und Knuffen und Beten betrieb sie stets ohne Maß. Und wenn meine Mutter nicht gewesen wäre, ich glaube, ich säße heute noch vor meiner Tafel und schriebe, schriebe, schriebe ...

Distelfinken! Ich hörte ihr Gezwitscher und sah ihr buntbeflügeltes, reizendes Geflatter. Und alte, bunte Stunden flatterten auf in mir und erzählen von Freuden und Leiden und hellen Sonnenstrahlen.

Distelfinken! Mein Vater hatte in seinem Garten einen jungen Kirschbaum gepflanzt, eine Edelkirsche, deren Frucht so groß sein sollte wie eine kleine Pflaume. Im nächsten Frühjahr schon blühte das Bäumchen; und siehe da: ein Distelfinkenpaar siedelte sich in der Krone an und baute sein Nestchen hinein. Von Weitem sahen wir den emsigen Vöglein zu und erlebten ihre Freude

mit, bis eines Tages eine fünfköpfige junge Gesellschaft die beiden Alten umtänzelte auf den schwanken Aesten unseres Kirschbäumchens. Liebe Kerlchen waren es alle und sie piepten so nett und schlugen so unbeholfen noch mit den Flügeln, flogen die Alten mit Futter herbei. Neulich ging ich vorüber und sah den Baum. Groß und stark war er geworden, aber er stand auf fremdem Boden nun. Und weiter ging ich; da stand auch unser Haus. Oede, grau, verlassen, die Läden geschlossen, die Wege im Garten mit Gras bewachsen, die Rosen verwildert, mit braunen, erfrorenen Knospen an den struppigen Zweigen. Kein Leben mehr, keine Sonne, keine Farbe. Nichts rührte sich noch. Doch . . da . . um das Rosenbeet spitzten Tausende von Schneeglöckchen aus der aufthauenden Erde. Ich hatte sie einst gepflanzt, ich selbst, direkt unter dem Fenster, an dem meine Mutter immer saß. Da stand ich nun und schaute über die Mauer in einen Garten, der nicht mehr mir war und wo doch so Vieles mein Eigenthum gewesen. Ein Anderer ist nun Herr unseres Hauses und unseres Gartens. Alle Sonnenstrahlen gönne ich ihm. Und wenn erst wieder im Garten Blumen blühen und Distelfinken zwitschern und liebe Kinderstimmen erschallen und wenn ein Bube sich findet mit glänzenden Augen, der meinen selbstgezimmerten Taubenschlag wieder aufbaut und sich an meinen Veilchen erfreut, so will ich in die Hände klatschen und jubeln, daß Leben, sonniges Leben da wieder einzog, wo jetzt Erinnerung nur mit grauem Flügelschlage flattert.

Distelfinken: schnell! Kommt rasch zurück! Laßt Euch nicht schrecken! Nur eine kleine Wolke wars, die eben vorüberzog. Seht: dort treibt sie schon hin vor dem Winde, ein flatterndes Segel, — und hinter ihr her schießt es aus der Höhe mit goldenen Pfeilen.

„Mama, bringst Du uns was mit?“ sprudelt mein Blondkopf.

„Nein, heute nicht! Ich hab' kein Geld.“

„O, dann komm' schnell zum Papa! Der giebt Dir Geld. Der hat immer furchtbar viel Geld.“

Dieses unerschütterliche Vertrauen des Kindes in seinen Papa! Das muß doch wirklich ein reicher Mann sein, dem ein Kind so vertraut! Nicht wahr? Und wie hilft mir der Kleine schon, wie tröstet er! Neulich entfuhr es mir: „Heute nicht! Ich hab' kein Geld!“

„O, sei nur ruhig! Morgen geh' ich auf die Post und kauf' Dir Geld. Und dann bring' ichs Dir, eine ganze Hand voll.“

Morgen! Eine ganze Hand voll! Bei solchen schönen Aussichten läßt sichs doch ruhig leben. Und so überlegen wir heute, was wir morgen mit all dem Gelde thun. Drüben winken die Taunusberge in wunderbarer Bläue und rechts davon liegt Frankfurt. Also morgen gehts nach Frankfurt zum Onkel Doktor und dann holen wir den Paul und laufen Alle in den Zoologischen Garten. Morgen! Gelt? Und dann sehen wir Löwen und Bären und Affen und . . .

„Die ganz, ganz kleinen — so klein — Aeffchen sehen wir dann“, fällt mir mein Schatz ins Wort.

Also morgen! Und Das wird fein dann!

Distelfinken! Da fliegt mein bunter Schwarm auf und davon! Laßt sie! Sie werden schon wiederkommen. Und wenn sie kommen, wirds neue Freude geben.

Laubenheim. Mathieu Schwann.

Exner und Genossen.

Fast genau ein Jahr nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank vollzieht sich an der Pleiße das Strafgericht über die Aufsichträthe und Direktoren des verkrachten Institutes. Heute wirds Einem beinahe schon schwer, sich auf die Einzelheiten dieses Falles zu besinnen; die ungewohnte Fülle der in zwei Jahren gehäuften Finanzkatastrophen verwirrt das Gedächtniß. Und doch war gerade der leipziger Krach nicht nur das unerwarteteste, sondern wohl auch das am Weitesten fortwirkende von allen Ereignissen der letzten Krisis. Daß große Aktienkapitalien nicht vor dem Zusammenbruch schützen, daß die allerschönsten bilanzmäßigen Reservefonds wie die Spreu vor dem Winde zerflattern: diese alte Erfahrung hat noch jede Schwindelaera erneut. In Leipzig aber brach mit der einzelnen Bank auch eine ehrwürdige Tradition zusammen und ein Grausen ging durch die Bureaux. „Welch Haupt steht fest, wenn dieses heilge fiel?" Nach dem Krach habe ich hier Einiges aus der Geschichte der Leipziger Bank erzählt und daran erinnert, daß vor bald siebenzig Jahren nicht das spekulative Bedürfniß des Augenblickes, sondern die gebieterische Forderung der wirthschaftlichen Zustände zur Gründung dieses Institutes trieb. Seit es ein Deutsches Reich gab, sank die alte Leipzigerin sacht zum Rang einer Provinzbank herab. Immerhin blieb ihr ein Theil des früheren Nimbus und der überlieferte Ruhm wirkte noch so stark, daß die leipziger Geschäftsaristokratie sich in den Aufsichtrath drängte und viele Großkaufleute der alten Meßstadt es gewissenmaßen für eine Ehrenpflicht hielten, wenigstens einen Theil ihrer Geschäfte durch die Leipziger Bank zu machen. Das muß man bedenken, um zu verstehen, welche Bedeutung der Sturz dieser Bank für Leipzig hatte. Die Vaterstadt wurde pekuniär von der Katastrophe natürlich härter als irgend ein anderer Ort getroffen; noch schmerzhafter aber war die psychische Wirkung des Stoßes. Die alten Leipziger fühlten ihre lokale Ehre getroffen: ihr partikularistisches Gemüth war im tiefsten Grunde verletzt. Das merkt man noch jetzt, wenn man mit Leipzigern über den Prozeß spricht. Sogar die Hotelportiers, denen die vielen Gäste, Zeugen und Sachverständige, die der Prozeß heibeigeführt hat, doch recht ansehnlichen Verdienst bringen, fluchen Herrn Exner. Freilich ist Exner kein Sachse, für Klein Paris also, was den Hellenen jeder Fremde war: ein Barbar. Da kann der Zorn sich zügellos austoben. Der frühere Direktor Dr. Fiebiger und Exners Mitdirektor Dr. Gentzsch, deren Vergehen viel milder beurtheilt werden, stammen aus Sachsen; mit einem Schein von Recht kann deshalb der sächsische Spießbürger ausrufen, er habe ja stets gesagt, das Gute, Echte, Solide wachse eben doch nur im Lande der Wettiner. Die Menge ist zu kurzsichtig, um einsehen zu können, daß Exner so gefährlich nur werden konnte, weil sein Treiben vom sächsischen Geschäftspartikularismus fast völlig der Kontrole entzogen war; man konnte ihm von außen her nicht in die Karten sehen und so fand er die Möglichkeit, seine Betrügereien Jahre lang zu verschleiern.

Interessant war in der Gerichtsverhandlung zunächst die Enthüllung der Gründe, die zum Engagement Exners geführt hatten. Die Bank war greisenhaft geworden und man brauchte frisches Blut. Was aber greisenhaft und marastisch schien, war zum Theil einfach nur sächsisch. Man kann sich, wenn

man nicht lange in Sachsen gelebt hat, kaum vorstellen, daß es außer Mecklenburg noch einen deutschen Bundesstaat giebt, in dem Zustände, die uns fast mittelalterlich scheinen, sich im wirthschaftlichen Leben so lange und so gut konservirt haben. Der gebildete, modern empfindende Sachse klagt und seufzt selbst darüber: also muß es wohl wahr sein. Einen kleinen Vorgeschmack bekommt schon der Fremde, der in einem der beiden ersten Hotels in der Roßstraße absteigt. Preise, Essen, Bedienung entsprechen wirklich dem Rang eines ersten Hotels. Die innere Ausstattung aber ist, wenn man von einem Bischen Stuck und weichen Teppichen absieht, fast noch genau so, wie man sie vor fünfzehn Jahren zu sehen gewohnt war. Daneben sind prachtvolle, modern ausgestattete Hotelpaläste entstanden; aber die beiden alten Hotels gelten den meisten Leipzigern heute noch als die feinsten. Von dem Segen der freien Konkurrenz will der Durchschnittssachse nichts hören. Die Regungen eines allen Fortschrittswünschen mißtrauenden Geistes spürte man auch in der Geschäftsführung der Leipziger Bank. Als Exner, der in der Deutschen Bank gelernt hatte, das Gelernte in seiner neuen Stellung verwerthen wollte, gefiel den verehrlichen Aufsichträthen an der neuen Manier sehr Vieles nicht. Besonders fanden sie, es sei unter der Würde ihres Institutes, mit allzu vielen Offerten spekulativer Art an das Publikum heranzutreten. Ein Aufsichtrathsmitglied sagte in der Hauptverhandlung aus, die etwas wilde Betriebsamkeit Exners sei an dem gesunden Sinn der leipziger Bevölkerung schließlich gescheitert.

Nicht nur um eine wirthschaftliche, sondern auch um eine lokalpatriotische Angelegenheit handelt es sich also in Leipzig. Deshalb ist der Andrang zur Hauptverhandlung auch viel stärker als etwa in Berlin beim Prozeß Sanden. Man muß auch zugeben, daß die leipziger Angeklagten interessanter sind. In Berlin ist eigentlich nur Eduard Sanden, vielleicht auch noch Eduard Schmidt psychologischer Beachtung werth; die meisten anderen Angeklagten sind geistig unbedeutende Dutzendmenschen. Exners Nachbarn auf der Anklagebank erregen schon deshalb Interesse, weil sie den feinsten Kreisen angehören. Unter den Aufsichträthen finden wir zwei Rittmeister der Landwehr, einen Ritter des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse, drei Ritter des Albrechtordens; und die schönen Titel eines königlichen Kommerzien- oder Kammerrathes schwirren an andächtigen Ohren vorbei. Schon jetzt möchte ich, nach dem persönlichen Eindruck, behaupten, daß diese Männer wirklich dupirt worden sind. Welches Interesse sollte sie zum Betrug treiben? Sie waren reiche, angesehene Leute, sind zum Theil noch jetzt Inhaber erster leipziger Firmen und hätten, um ihren geschäftlichen Ruf zu wahren, sicher ohne Zaudern ihr ganzes Vermögen geopfert. Sie wußten vielleicht nicht, in welchem Umfang ihre Bank sich bei der Trebertrocknung engagirt hätte. Exner kann sie hintergangen haben. Trotzdem sind sie nicht unschuldig. Nach dem Gesetz ist Jeder strafbar, der in der Wahrnehmung der Aufsichtrathsgeschäfte die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns vermissen läßt. Gegen diese Vorschrift haben die Herren gesündigt. Es ist lohnend, darauf zu achten, wie oft dieselben Menschen, die in ihren eigenen Geschäften sich gewiß peinlichster Sorgfalt befleißen, als Aufsichträthe ihre Pflicht nicht erfüllen. Einen großen Theil der Schuld trägt die Mißbildung unseres Aufsichtrathswesens. Auch bei der Leipziger Bank gab es eine „Obligokommission“, der allein das

Recht zustand, die einzelnen Debetsalden zu prüfen. Wer dieser Kommission nicht angehörte, kümmerte sich nicht selbständig um diese Dinge; ja, er durfte und konnte sich eigentlich gar nicht darum kümmern: denn nicht jedes Aufsichtrathsmitglied ist ohne Weiteres befugt, die Bücher und Skripturen der Gesellschaft einzusehen. In Leipzig scheinen die Aufsichtrathssitzungen oft, schon ehe sie begannen, protokolirt worden zu sein. Die Herren sahen in ihrer Thätigkeit also selbst nicht viel mehr als eine Komoedie. Der Aufsichtrath hat bei uns ja überhaupt eine Zwitterstellung; er soll nicht nur für eigene Thaten, sondern auch für die Anderer haften, deren Geschäftsführung er doch nicht bis ins Einzelne zu prüfen vermag. Und je länger Aufsichtrath und Direktion zusammen arbeiten, vielleicht auch gesellschaftlich mit einander verkehren, um so schwächer wird natürlich das Gefühl der Kontroleurpflicht. Ein gedeihliches Arbeiten wäre ja nicht möglich, wenn der Aufsichtrath die Direktoren von vorn herein als Schwindler betrachtete; ein gewisses Maß von Vertrauen muß er ihnen entgegenbringen. Thut er Das aber, dann darf man sich auch nicht wundern, wenn er nicht ohne Beweisgrund annimmt, die Direktoren könnten ohne die geringste thatsächliche Unterlage Posten in die Bilanz einstellen.

In dem leipziger Fall könnte der Aufsichtrath übrigens die Persönlichkeit Exners als Entlastungmoment anführen. Man muß Exner vor Gericht gesehen haben, um zu begreifen, wie er auf seine Leute wirkte. Er hat stahlharte blaue Augen und einen prächtigen blonden Vollbart, konnte also bei sächsischen Antisemiten kein Mißtrauen erregen. Er ist ein schöner, eleganter Mann, weiß mit den Worten trefflich zu jongliren und hat für die knifflichsten Dinge die einfachsten Aufklärungen. Wer je im Gefühl seiner Unschuld vor Gericht stand, hat unter dem Bewußtsein gelitten, daß der auf der Sünderbank Sitzende von vorn herein als schuldig gilt; der selbe Mensch würde, wenn ihn die Robe des Staatsanwaltes zierte und er in lauten Brusttönen gegen einen Verbrecher wetterte, ein tadelloser Ehrenmann scheinen. So wird denn jetzt auch Exner überall für einen Schwindler gehalten. Aber man denke sich den vornehmen, liebenswürdigen Herrn nicht als Angeklagten, denke ihn sich der muffigen Luft des Gerichtssaales entrückt und man wird sofort verstehen, daß er dem Aufsichtrath über jeden Verdacht erhaben scheinen mußte. Natürlich können auch diese mildernden Umstände den Aufsichtrath nicht völlig entlasten; er hat sich denn doch allzu lau und nachgiebig gezeigt. Als die Konkurrenz erbittert gegen die Trebergesellschaft kämpfte, meinten die leipziger Herren, gerade in dieser Erbitterung den Anlaß zu gestärktem Vertrauen finden zu sollen. „Denn", sagt einer der Mitangeklagten, der Inhaber der vornehmen Bankfirma Frege & Co., „wenn es mit der Trebergesellschaft wirklich so faul stand, dann konnte die Konkurrenz doch gar nichts Besseres thun als: ruhig zusehen, wie die Trebergesellschaft sich selbst zu Grunde richtete." Die Konkurrenten der Kasseler hatten aber allen Grund, nicht ruhig zu bleiben. Die Direktoren der Trebergesellschaft hatten, weniger in betrügerischer Absicht als unter dem Einfluß wachsenden Größenwahnes, weit unter dem Marktpreis große Abschlüsse gemacht, deren Erfüllung ihnen nicht möglich war, da sie solche Mengen gar nicht produziren konnten. Nicht nur machten sie damit selbst kein Geschäft, sondern sie ruinirten auch noch den anderen Firmen den Markt. Die angeklagten Aufsichtrathsmitglieder führen zu ihrer

Entlastung auch an: der hohe Kursstand der Bankaktien habe doch bewiesen, daß Niemand Mißtrauen gegen die leipziger Bank hatte; weshalb sollten gerade sie da mißtrauisch werden? Merkwürdig; die Herren gehörten selbst einem Haussekonsortium für Treberaktien an, wußten also, wie mans anstellen muß, um den Aktienkurs und den Schein strenger Solidität bis kurz vor dem Zusammenbruch aufrecht zu erhalten; und da genügte ihren vertrauenden Herzen ein Blick auf den hohen Kursstand der Leipziger Bank? Festgestellt ist ja auch, daß ein Konsortium die Aufgabe hatte, alles Material an Leipziger Bank-Aktien aufzukaufen, das an die Börse kam. Trotz Alledem wird die civilrechtliche Klage auf Schadensersatz vielleicht dem Aufsichtrath gefährlicher werden als das Strafgericht, das ihn wahrscheinlich nur der Fahrlässigkeit schuldig finden wird.

Viel schlechter steht Exners Sache. Er wußte, welche Unsummen seine Bank den Kasselern geliefert hatte, und hat — mag er lange auch vom Treberschmidt getäuscht worden sein — schließlich bewußt gelogen und gefälscht. Auch des Betruges und des betrügerischen Bankerottes ist er bezichtigt und man kann ihm den Groll gegen die großen berliner Banken nachfühlen, die ihn nicht saniren wollten; kommt er ins Zuchthaus, so wird er ihrer Weigerung die mittelbare Schuld zuschreiben. Der Paragraph, der den betrügerischen Bankerott mit Zuchthausstrafe bedroht, macht die Strafbarkeit von der in gewissem Umfang willkürlich zu schaffenden oder zu meidenden Thatsache abhängig, daß der Konkurs eröffnet ist oder die Zahlungen eingestellt sind. In dem leipziger Fall aber kommt man über diese Konstruktion leicht hinweg; denn da Exner, wie festgestellt ist, das Vermögen seiner Frau und seiner Kinder bei Seite geschafft hat, muß er sich der Gefahr seines Treibens bewußt gewesen sein.

Man hat für Herrn Exner den schärfsten Staatsanwalt ausgesucht. Auch der Schwurgerichtspräsident gilt als ein scharfer Herr und guter Jurist, der, wie man in Leipzig erzählt, nächstens ins Reichsgericht berufen werden wird. Entscheiden wird natürlich der Spruch der Geschworenen. Die Vertheidigung hat ihr Ablehnungrecht benutzt, um die Zahl der Leipziger unter den Geschworenen möglichst zu beschränken. Namentlich die Geschäftsleute waren ihr unwillkommen. Wie bei Brandstiftungprozessen die ländlichen, so werden bei Konkursvergehen gern die kaufmännischen Geschworenen von den Vertheidigern ausgemerzt. Das Schicksal der Leipziger Bank aber hat jedes Sachsenherz bewegt, den Sachsenstolz gedemüthigt und ich glaube nicht, daß es selbst dem schlausten Kriminalanwalt gelingen könnte, für diesen Prozeß Geschworene zu finden, deren Seele von jedem vorurtheilenden Haßgefühl gegen Exner und Genossen frei ist. Plutus.

Notizbuch.

Tief erschüttert, riefen die lärmenden Nekrologe, die dem König Albert von Sachsen ins Grab nachhallten, stehe das ganze deutsche Volk an der Bahre eines unersetzlichen Monarchen. Das ist neudeutscher Stil. Immer muß es das ganze deutsche Volk sein; und ohne tiefe Bewegung, tiefe Erschütterung scheinen Feierreden

und Leitartikel nicht mehr zu leisten. An diese leere Phraseologie hat Jeder sich längst gewöhnt und der tragirende Schwätzer, der seine zusammengelesenen Brocken mit großen Grimassen unermüdlich vorträgt, wird kaum noch ausgelacht. Die schönen Tage, da wir über die Schwatzschweifigkeit der Franzosen spotten durften, kehren so bald wohl nicht zurück. Natürlich war auch diesmal von einer Erschütterung nichts zu spüren. Ein dreiundsiebenzigjähriger Herr, der seit Jahren krank war, ist gestorben und ein anderer alter Herr heißt jetzt König von Sachsen. Jenseits von den grünweißen Grenzpfählen ist der Wechsel nicht als ein Ereigniß empfunden worden und für unersetzlich haben selbst die Sachsen ihren alten Albert nicht gehalten. Er war tüchtig, gewissenhaft, hatte Menschenverstand, wußte sich, als Greis wie als Jüngling, weise zu bescheiden und wollte nie als der Protagonist auf dem Vordergrund der Bühne bewundert werden. Vielleicht ist auf die Versöhnlichkeit seines Gemüthes, auf die rasche Energie nicht genug hingewiesen worden, die ihn auch mit schmerzender Erfahrung sich schnell abfinden hieß. Diese Eigenschaft wurde gerade in der Epoche der deutschen Einheitkämpfe wichtig. Die sächsischen Partikularisten hätten den Kronprinzen, der auf Böhmens Schlachtfeldern gegen die Preußen gefochten hatte, gern zum Führer erkoren. Die Stimmung war damals auch in einem großen Theil der Oberschicht noch entschieden antipreußisch und murrender Groll empfing jeden kleinsten Versuch, Borussensitte nach Sachsen zu tragen. Als den sächsischen Generalen der schöne Tressenhut genommen, Artilleristen und Infanteristen die Pickelhaube aufgestülpt wurde, ging ein Klageruf durch das Rautenreich und in „Sachsens Militärvereinskalender“ las man harte Worte über den neuen Schritt zur Uniformirung des deutschen Heeres; Sachsens erzwungener Eintritt in den Norddeutschen Bund, hieß es da, dürfe doch nur die nächste, nicht die fernere Zukunft des Königreiches binden. „Gott, der Sachsen durch den Jammer des Siebenjährigen Krieges und des russisch-preußischen Gouvernements geführt und zu neuer Blüthe emporgebracht hat, wird auch diesmal nach finsterer Nacht den schönsten hellen Tag anbrechen lassen.“ Der Abgeordnete Wölfel las am neunten Dezember 1867 diese Sätze im Reichstag vor und fügte hinzu, die Tonart müsse um so mehr auffallen, als der Kronprinz Albert der Protektor des sächsischen Militärvereins sei. Bismarck konnte antworten, der Kalender sei „eine Privatspekulation“ und es sei „ganz undenkbar, daß angesichts der nationalen, patriotischen und vertragtreuen Haltung der königlich sächsischen Regirung irgend eine höhere amtliche Stelle im sächsischen Land solche Ausdrücke, wie sie dieser Kalender über das Bundesverhältniß enthält, sanktioniren sollte.“ Ein paar Tage danach schrieb ihm der Kronprinz von Sachsen: „Verehrter Herr Graf, ich kann mir nicht versagen, Ihnen meinen wärmsten Dank für die Art auszusprechen, wie Sie sich meiner anläßlich des unglücklichen Militärkalenders angenommen haben. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß mir die Sache ganz fremd ist, ja, daß ich die Existenz dieses Machwerkes kaum ahnte. Es ist übrigens nichts dahinter zu suchen als Reminiszenzen einer vergangenen Periode. Sie wissen, daß Dergleichen in den unteren Schichten des Volkes noch zu haften pflegt, wenn die oberen längst eines Besseren belehrt sind. Die unteren auf unseren Standpunkt zu bringen, ist jetzt unsere eifrigste Sorge ... Indem ich um die Fortdauer Ihrer loyalen Gesinnung gegen mein Vaterland und Ihres Wohlwollens gegen mich bitte, verbleibe ich Ihr ergebener Albert.“ Aus Bismarcks Antwort sind die Sätze hervorzuheben: „Ich sehe es als die nächste Aufgabe der Bundespolitik an, dahin zu

Digitized by Google

streben, daß alle Bundesgenossen Preußens, namentlich aber der hervorragendste unter ihnen, das Königreich Sachsen, es nicht blos als eine Vertragspflicht, sondern als ein werthvolles Recht ansehen, dem Bunde anzugehören. Diese Bedeutung kann der Bund für seine hohen Genossen nur dann haben, wenn den Souverainen die Ueberzeugung bleibt, daß sie durch die Centralisirung eines Theiles ihrer Rechte in der Hand Eines unter ihnen eine nach menschlichen Begriffen sichere Bürgschaft für die Gesammtheit ihrer sonstigen Rechte erworben haben und daß diese Rechte gegen den Druck innerer Bewegung eben so gewiß geschützt sind wie gegen äußere Gefahren. In diesem Sinn der Gegenseitigkeit und Solidarität unter den hohen Genossen des Bundes sehe ich es für eine Pflicht des Bundeskanzlers an, das Ansehen und die Rechte der fürstlichen Häuser innerhalb des Bundes mit eben so gewissenhaftem Eifer zu wahren wie das des eigenen Landesherrn." Statt Alberts derb menschliche Gestalt greinend ins Wesenlose zu recken, sollte man solche Erinnerungen auffrischen. Sie zeigen, welche Stellung der Kaiser, welche der Kanzler im neuen Reich haben sollte, und liegen uns näher, können uns nützlicher werden als die Phantasieflüge in die verschollene Herrlichkeit der Karlingertage.

* * *

In diese Zeit zieht den Deutschen Kaiser des Herzens Sehnsucht. Er möchte, wie sein Vater, den Gustav Freytag darum fast zornig schalt, das neue Kaiserthum an das alte kitten. „Aachen", sagte der Kaiser in einer der vielen Reden, die in rheinisch-westfälischen Städten Beifall gefunden haben sollen, „Aachen ist die Wiege des deutschen Kaiserthums; denn hier hat der große Karl seinen Stuhl aufgerichtet". Den Stuhl der alten Kaiser hatte, als in Berlin der erste Reichstag eröffnet werden sollte, der Kronprinz Friedrich Wilhelm seinem Vater hingeschoben. Freytag wünschte das aus dem Urwald deutscher Geschichte stammende Schaugeräth zum ehrwürdigen Trödel und rief: „Wir haben eine entschiedene Abneigung, Erinnerungen an das alte Kaiserthum des Heiligen Römischen Reiches im Hause der Hohenzollern wieder aufgefrischt zu sehen. Wir im Norden haben den Kaisertitel uns — ohne große Begeisterung — gefallen lassen, so weit er ein politisches Machtmittel ist, unserem Volk zur Einigung helfen mag und unseren Fürsten ihre schwere Arbeit erleichtert. Aber den Kaisermantel sollen unsere Hohenzollern nur tragen wie einen Offiziersüberrock, den sie im Dienst einmal anziehen und wieder von sich thun; sich damit aufputzen und nach altem Kaiserbrauch unter der Krone dahinschreiten sollen sie uns um Alles nicht. Ihr Kaiserthum und die alte Kaiserwirthschaft sollen nichts gemein haben als den — leider — römischen Caesarnamen. Denn um die alte Kaiserei schwebte so viel Ungesundes, so viel Fluch und Verhängniß, zuletzt Ohnmacht und elender Formenkram, daß sie uns noch jetzt ganz von Herzen zuwider ist. Von Pfaffen eingerichtet, durch Pfaffen geweiht und verpfuscht, war sie ein Gebilde des falschesten und und verhängnißvollsten Idealismus, der je Fürsten und Völkern den Sinn verstört, das Leben verdorben hat... Heute ist der Nation das Ceremoniell und die äußerliche Darstellung seines Kaiserthumes nur so weit erträglich, wie das Unwesentliche nicht die Zeit und den thätigen Ernst seines Lebens beengt." Für das Büchlein, in das diese Sätze aufgenommen sind, hat der Kaiser einst dem Bildner deutscher Vergangenheit gedankt; jetzt würde er ihn wohl hart tadeln. Der Glanz der alten Theokratie hat es Wilhelm dem Zweiten angethan. Und der Kaiser bewundert das blendende Buch des Herrn Chamberlain, dessen germanocentrische Auffassung der Weltgeschichte

ihm gefallen mußte. So ist aus sehr verschiedenen Eindrücken eine Anschauung entstanden, deren befremdende Spur in den letzten Reden wieder besonders sichtbar ward. Auch die Energie Karls des Großen, hat Lamprecht gesagt, vermochte nicht eine neue germanisch-christliche Kultur aus dem Boden zu stampfen; „so ungeheuer sein Wagniß und so unbegrenzt seine Kraft erscheint: hier kämpfte er gegen den Genius der nationalen Geschichte selbst." Der Kaiser blickt zu dem Manne, der vom Gottesstaat träumte und dessen Liebling deshalb Augustinus war, wie zu einer flecklosen Idealgestalt auf und scheint zu hoffen, noch heute könne der theokratische Traum Wirklichkeit werden. Die Germanen sind nach seiner Meinung zur Weltherrschaft prädestinirt. Noch sind nicht zwei Jahre vergangen, seit er das römische Weltimperium pries und den Wunsch aussprach: „Dem Vaterland möge beschieden sein, so fest gefügt und so maßgebend zu werden, wie es einst das römische Weltreich war." Jetzt heißt es: „Zerbröckelt und morsch wankte der römische Bau und erst das Erscheinen der siegesfrohen Germanen mit ihrem reinen Gemüth war im Stande, der Weltgeschichte den neuen Lauf zu weisen, den sie bisher genommen hat." Die Deutschen sind das einzige Volk, das noch Ideale hat, das einzige, „wo noch Zucht, Ordnung und Disziplin herrscht, Respekt vor der Obrigkeit, Achtung vor der Kirche"; „kein Werk aus dem Gebiet neuerer Forschung, das nicht in unserer Sprache abgefaßt würde, und kein Gedanke entspringt der Wissenschaft, der nicht von uns zuerst verwerthet würde, um nachher von anderen Nationen angenommen zu werden." Diese Behauptung wäre recht schwer zu beweisen; und der Politiker könnte, auch wenn sie bewiesen wäre, nicht empfehlen, sie öffentlich auszusprechen. Erfreulicher klang nüchternen Deutschen, was der Kaiser über die Aufgaben des neuen Kaiserthums sagte: es soll nicht, wie das alte, „unter der Sorge um das Weltimperium das germanische Volk und Land aus dem Auge verlieren", sondern, „nach außen beschränkt auf die Grenzen unseres Landes", nach innerer Kräftigung seines Besitzes streben. Das ist ein starkes Argument gegen den expansiven Imperialismus und völlig unvereinbar mit dem Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser"; für den Kaiser liegt sie jetzt im Grenzbereich unseres Landes, auf den wir „nach außen beschränkt" sind. Und: „die Wurzeln der Kaiserkrone ruhen im märkischen Sand". Man muß abwarten, ob diese Worte wieder verhallen werden oder eine Umkehr ankünden sollten. Das hohe Ziel ihres nationalen Lebens werden nach des Kaisers Meinung die Deutschen nur erreichen, wenn sie fromme Christen sind. „Ob wir moderne Menschen sind, ob wir auf diesem oder jenem Gebiet wirken: Das ist einerlei. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, Der ist verloren." Armer Alter Fritz, armer Goethe, arme Moderne, die Ihr nach der schmerzlich vermißten Einheit im Denken und Handeln drängt, unter Qualen um eine neue Weltanschauung ringt: Ihr seid unrettbar verloren. Wie ein alter Kaiser, „stellt" Wilhelm der Zweite „das ganze Reich, das ganze Volk unter das Kreuz." Und Niemand erinnert den frommen Volksrepräsentanten ehrerbietig daran, daß heute Abermillionen von der Wurzel seines Glaubens gelöst sind, der sie lange genug in lähmende Widersprüche zwischen Bekennen und Thun gebannt hielt, und daß seit den wittenberger Tagen das Verhältniß zu Gott die persönlichste Sache des Einzelnen geworden ist. Niemand. Der Kaiser, der summus episcopus des preußischen Protestantismus, spricht von der „großen Zeit der Reformation" und nennt dennoch den Papst, wie der gläubigste Katholik, den „Heiligen Vater" und freut sich der Anerkennung, die

Leo der Dreizehnte in einem Privatgespräch dem Zustand des Deutschen Reiches gespendet haben soll. Welche Kraft, muß man, nicht zum ersten Mal, fragen, bleibt einem Protestantismus, der gegen Rom nicht mehr protestirt? Was hindert ihn noch, die Kluft endlich zu schließen und den „Heiligen Vater“ von dem ärgernden Anblick eines Ketzervolkes zu befreien? ... Wenn der Regirungzeit Wilhelms des Zweiten einst ein Angilbert entsteht, wird er melden müssen: von Jahr zu Jahr sei es den Aufrechten schwerer geworden, sich in den Gedankengängen des Kaisers zurechtzufinden; doch so ungeheuer sei dazumal im Lande der „Germanen mit dem reinen Gemüth“ die Macht der Heuchelei und Lüge gewesen, daß der Kaiser die Wirkung seiner Reden beim besten Willen nicht zu ahnen vermochte und, da ungehemmt kein Ruf zu ihm drang, mit unerschütterter Zuversicht an die Auswählung des Volkes glauben konnte, das ihm die wichtigste Pflichtleistung, Wahrhaftigkeit, schuldig blieb.

* *
*

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„Meinem Artikel ‚Industriestaat oder Agrarstaat?‘ eine kleine Ergänzung nachzuschicken, veranlaßt mich ein Buch, das ich erst jetzt gelesen habe: ‚Deutschland am Scheidewege‘ vom Dr. Ludwig Pohle. Es ist ein vortreffliches Buch und ich bin namentlich mit Dem einverstanden, was darin über die Tendenz des Weltverkehres gesagt wird: daß wir nicht der ungesunden Scheidung der Länder in Industrieländer und Agrarländer entgegengehen, sondern einem Zustande, wo alle Staaten Agrar-Industrie-Handelsstaaten sein und nicht Agrarprodukte gegen Industrieerzeugnisse, sondern Industriewaaren gegen Industriewaaren und Bodenerzeugnisse gegen Bodenerzeugnisse austauschen werden, — mit den Ausnahmen natürlich, deren Beseitigung die Klimaunterschiede verwehren. Daß die deutsche Landwirthschaft im Augenblick hohe Getreidezölle braucht, weist Pohle beinahe überzeugend nach; über Das aber, was in Zukunft, sagen wir nach dreißig Jahren, werden soll, setzt er sich zu leichtfertig hinweg, mit Hilfe eines Mittels, das alle Nationalökonomen von Fach, sowohl die agrarierfreundlichen wie ihre Gegner, jede Partei für ihren besonderen Zweck, anzuwenden pflegen: er umgeht vorsichtig die Bodenfrage. Und Das veranlaßt nun einige Trugschlüsse, die zu interessant sind, als daß ich mich nicht versucht fühlen sollte, wenigstens zwei davon anzumerken. Pohle beweist, daß es nicht der Unterschied der Bodenpreise, sondern die Verschiedenheit des Betriebes ist, was die amerikanische Produktion wohlfeil und die deutsche theuer macht; in Amerika wird die Landwirthschaft extensiv, bei uns intensiv betrieben; ‚hohe Bodenpreise oder, anders ausgedrückt, ein hoher Stand der Grundrente sind meines Erachtens nicht die Ursache, sondern umgekehrt die Folge und ein Symptom hoher Produktionkosten.‘ Ja, warum erniedrigen dann nicht unsere Landwirthe ihre Produktionkosten dadurch, daß auch sie extensiv wirthschaften? Doch wohl deshalb nicht, weil zum extendere, zum Ausdehnen und Ausbreiten der Wirthschaft, viel Raum gehört und wir den nicht haben. Extensiv wird selbstverständlich überall gewirthschaftet, wo man viel Land hat und sich ausbreiten kann, und intensiv würde nie und nirgends in der Welt gewirthschaftet worden sein, wenn nicht die Bodenknappheit dazu gezwungen hätte. Deshalb bleibts dabei, daß nur auf ‚Freiland‘ wohlfeil gewirthschaftet werden kann. Und da die Steigerung der Getreidepreise eben so wie die Steigerung der Intensität des Anbaues ihre natürliche Grenze findet, so folgt daraus, daß auf immer knapper werdendem Boden der Zollschutz nur vor-

übergehend, aber nicht dauernd helfen kann. Die Bodenpreise können hoch bleiben, auch wenn die Grundrente fällt oder ganz schwindet; sie müssen es bei einem gewissen Grade der Volksdichtigkeit. Denn der Boden ist so unentbehrlich wie die Luft, und da unentbehrliche Güter unbedingt gekauft werden müssen, so unterliegt er dem Gesetz von Angebot und Nachfrage in dessen schärfster Fassung. Wo in Gegenden mit vorwiegendem Klein- und Zwergbetrieb Acker in Parzellen verpachtet wird, da treiben einander die kleinen Besitzer zu unsinniger Höhe. Damit ist ein zweiter Trugschluß aufgedeckt. Weil die Güterpreise in diesen Jahrzehnten der niedrigen Getreidepreise nicht erheblich heruntergegangen sind und kein lebhafter Besitzwechsel stattgefunden hat, hält Pohle das Argument der Gegner für falsch, daß die Erhöhung der Getreidepreise durch Zollerhöhung der Landwirthschaft nicht nützen werde, weil sie zugleich den Güterpreis erhöhe. Die Aufwärtsbewegung der Preise wirkt aber ganz anders als der Preisfall. Steigt die Rentabilität, so reißt man sich (in einem Lande mit einer intelligenten, strebsamen und sich rasch vermehrenden Bevölkerung) um Landgüter und auf dem Markt erscheinen nicht allein die strebsamen jungen Landwirthe, sondern auch die Güterspekulanten; die stürmische Nachfrage treibt den Preis der Güter über den reellen Werth hinaus. Ob denn jeder Käufer so dumm sein müsse, über den Werth zu bezahlen, fragt Pohle. Dummheit ist hier gar nicht im Spiel. Man eskomptirt eben die voraussichtliche Fortdauer der Steigerung, verrechnet sich dabei wie bei jeder anderen Spekulation und der muthige und thatkräftige junge Landwirth muß um jeden Preis zugreifen, weil ihm die Bodenknappheit keine andere Wahl läßt: theuer bezahlen oder auswandern. Beim Rückgang der Rentabilität aber verkauft der Besitzer nicht sofort — ein Landgut ist kein Börsenpapier —, sondern hofft auf bessere Zeiten; und weil nicht viele Landgüter zum Verkauf angeboten werden, können die Güterpreise nicht fallen."

* * *

Aus dem Brief einer Mutter, die, trotz den großen, Reformen verheißenden Worten, sorgend auf die Schulerlebnisse ihrer Kinder blickt: -

„Der wichtigste Faktor war den Schulreformatoren bisher die Hygiene. Ihrem Gebot unterwarfen sie sich. Sie durfte besondere Anforderungen stellen. Sie verlangte für jeden Schüler ein gewisses Minimum von Quadratfläche, um ausreichenden Platz zu bieten, sie sorgte für genügende Ventilation, um den kleinen Lungen auch im Klassenraum gute Luft zuzuführen. Sie verwarf alte Schultische und Bänke und forderte bessere Konstruktionen, die die Zahl der Verkrümmungen und Kurzsichtigkeiten mindern sollten. Sie empfahl besseren Druck der Schulbücher und verbannte die alte Schiefertafel. Sie schrieb Länge, Breite und Höhe der Schulräume vor. Die Länge darf neun Meter nicht überschreiten, damit jedes Kind mit normalem Auge von der letzten Bank aus an die Tafel Geschriebenes lesen kann. Die Breite soll nicht mehr als sieben Meter betragen, damit bei seitlich gelegenem Fenster auch die an der Gegenwand sitzenden Kinder genügendes Licht bekommen. Der Raum muß vier Meter hoch sein. Während man so den Ansprüchen der Hygiene Rechnung trug, durch Gesetz und Verordnung sie anerkannte, harrt man da, wo das Eingreifen der Hygiene aufhört, wo es sich um geistige Interessen handelt, noch heute einer gründlichen Reform. Man dachte nur an das körperliche Wohlbefinden des Kindes. Das Züchtigungsrecht allein, die unumschränkte Benutzung des ‚gelben Onkels' wurde den Lehrern genommen, denn die moderne Pädagogik will von körperlichen Strafen nichts wissen. Das ist aber auch Alles; sonst ging es im alten Tempo weiter. Nun ist aber nicht

Jeder, der seine Seminarzeit hinter sich hat, schon ein guter Lehrer. Zum Lehren gehört das Donum docendi, die Lehrgabe, das Geistesgeschenk, eine besondere Anlage. Von der Lehrgabe hängt der Erfolg des Unterrichtes ab. Wehe dem Lehrer, der nur nach wissenschaftlichen Regeln lehrt, der nur die Natur des Gegenstandes und nicht die individuelle Eigenthümlichkeit des Zöglings berücksichtigt! Der Lehrer, der zum Methodiker wird, hat seinen Beruf verfehlt. Im Allgemeinen holt der Lehrer seine Bildung aus dem Seminar. Seminarium heißt Pflanzenschule. Kinder sind gleich Pflanzen, die auch im Einzelnen beobachtet werden müssen und nicht, nach botanischen Lehrsätzen, alle nach einem Schema. Da gilt es auch, je nach Bedarf den Boden zu lockern, die Pflanzen mit Stäbchen zu stützen, die Raupen abzulesen, zu gießen und andere Arbeit dieser Art zu thun. Man hört so oft: Die beiden Brüder hatten die gleiche Erziehung und doch ist der eine tüchtig und der andere ein Taugenichts geworden. Woher kommt Das? Ganz einfach: weil die Erziehung für den einen paßte und für den andern nicht. Alter frenis eget, alter calcaribus. Der Eine bedarf der Zügel, der Andere der Sporen. Die Lehrer wollen die Kinder bilden. Ja, ist denn ein Anhäufen von Kenntnissen, von allerhand Material Bildung? Ist es nicht fürs spätere Leben gleichgiltig, ob ein Kind weiß, daß 1645 die Schlacht bei Naseby geschlagen wurde, daß die mittlere Höhe des Thian-Schan 3900 Meter beträgt, daß der Amur aus zwei Quellflüssen, dem südlichen Kerlun, später Argun genannt, und dem nördlichen Onon, später Schilka genannt, zusammenfließt? Und welche Unmanieren sieht man mitunter an Lehrern! ‚Das Beispiel erzieht‘: dieses Wort stellt Pestalozzi als ersten pädagogischen Grundsatz hin. Die Kinder sind scharfe Beobachter und ihre Erziehung fordert von dem Erzieher eine stete Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit. Man sollte mit den Lehrkräften öfter wechseln, die Lehrer zeitiger pensioniren und jungen Kindern junge Lehrer geben, die sie auch außerhalb des Syntaxbereiches verstehen können. Lehrer, die nach Prinzipien die Hände falten lassen, wie es noch heute in einer höheren Töchterschule des berliner Westens vorkommt, müßten entlassen werden. Die Kinder müssen dort in den ersten zwanzig Minuten der Stunde die Hände so auf den Tisch legen, daß nur Zeige- und Mittelfinger der Hand auf dem Tisch sichtbar sind. In den nächsten zwanzig Minuten halten sie die Hände gefaltet und in den letzten zwanzig Minuten, auf ein gegebenes Zeichen, auf dem Rücken verschränkt. Ein anderes Beispiel, diesmal aus einem Gymnasium der Friedrichstadt. Die Obersekunda ist versammelt, der Mathematiklehrer wird erwartet. Der Professor kommt, besteigt die Katheder und ruft, während er sich entsetzt in die Haare fährt: ‚Körner! Wer hat Sie denn in die Obersekunda versetzt, obgleich Sie nicht reif waren?‘ ‚Wegner! Wer nimmt denn immer Rücksicht auf Sie, wenn Sie nichts wissen? Und da wagen Sie, die Kreide wieder links von mir zu legen, statt, wie ich so oft gesagt habe, rechts! Die Kreide muß auf der Katheder immer rechts liegen, merken Sie sichs! Das ist wichtig!‘ Ein dritter Fall, aus einem anderen Gymnasium Berlins. Ein wegen Krankheit zurückgebliebener Quartaner bekommt vom Klassenlehrer Nachhilfestunde. Der Erfolg bleibt nicht aus, läßt aber bald sichtlich nach. Der Grund? Der Herr Lehrer benutzte die Stunde, um dem Jungen seine Gedichte vorzulesen. Der kleine Bengel konnte sie zum Theil schon auswendig und citirte mit Vorliebe ein Gedicht, das den schönen Titel trug: ‚Weiberhaß‘. Natürlich behandelte er Alles, was an weiblichen Wesen im Hause war, von der Mutter bis zur Küchenfee, seitdem mit Nichtachtung. Vierter Fall aus einer Mädchenschule. Die

Glocke hatte zur Andacht geläutet, aber von Ruhe war noch nichts in der ersten Klasse zu spüren. Der Lärm dringt bis in den Vorsaal und die Direktorin stürzt ins Zimmer. ‚Ihr Verwegenen, was seid Ihr?‘ Keine Antwort. ‚Sagt: Wir sind Sünder.‘ ‚Wo steht Ihr?‘ Allgemeines Schweigen. ‚Sagt: Auf der untersten Stufe der Himmelsleiter!‘ Und so weiter. Warum der apokalyptische Ton? Weil heitere Backfische gelacht hatten. Also passiret anno Domini 1902. Und nun werfe man zum Schluß noch einen Blick in das Aufsatzheft eines fünfzehnjährigen Mädchens. Ich fand zwei Themata. Erstens: Die Großstadt bei Nacht. Zweitens: Betrachtungen über am Schulhaus stehende Studenten im Klassen- und im Lehrerinnenzimmer ... Meine Beispiele sind nicht erfunden. Viele Eltern und Kinder werden Aehnliches zu berichten wissen. Will man nicht endlich daran denken, daß nicht nur hygienische Gesetze zu einer Reform des Schulwesens drängen?“

* * *

In Bonn hat der Kaiser den Parademarsch des Husarenregimentes König Wilhelm I. angesehen und mit dem Borussencorps gekneipt. Auf dem Paradefeld sagte der Kommandeur der Königshusaren: „Unter der Regirung unseres jetzigen Kaisers hat das Deutsche Reich eine nie geahnte Machtstellung erlangt.“ Kurz vorher hatte Herr Ballin in Hamburg gesagt: „Unser kaiserlicher Herr hat den Stempel seiner gewaltigen Persönlichkeit unserem Zeitalter aufgedrückt.“ Während des Borussenkommerses, dem er präsidirte, rief der Kaiser: „Noch nie, so lange die Geschichte der deutschen Universitäten geschrieben ist, ist einer Universität eine solche Ehre zu Theil geworden wie am heutigen Tage. Im Kreise der Schönen Bonns, umgeben von fürstlichen Damen, ist Ihre Majestät die Kaiserin erschienen, die erste Landesfürstin, um dem Kommers der Studenten beizuwohnen. Diese beispiellose Ehre wird der Stadt Bonn zu Theil und in dieser Stadt Bonn dem Corps der Borussen. Ich hoffe und erwarte, daß alle jungen Borussen, auf denen heute das Auge Ihrer Majestät geruht hat, eine Weihe für ihr ganzes Leben empfangen haben.“

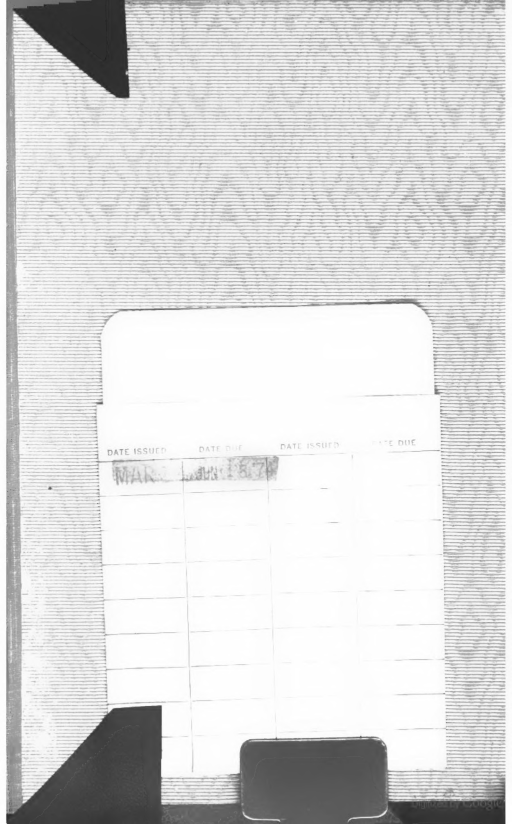
* * *

Graf Bülow hat, wie weiland Bismarck, auf der Ehrenleiter des Offiziers eine Rangstufe übersprungen. Der Major von Bismarck wurde auf dem Schlachtfeld von Königgrätz Generalmajor; der Rittmeister Graf Bülow ist in Bonn Husarenoberst geworden. Ueber ein Kleines wird er General sein und kann, wenn dann nicht schon ein anderer Husar sich in der ersehnten Rolle des Kanzlers versucht, mit Kolpak und Fangschnüren in den Reichstag kommen und die Abgeordneten den Unterschied zwischen schwerer und leichter Kavallerie kennen lehren. Zwei Leser fordern übrigens beinahe ungestüm, ich solle dem Kanzler zärtliche Worte sagen, weil er die von den Bahnhöfen verbannte „Zukunft“ offenbar nicht a limine weise. Denn am einunddreißigsten Mai stand in der „Zukunft“: „Daß die Provinzen Westpreußen und Posen mit einer Viertelmilliarde gedüngt werden, ist sicher gut; nun soll man sie verwalten, als gehörten sie einer großen, soliden Bank.“ Und am zwölften Juni sagte Graf Bülow im Herrenhaus: „Ich werde mir ganz besonders angelegen sein lassen, darauf hinzuwirken, daß die Ansiedlungskommission praktisch und geschickt vorgeht, nicht vom Standpunkt der Oberrechnungskammer, sondern vom Standpunkt einer gut geleiteten, klugen und soliden Bank. Dann wird es sich auch lohnen, daß wir Westpreußen und Posen mit einer Viertelmilliarde befruchten.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065348995



Digitized by Google

Digitized by Google